Tagebuchblä...

Moritz Busch

Gen 2.205.17.6

No.....

Digitized by Google

Digitized by Google

Tagebuchblätter

III

Digitized by Google

Digitized by Google

Tagebuchblätter

von

Moritz Busch

Dritter Band

Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1880—1898
Anhang

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1899

Digitized by Google

Ger 2205.17.6

HARVARD COLLEGE LIBRARY
JUL 28 1906
HOHENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis zum dritten Bande

Siebenundzwanzigstes Kapitel . . . . . 1—46

Die Regierung und die Bischöfe 1 — Kanzlerkrisis, Hofintriguen, der Posten des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt 1-6 — Die staatsfeindliche Praxis des ultramontanen Klerus 6 — Die nationalliberalen Sezessionisten 7-9 — 19. Januar 1881 bei Bismarck; Arbeiterversicherungsgesetz; Staatssozialismus und Gemeindesozialismus; Tabakmonopol; Vorbeugung einer künftigen Revolution; Nationalliberale, Konservative und Reaktion; Reichgewordne gehen nicht auf die Barrikade; Gladstones Thorheiten 10-14 — Der Reichskanzler und die Parteien 14-21 — 19. Februar wieder beim Reichskanzler; zu viel Berliner und höhere Beamte im Herrenhause 21-23 — Das Herrenhaus und die Debatte über den Steuererlaß 23-31 — Der Ring im Auswärtigen Amte 31 — Buchers Aufsätze in der Deutschen Revue (Macht ohne Verantwortlichkeit; Fürst Bismarck im Staatsministerium) 31 — 28. April bei Bismarck; die Vertreter des Geldsacks und die Armen; der Staat bloß Polizei für die Ausbeuter; Vorzüge und Nachteile der Selbstregierung; Parteihaß und Glaubenshaß; Provinzial- und Kreisordnung und Eulenburg; Pferdebahn und Maybach; keine Staatsomnipotenz aber auch kein Zerfall in kommunalen Republiken; Verlegung des Reichstags von Berlin weg; die alten Kaiser hatten keine Reichshauptstadt; Vorteil des Luftwechsels; Berliner und Deutsche zwei Nationen; Unabhängigkeit der Boten in Mittelstädten besser gewahrt; sechsundvierzig Berliner im Reichstag; gewerbsmäßige Ausübung der Volksvertretung nebst Zeitungsredaktion; für die Beamten die Parlamentszeit angenehme Ferien; Reichstag darf nicht verberlinert werden. Tunis; Rußland und die Samtgemeinde 31-38 — Harry Arnim und die Gründung einer deutschen Nationalkirche 38-40 — 26. Juni bei Bismarck; Geschichte der Fortschrittspartei; Staatssozialismus und praktisches Christentum; kein Almosen sondern Recht auf Versorgung; Pension auch für den Soldaten der Arbeit; der neue Viehhof 40-46.

Digitized by Google

Achtundzwanzigſtes Kapitel . . . . . 47—99

Glaſer und die Alliance israélite 47-48 — Cobdenklub und Manchestertum 47-48 — Bülow, Lasker und der Comte von Jolivar 48-49 — Antinihiliſtengeſellſchaft in Rußland 49-50 — Die Entſtehung des engliſch-franzöſiſchen Handelsvertrags 50 — Eine Nuntiatur in Berlin 51 — Keudell und der Cobdenklub 51-53 — Sybel und Poſchinger und die Akten des Auswärtigen Amts 53-54 — Gambetta in Deutſchland 54 — 13. November bei Bismarck; die Wahlen und Stöckers Antiſemitismus; Bismarck findet keine Majorität für ſeine Arbeitergeſetze und will gehen; alle Parteien wollen, daß er Prügeljunge ſei; Bismarck wird als Reaktionär verketzert; ſeine Politik war keine Junkerpolitik; iſt erſt Royaliſt, dann Preuße, dann Deutſcher, verteidigt das Königtum gegen die Revolution, Parteien ſind ihm gleichgiltig; Leichtgläubigkeit der Wähler; von der deutſchen Verfaſſung kann es einmal heißen: „Dieſe Einrichtung hat ſich nicht bewährt“ (Schwarzenberg in Olmütz); Bismarck will keine Wiederkehr der Konfliktszeit, aber beſſere Würdigung und Behandlung — Unruhs Artikel in der Deutſchen Revue; die Oppoſition 1862-1866 und die öſterreichiſche Politik; Verfaſſungskonflikt, Diätenfrage, Zollparlament, Tabakſteuer, Freihandelsſyſtem, Auflöſung des Reichstags und dergleichen 55-68 — 2. Dezember beim Reichskanzler; „Da habe ich dem Büſchchen unrecht gethan“; Ablehnung des Volkswirtſchaftsrats; parlamentariſche Verdrießlichkeiten; „wir hatten gebauet ein ſtattliches Haus“; die Verleumdungen Dieſts, Savigny und Rothſchild 69-75 — Bucher und Holſtein 76 — Graf Wilhelm Bismarck über den Grundkredit in Preußen 77-78 — Stockmar und Bunſen 78 — Bucher und Thile 79 — Bunſens Freunde und die Wahrheit 80-81 — Am 9. Juni beim Reichskanzler; Ägypten, England, Frankreich und die Türkei; Tabakmonopol und Klaſſenſteuer; die Klaſſenſteuer eine Haupturſache der Auswanderung; der Liberalismus iſt nicht zur Erleichterung des Loſes der Armen geneigt; Krankenkaſſe und Unfallverſicherung; Bismarck hat Sehnſucht nach Ruhe und nach dem Grünen; Getreidepreiſe; Verhältniſſe im Auswärtigen Amt 84-92 — Die Nationalliberalen und das Tabakmonopol 92 — Buchers Abgangsabſicht; die Gründe, weshalb ihn der Kanzler nicht gehn läßt 92-94 — Bismarcks Religioſität, Geſpenſter 95 — Schwierigkeit des Ruſſiſchlernens 96 — Buſchs Schreiben an Bismarck wegen „Unſer Reichskanzler“ 97-98 — Spekulationen im Orient; politiſche Ägyptologen 98-99.

Digitized by Google

Neunundzwanzigstes Kapitel 100–131

Aus Buchers Aufzeichnungen 100-121 — Preßhetzen 101-106 — Verhältnis zu Lassalle 107-119 — Buchers Verbindung mit Marx 120-121 — Nachträge 122-124 — Buchers spanische Mission 125 — Macdonald und die Schlesingersche Korrespondenz 126-127 — Bucher und Kinkel 128-131.

Dreißigstes Kapitel . . . . . 132—174

Die türkische Staatsschuldenverwaltung und die Tabakregie 132-133 — 20. Dezember bei Bismarck; russische Rüstungen; Bündnis mit Österreich und die Grenzboten; Steuerexekutor; Lizenzsteuer und die Parteien; Einkommensteuer; Zeitgeschäfte 134-137 — 28. Januar beim Reichskanzler; der Haß der Parlamente gegen Bismarck und seine Amtsmüdigkeit; Handelsvertrag mit Österreich; friedliche Zeiten und leere Zeitungen; Bismarcks Vorschläge zum Frieden auf Grund des Dualismus 1866; Bismarck will „Unser Reichskanzler" vor dem Druck durchsehen 137-144 — 24. Februar wieder bei Bismarck, um mich zu verabschieden 144-146 — 15. Mai von Leipzig aus bei Bismarck; Klagen über die Geschäfte und die Beamten; Radowitz, Olmütz und mittelalterliche Spielereien; die Memoiren der Lady Bloomfield; Bismarcks Verhältnis zur Kurie und zum Kulturkampf 147-150 — Was im Collegium Germanicum gelehrt wird 150 — Die Druckbogen von „Unser Reichskanzler" 150-155 — Stockung des Drucks 155-156 — Reise nach Friedrichsruh zur Weiterarbeit an dem Buche 157 — Bismarcks Zorn auf den Verleger 158 — Giers in Friedrichsruh 162-163 — Bunsens Entlassung und General Rauch 164 — Bismarck sehnt sich nach Ruhe und findet Berlin unangenehm 165 — Busch soll später seine Papiere ordnen 165 — Nochmals Buchers Mission in Spanien 165-167 — März 1884 siedelt Busch wieder nach Berlin über 167 — Brief von Andrae-Roman 169-170 — Bucher ist unglücklich über die Zustände im Auswärtigen Amt 171 — Die Zusammenkunft in Skjernowice; Bismarck sucht ein gutes Verhältnis zu Frankreich; England, Rußland und Afghanistan; Graf Herbert und Angra Pequena; die englischen Kohlenschiffe und das jus angariae; England und Irland 171-174.

Einunddreißigstes Kapitel . . . . . 175—198

Die südafrikanische Frage 175 — Schutzzöllner in England 175-176 — England und die Boeren 177 — England und Afghanistan, die Expedition nach Quetta 177 — Artikel in den Grenzboten über die Transvaalfrage, die Luciabucht und England und Rußland in

Digitized by Google

Aſien 178 — Verkehr mit Andrae-Roman 178-185 — Rußland und England in Aſien 186 — Englands Anträge an die Türkei wegen der Dardanellen und Ägyptens 186 — Beſuch bei Thile; der ruſſiſche und der öſterreichiſche Botſchafter, und der Schwarze Adlerorden 187-188 — Das 1863er Kartell mit Rußland gegen die Polen und Napoleon 188-189 — Die Hoffnungen des Daily Telegraph für den Fall des Thronwechſels 189 — Die afghaniſche Frage und die Eiſenbahnbauten der Ruſſen und Engländer 189-190 — 31. Mai 1885 bei Bismarck, klagt über Arbeitsüberhäufung und die Beamten; dankt für die Zuſendung des Daily Telegraph, es ließe ſich aber noch nicht dagegen ſchreiben, Gehen und Bleiben unter dem künftigen Herrn, Zukunftsausſichten, die Stellung des Reichs beruht auf dem Vertrauen der Mächte auf Bismarck, unſre Politik darf nicht engliſch ſein; Braunſchweig muß ſelbſtändig bleiben; „zwiſchen uns bleibt alles beim alten“ 190-194 — Andraſſy und „Unſer Reichskanzler“ 194-195 — Das neue Miniſterium in England 195 — Graf Herberts zweite Sendung nach London 195-196 — Ungeſchicklichkeit Gerhard Rohlfs bei ſeiner Miſſion nach Zanzibar 196 — Herbert Bismarck ſoll Staatsſekretär werden, Holſtein Unterſtaatsſekretär und Bucher will abgehen 198.

Zweiunddreißigſtes Kapitel . . . . . 199—272

5. Januar 1886 bei Bismarck: Öſterreich und die Balkanſtaaten; Kaiſer Alexander; die Oſtſeeprovinzen, gutes Verhältnis zum Kronprinzen, die iriſche Kriſis und die engliſchen Parteien, der Parlamentarismus, die Vermittlung des Papſtes in dem Streite mit Spanien, Orden, Daimio und Elefantenzahn, die Luciabucht, Boeren und Engländer, das Branntweinmonopol, Buchers Urlaub 199-205 — Bucher nimmt ſeinen Abſchied 207 — 27. Januar 1887 bei Bismarck, Reichstag und Verfaſſung, Verhältnis zu Rußland, Panſlawiſten und Polen, Kriegschancen; der Kaiſer und die Oppoſition, deren Legenden, Papſt und Nuntatur — Was iſt groß? Weiſen und Philoſophen 211-217 — Am 28. April wieder beim Reichskanzler; Bismarcks Sterbefahr, die Ultramontanen und die Kaplanokratie, die Reichslande, Patriotenliga 218-220 — Allerhand von Bucher 220-223 — Die Battenberger Heiratspläne 224 — Der Toaſt Prinz Wilhelms an Bismarcks Geburtstag 1888 225 — Neue Kanzlerkriſis 225 — 7. April bei Bismarck, die Heirat des Battenbergers; der alte Kaiſer; engliſche Einflüſſe, die Broſchüre des Herzogs von Koburg; engliſche Politik in den letzten Jahrhunderten, der Battenberger und Rußland 226-235 — 8. April wieder beim Reichskanzler.

nochmals die Battenberger Heiratspläne, Bismarcks Anhänglichkeit an die Dynastie; die Hofjakobiner; Herzog Ernsts Broschüre 235-237 — Die Hohenzollernkandidatur 238 — Die Königin Viktoria und das Ende der Battenberger Heiratspläne 239 - Das Tagebuch Kaiser Friedrichs und die vorgebliche Denkschrift Bismarcks 240 — Geffckens Auszüge aus Kaiser Friedrichs Kriegstagebuche in der Deutschen Rundschau 240-241 — Werde nach Friedrichsruh gerufen, Aufenthalt dort vom 26. September bis 13. Oktober 242-256 — Das Tagebuch Kaiser Friedrichs 243 — Bismarcks Denkschrift darüber für den Kaiser 243-246 Bismarcks Zufriedenheit mit Buschs Artikel. Fremde Einflüsse im Reich 246 — Der junge Kaiser und Bismarck 249 — Durchsicht und Ordnung von Briefen 255 — Die Originalmanuskripte des Kriegstagebuchs Kaiser Friedrichs III 255 — Am 17 Oktober wieder nach Friedrichsruh; weitere Briefschaften zu ordnen; Goethes Dramen, Besuch des Kaisers; neue Papiere zu ordnen; Besuch des Herrn von Bülow 257-267 — Am 10. Februar 1889 wieder beim Fürsten in Berlin; nochmals Geffckens Auszug, die Kaiseridee und der alte Kaiser, Schleinitz und das Bombardement, Sybels Schrift: Die deutsche Nation und das Kaiserreich, die deutsche freisinnige Presse; Samoa 268-272.

Dreiunddreißigstes Kapitel . . . . . 273—307

Die kaiserlichen Erlasse in der Arbeiterschutzfrage und der Ausfall der Wahlen 1890 273-275 Am 16. März beim Fürsten, der beim Einpacken ist, wegen Ordnung und Abschrift von Papieren und Hilfe bei den Memoiren, die der Kanzler jetzt schreiben will 275-277 — Am 17 in einer Droschke zum Fürsten geholt; weitere Papiere zu ordnen und abzuschreiben; Bismarcks Abgang ist Thatsache 277-279 — Am 22. März Besprechung mit dem Fürsten wegen Buschs Hilfe bei den Memoiren in Friedrichsruh, Busch soll in der Presse der falschen Nachricht entgegentreten, daß er aus Furcht vor Krisen und dem Reichstage gehe 280-282 - Am 24. März nochmals zum Kanzler geholt, um darüber zu schreiben, daß dieser unfreiwillig gehe 282 - Briefe Bismarcks an Kaiser Wilhelm I 283-296 — Korrespondenz zwischen Bucher und Busch wegen der Arbeiten in Friedrichsruh, und Buschs Schlaganfall 296-305 Bucher wieder in Berlin, 25. Dezember, 305 — Bericht über die Memoirenarbeit 306-307.

Vierunddreißigstes Kapitel . . . . . 308—340

Bucher wieder in Friedrichsruh 308 — Der Brief Kaiser Wilhelms I zu Bismarcks silberner Hochzeit 308-309 — Einladung nach

Friedrichsruh 309 — Aufenthalt dort vom 18. bis 27. März 1891 310-320 — Buchers Klagen über die Memoiren 310 — Zanzibar, Helgoland und Nordostseekanal 311-312 Das Kapitel Nikolsburg der Memoiren 312-313 — Spazierfahrt mit dem Fürsten 314-315 — Der Fürst über die Memoiren 314-315 — „Büschlein wird einmal eine Geschichte unsrer Zeit nach guten Quellen schreiben" 315-316 — Busch soll Papiere mitnehmen und abschreiben 316 — Allerhand Anekdoten 316-317 — Der Kontrakt mit Kröner und Korrespondenz wegen der Biographie des Kanzlers 321-330 — 5. Januar 1892 letztes Zusammensein mit Bucher, der wieder über die Memoirenarbeit klagt; Bismarck habe in den Reichstag gewollt 330-332 — Der letzte Besuch bei Bismarck in Friedrichsruh, 1. bis 6. Mai 1893 332-340.

Schlußbemerkung der Herausgeber 341

Nachtrag der Herausgeber: Zur Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses 1879 345

Anhang . . . . . 355—558

Jugendideale 357 — In den Kreisen der Gothaner 365 — Im schleswig-holsteinischen Krieg und unter den Augustenburgischen 383 — Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig 452.

Sachregister 561

Parallelstellen der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Otto von Bismarck 580

Namenregister 582

Siebenundzwanzigſtes Kapitel

Aus den Jahren 1880 und 1881 — Die Anfänge der Sozialgeſetzgebung

Im Sommer und Herbſt 1880 ſtand ich in ziemlich lebhaftem Verkehr mit Bucher. Am 3. Juni ſchickte er Material zu einem Artikel über das Verhalten der Kurie gegenüber der italieniſchen Regierung, der unter dem Titel: „Die Regierung und die Biſchöfe in Italien“ in Nr. 24 der Grenzboten zum Abdrucke kam, und der mit den Worten ſchloß: „Aus alledem ergiebt ſich, daß der Papſt (unter dem auch der Vorgänger Leos verſtanden war) ſeine diskretionäre Gewalt in Italien entgegenkommender handhabt als in Bezug auf Deutſchland, woran wir uns in den nächſten Entwicklungsphaſen des Streites der Kurie mit der preußiſchen Regierung erinnern wollen.“

Am 28. Oktober nachmittags kam er in meine Wohnung und diktierte mir im Auftrage des Chefs, der ihm in der Sache geſchrieben hatte, folgende Korreſpondenz für den Daily Telegraph:

„Es iſt hier eine kritiſche Situation entſtanden. Es fragt ſich, ob der Reichskanzler im Amte bleibt oder nicht. Die Sache knüpft ſich an die Beſetzung der Staatsſekretärſtelle im Auswärtigen Amte. Die Schwierigkeiten ſollen perſönliche Fragen, keine ſachlichen, zum Gegenſtande haben. Als Führer der Oppoſition am Hofe wird der General Graf Goltz, der Bruder des frühern Botſchafters in Paris, bezeichnet, der die Lorbeeren, die er auf dem Schlachtfelde nicht finden konnte, auf einem andern Felde zu ſuchen ſcheint, und als Kandidat für die Staatsſekretärſtelle von Radowitz, der gegenwärtig die Geſchäfte der Pariſer Botſchaft führt. Es wäre ſeltſam und würde unberechenbare geſchichtliche Folgen haben, wenn der Kanzler in dem Augenblicke, wo er für die europäiſche Politik im Beſitz

einer glänzenden Autorität zu ſein ſcheint, durch eine Hofintrigue zum Rücktritt gezwungen würde. Ich würde die Nachricht für ſehr unwahrſcheinlich halten, wenn meine Quelle minder glaubwürdig wäre; und wenn die Nachricht nicht von dem unterſtützt würde, was man über die Charaktere der Hauptperſonen des Dramas weiß. Die frühere Erfahrung hat gezeigt, daß der Kanzler keiner Widerwärtigkeit gegenüber einer ſo krankhaften Empfindlichkeit zeigt, wie bei Parteinahme des Hofes für Intriguen, die gegen ihn perſönlich gerichtet ſind. Man hat ähnliches in den konfeſſionellen Kämpfen, zur Zeit der Prozeſſe wegen Verleumdung gegen ihn und bei ſeinem Abſchiedsgeſuche im Jahre 1877 beobachten können. Man muß darin eine Schwäche erkennen, die aus der Tradition ſeiner frühern Jahre und aus ſeinem Verhältniſſe zum Königtume entſpringt, das wir mehr als ein karliſtiſches, denn als ein ſtaatsmänniſches bezeichnen möchten. (Hier begegneten ſich die Augen zweier Auguren und lächelten ſchelmiſch.) Wir bedauern behaupten zu müſſen, daß ſeine Empfindungen für ſein Vaterland und ſeine Nation denen eines Dieners ſeines Königs untergeordnet ſind (hier ſchmunzelten die beiden Auguren abermals, und eine Stimme ſagte: »Wahrhaft köſtlich!«), und daß die Größe der Aufgabe, die ihm geſtellt iſt, ihn auch heute von dem Drucke der höfiſchen und dynaſtiſchen Einflüſſe nicht emanzipiert. Er würde, wenn er Hannoveraner oder Bayer wäre, wahrſcheinlich aus dynaſtiſcher Anhänglichkeit ein unverbeſſerlicher Partikulariſt ſein und bleiben. Wir würden es nicht bloß aus politiſchen Gründen, ſondern auch in ſeinem perſönlichen Intereſſe beklagen, wenn er heute über Fäden ſtolpern ſollte, von denen man leider weiß, daß ſie in ſeinen Augen unzerreißbar ſind."

Das war offenbar — nicht von Bucher konzipiert. Dieſer fügte aber noch hinzu, der Kaiſer wolle in die orientaliſche Frage ſelbſt eingreifen, und er habe deshalb ſchon ohne Wiſſen des Chefs Telegramme abgehen laſſen. Jetzt hätten wir in Konſtantinopel Erfolge errungen, und da wollte der Fürſt Hatzfeldt abberufen und ins Auswärtige Amt verſetzen, ſodaß er mit Glanz aus ſeiner bisherigen Stellung ſchiede. Später würde es doch wieder ſchlimmer werden, und dann würde das vorzüglich auf Hatzfeldt, den Doyen der Botſchaft, fallen. Der Kaiſer aber habe ſich von Goltz einreden laſſen, daß alles ſo vortrefflich wie jetzt bleiben

werde, und wolle deshalb Hatzfeldt in Konſtantinopel feſtnageln. Der Artikel ſolle in den Daily Telegraph, nicht in den Standard, weil ihn Radowitz dort durch ſeine dienſtbaren Geiſter hemmen könnte. „Der Ausdruck: ›karliſtiſch‹ iſt vom Chef ſelbſt,“ bemerkte Bucher.

Ich ſchrieb der Redaktion des Daily Telegraph:

„Geehrter Herr!

„Der beiliegende Artikel ſtammt, wie ich zu verſchweigen bitte, aus allerbeſter Quelle und zwar größtenteils wörtlich, und ich erſuche Sie, ihn ſo ſchnell wie nur möglich und ohne Änderung oder Zuſatz zu bringen — auch den ſcheinbaren Tadel des Fürſten, der ſeinen beſtimmten Zweck verfolgt Ich denke, dieſe Korreſpondenz wird allgemein großes Aufſehen machen. Vielleicht haben Sie die Güte, mir ſofort nach Empfang zu telegraphieren, daß ſie unverkürzt in das Blatt aufgenommen werden ſoll. Es bedarf dazu nur die Worte: Request granted!“

Das am Donnerstag Abend abgeſandte Manuſkript war am Dienstag noch nicht gedruckt in meinen Händen, wohl aber hatte ich am Montag das gewünſchte Telegramm erhalten, das die Aufnahme verbürgte. Ich ging damit Mittwoch, den 3. November zu Bucher, ſetzte ihm auseinander, wie ich der Redaktion Eile und Vollſtändigkeit empfohlen hätte, und überließ ihm auf ſeinen Wunſch das Telegramm zur Überſendung an den Chef Ich erfuhr dann, daß die Kriſis inzwiſchen ihre Erledigung gefunden hatte. Der Kanzler hatte dem Kaiſer einen ſiebzehn Seiten langen Bericht erſtattet, und der alte Herr, damals auf der Jagd in Ludwigsluſt, hatte ihm telegraphiert: „Ihre Auseinanderſetzungen geleſen. Stimme damit überein R(adowitz) ſoll nach A(then) gehen.“ Bucher ſetzte hinzu: „Er wird wohl heute hier eintreffen An Stirum hat er geſchrieben, er müſſe dort mehr haben, als das gewöhnliche Gehalt. In Paris hat er neben ſeinem Geſandtengehalt noch Diäten, was die Oberrechnungskammer nicht in Ordnung findet, aber aus dem Welfenfonds gedeckt werden wird. Er möchte am liebſten, da es mit dem Staatsſekretär nun nichts wird, gleich nach Konſtantinopel.“ Ich erfuhr danach noch, daß Hatzfeldt nun beſtimmt Staatsſekretär und Buſch Unterſtaatsſekretär wird, dieſer mit ſechstauſend

Thalern jährlich. Bucher hat „alles in allem“ bloß 3700. Schließlich empfahl mir Bucher, wenn es wieder einmal über Friktionen der Art zu berichten gäbe, Einflechtung der Stelle in Richard dem Zweiten (1. Akt, 3. Szene), wo Gaunt dem Könige auf deſſen Ausruf: Why, uncle, thou hast many years to live, die Antwort giebt:

But not a minute, King, that thou canst give
Shorten my days thou canst with sullen sorrow,
And pluck nights from me, but not lend a morrow·
Thou canst help time to furrow me with age,
But stop no wrinkle in his pilgrimage:
Thy word is current with him for my death,
But dead, thy Kingdom cannot buy my breath.

Am 4. November endlich bekam ich den am 2. gedruckten Artikel des Daily Telegraph und brachte ihn Bucher, der ihn ſofort dem Chef überſandte. Er ſagte, dieſer werde ihn vermutlich in der deutſchen Preſſe verwerten laſſen. Es wäre übrigens gut, daß ich ihm in der Sache nicht telegraphiert hätte, da Telegramme von Wichtigkeit immer erſt an den Staatsſekretär oder an den Kanzler ſelbſt, wenn er hier wäre, abgingen. Er äußerte, auch die Zeitungen hätten ganz recht, wenn ſie darauf hinwieſen, daß Bleichröder Hatzfeldts Schulden bezahlt habe, da man leicht in die Lage kommen könne, dem Helfer in der Not nichts abſchlagen zu können, wenn er einmal Gegengefälligkeiten beanſpruche.

Über die Beendigung der Kriſis ſchrieb ich an den Daily Telegraph: „Die kritiſche Situation in unſern obern Sphären, die es möglich erſcheinen ließ, daß Fürſt Bismarck ſeine Entlaſſung erbitten werde, iſt in den letzten Tagen geſchwunden, indem der Reichskanzler an maßgebender Stelle erreicht hat, was er beabſichtigte. Die ganze Angelegenheit ſpann ſich folgendermaßen ab. Der Fürſt wünſchte den durch Bülows Tod erledigten, jetzt von dem Botſchafter Fürſt Hohenlohe interimiſtiſch verwalteten Poſten eines Staatsſekretärs im Auswärtigen Amte dem Grafen Paul Hatzfeldt zu übertragen, der jetzt Botſchafter des Deutſchen Reiches in Konſtantinopel iſt. Andrerſeits aber ſpekulierte auf dieſe Stelle Herr von Radowitz, der eigentlich Geſandter in Athen, in den letzten Monaten aber Vertreter unſers Botſchafters in Paris war, und der am Hofe einen Fürſprecher in dem Generaladjutanten v. d. Goltz

hatte. Hatzfeldt ſollte nach dem Wunſche des Reichskanzlers jetzt oder doch in allernächſter Zeit, wo er mit einigem Glanze in Konſtantinopel abtreten konnte, nach Berlin berufen werden. Am Hofe war man infolge des Goltzſchen Einfluſſes andrer Meinung, der man in gewiſſen Schritten Folge gegeben zu haben ſcheint, und die dem Kanzler nicht zu dem Ellenbogenraum paßt, den er mit Recht beanſprucht Zuletzt wandte er ſich mit einer ausführlichen Denkſchrift an die entſcheidende Stelle, und dieſer Schritt hatte Erfolg. Man war mit der Eingabe einverſtanden und erklärte das auf dem kürzeſten Wege, d. h. durch den Telegraphendraht. Herr von Radowitz geht infolge deſſen von Paris ſtatt nach Berlin auf ſeinen alten Poſten nach Athen Er wird auch vorläufig nicht nach Konſtantinopel gehen, um Hatzfeldts Stelle einzunehmen, was ihm bis auf weiteres auch angenehm geweſen wäre Sein Ehrgeiz, der ſich vielfach ſchon früher kundgegeben hat, z. B in Zeitungsartikeln, die ſeine Leiſtungen ans Licht zogen, muß ſich mit einer kleinen Geſandtſchaft begnügen, die aber jetzt Gelegenheit bietet, ſeinem Chef und dem Frieden Europas nützliche Dienſte zu leiſten Es wäre übrigens zu wünſchen, daß am Hofe für die Zukunft ſolche Friktionen vermieden würden, denn ſie ſtören nur die Geſchäfte.“ Mittlerweile hatte ich auch der Wiener Montags-Revue eine Notiz über die Kanzlerkriſis zukommen laſſen, aus der dieſe ein Senſationstelegramm folgenden Wortlauts zu verfertigen für erlaubt hielt: „Fürſt Bismarck dürfte, obwohl in Friedrichsruh geſünder als ſeit Jahren, in dieſem Augenblicke ſeine Entlaſſung bereits eingereicht haben Jedenfalls iſt er dazu entſchloſſen Als Urſache giebt man die Intrigue eines Höflings und Meinungsverſchiedenheiten in Bezug auf die Beſetzung des Poſtens eines Staatsſekretärs des Äußern an.“ Auf die in der Preſſe erfolgenden Ableugnungen der in dieſem Pſeudotelegramm übertriebnen Thatſache antwortete ich in der nächſten Nummer des Wiener Blattes: „Die Dementis, die ſich auf das Telegramm der Montags-Revue von dem Entlaſſungsgeſuche des deutſchen Kanzlers bezogen, hatten nur inſofern Berechtigung, als dort eine Möglichkeit als eine vielleicht ſchon eingetretne Thatſache betrachtet wurde. Die Kriſis beſtand. Sie iſt im Sinne des Fürſten beſeitigt worden, und zwar ſchon Ende des vorigen Monats. Die Gegenpartei am Hofe iſt unterlegen, an entſcheidender Stelle

iſt beſtimmt worden, daß Herr von Radowitz nach Athen und weder als Staatsſekretär nach Berlin noch ſofort nach Konſtantinopel zu gehen hat. Graf Hatzfeldt aber wird binnen kurzer Zeit den genannten hohen Poſten im Auswärtigen Amte einnehmen."

Am 6. November ſchickte mir Bucher den Artikel des Daily Telegraph, der von Friedrichsruh an ihn zurück gekommen war, mit folgendem Schreiben Graf Herberts zurück, das ich behalten konnte:

„Verehrter Herr Geheimer Rat,

Anbei erhalten Sie Ihrem Wunſche gemäß die Anlage Ihrer geſtrigen Notiz zurück. Mein Vater hat ſie mit vieler Befriedigung geleſen und erhofft von ihr eine heilſame Wirkung. Es geht ihm, gottlob, wieder etwas beſſer, wenn auch der letzte Ärger ihm leider immer noch in den Gliedern ſteckt. Morgen wird Radowitz wohl herkommen, um über Griechenland inſtruiert zu werden.

Verehrungsvoll

Ihr H. Bismarck"

Tags vorher hatte mir Bucher Major Knorrs Buch: „Die polniſchen Aufſtände ſeit 1830" (Berlin, 1880) mit der wohl vom Chef herrührenden Weiſung überſandt: „Das Material über die Prieſter zu benutzen. Anwendung auf Frankreich und Belgien. Von Deutſchland nichts ſagen." Ich mache aus der Schrift einen längern Artikel: „Die ſtaatsfeindliche Praxis des ultramontanen Klerus," der in Nr. 48 der Grenzboten erſchien und mit der Moral ſchloß: „Wir denken, dieſe Erinnerungen bedürfen keines Kommentars, und ſo können wir unſern Zweck, zu zeigen, was das eigentliche Weſen der Ultramontanen iſt, und wie ſie ſich bei Kriſen dem Staate gegenüber verhalten haben und immer verhalten werden, als mit ihrer bloßen Mitteilung erreicht anſehen. Ariſtokraten und Demokraten ſind ihnen gleich liebe Bundesgenoſſen, wenn nur die Verbindung mit ihnen Vorteil für die Herrſchaft des Papſtes über die Staaten in Ausſicht zu ſtellen ſcheint, und bei der Aktion nach dieſem Ziele hin iſt ihnen auch das verwerflichſte Mittel nicht zu ſchlecht."

Sehr charakteriſtiſch für Buchers Stellung einerſeits zu der vernünftigen Fraktion der Sozialiſten, anderſeits zu der Bamberger-

Laskerſchen Partei waren die „Aphorismen zur Anti-Bismarck-Verſchwörung“ in Nr. 22 des Hamburger Blattes „Deutſche Volkszeitung,“ Organ des allgemeinen Arbeitervereins, die er mir am 15. November ſchickte, und die ohne Zweifel von ihm angeregt, wo nicht geſchrieben waren. (Sie waren, wie er mir auf mein Befragen am 27. April 1881 geſtand, durchgehends von ihm geſchrieben. Ich laſſe ſie aus dieſem Grunde folgen.) Sie lauteten:

„Die nationalliberalen Sezeſſioniſten Für dieſe neue Partei hat ſich noch immer kein Name einbürgern wollen. Sezeſſioniſten erinnert an »Seceſh« aus dem nordamerikaniſchen Bürgerkriege und hat deshalb einen übeln Geruch. Großliberal klingt zu groß, rein liberal zu reinlich.

„»Liberal« mit Gänſefüßchen hat keinen Kurs bekommen. Sagen wir alſo — Fraktion Lipke; denn im Hauſe des Abgeordneten Lipke hat ſich die Couleur aufgethan, wie die Studenten ſich ausdrücken. Ihre Chargierten ſitzen aber noch nicht im Seniorenkonvent. Die Sache iſt wohl eine Nachahmung eines Vorganges in England. Herr Gladſtone macht den liberalen Philiſter mit Redensarten beſoffen und baut dann ein Kabinett aus Freitödlern, Fortſchrittlern, Altliberalen, wie wir die betreffenden engliſchen Parteien mit deutſchen Ausdrücken bezeichnen können, und Quäkern. Die Nationalzeitung ſagt, laſſe man die Fraktion nur einmal regieren, um zu ſehen, wie ſie es machen wird. — Aber man wollte nicht, und man wird noch weniger wollen, ſeit das Vorbild in England ſo Fiasko gemacht hat. Als die Fortſchrittspartei 1863 in Blüte ſtand und von vier zu vier Wochen erwartete, zur Regierung berufen zu werden, hatte ſie nicht nur die Miniſterportefeuilles, ſondern auch andre hohe Ämter im voraus verteilt. Am wenigſten blöde bei der Verteilung der Bärenhaut waren die Oſt- und Weſtpreußen; es iſt das ſo ihre Art. Komiſch! Die Leute, die es nicht erwarten konnten, den preußiſchen Staat zu verwalten, konnten ihr eignes Vermögen nicht verwalten. Joſeph Behrens, Zukunftsminiſter des Äußern — bankerott, von Hennig I., Zukunftspolizeipräſident von Berlin — bankerott, von Hennig II. ditto. Hoverbeck hielt ſich für freiſinnig; ſeine Gutsleute wollten ihn aber nicht als Demokraten anerkennen. Wenn wir eine Andeutung, die die Norddeutſche Allgemeine Zeitung einmal machte, richtig verſtanden haben, ſo iſt man auch

in dem engern Kränzchen der »Fraktion Lipke« mit der Verteilung der Ämter beſchäftigt. Es ſoll nämlich in der Fraktion engere und immer engere Kreiſe geben, und wer in dem allerengſten Kreiſe ſteht, ſollen allein die wiſſen, die ihn bilden.

„Vor dem »Seceſh« beabſichtigte der Abgeordnete Bamberger ein wahrhaft liberales Blatt in Berlin zu gründen — mit dem Gelde andrer Leute. Seit der Nickel fünfzig Prozent im Preiſe gefallen iſt, haben die Bergwerksaktien entſprechend im Werte verloren, die Herrn Bamberger verbliebnen andern Münzſorten in ſeinen Augen entſprechend gewonnen Es war alſo ſehr weiſe, dieſelben nicht in einer Zeitung anzulegen; aber die Thüren, woran er klopfte, wollten ſich nicht öffnen, wenigſtens nicht weit genug. Er hat dann ein billigeres Mittel gefunden, wenn es auch etwas koſten mag. Die Nationalzeitung fährt noch immer unter nationalliberaler Flagge, und dem biedern Abonnenten wird es nicht ausdrücklich geſagt, daß die Ladung bambergeriſch iſt; er hat es alſo auch noch nicht gemerkt.

„Seceſh hat auch ſeine beſondre Diplomatie und auswärtige Politik Die Nationalzeitung beſitzt die Eigenſchaft der Erwerblichkeit. Zur Zeit der Zuſammenkunft in Alexandrowo wurde darauf aufmerkſam gemacht, wie gut ſie von der ruſſiſchen Botſchaft mit Nachrichten verſehen wurde. Dafür macht ſie jetzt ganz ſanft engliſch-ruſſiſche Politik, in der Rußland Herrn Gladſtone und ſeinen Schweif an der Naſe führt. (Sehr ſinnreich iſt die Einrichtung, daß Herr Karl Blind, offiziöſes Anhängſel dieſes Schweifes, wieder die Tante Voß und durch ſie die Staatsmänner der Bezirksvereine an der Naſe zieht.)

„Welche Rolle mag wohl Herr Otto Michaelis jetzt ſpielen? Man lieſt ſelten etwas über ihn und nur gutes. Er hat viele Freunde; Katholik, in der Gegend zu Hauſe, aus der Waldeck ſtammte, wurde er durch die Ultramontanen zuerſt in den Landtag gebracht Vorher ſchon gehörte er zu dem Dreigeſtirn von Miſſionären, die dem deutſchen Volke die Lehre von abſoluten Schachermachai verkündeten. Faucher, von dem einmal in engliſchen Blättern zu leſen war, daß er für ſeine Mühe direkt von Mancheſter entſchädigt werde, und Prince Smith ſind tot. Andre Apoſtel ſind für litterariſche Leiſtungen von dem Freihandelsvereine einer norddeutſchen Stadt honoriert worden, und es war nur billig, daß

Mancheſter zu der Kaſſe dieſes Vereins beitrug.*) Doch auf Herrn Michaelis zurückzukommen. Bis Delbrück ihn ins Bundeskanzleramt berief, war er Börſenreferent und mancheſterliche Seele der Nationalzeitung, und wer das Blatt von 1850 bis 1860 geleſen hat, erinnert ſich, daß zuweilen zwei Seelen darin zu bemerken waren. Wenn der Londoner □-Korreſpondent (Bucher) Thatſachen berichtet hatte, die zu der Mancheſterlehre nicht paßten, oder umgekehrt, ſo wurden dieſelben durch einen gewöhnlichen, in der Regel aus Adam Smith oder Baſtiat abgeſchriebnen Leitartikel — ja wie ſollen wir uns Thatſachen gegenüber ausdrücken? — ſagen wir, neutraliſiert. Auch ſonſt pflegte die Redaktion gegen dieſen Korreſpondenten Partei zu nehmen, in dieſem Falle wenig erkenntlich. Sie bleibt alſo nur in ihren Traditionen, indem ſie jetzt Angriffe auf Bucher, die wohl in Berlin geſchrieben ſind, aus auswärtigen Blättern angelegentlich übernimmt. Es hat dies auch noch ſeinen beſondern Vorteil, man ſchlägt auf Bucher und meint Bismarck, auf den man doch gedruckt nicht ſo ſchimpfen kann, wie in den Kränzchen und von publiziſtiſchen und belletriſtiſchen Judenjünglingen jeden Alters geſchimpft wird. Der Fortſchritt und die ultramontanen Freunde ſorgen für weitere Verbreitung."

Am 18. Januar 1881 ſchrieb ich an den Chef, um für den Fall, daß er in der deutſchen oder engliſchen Preſſe etwas ihm Wichtiges beſprochen zu ſehen wünſche, an meine Dienſtwilligkeit zu erinnern und um Information zu bitten. Am 20. bekam ich daraufhin aus dem Büreau der Reichskanzlei die Antwort: „Der Herr Reichskanzler erſucht den Herrn Dr. Moritz Buſch, ihn morgen, Freitag um ein Uhr mit ſeinem Beſuche beehren zu wollen."

*) Grenzboten Jahrgang 1879 Nr. 1 S. 9 die Anmerkung: „Es iſt lange ein Geheimnis geweſen, aber jetzt kein mehr, daß der Stettiner Freihandelsverein, der gewiſſen Herren für ihre ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen zu Gunſten des Mancheſtertums überreichliche Honorare zahlte, ſehr erhebliche Zuſchüſſe aus England erhielt." Dieſe Anmerkung war von Bucher. Ebenſo das Material zur Zurückweiſung des Angriffs, den Dr Wolff, Redakteur der Oſtſeezeitung, gegen dieſe angebliche Verleumdung richtete — eine Zurückweiſung, in der es hieß „Nach dieſer Erklärung iſt der Herr Dr Wolff über die Kaſſenverhältniſſe des Stettiner Freihandelsvereins weniger gut unterrichtet, als der Schatzmeiſter dieſes Vereins, Konſul Gutike, bei deſſen noch lebenden Freunden er ſich erkundigen möge." Grenzboten von 1879 Nr. 3, S. 120.

Ich ging zu der angegebnen Zeit in das Palais des Kanzlers und fand im erſten Vorzimmer, da wo das Billard ſteht, den Rendanten Schulz von der Legationskaſſe, Roland und den Geheimen Legationsrat Stirum vor, die vor mir zu ihm gerufen wurden. Zehn Minuten nach ein Uhr kam die Reihe an mich, und ich blieb bis einundeinhalb Uhr. Der Fürſt ſaß hinter ſeinem Schreibtiſch und zwar ſo, daß er wieder der Thür das Geſicht zukehrte, und ſah ungemein wohl und friſch aus. Er ſagte: „Na, Sie kommen, um ſich Stoff zu holen, es giebt aber nicht viel. Doch da fällt mir ein, wenn Sie mein neues Arbeiterverſicherungsgeſetz freundlich beſprechen wollten, ſo würde ich Ihnen ſehr dankbar ſein.[1] Die Liberalen werden nicht recht daran wollen, und ihre Preſſe greift meine Vorſchläge an. Die Regierung ſoll ſich in ſolche Sachen nicht mengen, laisser aller. Die Sache muß aber angeregt werden, und der jetzige Vorſchlag iſt nur ein Anfang, ich habe mehr vor. Ich gebe zu, daß manches daran verbeſſert werden kann, und andres iſt vielleicht nicht praktiſch und darum zu beſeitigen. Aber einmal mußte ein Anfang gemacht werden mit der Verſöhnung der Arbeiter mit dem Staate. Wer eine Penſion hat für ſein Alter, der iſt viel zufriedner und viel leichter zu behandeln als wer darauf keine Ausſicht hat. Sehen Sie den Unterſchied zwiſchen einem Privatdiener und einem Kanzleidiener oder einem Hofbedienten an; der letztere wird ſich weit mehr bieten laſſen, viel mehr Anhänglichkeit an ſeinen Dienſt haben als jener; denn er hat Penſion zu erwarten. In Frankreich ſorgt auch der kleine Mann, wenn er rechtſchaffen denkt und irgend etwas zurückzulegen imſtande iſt, für ſeine Zukunft: er kauft Rente Etwas Ähnliches ſoll für unſre Arbeiter eingerichtet werden. - Man nennt das Staatsſozialismus und denkt die Sache damit abgethan zu haben. Mag es das ſein Es iſt notwendig, und was ſind denn die jetzigen Einrichtungen mit dem Unterſtützungswohnſitz? Gemeindeſozialismus.“

Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Derartige Pläne würden zu ihrer Ausführung große Summen erfordern,

[1] Bi hatte am 16. November 1880 die Ausarbeitung eines Entwurfs für geſetzliche Regelung der Verſicherung der Arbeiter gegen die Folgen von Betriebsunfällen angeordnet und am 15. Januar 1881 ihn dem Bundesrate vorgelegt. Bismarck-Reg. II, 216. 218.

wenigſtens hundert Millionen Mark, wahrſcheinlich aber zweihundert. Aber auch dreihundert Millionen würden mich nicht abſchrecken. Es müſſen die Mittel geſchafft werden, ſtaatlich freigebig zu ſein gegen die Armut. Die Zufriedenheit der beſitzloſen Klaſſen, der Enterbten, iſt auch mit einer ſehr großen Summe nicht zu teuer erkauft. Sie müſſen einſehen lernen, daß der Staat auch nützlich iſt, daß er nicht bloß verlangt, ſondern auch giebt. Und wenn dieſer die Sache in die Hand nimmt, der Staat, der nichts verdienen will, keine Verzinſung und keine Dividende erſtrebt, ſo wird es ſchon gehen“

Wieder ſann er ein paar Sekunden nach, dann ſagte er: „Man könnte ja das Tabakmonopol dazu verwenden. Das Monopol würde dann geſtatten, für die Armen eine Fideikommißrente zu ſchaffen. Sie brauchen aber das Monopol nicht in den Vordergrund zu ſtellen; es iſt nur das Äußerſte, der höchſte Trumpf. Sie können ſagen, auch den Ärmſten könne durch höhere Beſteuerung von Genußmitteln wie Tabak, Bier und Branntwein aus ihrer Angſt vor der Zukunft geholfen und ihnen ein kleines Erbe verſchafft werden. Die Engländer, die Amerikaner haben kein Monopol, die Ruſſen auch nicht, und doch gewinnen ſie aus der höhern Beſteuerung dieſer Genußmittel ſehr erhebliche Summen. Wir können als das niedrigſt beſteuerte Land in dieſer Beziehung viel vertragen, und wenn wir das Ergebnis zur Sicherſtellung der Zukunft unſrer Arbeiter verwenden, deren Ungewißheit der Hauptgrund zu ihrem Haſſe gegen den Staat iſt, ſo iſt das eine Sicherſtellung unſrer eignen Zukunft, ſo iſt das eine gute Anlegung des Geldes auch für uns: wir beugen damit einer Revolution vor, die in fünfzig Jahren ausbrechen kann, aber auch ſchon in zehn Jahren, und die, ſelbſt wenn ſie nur für ein paar Monate Erfolg hätte, ganz andre Summen verſchlingen würde, direkt und indirekt durch Störung der Geſchäfte, als unſer Vorbeugungsmittel. Die Liberalen ſehen die Vernünftigkeit der Vorſchläge auch ein — im ſtillen —, gönnen es aber dem Kerl nicht, der ſie macht, wollen es ſelber thun und ſich damit populär machen. Sie werden die Sache vielleicht in der Kommiſſion zu begraben verſuchen, wie ſie es mit andern Entwürfen gethan haben. Es muß aber bald was geſchehen, und es iſt möglich, daß ſie im großen und ganzen zuſtimmen; denn ſie denken an die Wahlen. Die Schlimmſten ſind die Fortſchrittspartei und die Frei-

händler. Die einen wollen ihre Herrſchaft, die andern wollen keinen Staat, es ſoll ſich alles von ſelber machen.“

„Ja — ſagte ich —, gewiß, die Freihändler, die Sezeſſioniſten ſind die Schlimmſten, Bamberger, ſprich Bamberger und Rickert.“

„Ja, Bamberger,“ wiederholte er lächelnd. „Der hat in ſeinem Buche wieder eine Menge von Lügen vorgebracht. Ich ſoll mich von den Nationalliberalen getrennt und dann auf die Reaktion losgeſteuert haben. Ich habe aber, ſeit ich Miniſter bin, nie einer Partei angehört, weder der liberalen noch der konſervativen. Der König war mein einziger Fraktionsgenoſſe, und mein einziger Zweck war Herſtellung und Weiterausbildung des Deutſchen Reiches und Verteidigung der monarchiſchen Gewalt. Das ſollte auch einmal hervorgehoben werden und weiter ausgeführt. Die Konſervativen waren, ſoweit ſie Reaktion wollten, immer gegen mich, weil ich keine wollte. Sie erinnern ſich an die Angriffe der Kreuzzeitung beim Schulaufſichtsgeſetz[1] und ſpäter, zur Zeit der großen Verleumdungen.“

„Dieſt-Daber und Konſorten,“ ſagte ich.[2]

„Ja, da haben ſie ſich ganz von mir losgeſagt[3] — fuhr er fort — und mich auf alle mögliche Weiſe angegriffen, weil ich nicht mit ihnen zurück wollte. Ganz ähnlich war es 1877 mit den Nationalliberalen. Als das Miniſterium Bennigſen nicht zuſtande kam, weil der Dinge verlangte, die ich vielleicht bewilligen konnte, die aber der König nicht bewilligt hätte, da ließen ſie mich im Stiche, und ihre Blätter bliſen zum Sturme gegen mich.[4] So legen ſie auch in die Veröffentlichung der Bülowſchen Briefe jetzt allerlei hinein, was nicht darin iſt. Sie ſollten z. B. gegen Bitter gerichtet ſein, woran ich nicht gedacht habe.“

Er kam wieder auf die jüdiſchen Parlamentarier zu ſprechen und ſagte: „Ja, Bamberger, Laskère und Rickert, die Streber.“

Ich bemerkte: „Lasker arbeitet jetzt wohl nur im ſtillen, in ihrem Kränzchen. Er hat erfahren, daß er nicht mehr gilt, was er galt. Dreimal bei der Wahl durchgefallen, der große Mann,

[1] im Februar 1872

[2] 1876.

[3] G. u. E. II, 142 ff.

[4] G. u. E. II, 180 ff. Bennigſen verlangte auch den Eintritt der linksliberalen Parteigenoſſen Freiherrn von Stauffenberg und Forckenbeck.

und die beiden erſtenmale in Judenſtädten, in Breslau und Frankfurt, dann in Magdeburg."

Er erwiderte: „Ja, ich mache aber bei den Juden einen Unterſchied. Die Reichgewordnen ſind nicht gefährlich. Die gehen nicht auf die Barrikade und zahlen pünktlich ihre Steuern. Die Strebſamen ſinds, die noch nichts haben, beſonders die von der Preſſe. Doch ſind auch hier wohl die Chriſten die Schlimmſten und nicht die Juden."

Ich: „Rickert will zwar kein Jude ſein, iſt aber doch wohl einer. Er ſteht im Parlamentalmanach als evangeliſch verzeichnet."

Er: „Schlagen Sie nur mal in den ältern Jahrgängen nach, da ſteht weder über ſeine Herkunft noch über ſeinen Glauben was. Und ich habe Bleichröndern gefragt, der ſagte mir, N. N. (Name unverſtändlich) ſei kein Jude, wohl aber Rickert."

Ich: „Jüdiſch genug räſonniert er jedenfalls."

Er (nach einigem Nachdenken): „Sie haben den Grenzboten ein Anſehen zu geben gewußt, daß ſie wie der Staatsanzeiger betrachtet wurden. Hänel in der Kieler Zeitung behauptete, das Blatt ſei durch und durch offiziös. Sie ſagten nur, was ich dächte und wollte."

Ich: „Ich habe mich deſſen nirgends gerühmt. Es kommt aber wohl davon, daß man in den Aufſätzen hin und wieder Ihrer Ausdrucksweiſe, Ihrem Stile begegnet, der anders iſt als der andrer Leute . ."

Ich fragte darauf: „Darf man wohl wiſſen, wie es mit der äußern Politik beſchaffen iſt? Wie ſtehen wir, um einen zuweilen vorkommenden etwas komiſchen Interviewerausdruck zu gebrauchen, gegenwärtig mit Frankreich?"

„O, ganz gut! antwortete er —, ſie wollen den Frieden, wir auch, und wir ſind ihnen vielfach gefällig, nur nicht am Rheine, das geht nicht. Auch mit England ſtanden wir unter Beaconsfield gut. Aber der Profeſſor Gladſtone macht lauter Dummheiten, er hat ſich die Türken entfremdet, er treibt Thorheiten in Afghaniſtan, am Kap, und er weiß nicht mit Irland zurecht zu kommen. Mit dem iſt nichts anzufangen."

Er fragte dann noch, wie es mir, und ich, wie es ihm ginge. Er ſehe, ſagte ich, ſo wohl aus, wie ich ihn lange nicht geſehen habe.

„Je nun — erwiderte er —, es geht mir jetzt wirklich recht gut; nur hat ſich eine Neuralgie eingeſtellt, daß ich oft ſchlaflos bin — nervöſe Geſichtsſchmerzen, Zahnweh und dergleichen. Auch rauche ich ſeit vierzehn Tagen nicht mehr.“

Darauf empfahl ich mich und machte ſofort den zuerſt von ihm gewünſchten Aufſatz, der dann unter dem Titel: „Das Arbeiterverſicherungsgeſetz“ in Nr. 5 der Grenzboten von 1881 erſchien. Hiernach ging ich an einen zweiten, der das Thema: „Der Reichskanzler und die Parteien“ behandelte, und den ich dem Chef am 17. Februar in einer Korrekturfahne zur Durchſicht vor dem Druck überſandte. Zwei Stunden ſpäter ließ er mir ihn, nachdem er einiges geſtrichen, andres umgeſchrieben hatte, durch Tiedemann mit dem Bemerken wieder zuſtellen, der Artikel möge, da er von den Nationalliberalen jetzt mißdeutet werden könnte, erſt acht oder vierzehn Tage ſpäter veröffentlicht werden; er werde perſönlich noch mit mir darüber ſprechen, und vielleicht gäbe es dann einige Zuſätze zu machen. Der Aufſatz lautete, wie folgt:

„Immer wieder taucht in der Preſſe die Klage auf, Fürſt Bismarck, der von 1866 an mit den Nationalliberalen gegangen, habe ſich in den letzten Jahren von dieſen getrennt, um das Staatsſchiff in das Fahrwaſſer der Reaktion hinein zu ſteuern. Auch die Flugſchrift Herrn Bambergers, die die Sezeſſion rechtfertigen ſollte, brachte dieſe Auffaſſung der Dinge vor. Der Beweis dafür iſt ihr aber nicht gelungen. Der Reichskanzler hat ſich von den Nationalliberalen nicht trennen können, weil er ihnen nicht angehört hat, und er hat ſich der Reaktion in dem Sinne, wie man das Wort im liberalen Lager verſteht, nicht zuwenden können, weil er keine Reaktion derart will. ›Ich habe, ſo ſagte er neulich zu jemand, mit dem er dieſe Klagen und Vorwürfe beſprach, ſeit ich Miniſter bin, niemals einer Partei angehört, weder der liberalen noch der konſervativen. . . .‹

„Fürſt Bismarck iſt alſo kein Mann der Partei oder, was bei uns ungefähr dasſelbe ſagt, der oder jener Doktrin. Wie alle großen politiſchen Charaktere der Geſchichte ſich allezeit des rechten Weges wohl bewußt, ſucht er ſich die Majorität, wo er ſie findet. Immer ſeine obengenannten beiden Hauptziele im Auge behaltend, iſt er zu jeder Zeit bemüht geweſen, die beiden großen Parteien ſo zu lenken

und zu erziehen, daß sie der Erreichung dieser Ziele möglichst dienten, wobei er bald der einen, bald der andern, soweit die Umstände es gestatteten, also ohne Schaden für das Große und Ganze, Zugeständnisse machte, die im Vergleiche mit seinen nächstliegenden großen Zwecken wenig Bedeutung zu haben schienen und nach Erreichung jener anders reguliert werden konnten. In einer Reichstagssitzung der letzten Jahre erwiderte er auf die Bemerkung, daß er ja 1870 dem Grundsatze der parlamentarischen Redefreiheit zugestimmt habe: »Damals habe ich vor dem Bedürfnisse, die junge und zarte Pflanze der deutschen Einheit nach allen Seiten und mit allen Mitteln zu pflegen, manchem zugestimmt, was weit entfernt von meiner politischen Überzeugung war Meine Aufgabe war es damals, ebensowenig, wie über wirtschaftliche Dinge nachzudenken, über dergleichen im Vergleiche mit der Konsolidierung des Deutschen Reiches kleinliche Fragen ängstlich zu sein Jetzt können wir in Ruhe darüber diskutieren. Hätten wir damals das Deutsche Reich nicht befestigt, da hülfe jetzt keine Diskussion.«

„Als er sich zu jenem Zwecke nach einer Unterstützung in der Volksvertretung umsah, bot sich seinen Blicken naturgemäß die nationalliberale Partei dar. Mit dieser traf er in den nationalen Zielen zusammen, und mit ihr galt es deshalb nach ihrer andern, der liberalen Seite hin zu paktieren Die Partei der Kreuzzeitung war darüber verstimmt, und zu Anfang des Jahres 1872 kam es zwischen ihr und dem Reichskanzler zum offnen Konflikte. Die Herren machten Front gegen den Ministerpräsidenten, indem sie im Bedürfnis gesinnungsvoller Opposition mit Herrn Windthorst die »Vindikation des monarchischen Prinzips gegen parlamentarische Majoritätswirtschaft« und die »Verteidigung des christlichen Charakters unsers Staates« auf ihre Fahne schrieben. Der Fürst hatte nach Versicherung ihres Blattes in einer Rede vom 30. Januar das, was die konservative Partei in Preußen seit zwanzig Jahren stets als ihre Fundamentalprinzipien proklamiert und verteidigt, direkt angegriffen oder aufgegeben. Die Stelle, in der dies entdeckt worden war, lautete: »Aber wie die Sachen augenblicklich liegen — in einem konstitutionellen Staate, da bedürfen wir Minister einer Majorität, die unsre Richtung im ganzen unterstützt.« Das sollte »nun unumwundne Anerkennung desjenigen Konstitutionalismus«

ſein, den die Kreuzzeitungspartei bisher »mit Erfolg bekämpft habe, weil er in Preußen nicht verfaſſungsmäßig ſei.«

„Mit vollem Rechte wurde auf dieſe Redensarten (ſ. ob.) damals geantwortet: »Nicht verfaſſungsmäßig. — Leben wir denn nicht in einem konſtitutionellen Staatsweſen? Haben wir eine Volksvertretung? Iſt ihre Zuſtimmung erforderlich zur Giltigkeit der Geſetze? Wird dieſe Zuſtimmung durch eine Majorität erteilt? Da folgt doch mit unerbittlicher Konſequenz das Bedürfnis der Räte der Krone, ſich eine Majorität für ihre Geſetze zu gewinnen, wenigſtens ſoweit, daß ſie, wenn auch nicht jede Vorlage ihre Beiſtimmung findet, die Richtung der Miniſter im ganzen unterſtützt. Der Mann, den die Kreuzzeitung mit überlegner Weisheit kritiſiert, hat in Sturm und Drang bewegter Tage bewieſen, daß er das für notwendig Erkannte keiner Majorität zu opfern gewillt iſt. Aber derſelbe Staatsmann ſprach es aus, daß der Konflikt nicht eine regelmäßige Staatseinrichtung ſein könne. Wo eine Volksvertretung beſteht, und wo der Konflikt nicht ſtationär ſein ſoll, da werden Majoritäten zu gewinnen ſein Entziehen die Männer der Rechten ihre Unterſtützung, ſo fragt ſich, ob die Regierung, die das Staatsleben im Gange zu erhalten hat, weiter links noch regierungsfähige Volksvertreter zu finden vermag, auf deren Unterſtützung ſie zählen kann. Schon einmal hat der Miniſterpräſident die Rechte darauf aufmerkſam gemacht, daß ſie durch mutwillige Oppoſition den Schwerpunkt notwendig nach der andern Seite hinüberdränge Die Warnung hat an Bedeutung nichts verloren Etwas Gleichgiltiges kann die Majorität nur da ſein, wo die Geſetze keiner Zuſtimmung von Volksvertretern bedürfen, im abſolutiſtiſchen Staate.«

„Dieſe Worte waren gegen die Extremen auf der äußerſten Rechten gerichtet Von den übrigen Mitgliedern der Partei wurde gerühmt: »Die konſervative Partei hat ihren Anhalt in der Regierung geſucht und auch gefunden. Das nennt die Neue Preußiſche Zeitung den Grund des Übels. Wir halten für richtiger, darin den Grund des Anſehens und der Geltung der Partei zu erblicken. Unter dem Adlerfittich einer ſtarken und aufſtrebenden Regierung iſt dieſelbe nach langen Jahren der Nichtachtung emporgekommen. Indem ſie ſich der von Sr. Majeſtät ergriffnen Politik mit Loyalität anſchloß, hat ſie nicht das Gelingen dieſer Politik möglich

gemacht, wohl aber ſich mit derſelben, was nie zu vergeſſen iſt, identifiziert und ſich dadurch die Berechtigung auf vollen Anteil an Ruhm und Ehre erworben. Man kann nicht ſagen, daß die Regierung irgend einen parlamentariſchen Sieg in den letztverfloſſenen Jahren ihr allein zu danken hätte. Aber es iſt der Partei zu ſtatten gekommen, daß ſie ſich einer Regierung angeſchloſſen hat, die fähig war, zu leiſten, was die Partei zu vollbringen außer ſtande war.«

„Beinahe ganz dasſelbe, was hier von dem äußerſten rechten Flügel der Konſervativen geſagt wurde, galt von der Linken der Nationalliberalen, die jetzt aus der Partei ausgeſchieden iſt und wie der fabelhafte Sarg Muhammeds zwiſchen zwei Magneten, zwiſchen den alten Freunden und den ihr in den weſentlichen Punkten näher verwandten Herren vom Fortſchritt, in der Luft ſchwebt. Es galt in der Zeit vor der Sezeſſion, wo jene Linke vielfach dominierte, zeitweilig von der ganzen Partei. Auch die Nationalliberalen haben ſich bei der Neugeſtaltung der deutſchen Verhältniſſe nur inſoweit, als ſie ſich der Politik des Reichskanzlers anſchloſſen, ſich mit ihr identifizierten, ihren vollen Anteil an Ruhm und Ehre erworben. Sie mußten zu Anfange des innern Ausbaues des neuen Hauſes den zunächſt in Betracht kommenden Zügen ihres politiſchen Charakters nach dem Baumeiſter als beſonders geeignete Arbeiter erſcheinen, und ſollte das Werk raſch vom Flecke kommen, ſo mußten ſie ſowie der Teil der Konſervativen, der die Beſtrebungen des Bundeskanzlers begriff und zu unterſtützen gewillt war, bei demſelben verwandt und während ihrer Arbeit weiter gewonnen werden. Es waren »geſinnungstüchtige« Liberale unter ihnen, die ſich nur widerſtrebend mit der Regierung zu gehen entſchloſſen, weil das bisher als für den echten Liberalen unſchicklich, Intranſigenz, Oppoſition unter allen Umſtänden vielmehr als das einzig Rechte angeſehen worden war. Der Kanzler gewann ſie durch Entgegenkommen, durch möglichſt ſchonende Behandlung wirklich, einige ganz und für immer, andre bis zu einem gewiſſen Grade und vorübergehend. Er erwarb ſich unter ihnen Freunde durch formelle Zugeſtändniſſe an einige ihrer Lieblingsneigungen, die vorläufig als unſchädlich betrachtet werden konnten. Aber ſo ſehr er ſich ihnen auch gefällig erwies, die Rechte der Krone, die Autorität derſelben ließ er nicht ſchmälern.

„Der Liberalismus hatte bisher behauptet, die Regierung habe ſich dem Willen der Volksvertretung zu unterwerfen oder zurückzutreten und einem aus der Mehrheit der letztern gebildeten Miniſterium Platz zu machen. Bis 1866 hatte Bismarck die aus England importierte Lehre, die dort, beiläufig geſagt, nicht viel mehr als ein alter Brauch und keineswegs ein Gebot der Verfaſſung iſt, für unanwendbar auf Preußen erklärt. Jetzt bemühte er ſich bei verſchiednen Gelegenheiten, die Liberalen zu Anſichten zu bekehren, die beſſer zu den monarchiſchen Inſtitutionen ſtimmten. Er führte die Politik der Kompromiſſe ein, auf die die Nationalliberalen wie andre Gemäßigte in den meiſten Fällen eingingen Ferner ſuchte er den irrigen Glauben zu widerlegen und zu beſeitigen, der, oben ſchon angedeutet, einen Gegenſatz zwiſchen Regierung und Volksvertretung als ſelbſtverſtändlich und unter allen Umſtänden wirkſam annahm und die erſte und oberſte Pflicht der letztern in wachſamem Mißtrauen in betreff der Pläne und Vorſchläge der erſtern, die nächſtfolgende aber in dem Beſtreben der Parlamente erblickte, die angeblich erfolgte Übervorteilung der Regierten durch die Regierenden wettzumachen, die vermeintlichen Rechte des Volkes, Menſchenrechte, Grundrechte u. a. allmählich zurückzuerobern und die Staatsbürger, die jetzt politiſche Bildung genug beſäßen, von der »Bevormundung« durch die Staatsbehörden zu befreien Die Bemühungen des Fürſten, die Nationalliberalen dieſe Verkehrtheiten als ſolche erkennen und aufgeben zu laſſen, waren eine Zeit lang, wie es ſchien, nicht ohne Erfolg, ſodaß ſich im großen und ganzen ein recht freundliches Verhältnis zwiſchen ihm und der ſtärkſten Fraktion der Liberalen herausbildete, bei dem dieſe mancherlei Zugeſtändniſſe zu verzeichnen hatten. So auf dem Gebiete der wirtſchaftlichen Intereſſen, in der Frage der Verwaltungsreform und bei dem Kampfe mit den Ultramontanen und ſo ferner bei der Juſtizreform und dem Militärorganiſationsgeſetze. Immer erreichte der Kanzler hier ſeinen Zweck in der Hauptſache, indem er auf liberale Forderungen von geringerer Wichtigkeit einging, alſo auf dem Wege von Kompromiſſen.

„Bei der Schnelligkeit, mit der der innere Ausbau des deutſchen Staates auf dieſe Weiſe vor ſich gegangen war, konnte es nicht fehlen, daß ſich, als man Zeit zur Betrachtung des Geſchaffnen fand, Mängel am Werke herausſtellten, die von liberaler Seite

hineingekommen waren und raſcher Beſeitigung bedurften. Ein Teil der Nationalliberalen erkannte das an, ein andrer nicht. Alle erinnerten ſich mehr oder minder ihrer doktrinären Vergangenheit, alle nahmen mehr oder minder Rückſicht auf ihre Wähler, von denen ſie irrtümlich vorausſetzten, daß ſie in der Mehrzahl die alten Prinzipien des Liberalismus für unantaſtbare Heiligtümer hielten, und ſo wurde die Unterſtützung des Kanzlers durch die Partei immer fraglicher. Man ſetzte dieſe Unterſtützung allerdings noch in ſein Programm, die Thaten aber ließen zu wünſchen übrig. Man lieh dem Fürſten mit einigem Sträuben und Abzwacken ſeine Mitwirkung bei der Verſchärfung des von der modiſchen Humanität ſtark affizierten Strafgeſetzbuches, und die betreffende Novelle ging aus den Beratungen des Reichstags verſtümmelt hervor. Bei den Juſtizgeſetzen machte man in dritter Leſung nicht unwichtige Zugeſtändniſſe, aber vorher hatte man auch in dieſer Angelegenheit ganz erheblich ſeinen doktrinären Liberalismus herausgekehrt, demonſtriert, gefeilſcht und gemäkelt.

„Die Reichstagswahlen von 1877 zeigten deutlich, daß man ſich bei dieſem Verhalten mit jener Rückſicht auf die Wählerſchaften getäuſcht und verrechnet hatte. Ein beträchtlicher Teil der letztern war für die Politik des Kanzlers, und infolgedeſſen kehrte eine gute Anzahl von Nationalliberalen nicht ins Parlament zurück, während die Fraktionen der Konſervativen ſich verſtärkten.

„Oſtern 1877 bat der Reichskanzler den Kaiſer um ſeine Entlaſſung, worauf im Sinne der ungeheuern Mehrzahl des deutſchen Volkes, ſoweit es an politiſchen Dingen Intereſſe nimmt, mit dem bekannten ›Niemals‹ geantwortet wurde. Die Hauptmotive zu dem Abſchiedsgeſuche ſind damals in dieſem Blatte dargelegt worden. Aber auch Verdruß und Ermüdung vor der zunehmenden Oppoſition der ſtärkſten unter den liberalen Parteien, die ſich namentlich im Hinblick auf die Feindſchaft der Ultramontanen gegen das Reich entſchieden auf die Seite des Schöpfers des letztern hätte ſtellen ſollen, ſtatt deſſen aber, um den Schein liberaler Geſinnungstüchtigkeit zu bewahren, dem Kanzler ihren Beiſtand niemals ganz und voll zu teil werden ließ, mit juriſtiſcher Spitzfindigkeit und Silbenſtecherei hantierte, abzuhandeln und abzuſchwächen ſuchte, ſpielten offenbar dabei ihre Rolle. Die Herren vom linken Flügel der

Nationalliberalen fühlten ſich mehr zu Kritikern als zu Mitſchöpfern berufen, und ſie gewöhnten ſich mehr und mehr zu ihrer angeblichen Aufgabe, Wächter der vermeintlich bedrohten Freiheit zu ſein, zurück, ſodaß ſie bisweilen von der Fortſchrittspartei kaum zu unterſcheiden waren, ja in manchen Beziehungen den Anſchauungen und der Redeweiſe des Zentrums ſich näherten.

„Inzwiſchen waren die Pläne des Kanzlers zur Umgeſtaltung der wirtſchaftlichen Einrichtungen des Reiches gereift, die auf Vermehrung der Einnahmen des letztern aus den Zöllen und indirekten Steuern, auf die Unterſtützung der Induſtrie und Landwirtſchaft gegen die Konkurrenz des Auslandes und auf die Erleichterung der mit direkten Steuern ſchwer belaſteten Kommunen ſowie der Mittelklaſſen der Bevölkerung hinausliefen. Zu dieſem Zwecke ſuchte Fürſt Bismarck ſich den Beiſtand der Nationalliberalen zu verſchaffen, die dafür einige Miniſterpoſten haben ſollten. Im Spätherbſt von 1877 verhandelte er darüber mit Herrn von Bennigſen, dem Führer des rechten Flügels der Partei. Bennigſen konnte oder wollte ſich nicht allein entſcheiden. Er nahm die Vorſchläge des Kanzlers einfach entgegen, um ſich darüber mit den Parteifreunden zu beſprechen. Dies geſchah, und einige Tage nachher wurde von den Blättern der Nationalliberalen die Parole »konſtitutionelle Garantien« ausgegeben. Es war ein Handelsgeſchäft, das offenbar von Herrn Lasker angeraten war, der ſchon 1873 mit der Bemerkung, daß man auch endlich »Volksrechte« verlangen und gewähren müſſe, ein Preßgeſetz nach ſeinem Geſchmacke gefordert hatte, damit aber vom Kanzler dahin beſchieden worden war, das Volk ſeien wir alle, nicht bloß die liberal genannte, aber nicht immer wirklich liberale Partei. Jetzt, wo man mehr begehrt, als notwendig und unumgänglich erſchien, war, wie Herr Lasker meinte, die Zeit gekommen, dieſe günſtige Konſtellation auszunutzen und der Regierung abzudrücken, was man wünſchte. Über die »konſtitutionellen Garantien«, die man ſich gegen die Zuſage der Unterſtützung des Reichskanzlers bei der Ausführung ſeiner Pläne einzuhandeln gedachte, herrſchte in der Partei freilich keine Übereinſtimmung. Aber daß man ſolche Bürgſchaften in Anſpruch nahm, war der deutlichſte Ausdruck des nie ganz geſchwundnen und vom linken Flügel wiederholt ſchon geäußerten Gefühls, daß man in dem Kanzler nicht

ſowohl einen Freund und Mitarbeiter als einen Gegner vor ſich habe, dem man ſich nur mit Vorſicht weiter nähern dürfe, und deſſen Vorſchläge man erſt mit allerlei Kautelen durchſpicken müſſe, wenn ſie ungefährlich ſein ſollten. Das Verlangen nach den Garantien ſchmeckte halb nach der Denkart eines Handelsmanns, halb nach der eines Advokaten. Das »Volk«, in deſſen Namen es wie immer geſtellt wurde, teilte es nicht, verſtand es nicht einmal, trotzdem die liberale Preſſe es als Erfüllung einer heiligen Pflicht rühmte. Der Kanzler aber lehnte es aus Gründen, die zu Anfang dieſer Betrachtung angedeutet ſind, als unerfüllbar ab.

„Von dieſer Zeit an verwandelten ſich die Nationalliberalen in eine Oppoſitionspartei, die nur in den letzten Monaten teilweiſe wieder in die Bahnen einer erträglichen Kompromißpolitik einzulenken anfing, in denen ſie hoffentlich nach dem Ausſcheiden des linken Flügels aus dem Verbande verbleiben wird. Nicht der Reichskanzler hatte ſich von ihnen, ſondern ſie haben ſich durch Rückfall in ihre alte Politik vom Reichskanzler getrennt. Ihre Preſſe feindete ihn mit derjenigen der Fortſchrittspartei um die Wette oft in widerwärtiger Weiſe an. Ihre Vertreter im Landtage lehnten ſo ziemlich alles ab, was die Regierung beantragte; die im Reichstage thaten desgleichen, indem ſie u. a. das hochnotwendige Sozialiſtengeſetz verwarfen und ihm erſt dann ihre Stimmen gaben, als zwei Attentate aus den Reihen dieſer Umſturzpartei das geheiligte Haupt des Kaiſers bedroht und die Nation in eine Stimmung verſetzt hatten, die die Mandate derer, die hier aus »Prinzipientreue« keine Remedur wollten, für die Zukunft unſicher erſcheinen ließ. Die Herren wollten den Kanzler dadurch empfinden laſſen, daß ſie eine Macht ſeien. Er hat nur ſtärker empfunden, daß ſie ungewiſſe Freunde ſind, und im übrigen mit Hilfe andrer das Weſentliche ſeiner Abſichten durchgeſetzt, nicht ſoviel, als er mit dem Beiſtande der Nationalliberalen durchgeſetzt haben würde, aber immerhin bis auf weiteres genügend viel.“

Am 19. Februar nachmittags 2½ Uhr durch eiligen Brief Sachſſes zum Fürſten entboten, trat ich um vier Uhr bei ihm ein. Er war in Uniform und ſchien ausgehen zu wollen. Nachdem er mir die Hand gereicht hatte, ſagte er: „Aus unſerm neulich beſprochnen Artikel über die Nationalliberalen kann nichts werden, wegen not-

wendiger Frontveränderung gegen die Partei, die darin zum Zielpunkt des Angriffs gemacht worden iſt.*) Der Aufſatz war gut. Aber wir wollen ihn nicht drucken Sie gelten nun einmal für offiziell. Aber ich möchte was andres beſprochen wiſſen, die Debatte über den Steuererlaß nämlich, im Herrenhauſe, und die unrichtige Zuſammenſetzung des letztern. Es ſind zu viele Berliner drin und zu viele höhere Beamte, a. D.s und i. D.s."

Er nahm das Staatshandbuch her und las: „Frühere Miniſter Bernuth, Borries — der war freilich in Hannover, nicht hier , zwei Camphauſen, der edle und der unedle, Friedenthal, Patow, Lippe, Manteuffel, Rabe, Rittberg — von dem iſt mirs zweifelhaft, ob er Miniſter war, dann Sulzer, Unterſtaatsſekretär, ſiebzehn oder achtzehn Wirkliche Geheime Räte und andre höhere Beamte, die aus beſondrem königlichen Vertrauen berufnen Mitglieder werden neunundſechzig oder ſiebzig ſein — Na, ich habe was darüber aufgeſetzt, laſſen Sie ſich das doch von Rantzau geben, und benutzen Sie es, aber nicht wörtlich; man merkt ſonſt, daß es mein Stil iſt. Machen Sie Ihren daraus!"

Ich ſagte ihm, das werde geſchehen, und äußerte dann meine Freude darüber, daß er mit großer Majorität geſiegt, und daß er bei der Debatte Camphauſen ſo kräftig aus dem Sattel gerannt habe.[1]

Er lachte und erwiderte: „Sie hätten ihn ſehen ſollen und ſeine ganze Geſellſchaft: zornige Gäule und verzerrte Geſichter Und Camphauſen, der mich ſieben Jahre hingehalten, weil er nichts konnte, als mit Milliarden wirtſchaften, die er nach Beſtreitung der Kriegskoſten übrig behielt es blieben immer noch ein paar hundert Millionen übrig, die er nicht anzulegen verſtand. Der erinnerte mich an den Witz über den König Ludwig und die Lola Montez." Er zitierte den Vers mit den Reimen: „Lola Montez" und ſelber habend „nie gekonnt es," dann fuhr er fort: „Wenn der im Miniſterrate von zwei Millionen hörte, lächelte er bloß; wenn aber von hundert Millionen die Rede war, lachte er, daß ihm der Mund aufging und man ſeine zwei Zähne ſah. Der Milliardenvater, der

*) Damit war vermutlich die Abſicht gemeint, die ſich einige Wochen ſpäter in dem Appell des Kanzlers an Herrn von Bennigſen öffentlich äußerte

[1] Am 17. Februar 1881, Polit. Reden VIII, 274 ff Camphauſen war am 27 Februar 1878 zurückgetreten.

träge Mann, den ich immer bitten und betteln mußte um Vorſchläge zu einer Steuerreform, und bei dem doch nichts herauskam, bis zuletzt, und das war was Unbrauchbares.“

Ich erinnerte daran, daß ich in ſeinem Auftrage ſchon 1877 in den Grenzboten darauf aufmerkſam gemacht hätte.*)

„Ei, das laſſen Sie doch wieder abdrucken — verſetzte er —, das wird gut ſein; denn es beſtätigt, was ich ihm jetzt ſagte. Zuletzt kam er freilich und hatte was fertig und ging mit der nicht zu gebrauchenden Tabakſteuer vor, wollte auch in der Eiſenbahnſache was thun, in jener ſtolperte er über Bamberger, ſtatt ihn mit Verachtung zu ſtrafen. Camphauſen war der Führer bei dem Sturm im Herrenhauſe. Der hat die ganze Geſchichte angeblaſen, indem er ſich mit andern Giftmiſchern und enragierten Freihändlern zuſammenthat — Aber ich muß gleich gehen. Sprechen Sie mit Rantzau, der ſoll Ihnen das Aufgeſchriebne geben. Aber Sie dürfens niemand zeigen.“

Er zog die Klingel, und Graf Rantzau kam mit dem Bogen. Er ſagte, er habe ſehr undeutlich nachgeſchrieben und viele Worte abgekürzt; er wolle mirs daher drüben vorleſen. Der Kanzler verſetzte lächelnd: „Ach, das ſchadet nichts, das Undeutliche. Da kann ers nicht gut rauskriegen und nicht wörtlich wiederholen.“

Ich kriegte es aber, wenn auch mit einiger Mühe, zu Hauſe doch heraus und machte aus dem Diktat einen Artikel: „Das Herrenhaus,“ der in Nr. 9 der Grenzboten erſchien, und den ich im folgenden mitteile. Das Eingeklammerte iſt von mir, desgleichen die erſte Anmerkung, das übrige gehört dem Chef an, und zwar größtenteils auch der Form nach. Nur Kleinigkeiten ſind daran abgeändert, wie man Diktiertes korrigiert Der Aufſatz lautete:

„[Die dreitägige Debatte über den Steuererlaß, die in voriger Woche im Herrenhauſe ſpielte, und bei der die vom Miniſter a. D. Camphauſen angeſtiftete und geführte Oppoſition zuletzt unterlag, nachdem ſie ihren Chef vom Kanzler unſanft aus dem Sattel hatte heben ſehen,**) hat die Augen des Publikums wieder einmal auf das

*) In einem der Friktionsartikel, ſ. dreiundzwanzigſtes Kapitel.

**) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hat auf das, woran der Fürſt Herrn von Camphauſen bei dieſer Gelegenheit erinnerte, ſchon im Mai 1877 hingewieſen. Er ſagte damals in dem Grenzbotenartikel „Andre Friktionen,“ außer der Hof-

Haus der preußiſchen Lords gelenkt, deren Verhandlungen ſonſt keineswegs mit beſonderm Intereſſe verfolgt werden. Dies giebt uns Gelegenheit, einen Blick auf das Weſen und den Charakter dieſer Körperſchaft zu werfen und anzudeuten, was unſers Erachtens an der Zuſammenſetzung derſelben und an ihrer Behandlung durch die Regierung anders zu wünſchen wäre.]

„Es macht einen eignen Eindruck, daß das Herrenhaus, das doch ein mit dem Abgeordnetenhauſe gleichberechtigter Faktor der preußiſchen Geſetzgebung ſein ſoll, auch in dieſer Seſſion wieder wie gewöhnlich unter dem Drucke größter Eile zuſammentritt, um haſtig hochwichtige Fragen, diesmal u. a. neben der wichtigſten, dem Budget, das Zuſtändigkeitsgeſetz zu erledigen. Die Beratung des Budgets iſt die einzige, bei der das Haus Gelegenheit findet, gleich dem Hauſe der Abgeordneten ſeine Meinung über bedeutſame politiſche Angelegenheiten zu äußern. Allerdings iſt ſein Anteil an der Feſtſtellung des Budgets von der Verfaſſung geringer bemeſſen als der des andern Hauſes. Aber gerade bei der Allgemeinheit der Berechtigung, die unſerm Oberhauſe in betreff des Budgets zuſteht, weiſt die Verfaſſung darauf hin, daß es den Etat nicht ſowohl in den Einzelheiten beraten als ihn, an den oder jenen ſeiner Titel anknüpfend, in ſeiner geſamten politiſchen Bedeutung benutzen ſoll, um jener Auffaſſung unſers Staatslebens öffentlich zum Worte zu verhelfen, die in den Klaſſen herrſcht, die dieſe Körperſchaft vertritt. Nun hat man aus den Kreiſen der letztern noch nie eine Klage darüber vernommen, daß ſie nach dem bis jetzt üblich geweſenen Geſchäftsgange an dem ihr gebührenden Anteile an der Beeinfluſſung der Politik der Regierung verkürzt werde. Nirgends ſcheint es im Herrenhauſe ſchon empfunden worden zu ſein, daß die Beratung des Budgets, zu der das Haus der Abgeordneten viele Wochen gebraucht hat, dort in einigen Stunden abgethan worden iſt, nachdem man vorher Zeit gefunden, der verhältnismäßig untergeordneten

---

oppoſition gebe es noch andres, was den Kanzler verſtimme, ſeine Kraft aufreibe und ſo Veranlaſſung zu ſeinem Verlangen nach Entlaſſung aus ſeinen Ämtern geworden ſei, und fuhr dann fort. — Nun folgte aus jenem Aufſatz (ſ. oben) die Stelle kurz nach deſſen Anfange, die mit „Wir greifen davon“ beginnt und mit „wie es nicht geht“ endigt

Frage des Steuererlaſſes innerhalb der letzten Dekade der Geſchäfte drei ganze Sitzungen zu widmen

„Das Befremden über den Charakter der Angriffe, die die Regierung bei dieſem Meinungskampfe erfuhr, wird durch den Hinblick auf die kurze Spanne Zeit, die dem Hauſe zur Beratung der obengenannten viel wichtigern Vorlagen der Seſſion verblieb, erheblich geſteigert. Der letzte Grund zu dieſer Oppoſition iſt ohne Zweifel einerſeits in der Unruhe, andrerſeits in der Arbeitsluſt früherer hochgeſtellter Beamten zu ſuchen, die im Herrenhauſe Sitz und Stimme gefunden haben. Ehemalige Miniſter, die wie von Bernuth, Graf Lippe, Friedenthal und Camphauſen freiwillig zurückgetreten ſind, haben zum Teil die Neigung, die gewohnte miniſterielle Thätigkeit als Parlamentarier fortzuſetzen, zum Teil die verdrießliche Empfindung, nach ihrer Verabſchiedung nicht wieder ein Portefeuille erhalten zu haben oder ſonſtwie verwandt worden zu ſein. Sie müßten ſich einer ungewöhnlich vornehmen Denkart erfreuen, wenn ſie Erfolge derer, die jetzt ihre Poſten einnehmen, frei von jeder Mißgunſt betrachten oder gar herbeizuführen geneigt ſein ſollten, und es iſt nur menſchlich, nur natürlich und gewöhnlich, wenn bloße Durchſchnittsnaturen der Verſuchung, den Eindruck hervorzurufen, daß ihr Rücktritt eine unausfüllbare Lücke in die Regierungsmaſchine geriſſen habe, keine höhern patriotiſchen Rückſichten entgegenzuſtellen imſtande ſind.

„[Wie ſchon anfangs bemerkt worden] iſt der Plan zu dem Feldzuge gegen die Steuererlaßvorlage des Fürſten Bismarck im Herrenhauſe von Herrn Camphauſen entworfen worden, und derſelbe ehemalige Kollege des Kanzlers hat das Hauptmanöver dieſer Kampagne in dem betreffenden Ausſchuſſe durch Einwirkung auf deſſen Mitglieder vorbereitet. Dabei wurde offenbar die Abſicht verfolgt, die faſt völliger Vergeſſenheit anheim gefallnen guten Freunde von der eingeſchlafnen altliberalen Partei, durch die Herr Camphauſen einige Bedeutung erlangt hatte, wieder in den Vordergrund zu ziehen und an ihre Verdienſte zu erinnern, und dies konnte wirkſam nur geſchehen, wenn man der jetzigen Regierung die Erfüllung ihrer Aufgabe nach Kräften erſchwerte und ſie durch übelwollende Vergleiche zwiſchen der gegenwärtigen und der frühern Verwaltung als jener Aufgabe nicht gewachſen hinſtellte[, wobei

man ſich billig verwundern kann, daß Herr Camphauſen ſo wenig Selbſterkenntnis und Gedächtnis beſaß, ſich nicht zu erinnern, welch ein Rabenvater er den von der franzöſiſchen Kriegsentſchädigung übriggebliebnen, unter ſeiner geringen Befähigung zu nutzbarer Anlegung dieſer ungeheuern Summe vertrockneten und verflüchtigten Millionen geweſen war. Auch daran konnte er denken, daß er, nachdem er den Kanzler jahrelang mit deſſen Anregung zur Steuerreform hingehalten, zuletzt mit einer Tabakſteuer kam, die nicht zu gebrauchen war und nur von neuem ſeine ſchwache Befähigung in wirtſchaftlichen Dingen darthat.

„Aber laſſen wir ihn liegen, wo ihn die Erwiderung des von ihm Angegriffnen hingeworfen, und ſehen wir uns einige andre Gegner des Fürſten bei der großen Debatte an.] Graf Lippe war der erſte, der der Verſuchung, ſein Mütchen zu kühlen, unterlag und mit größter Schärfe, Bitterkeit und Gehäſſigkeit gegen die Regierung in die Schranken ritt, der er ehedem angehört hatte. Ihm folgte auf gleicher Bahn der frühere Finanzminiſter von Bodelſchwingh, der ſich dadurch ein langdauerndes Andenken geſichert hat, daß er bei Beginn des letzten Krieges mit Öſterreich erklärte, die Mittel zur Löhnung der Armee ſeien nur bis Ende der nächſten Woche vorhanden Ähnliche Wege wandelte der ehemalige Miniſterpräſident von Manteuffel. Daneben ſuchten Unterſtaatsſekretäre a. D. durch die Schärfe ihrer Angriffe der Regierung nahe zu legen, daß ihre Befähigung zu noch höhern Stellen von ihr verkannt worden ſei Die Miniſter Camphauſen und Friedenthal haben dieſe Tradition in betrübender Weiſe wieder aufleben laſſen, nachdem dieſer wie jener aus eignem Entſchluſſe unter ſchwierigen Verhältniſſen aus dem gegenwärtigen Kabinette ausgeſchieden war, und dem letztern die Weiterführung der von ihm ſelbſt angefangnen Werke und die Verantwortlichkeit für das Gelingen derſelben überlaſſen hatte

„Harte Worte für ein ſolches Verfahren drängen ſich uns in die Feder. Wir wollen ſie nicht gebrauchen, [das Publikum mag die rechte Bezeichnung für eine ſolche Handlung ſelbſt finden, und es wird ſie finden, denn] es gilt im gewöhnlichen Leben nicht für ein Zeichen edel angelegter Naturen, denen Steine in den Weg zu legen [und in die Räder zu greifen], die ſchwerwiegende Aufgaben

zu bewältigen haben, zu deren Löſung die Hemmenden ſelbſt ſich unfähig fühlten.

„Die neununddreißig Mitglieder des Herrenhauſes, die die Minorität bei der Abſtimmung über den Steuererlaß bildeten, ſetzen ſich, wenn wir von einigen zornſchnaubenden alten Herren abſehen, die zu allem, was vorkommt, nein ſagen, aus Reaktionären der äußerſten Rechten wie Graf Lippe, Graf Brühl, Freiherr von Tettau, Herr von Rochow und Herr von Oldenburg, ferner aus fortſchrittlich verblendeten Politikern wie die Herren von Forckenbeck und Forchhammer, dann, wie bemerkt, aus unzufriednen und frondierenden Beamten höherer Klaſſe und deren Erbeshelfern und ſchließlich aus einer Anzahl fanatiſcher Freihändler unter den Bürgermeiſtern zuſammen, die von ihrem doktrinären Standpunkte aus die angeblich ſchutzzollneriſche Regierung bekämpfen zu müſſen meinen.

„Die Minorität ſtellt alſo ein Konglomerat der heterogenſten Elemente dar. Sie ſind mit einander nur durch die aus den allerverſchiedenſten Motiven hervorgerufne Feindſchaft gegen den Fürſten Bismarck und ſeine Politik*) verbunden Ganz beſonders lebhaft und auffällig äußert ſich dieſe Stimmung bei ſolchen Herrenhausmitgliedern, bei denen ein beſondres königliches Vertrauen den Beweggrund zu ihrer Ernennung und die Baſis ihrer Stellung im Hauſe bildet Sie glauben [verwunderſamerweiſe] jenes Vertrauen am geeignetſten dadurch zu rechtfertigen, daß ſie der Regierung des Königs, der ihnen ihr Mandat erteilt, thunlichſt viel Schwierigkeiten zu bereiten bemüht ſind.

„Daß eine infolge ihrer Zuſammenſetzung notwendig unfruchtbare Oppoſition dieſer Art dem Herrenhauſe drei volle Tage von der Woche, die demſelben zur Erledigung der obengenannten wichtigen Fragen überhaupt übrig blieb, wegnehmen konnte, zeigt einen Grad von Nachſicht auf ſeiten der Mehrheit, den wir mit zu den

*) In wie weite Kreiſe wenigſtens ein Anhauch dieſes Gefühls geht, erſieht man aus der Haltung der Poſt, die über die Sache Artikel von ſüßſauerm Geſchmack brachte. — Dieſe Anmerkung wurde auf Wunſch des Chefs hinzugefügt, den mir Graf Rantzau am 21 Februar ausſprach. Der Fürſt wollte dabei „Friedenthal als Zukunftsminiſter“ genannt und als Urſache der Haltung der Poſt bezeichnet haben, Rantzau und Holſtein widerrieten mir das jedoch, da Friedenthal auf das Blatt keinen Einfluß mehr habe

Urſachen der mangelhaften praktiſchen Beteiligung jener Körperſchaft an unſrer Politik zählen dürfen. In der kurzen Zeit, die demzufolge dem Hauſe noch geblieben iſt, hat es den Staatshaushalt und das Zuſtändigkeitsgeſetz noch zu bewältigen. Daran aber, daß es überhaupt bis auf die letzten beiden Wochen der Seſſion neben den vielen und meiſt ſehr lebhaften Debatten des andern Hauſes unthätig bleiben mußte, iſt unſrer Anſicht nach das Herrenhaus ſelbſt nicht ſchuld, mindeſtens dürfen wir die Quelle dieſes Übelſtandes nicht in ihm allein ſuchen. Allerdings fällt dabei ein gewiſſer Mangel an Intereſſe für ſtaatliche Angelegenheiten, der bei einem großen Teil unſrer Lords zu beobachten iſt, erheblich ins Gewicht. Die Hauptſchuld trägt jedoch unſers Erachtens die Staatsregierung, und zwar deshalb, weil ſie nicht nur die finanziellen Vorlagen, ſondern gleichzeitig auch alle wichtigen und Intereſſe erweckenden andern Vorſchläge und Entwürfe zuerſt an das Abgeordnetenhaus bringt. Jenes iſt durch die Verfaſſung geboten, dieſes nicht.

„Wir wiſſen, um ein Beiſpiel für das Geſagte anzuführen, nicht [und können auch nicht erraten], aus welchen Rückſichten ſich die Regierung bewogen geſehen hat, ſämtliche Organiſationsgeſetze, ſowohl die, die für die ganze Monarchie, als auch die, die für einzelne Provinzen beſtimmt waren, regelmäßig und ausſchließlich zunächſt dem Abgeordnetenhauſe vorzulegen, welches dieſelben entweder in ſeinen Kommiſſionen liegen oder ſie wenigſtens nicht vor der Schlußwoche der Seſſion dem Herrenhaus zukommen ließ. Manchen Leuten kann dabei eine Variation des bekannten Schillerſchen Pentameters einfallen, die ungefähr lauten würde: Wenn das Laſter ſatt iſt, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſche. Mit andern Worten: Der beſcheidne Teil wird ſeiner Beſcheidenheit gemäß hintangeſetzt und übel behandelt. Sollen wir uns die Sache damit erklären, daß wir ſagen: Vor dem Abgeordnetenhauſe fürchtet ſich die Regierung, vor dem Herrenhauſe nicht?

„Wir ſind der Meinung, daß dieſe Politik weder recht würdig noch recht praktiſch iſt. Ja, man kann dieſes Verfahren kaum als Politik bezeichnen; denn mit dieſem Ausdruck pflegen wir doch in der Regel den Begriff einer Thätigkeit zu benennen, die weiter ſchaut als auf leichte und bequeme Befriedigung einzelner Bedürfniſſe der Verwaltung. Wir können uns der Befürchtung nicht erwehren, daß

ſpätere Regierungen den Fehler zu büßen haben werden, den die gegenwärtige mit einem Verhalten begeht, das einer Nullifizierung des preußiſchen Oberhauſes nahekommt.

„Der erwähnte Mangel an Teilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten, der die größere Anzahl der Mitglieder des Herrenhauſes charakteriſiert, iſt zweifelsohne teilweiſe Folge unzweckmäßiger Einrichtungen, die jene Körperſchaft ihrer Entſtehung und Ergänzung zu verdanken hat. Infolge deren fehlt den meiſten Mitgliedern des Hauſes eine lebendige Beziehung zum öffentlichen Leben. Der warme Pulsſchlag desſelben erreicht ſie nicht. Es wird Politiker geben, die ſich noch der ebenſo lebhaften als wirkſamen Thätigkeit erinnern, in der die ehemalige erſte Kammer, die durch das Herrenhaus erſetzt worden iſt, in das ſtaatliche Leben eingriff, und der ſolcher Lebhaftigkeit entſprechenden Teilnahme, die die öffentliche Meinung damals gerade vorzugsweiſe für die Verhandlungen dieſer Kammer an den Tag legte, weil ſie in Wahrheit inhaltreicher waren und mehr geiſtige Kapazität gewahren ließen als die Debatten der zweiten. Wem dies noch gegenwärtig iſt, der kann nicht ohne Bedauern damit das Gewicht und die Wirkſamkeit vergleichen, die dem Herrenhauſe, dem umgeſtalteten Nachfolger jener Körperſchaft, verblieben ſind.

„Der Fehler, dem wir hier begegnen, liegt aber nicht lediglich an den unzureichenden Wurzeln, die das Herrenhaus nach ſeiner Ergänzung mit dem Lande verbinden; denn auch ſo, wie der jetzige Senat Preußens entſteht und zuſammengeſetzt iſt, würde er mehr Bedeutung haben, wenn die Regierung ihm mehr Bedeutung beilegen wollte und nicht durch die Art und Weiſe ſeiner Beteiligung an den Landtagsgeſchäften und durch die Auswahl bei den Ernennungen dazu beträge, daß das Haus auf einen nur geringen Anteil an den geſetzgeberiſchen Arbeiten beſchränkt iſt und beſchränkt bleibt. Die Form, in der unſer Oberhaus ſeine Beteiligung an den gedachten Arbeiten hinzunehmen genötigt iſt, hat zur Folge, daß die Vorbereitung in den Kommiſſionen und die laufenden Geſchäfte im weſentlichen von den Mitgliedern in die Hand genommen werden, die ihren Wohnſitz in der Hauptſtadt haben, und letztere ſind großenteils zurückgetretne und mit ihrem Rücktritte mehr oder weniger unzufriedne Beamte. Wir glauben nicht zu hoch zu greifen, wenn wir annehmen, daß dieſe Berliner mit Hinzurechnung einiger Vertreter

großer Städte die zur Beſchlußfaſſung erforderliche Zahl 60 ſtellen. Die Vertreter des großen Grundbeſitzes in den Provinzen, denen das Hauptgewicht in dieſer Verſammlung zugedacht war, erſcheinen neben den Genannten nur bei den ſeltnen Gelegenheiten, wo der Abſtimmungsapparat im Verlaufe weniger Tage die Ergebniſſe der Seſſion ſanktionieren ſoll, und das iſt entſchieden ein Nachteil.

„Die erſte Frage bei vielen der zu dieſem Zweck Eintreffenden iſt gewöhnlich die: Wann wird man wieder heimreiſen können? Bei der Beratung des Geſetzes, das gerade für den Großgrundbeſitz von höchſter Bedeutung war, und das denſelben mit unerträglicher Vexation bedrohte (wir meinen das Feld- und Forſtpolizeigeſetz), ſind, wenn wir recht zählten, nur etwas mehr als achtzig Herrenhausmitglieder erſchienen, von denen kaum zwanzig den durch dieſes Geſetz gefährdeten Grundherren aus der Provinz angehörten.

„[Wir kommen zum Schluß und zur Moral dieſer Betrachtungen, und dieſe lautet wie folgt.] Wenn die Regierung wirkſame Politik treiben und nicht bloß einzelne Reſſorts verwalten will, ſo wird ſie die Notwendigkeit einſehen müſſen, den Verſuch zu unternehmen, ob eine beſſere, mehr auf dem Fuße der Gleichheit mit dem Abgeordnetenhauſe ſich bewegende Behandlung des Herrenhauſes nicht bewirken kann, daß deſſen Mitglieder ſich lebhafter und regelmäßiger an den Landtagsgeſchäften beteiligen. So wie der Geſchäftsgang bisher war, darf es fernerhin nicht gehalten werden, wenn die wünſchenswerte Regeneration des Hauſes ſich vollziehen ſoll. Denn wer wollte jetzt etwas Stichhaltiges und Überzeugendes gegen die Ausrede vorbringen, mit welcher die Mehrzahl der 133 Herrenhausmitglieder, die von den 300 bei der letzten namentlichen Abſtimmung zugegen waren, auf den Vorwurf antworten konnten, daß ſie erſt in den letzten beiden Wochen in der Mitte der andern erſchienen ſeien, gegen die Frage nämlich: Was hätten wir denn früher hier gefollt? Etwa an der Thür des Abgeordnetenhauſes warten, bis es den dortigen Herren beliebte, uns den Abhub ihrer Leiſtungen zukommen zu laſſen? Oder auf die Miniſter warten, bis die für uns Zeit haben? Wir können das ganz und gar ebenſo gut zu Hauſe abwarten

„Wir meinen, es wird nicht leicht ſein, den Gegenvorwurf, der hierin für das bisherige Verfahren der Regierung gegen das Herren-

haus liegt, zu entkräften [und ſo kommen wir auf unſre Forderung zurück, daß hier eine Remedur eintreten ſollte und bald]“

Am 27. April 1881 erinnerte ich den Chef für den Fall, daß er nach Wiedereröffnung der Reichstagsverhandlungen etwas für mich zu thun hätte, an meine Dienſtwilligkeit. Der betreffende Brief wurde früh elf Uhr Thereſ zur Beſtellung übergeben

An demſelben Tage machte ich Bucher in ſeiner Wohnung einen Beſuch. Er erzählte, daß „der Ring im Auswärtigen Amte,“ deſſen Seele Bülow geweſen war, jetzt „geſprengt“ ſei. Bülow würde entfernt werden, er ſolle eine kleine Geſandtſchaft, Weimar oder Stuttgart, erhalten Auch mit Tiedemann gehe es zu Ende, und er wäre wohl ſchon beſeitigt, wenn er nicht in betreff anderweiter Verſorgung zu hohe Anſprüche machte und durchaus Oberpräſident werden wollte, während er höchſtens Regierungspräſident werden könne. Der Fürſt wiſſe von dieſen Anſprüchen und habe ſich ſpöttiſch darüber geäußert. Lindau, der für Preßſachen ſorgen ſolle und jetzt vortragender Rat ſei, leiſte nicht viel, da er „keine Schulbildung habe.“ Er, Bucher, müſſe daher oft für die Zeitungen thätig ſein. So habe er unter anderm im Auftrag und nach Angaben des Fürſten mehrere größere Aufſätze für die Deutſche Revue über das geſamte nationale Leben der Gegenwart (herausgegeben von R. Fleiſcher, verlegt von O. Janke in Berlin) zu ſchreiben gehabt, die er mir gab. Der eine, für das Maiheft beſtimmt und mir in der Fahne zugeſtellt, beſprach unter der Überſchrift: „Macht ohne Verantwortlichkeit“ vorzüglich Gladſtones und Gambettas jüngſte Politik. Der andre, im Aprilheft des ſechſten Jahrgangs abgedruckt und „Fürſt Bismarck im Staatsminiſterium“ betitelt, enthielt intereſſante Aufſchlüſſe über den Rücktritt des Miniſters des Innern, Grafen (Botho von) Eulenburg, der nicht bloß infolge des Zuſammenſtoßes mit dem Chef am 19. Februar im Herrenhauſe erfolgt war.

Am 3. Mai empfing ich aus der Reichskanzlei Antwort auf meine Zeilen vom 27. April in Geſtalt einer Einladung, den Fürſten am nächſten Tage zu beſuchen. Ich traf Bucher im Vorzimmer, der, vor mir hineingerufen, etwa eine Viertelſtunde bei ihm blieb. Als der Fürſt darauf mich empfing, ſagte er „Sie wollten Futter haben Ich habe aber jetzt keins Ich habe mich vorhin im Garten

beſonnen, was ich Ihnen ſagen ſollte, fand aber nichts. Nun könnte ich mit Ihnen was beſprechen, worüber ich in dieſen Tagen im Reichstage reden werde, aber dann würden ſie ſagen: Der hat die Grenzboten mit Nutzen geleſen. Indes könnte man ja immer noch einmal auf das zurückkommen, was ich neulich über das Berliner Stadtregiment und den Klüngel und Ring des Fortſchritts bemerkt habe, und über die Mietſteuer und die Abſchätzung. Auch über die Verlegung des Reichstags, der ja nicht unbedingt in Berlin zuſammenkommen muß. Man will nicht, daß ich mich als Anwalt des kleinen Mannes, des Armen betrachte. Ich hätte kein Recht dazu, keine Veranlaſſung, während doch hier erſt neulich wieder Leute verhungert ſind. Die Rede wegen der Mietſteuer vertrat die Intereſſen dieſer Klaſſe der Bevölkerung, die Billigkeit. Die Fortſchrittspartei und Klique der Manchesterpolitiker, der Vertreter des mitleidloſen Geldſacks, ſind immer unbillig geweſen gegen die Armen, ſie haben immer nach Kräften dahin gewirkt, daß der Staat verhindert werde, ſie zu ſchützen. Laissez faire, möglichſt viel Selbſtregierung, Unbeſchränktheit, Gelegenheit zur Aufſaugung des kleinen Geſchäfts durch das Großkapital, zur Ausbeutung der Unwiſſenden und Unerfahrnen durch die Klugen und Geriebnen. Der Staat ſoll bloß Polizei ſein, beſonders für die Ausbeuter“

Er beſann ſich einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Ich verwerfe eine weitgehende Selbſtregierung der Gemeinden dem Staate gegenüber nicht. Sie hat ihre Vorzüge, aber auch ihre Nachteile. Wenn ſie nicht immer dasſelbe Gerechtigkeitsgefühl zeigt wie das ſtaatliche Beamtentum, ſo liegt das in der menſchlichen Natur, die eben nicht vollkommen iſt, ſondern mangelhaft. Man wird immer geneigt ſein, Verwandte, Kunden, Freunde, Parteigenoſſen zu bevorzugen, und das wird in vielen Fällen wirklich geſchehen, auch wenn man ſich vorgenommen hat, unparteiiſch zu ſein; man ſieht die Dinge, die Menſchen dann eben anders, als ſie ſind. Es iſt ganz begreiflich, daß der Krämer ſeine Kunden bei Abſchätzungen, ſelbſt gegen ſeinen Willen, nicht mit derſelben Elle mißt, wie die Nichtkunden, und wenn dann noch Parteihaß oder Glaubenshaß dazu kommen und Rückſicht auf Parteigenoſſen, ſo ſind Unbilligkeiten kaum zu vermeiden. In einer großen Stadt, wo eine Partei ſich des Regiments bemächtigt hat, kann das zu ſehr ernſten Übelſtänden

führen, zumal da es nicht bei ungerechten Abſchätzungen zu bleiben pflegt, ſondern der Parteigeiſt oft auch die ſtädtiſchen Ämter und Arbeiten vergiebt. — Die Selbſtregierung der Städte muß ihre Grenzen haben, der Staat muß die, die nicht zu der Partei gehören, die in der Gemeinde herrſcht, vor der Willkür und der Unbilligkeit ſchützen, mit der die von jener Partei gewählte und fortwährend beeinflußte Gemeinderegierung ſie bedroht So war es ein Mißgriff, wenn Eulenburg — ich meine den letzten — dem Berliner Stadtregiment ſo viele Rechte einräumte. Der war ja eigentlich konſervativ, hatte aber das Bedürfnis, populär zu ſein, was er denn auch, wie Sie aus den Zeitungen erſehen haben werden, erreicht hat. Auch war er mit Forckenbeck befreundet, und ſo mag auch der auf ihn eingewirkt haben, Zugeſtändniſſe zu machen, die den Anſichten des fortſchrittlichen Ringes entſprachen. Das betraf aber nicht bloß Berlin. Wir waren auch im allgemeinen verſchiedner Meinung hinſichtlich der Provinzial- und Kreisordnung. Ich wollte die noch mals geprüft wiſſen und teilweiſe abgeändert; denn es waren gefährliche Konzeſſionen darin. Eulenburg aber hatte Eile mit der Sache und wollte raſch den Rahmen fertig geſtellt ſehen, der für alle Provinzen beſtimmt war. Ich hätte meine Unterſchrift verſagt, wenn man mirs vorgelegt hätte. Auch dem Könige mißfiel dieſe Nachgiebigkeit, die ihm an ſeine monarchiſchen Rechte ging und die Staatsgewalt zerbröckelte Das ſah man z. B. bei den Einzugsfeierlichkeiten neulich,*) wo die Stadtverwaltung Maßregeln getroffen hatte, ohne ſich vorher mit Madai zu benehmen und durch den die Meinung des Königs zu erfahren, die eine ganz andre war. Daraus erklärt ſich zum Teil auch der Rücktritt Eulenburgs. Er benutzte den Vorgang im Herrenhauſe, um ſich aus einer ihm nicht mehr bequemen Stellung zurückzuziehen. Die in Berlin regierende Demokratenklique aber machte ſich die ihr eingeräumten Rechte zu nutze, ſie pochte darauf und verfuhr, als könnte ſie thun, was ſie wollte. Auch der Übergang der Straßen der Stadt in das Eigentum derſelben mußte ihren Zwecken dienen, zum Nachteil vieler Leute. Ein Beiſpiel iſt die Pferdebahn, von der man ſagen kann, ſeit die Ver-

*) Nach dem Attentate Nobilings und der Erholungsreiſe des geneſenen Kaiſers 1878.

waltung das Recht des Staates an den Straßen der Stadt abgetreten hat, ist geradezu das mittelalterliche Geleitsrecht hier wieder aufgelebt Maybach aber hat ihnen, als die Bahn über die Jerusalemer Straße gelegt werden sollte, noch einmal gezeigt, was eine Harke ist."

Er schwieg einen Augenblick, dann bemerkte er weiter: „Ich will also keine Staatsomnipotenz, aber auch keine Zersetzung des Staats, keinen Zerfall in kommunale Republiken nach dem Geschmacke Richters und Virchows. Wie weit man mit derartiger Selbstregierung kommt, haben wir in Paris gesehen. Jetzt wird es wieder versucht. Lesen Sie doch die Reden, die Andrieux, der Polizeipräfekt, in der Kammer und vor seinen Wählern in Arbresle gehalten hat. Es geht daraus hervor, daß verständige und charaktervolle Männer auch in republikanischen Staaten kein unbeschränktes Selfgovernment gewähren wollen. Sie finden sie in den letzten französischen Zeitungen. Es ist viel Gutes darin, was auch auf unsre Verhältnisse paßt." —

„Und dann, was ich über den Reichstag und seine Verlegung von Berlin weg gesagt habe, darüber läßt sich noch viel mehr bemerken. Sagen Sie, es wäre kein Schreckschuß, sondern ein ernstgemeinter Gedanke. Vieles empfiehlt ihn. Der Kaiser kann den Reichstag berufen, wohin er will; denn in der Verfassung ist nichts über den Ort bestimmt, wo er sich zu versammeln hat. Die alten Kaiser Deutschlands hatten keine Reichshauptstadt, sie versammelten die Vertreter des Reichs, Fürsten und Stände, wo es ihnen gerade paßte, bald im Norden, bald im Süden oder Westen. Bei Bedrohungen vom Westen her wäre es heutzutage indiziert, daß der Reichstag in Berlin oder Breslau tagte, während er bei Unruhen im Osten nach einer bayrischen, rheinischen oder hessischen Stadt berufen werden sollte, etwa nach Köln, Nürnberg, Augsburg oder Kassel. Auch gegen Hamburg oder Hannover würde unter Umständen nichts einzuwenden sein. Die Herren würden an allen diesen Orten sehr günstig aufgenommen werden, und es würde ihnen aus der Sache noch ein Vorteil erwachsen: Luftwechsel; sie würden in ihrer Gesamtheit mit andern Sphären der Nation, andern Leuten, andern Verhältnissen in Berührung kommen, anders beeinflußt werden als bisher. Der Berliner ist so wenig mit dem Deutschen zu ver-

wechſeln, wie der Pariſer mit dem Franzoſen; es ſind hier wie dort zwei ganz verſchiedne Nationen — Auch ſonſt ſprechen ſehr beachtenswerte Gründe für den Plan. Die Unabhängigkeit der Voten und die Redefreiheit iſt in Mittelſtädten beſſer gewahrt als in einer großen Stadt mit mehr als einer Million Einwohnern. Man hat das 1848 geſehen, wo die Radikalen, die Demokraten, die jetzt Fortſchrittspartei heißen, die Gewalt an ſich geriſſen hatten. Volkshaufen bedrohten die Abgeordneten, deren Haltung ihnen nicht gefiel, belagerten ſie einmal geradezu, und auch hier konnte ein Auerswald und ein Lichnowsky totgeſchlagen werden,[1] und noch viel leichter. Die Reichstagsmitglieder haben dort die Berliner Schmutzpreſſe nicht zu fürchten. Wie viele von ihnen ſind feſt gegen ſolchen Zeitungspöbel? Wie viele würden in revolutionären Zeiten feſt ſein gegen Einſchüchterung und Bedrohung ihres Lebens und ihrer Ehre? Solche Zeiten können wiederkommen. In kleinern Orten ſind ſie viel leichter zu ſchützen als hier, wo die Fortſchrittsleute, die Jakobiner, mit den Sozialiſten künftig das enge Bündnis ſchließen werden, auf das die demokratiſchen Ziele hinweiſen, die ſie gemeinſam im Auge haben. Ihre Verwandten in Paris hatten es 1871 geſchloſſen. Wenn dieſe beiden Parteien aber in Berlin einig ſind, ſo bilden die Ordnungsfreunde und die Monarchiſchgeſinnten die Minorität und können ihre Meinung nicht zur Geltung bringen, ſelbſt wenn alle ihre Schattierungen zuſammengehn Auch anderswo hat man das begriffen. In den Vereinigten Staaten verſammelt ſich der Kongreß nicht in Newyork, Philadelphia, St. Louis oder Chicago, ſondern in Waſhington, einer mäßig großen und für gewöhnlich ſtillen Stadt, und die Legislaturen der Einzelſtaaten tagen in Mittelſtädten, ja in ganz kleinen Orten. Sehr gute Gründe ſprechen für das Verbleiben der franzöſiſchen Kammern in Verſailles, und es wäre faſt ein Wunder, wenn ihre Rückkehr nach Paris ſich nicht einmal rächte. — Schon die Verlegung des Reichstags nach Potsdam würde gegen Unzuträglichkeiten und Gefahren, wie ich ſie auseinandergeſetzt habe, eine gewiſſe Sicherheit bieten. — Endlich würden, wenn der Reichstag nicht in Berlin domiziliert wäre, nicht ſo erſtaunlich viele Berliner darin ſitzen."

[1] Wie in Frankfurt a. M. am 18. September 1848.

Er klingelte und ließ ſich das Verzeichnis der Reichsboten bringen, das er dann nach dem Alphabet von Bamberger, Benda, Bernuth und Beſeler bis zu Weber und Wehrenpfennig auf der Suche nach Berlinern durchging, wobei ich die Gefundnen aufſchrieb. Als er zu Radziwill kam, bemerkte er: „Ferdinand, einer der größten Verſchwörer, aber glücklicherweiſe ſehr dumm.“ Bei Struve äußerte er: „Das iſt der Lümmel“*) Zuletzt ſagte er: „Nun zählen Sie einmal. — Wieviel ſinds?“ — Es waren ſechsundvierzig. Er verſetzte: „Die dürfen Sie aber nicht nennen; denn es ſind gute Freunde und ſehr monarchiſch geſinnte Leute darunter.“

Er ſprach jetzt langſam und wie diktierend und ging dabei im Zimmer auf und ab. Ich ſchrieb nach: „Die Präſenzziffer ſchwankt dicht unter zweihundert, und von denen ſind die ſechsundvierzig wahrſcheinlich immer zugegen. Dann aber kommen wir zu dem ungeheuerlichen Verhältnis, daß die einzige Stadt Berlin nicht weniger als ein Fünftel, ja faſt ein Viertel der effektiv wirkſamen Vertretung Deutſchlands mit Einſchluß Elſaß-Lothringens liefert, und wenn man die höchſte Präſenzziffer von etwa dreihundertundzehn nimmt, bleiben immer fünfzehn Prozent Berliner. Auf jede Million der Seelenzahl des Deutſchen Reichs kommt mehr als ein Hieſiger, und wenn der Überdruß an den Reichstagsverhandlungen, der bei vielen Abgeordneten durch den Zwang erzeugt wird, zwei- und mehrſtündige Reden der Herren Richter und Lasker anzuhören, ſo zunimmt wie in der letzten Zeit, ſo kann man es für richtig halten, wenn prophezeit wird, daß künftig wenigſtens ein Fünftel der Reichsvertretung bei den Abſtimmungen oder der Präſenzzahl regelmäßig aus Berlinern beſtehen wird. Die ſind immer am Platze, und wenn ſich zu den Demokraten unter ihnen nur die gleiche Zahl von Nichtberlinern als Geſinnungsgenoſſen findet, ſo haben wir ſchon nahezu die geborne Majorität der üblichen Präſenzziffer von Zweihundert. Dabei findet ſich in der Stadt ein erhebliches Kontingent ſolcher Kandidaten, die aus gewerbsmäßiger Ausübung der Volksvertretung, kombiniert mit der Redaktion von Zeitungen, ein Geſchäft machen. Beides arbeitet einander in die Hand, um den wirtſchaftlich un-

*) Mit Beziehung auf einen frechen Ausdruck ſeiner Mißbilligung im Parlament.

produktiven Klaſſen, den fruges consumere nati ein Übergewicht in der Geſetzanfertigungsanſtalt zu verſchaffen. Mit Hilfe der von Beſoldung und Honorar lebenden Beamten in Berlin und außerhalb, für die die Parlamentszeit eine angenehme Ferienzeit im Vergleiche mit der ſonſtigen dienſtlichen Thätigkeit iſt" — Er vollendete den Satz nicht, lächelte und ſagte: „Für die iſts, wenn ſie hier ſind, wie mit den jungen Leuten, die auch froh ſind, wenn ſie nicht in die Schule gehen müſſen, und die den Kopf hängen, wenn ſie nach den Feiertagen ins Gymnaſium oder Penſionat zurückmüſſen — Hier im Reichstag oder im Abgeordnetenhauſe giebt es keinen ſtrengen Dienſt, keine groben Vorgeſetzten, keine Unterordnung und keine Rüge. Sie ſind die Träger des Volkswillens und können ſich als ſolche fühlen und ſich mit Reden bewundern laſſen Mit denen zuſammen giebt das eine Majorität genau, wie ſie nicht ſein ſollte. Dem muß abgeholfen werden. Das deutſche Volk hat ein Recht darauf, zu verlangen, daß der Reichstag nicht verberlinert wird."

Er ſann alsdann ein Weilchen nach, worauf er ſagte: „Auswärtiges? Da giebt es jetzt auch nicht viel, worüber man ſchreiben könnte."

Ich bemerkte: „Tunis Darüber habe ich einen längern Aufſatz für die Grenzboten gemacht, aber er iſt mehr geographiſch und geſchichtlich; nur wenig Politiſches drin."

Er erwiderte raſch: „Das iſt gefährlich. Da laſſen Sie, bitte, doch lieber die Hand vom Spiele. Sie wiſſen, daß man denkt, wenn Sie was ſagen, ich ſtehe dahinter."

Ich erklärte ihm nun, daß ich nur referiert und vermutet habe, und daß der Artikel andeute, er ſehe dem franzöſiſchen Unternehmen[1] mit aufrichtigem Wohlwollen zu, es würde ihm lieb ſein, wenn die Franzoſen ſich zufrieden fühlten."

Er verſetzte: „Ja, das läßt ſich hören, das iſt gut geſagt. Auch wäre noch zu bemerken, daß es uns freuen würde, wenn dieſe vernachläſſigten Gegenden, die ehemals fruchtbar und gut angebaut geweſen wären, in die Hände eines großen Kulturvolkes gelangten und wieder in Kultur genommen würden. Aber nicht zu viel Wohlwollen zeigen," fuhr er fort. „Die Franzoſen denken

[1] Die Beſetzung Tuneſiens im Mai 1881.

ſonſt, wir erlaubten ihnen den Krieg, und nehmen das übel. Und von England und Italien ſagen Sie nichts. Es iſt in unſerm Intereſſe, wenn die ſich mit den Franzoſen entzweien, und wenn dieſe wieder in Tunis Geſchäfte machen, denken ſie nicht an die Rheingrenze. Aber das alles darf nicht einmal angedeutet werden. – Eher ließe ſich etwas über Rußland ſagen. Hier muß man den Bauern Privateigentum geben, perſönlichen, vererbbaren Grundbeſitz. Jetzt, wo die Feldmark Geſamtbeſitz des Dorfes iſt, der von Zeit zu Zeit neu verteilt wird, hat der Faulenzer und Trunkenbold dasſelbe Recht wie der fleißige Mann, der nicht in der Schenke liegt. Die Samtgemeinde[1] muß aufhören. Die aber, die die Revolution wollen, die danach ſtreben, den Bauer vom Kaiſer zu trennen, kämpfen für Beibehaltung dieſes Kommunismus wie für ein Palladium. Er ſoll echt national, urruſſiſch ſein. Die Herren bekunden damit eine kraſſe Unwiſſenheit. Der Gemeinbeſitz der Feldmark war früher auch hier bei uns mit Ausnahme weniger Gegenden, z. B. Teilen von Weſtfalen, Gebrauch und Herkommen bis auf die Stein-Hardenbergiſche Geſetzgebung. Ebenſo verhielt ſichs mit Frankreich bis auf die erſte Revolution. Die Ruſſen aber haben die Einrichtung wahrſcheinlich, wie ſpäter andre europäiſche Sachen, von uns, von dem germaniſchen Rurik bekommen.“

Hier wurde der Miniſter von Bötticher gemeldet, und der Fürſt verabſchiedete mich mit den Worten: „Ich muß hier abbrechen. Der darf nicht warten. Auf Wiederſehen. Aber recht vorſichtig mit Tunis.“ Ich war über eine halbe Stunde bei ihm geweſen.

Die Andeutungen des Kanzlers in Bezug auf die tuneſiſche Frage und auf Rußland wurden in den betreffenden Artikeln beachtet. Was er mir in der Unterredung vom 4. Mai mitgeteilt hatte, wurde, größtenteils wörtlich, zu einem Aufſatze: „Fürſt Bismarck und Berlin“ benutzt, der in Nr. 20 der Grenzboten erſchien, und von dem ich ihm nach der Veröffentlichung des Artikels einen Abdruck ſchickte. Ich fügte einen Ausſchnitt aus dem Daily Telegraph hinzu, der einen Leitartikel enthielt, worin der kurz vorher verſtorbne Graf Harry Arnim ſtark herausgeſtrichen und u. a. be-

[1] Der ſogenannte Mir, der auch für die Steuerſumme bürgt, vermutlich keine alte Slawiſche, ſondern eine ſpätere grundherrliche Einrichtung.

hauptet war, er habe als Geſandter bei der Kurie 1870 einen Plan gehabt, der, wenn er zur Ausführung gelangt wäre, den ganzen Streit Preußens mit dem Vatikan verhindert haben würde. Dieſer geniale Gedanke ſollte darin beſtanden haben, daß Preußen empfohlen worden ſei, ſeine Biſchofe für die Gründung einer deutſchen Nationalkirche zu gewinnen und im Bunde mit ihnen dem Papſte Widerſtand zu leiſten. Das Berliner Tageblatt brachte ähnliche Hiſtorien und Urteile auf den Markt. So fragte ich beim Fürſten an, ob nicht eine Widerlegung erfolgen ſolle. Der Brief mit den Beilagen ging am 22. Mai an ihn ab, und am 24. abends bekam ich die Beilage mit einigen Zeilen Tiedemanns zurück, in denen es unter anderm hieß: „Seine Durchlaucht äußerte, es wäre ihm angenehmer geweſen, wenn der Artikel »Fürſt Bismarck und Berlin« ihm vor dem Abdruck vorgelegt worden wäre, da mehrere Sätze desſelben an höchſter Stelle Anſtoß erregen müßten. Bezüglich des Artikels im Daily Telegraph äußerte der Fürſt, daß er ihm keine Widerlegung zu verdienen ſcheine.“

In dem Abdruck des Grenzbotenaufſatzes hatte der Chef zunächſt auf Seite 291 den kurzen Satz: „der urſprünglich konſervativ war“ bis „ſich ſtützen zu müſſen meinte,“ dann einige Zeilen weiter die Worte: „der monarchiſtiſchen Denkweiſe des Königs gegenüber,“ ferner die längere Stelle: „Andrerſeits mißfiel dem Könige an der Eulenburgſchen Politik“ bis „nicht mehr zu tragen vermochte,“ endlich auf Seite 292 die Worte „nach Oſtpreußen“ geſtrichen. Dieſe Stellen gründeten ſich aber teils auf die obigen Mitteilungen des Chefs mir gegenüber, teils auf Buchers Aufſatz im Aprilheft der Deutſchen Revue. Der Artikel des Daily Telegraph aber ſcheint dem Kanzler zuletzt doch als der Widerlegung bedürftig vorgekommen zu ſein; denn einige Tage nach Eingang der Tiedemannſchen Zuſchrift brachte die Norddeutſche Allgemeine Zeitung folgende augenſcheinlich inſpirierte Mitteilung, die ihr von andern Blättern nachgedruckt wurde:

„Ganz gewiß wäre vom ſtaatlichen Standpunkte eine ſolche Entwicklung (wie ſie Graf Arnim vorgeſchlagen haben ſollte) eine erwünſchte geweſen, ſie hatte nur den Fehler, daß kein einziger Biſchof, auch ſelbſt der mildeſte nicht, geneigt war, einer ſolchen ſtaatlichen Berufung zum Kampfe gegen den Papſt Folge zu leiſten

Selbſt die Biſchöfe der Nationen, deren Nationalgefühl ſehr viel entwickelter iſt als das deutſche, die franzöſiſchen, engliſchen, ſlawiſchen haben jede Verſuchung der Art a limine von ſich gewieſen. An der Spitze der preußiſchen Biſchöfe aber, oder mit Ledochowski [von Poſen-Gneſen], Melchers [von Köln], Martin [von Paderborn] hinter ſich, eine deutſche Nationalkirche gegen den Willen des Papſtes zu bilden, ſei ein ſo kindiſch einfältiger Gedanke, daß ein ſo kluger Mann wie Graf Harry Arnim ihn ſicherlich niemals gehabt hat. Er kannte die teils dem Papſte gegenüber willenloſen, teils jeſuitiſchen, teils furchtſamen Biſchöfe zu genau, um jemals glauben zu können, daß ſie ſich als Mauerbrecher gegen den Papſt benutzen laſſen würden. Er hat unſers Wiſſens auch einen ähnlichen Gedanken nicht gehabt und nicht geäußert."

Sonntag, den 26. Juni. Mittags 1½ Uhr ſchickte der Chef zu mir und ließ mich auf 4 Uhr zu ſich bitten. Ich fand ihn im Zivilanzug und ziemlich elend ausſehend mit Säckchen unter den Augen. Er ließ ſich den vollen Bart wachſen, wie gewöhnlich, wenn ihn ſein Nervenübel beſonders quält. Er erkundigte ſich, wie mirs ginge. Ich antwortete: „Gut, Durchlaucht, aber Sie braucht man nicht zu fragen, man weiß aus den Zeitungen, daß es Ihnen in der letzten Zeit mit der Geſundheit ſchlecht gegangen iſt."

„Ja — ſagte er —, recht ſchlecht; Schwäche und Beklemmung und Schmerzen überall, im Leibe, in der Bruſt, im Geſicht. Bis zum ſechsundſechzigſten Jahre hatte ich gute Zähne, aber jetzt thun ſie alle weh, es zieht und reißt oben und unten und ringsherum." Er fuhr ſich dabei über den einen Backen herunter und am andern wieder hinauf. „Das kommt aber von ſtarker Gemütsaufregung, diesmal nicht aus politiſchen Gründen, ſondern aus andern, von denen wir aber nicht ſprechen wollen. Und dabei muß man arbeiten, unaufhörlich. Der König weiß, wie es mit mir ſteht, und doch ſchickt er mir alle Tage Billets, die beantwortet ſein wollen. Die Krankheit iſt ſchon mehrmals gekommen, zuerſt in Petersburg, als ich die Nachricht erhielt, daß ſie die Dummheit begehen wollten, für Öſterreich in der italieniſchen Sache mobil zu machen, wo die ſie hätten in der Tinte ſitzen laſſen; dann vor und nach dem Kriege von ſechsundſechzig, in Putbus, dann

wieder in Verſailles, vierundſiebzig bei den Verleumdungen,*) wo alte Freunde mich verließen und der Hausminiſter auf zehn Exemplare der Reichsglocke abonniert war, und ſiebenundſiebzig, wo die am Hofe Auguſtas gegen mich intrigierten. Aber um was ich Sie bitten möchte: die Fortſchrittspartei thut jetzt, als ob ſie alles gemacht hätte, als ob wir ihr die Einheit und das Reich zu danken hätten. Da möchte ich, daß ein geſchichtlicher Rückblick gemacht würde, der zeigte, daß ſie das gerade mit allen Kräften und Mitteln zu hintertreiben bemüht geweſen ſind. Schon 1848 und im nächſten Jahre, wo ſie die gute Stellung Preußens ſoweit verdarben, daß daraus die elende Manteuffelei wurde, Olmütz und hernach das Kanoſſa in Paris, wo unſer Bevollmächtigter erſt ſtundenlang im Vorzimmer warten mußte, ehe er dabei ſein durfte, und wo Preußen überhaupt nicht mitgerechnet wurde [1] Dann unter den Miniſtern der neuen Ära, wo ſie mit ihrer Rechthaberei und ihrer Oppoſition gegen die königliche Armeereorganiſation ſchuld waren, daß ein Miniſterium Bismarck kam. Da hätten ſie am liebſten eine bloße Miliz gehabt, während ſie doch große Pläne gegen den Bundestag und Öſterreich im Schilde führten — oder vielmehr große Velleitäten. Sie dachten ihn wohl mit ihrem ſtinkenden Atem umzublaſen wie die bei Jericho mit den Trompeten. Das iſt nicht von mir, der Atem, ſondern von Shakeſpeare."

„Julius Caeſar," ſagte ich.

„Nein versetzte er —, Coriolan, Menenius, der Atem der Knoblauchfreſſer, der die Luft verpeſtete, als ſie die ſchweißigen Mützen in die Höhe warfen und Coriolan mit Geſchrei verbannten.**) Und dann mir gegenüber, wo ſie alles Böſe gegen uns im Sinne hatten, bis zum Schafott. Immer wars nur ihre Luſt, das Miniſterium zu ſtürzen und an ſeine Stelle zu kommen. An den Staat, an Deutſchland haben ſie nie gedacht bei ihrem Auftreten, das heißt, manchmal mit Redensarten, niemals ernſtlich, und immer haben ſie mit ihrem Auftreten die Zwecke der auswärtigen Gegner gefördert. Sie waren für Öſterreich, wenn ich gegen Öſterreich war, und umgekehrt. Sie arbeiteten Frankreich in die Hände wie ihre

*) Dieſt-Dabers.

[1] Beim Pariſer Kongreß 1856.

**) Coriolan 4 Akt, 4. Szene.

Geſinnungsverwandten Mayer und Sonnemann, die geradezu als franzöſiſche Beamte anzuſehen ſind Sie wollten keine Armee, keine Flotte, kein ſtarkes Preußen, ſie wollten die Herrſchaft der Demokratie. In der ſchleswig-holſteiniſchen Sache waren ſie gegen meinen Plan — »dieſem Miniſterium keinen Groſchen« , obwohl ich Urſache habe, auf den beſonders ſtolz zu ſein; denn es war ein Intriguenſpiel wie in Scribes »Glas Waſſer«. Es ſollte, wie ſie ſagten, des Rechtes der Auguſtenburger wegen in Schleswig-Holſtein ein neuer Mittelſtaat geſchaffen werden, der bei jeder Gelegenheit gegen Preußen geſtimmt hätte. Noch jetzt iſt Kiel einer ihrer Hauptſitze, von wo ſie dirigiert werden."

„Ja, Hänel ‥ ſagte ich ‥ , der damalige Juſtizminiſter des Herzogs Friedrich, der mit Napoleon gegen Preußen anbändeln wollte. Ich kenne die Verhältniſſe von damals ziemlich genau und habe, als ich die Kieler Intriguen in den Preußiſchen Jahrbüchern aufgedeckt hatte, bei Mommſen, der damals vernünftig werden wollte, einer von dieſem geladnen Geſellſchaft von Fortſchrittlern die Sache auseinandergeſetzt und ihnen ins Gewiſſen geredet; es half aber nichts, ſie blieben dabei, es wäre wider das Recht."

„Mommſen?" ſagte der Chef. „Der iſt immer und vorzüglich jetzt ganz einfältig, wenn er ſich in Politik mengt."

„Einer von den neunmal klugen Profeſſoren, die alles beſſer wiſſen als andre Leute," bemerkte ich.

„Und als es ſich um die Erwerbung Lauenburgs handelte fuhr der Kanzler fort –, da waren ſie wieder dagegen, und als der Krieg mit Öſterreich vor der Thür war, wollten ſie »Preußen den Großmachtskitzel austreiben« und organiſierten überall Volksverſammlungen, die Reſolutionen gegen den Bruderkrieg faßten. Sie haben in dieſer Zeit ganz unverkennbar den Sieg der Feinde herbeigewünſcht und gehofft, landesverräteriſch. Ihre Gedanken waren am deutlichſten von dem Abgeordneten, der hernach in Wien in der Preſſe gegen Preußen hetzte, repräſentiert — wie hieß er gleich? – der mit dem breiten, glatten Geſichte?

„Freſe?" riet ich.

„Ja, den meinte ich," erwiderte er. „Hätten wir das gewußt, ſagten ſie hinterher. Aber es war eine faule Entſchuldigung. Im Grunde ärgerte ſie unſer Sieg. Es war ihnen nicht um die Einheit

zu thun, ſondern um die Freiheit, wie ſie ihre Partei wollte, um die radikale, ihre Herrſchaft. Sie waren nach ſechsundſechzig und nach ſiebzig immer Freunde oder Feinde jeder fremden Macht, umgekehrt, je nachdem ich mich gegen oder für dieſe Macht ausgeſprochen hatte In allen großen Angelegenheiten beſtimmte ihr Haß gegen mich ihre Parteinahme. Sie betonten, daß der äußere Friede bedroht ſei durch die Mißgunſt der Mächte gegen die neuſte Geſtalt Deutſchlands, und doch waren ſie in der Militärfrage mit dem Zentrum bemüht, die Widerſtandskraft Deutſchlands nicht ſtärker, ſondern ſchwächer werden zu laſſen. In allen Fragen widerſtreben ſie der Konſolidation des Reichs. Erſt waren ſie gegen Rußland, beſonders 1863, dann, als unſer Verhältnis zu denen ſich trübte, waren ſie für ſie, und als wir wieder beſſer mit ihnen ſtanden, traten ſie wieder gegen ſie auf. Erſt waren ſie Gegner der Sozialiſten, dann beim Sozialiſtengeſetz halfen ſie ihnen, und als ich zuletzt mit dem Staatsſozialismus kam, bekämpften ſie den aufs äußerſte, weil er ein Mittel gegen die Revolution iſt, die ſie wollen. Ihr Bedürfnis iſt Unzufriedenheit, das iſt ihr Lebenselement und ihr Fahrwaſſer. Dieſem Bedürfnis opfern ſie alles. So wars in der Frage der Zölle und Steuern, in der wegen Milderung in der Handhabung der Maigeſetze, gegen die ſie anfangs auch geweſen waren, ſo in der Hamburger Sache, wo ſie echte Partikulariſten waren wie früher hinſichtlich Schleswig-Holſteins, und ſo in der Frage wegen Verſtaatlichung der Eiſenbahnen, die recht gute Reſultate geliefert hat, und mit der das Publikum ganz zufrieden iſt. Immer, in der ganzen Reichsgeſchichte iſt die Fortſchrittspartei der advocatus Diaboli geweſen. — Sie wiſſen, was ich meine bei der Heiligſprechung in Rom. Glücklicherweiſe aber warens nur Sprühteufel," ſetzte er lächelnd hinzu.

„Püſtriche — ſagte ich —, wie Mephiſto ſie nennt, als er Teufel vom geraden und vom krummen Horne am Grabe Doktor Fauſts verſammelt hat."

„Ja," erwiderte er. „Sie können nur lügen wie der Vater der Lüge. Aber auf die Dauer werden ſie damit nicht durchkommen. Bei uns in Deutſchland haben die Lügen kurze Beine, und für immer laſſen ſich die Deutſchen den Kopf nicht verkeilen wie andre Völker, wo die Phraſe mehr gilt, die Franzoſen z. B."

Ich erkundigte mich dann, was er von den nächſten Wahlen erwarte, und er antwortete: „Da werden die Mittelparteien ſchwächer werden und die Fortſchrittspartei wahrſcheinlich etwas ſtärker, aber auch die Konſervativen. Diesmal aber ſehen wir es nicht mit an, daß unſre Abſichten ſcheitern. Auflöſung, wenn wir unſern Staatsſozialismus nicht durchbringen — das praktiſche Chriſtentum. Jetzt verlohnte es ſich für die drei Monate nicht.“

Ich fragte: „Hörte ich recht das praktiſche Chriſtentum, Durchlaucht?“

„Ja, gewiß,“ entgegnete er. „Mitleid, hilfreiche Hand, wo Not iſt. Der, welcher uns am leichteſten Geld aufbringen kann, der Staat muß die Sache in die Hand nehmen. Nicht als Almoſen, ſondern als Recht auf Verſorgung, wo der gute Wille zur Arbeit nicht mehr kann. Wozu ſoll nur der, welcher im Kriege oder als Beamter erwerbsunfähig geworden iſt, Penſion haben, und nicht auch der Soldat der Arbeit? Dieſe Sache wird ſich durchdrücken. Sie hat ihre Zukunft. Es iſt möglich, daß unſre Politik einmal zu Grunde geht, wenn ich tot bin. Aber der Staatsſozialismus paukt ſich durch. Jeder, der dieſen Gedanken wieder aufnimmt, wird ans Ruder kommen. Und die Mittel haben wir, z. B. im Ertrag einer beſſern Tabakſteuer. — Da fällt mir ein: mein Sohn ſollte neulich in einem Vereine eine Rede halten, gegen die Fortſchrittler. Da habe ich ihm empfohlen, den Ausdruck einzuflechten: »Das Stimmvieh aus den Richterſchen Ställen mit dem Fortſchrittsbrette vor dem Kopfe«; er war ihm aber doch zu ſtark.“

Wir ſprachen darauf von dem Deutſchen Tageblatt, das er bei den letzten Worten in die Hand genommen hatte. Er lobte es als gut redigiert. Ich bemerkte, der Verleger, den ich neulich auf der Leipziger Buchhändlermeſſe kennen gelernt hätte, habe mir geſagt, es zähle bereits gegen achttauſend Abonnenten. — Er verſetzte: „Schon zehntauſend, höre ich.“ — Ich bemerkte, „Die Nationalzeitung hat jetzt, wie behauptet wird, kaum noch ſiebentauſend, das langweilige Organ der Sezeſſioniſten, Bamberger und Kompagnie.“

„Ja — ſagte er —, das war immer ein Judenblatt. Beſitzer und Redakteur ſind Semiten.“ — „Und geſchwollne Schulmeiſter,“ erlaubte ich mir hinzuzufügen.

Wir kamen hiervon auf die Juden und ihren Zuſammenhang

mit dem Fortſchritt zu reden, und er äußerte, es wundre ihn, daß ſie ihm ſo feind wären, ſo undankbar gegen ihn; er habe ihnen doch ihre politiſche Stellung im Reiche geſchaffen „Wenigſtens durch meine Unterſchrift,“ fuhr er fort „Sie ſollten mit mir zufrieden ſein. Aber ſie werden mich noch zwingen, mich gegen ſie zu verteidigen.“

„Wie gegen die Ultramontanen,“ ſagte ich. „Dann aber werden Sie noch viel populärer werden, Durchlaucht, als Sie jetzt ſind. Dann haben Sie nicht bloß die ſechzig- oder hunderttauſend für ſich, die die Petition unterſchrieben haben, ſondern Millionen denen die Judenpolitik zuwider iſt.“

Er beſann ſich ein Weilchen, worauf er ſagte: „Dann möchte ich, daß Sie noch ein andres Thema ſtudierten: die Frage, wie es kommt, daß das Fleiſch in Berlin teurer iſt als in Paris, obwohl dort der Produzent mehr für ſein Vieh bekommt als bei uns, und auch ſo und ſoviel Franken Octroi — ich glaube ſechzig für den Ochſen — zu entrichten ſind. Haben Sie bei Ihrem Blatte jemand, der das behandeln kann?“

Ich verneinte es.

„Das ſollte aber doch ſein — verſetzte er lächelnd — bei einem Blatte von ſolcher politiſchen Bedeutung. Nun, die Sache iſt die: bei dem neuen Viehhofe da ſind dreiundzwanzig Viehkommiſſäre, durch die alles eingehende lebende Fleiſch gekauft und verkauft wird, und die ſo mit der Zeit Millionäre werden müſſen Sie ſind von niemand angeſtellt, weder vom Staate, noch von der Stadt, und doch geht das ganze Geſchäft durch ihre Hände. Kennen Sie die Geſchichte des neuen Viehhofes?“

Ich erwiderte: „Nein, Durchlaucht,“ und er erzählte mir ſie nun. Ich behielt, für Dinge, in denen ich nicht zu Hauſe bin, und die mich wenig intereſſieren, von ſchwachem Gedächtnis, davon nur, daß ein Bankier Gravenſtein, der das betreffende Terrain mit einigen andern beſeſſen, und dem Ludwig Löwe Geld geliehen hatte, in Verlegenheit geraten ſei und von Löwe ſein Geld zurückgewollt habe, falls dieſer nicht bei der Stadtverwaltung den Ankauf des Terrains für einen neuen Viehhof durchſetzen könnte, daß das dann geſchehen ſei, wobei Eberty genannt wurde, und daß Leute, die dabei behilflich geweſen wären, von der Kompagnie Land erhalten

hätten, auf dem ſie ſich Villen erbaut hätten. Tiedemann werde mir darüber weitern Aufſchluß und Material geben können. Auch ob das hier alles ganz richtig wiedergegeben iſt, weiß ich nicht. Vielleicht verſtand ich ihn in einigen Punkten nicht genau. Was er aber meinte, ging daraus hervor, daß er mehrmals mit einem Wortſpiele von dem „Löwenanteil an dem Geſchäfte“ ſprach.

Ich ging nun andern tags (mittags zwölf Uhr) zu Tiedemann, der mir Material gab und weiteres, das jetzt noch Graf Bill hätte — „das Promemoria eines hieſigen Litteraten“ —, zu ſchicken verſprach.

Achtundzwanzigſtes Kapitel

Aus den Jahren 1881 (Fortſetzung) und 1882

Am 10. Juli 1881 ſchrieb mir Bucher mit Bleiſtift:

„Der Chef läßt Artikel ſchreiben gegen die abgewirtſchafteten liberalen Parlamentarier in Wien mit Nutzanwendung auf unſre Geſellſchaft. Es würde ihn gewiß amüſieren, den koſtbaren Brief Glaſers, der in dem anliegenden Buche eingezeichnet iſt, abgedruckt zu ſehen. Was meinen Sie dazu?

„In einigen Tagen ſchicke ich Ihnen eine Broſchüre (von mir, ſekret, natürlich) über den Cobdenklub. Ich möchte raten, die Beſprechung derſelben bis nach der Sauerngurkenzeit, etwa bis Anfang September, zu verſchieben, wenn wir zum zweitenmale Lärm über den Inhalt machen müſſen. Ich würde Ihnen alsdann ſehr reiches Material geben; inzwiſchen wäre auch wohl manches von den Schimpfereien über die Broſchüre zu ſammeln.

„In acht bis zehn Tagen ſchicke ich Ihnen einen Artikel über die Entſtehung des engliſch-franzöſiſchen Handelsvertrags, der gleich gedruckt werden könnte. Br.“

Der Brief Glaſers ſtand in einer kleinen Broſchüre, die ſich in einem mit „XI. D. Staatsgeſchichte und Staatsrecht, 72 Öſterreich-Ungarn. 7. Auswärt. Amt“ bezeichneten Bande mit acht Broſchüren befand, die Nummer 1466 trug und den Titel: „Ein öſterreichiſcher Miniſter und ſein Vater“ führte. Sie war 1872 in Berlin erſchienen und von Kerskes und Hohmann gedruckt worden. In dem Briefe hieß es u. a.: „Noch ein Jahr, und das von Gott auserwählte Volk iſt am Ziele ſeiner zu Paris geſchloſſenen heiligen Allianz,*) wir wünſchen nichts ſehnlicher, als die Zeit herankommen

*) Die Alliance Israélite iſt gemeint, denn Glaſer, der ehemalige öſterreichiſche Juſtizminiſter, iſt ein getaufter Jude aus Böhmen.

zu ſehen, wo wir ihm Valet ſagen [dem Fürſten Adolf Auersperg] und an ſeine Stelle einen aus unſrer [der liberalen Juden] Mitte ſetzen können," und „dann [wenn die Adelspartei vor der Dynaſtie verdächtigt und diskreditiert iſt] wird der wahrhaft neue und regenerierte Adel aus unſerm [dem jüdiſchen] Volke den Einzug halten und die ihm von Gott verheißene Miſſion erfüllen." Ich ließ den Brief mit einigen einleitenden Bemerkungen in den Grenzboten (Nr. 29) abdrucken.

Am 11. Juli früh ging ich zu Bucher, von dem ich erfuhr, daß er das Material zu ſeiner Broſchüre über den Cobdenklub vor etwa vierzehn Tagen im Britiſchen Muſeum geſammelt habe. Er ſei auf Befehl des Chefs und unter falſchem Namen nach London gegangen und habe dort mit niemand verkehrt.

Am 21. ſuchte ich Bucher im Auswärtigen Amte auf, um ihn an die Broſchüre und den verſprochnen Grenzbotenaufſatz zu mahnen. Dieſen hatte er nicht machen können, da er ſich ein dazu gehöriges Buch nicht zu verſchaffen vermocht hatte. [Es war die 1869 erſchienene Schrift des Oxforder Profeſſors Bonamy Price: Principles of Currency.] Seine Broſchüre gab er mir zur Beſprechung mit einer Anzahl Notizen, denen er in den nächſten Tagen noch einige hinzufügte. Desgleichen überſandte er mir mehrere engliſche und franzöſiſche Schriften zur Benutzung für jenen Zweck. Der Brief Glaſers war inzwiſchen emphatiſch für eine Fälſchung erklärt worden, und zwar von Glaſer ſelbſt, indes hielt Bucher ihn trotzdem für „im weſentlichen echt."

Ich verfaßte nun nach der Broſchüre und den Notizen Buchers ſowie nach den von ihm geſandten Büchern für die Grenzboten fünf Artikel, die unter dem Titel „Zur Charakteriſtik des Mancheſtertums" in Nr. 33 bis 37 des Blattes erſchienen.

Am 27. Juli erzählte mir Bucher „eine Anekdote zur Charakteriſtik der Amtsführung des Staatsſekretärs von Bülow." Eines Tages war Lasker zu dieſem gekommen, um ihm einen franzöſiſchen Comte de Jolivar zu empfehlen, der ſich nach Konſtantinopel begeben gewollt und Rekommandation an unſre dortige Geſandtſchaft gewünſcht hätte. Bülow veranlaßte, daß ihm ein ſolches Schreiben, dem der Staatsſekretär eigenhändig ein paar warme Worte der Empfehlung an Werther, unſern damaligen Vertreter beim Sultan,

beigefügt hatte, zugeſtellt wurde. Der Comte reiſte mit dem Schriftſtück ab, und das erſte, was er bei ſeiner Ankunft am Goldnen Horne that, war, daß er einen deutſchen Handwerker um eine ſtattliche Summe Geldes beſchwindelte Bald folgten ähnliche Streiche. Dieſelben kamen Werther zu Ohren, der ſich vermutlich ſchon gewundert hatte, daß der Franzoſe vom Auswärtigen Amte in Berlin und nicht von dem in Paris oder vom franzöſiſchen Geſandten in Berlin Empfehlungen nachgeſucht und erhalten hatte Er meldete die Schwindeleien nach der Wilhelmſtraße, und dort ſchrieb man an das Auswärtige Amt in Paris und bat um Auskunft. Dieſe erfolgte und lautete ungefähr folgendermaßen: Der Comte de Jolivar iſt kein Comte, ſondern nur Chevalier, und zwar ein chevalier d'induſtrie, der, wie die Doſſiers der Polizei nachweiſen, ſchon wiederholt wegen détournement und escroquerie verurteilt und einmal auch wegen Fälſchung angeklagt worden, hierbei jedoch mit einem blauen Auge davongekommen iſt. „Tableau im Zimmer unſers Herrn Staatsſekretärs!“ — Hatzfeldt, der jetzt ſeinen Poſten als Nachfolger Bülows angetreten hat, wurde von Bucher als „coulanter Vorgeſetzter“ gelobt. Von Bunſen ſagte Bucher, er habe für die ſezeſſioniſtiſche Tribüne geſchrieben, wobei er auf die Kontroverſe hinwies, die er mit jenem in der letzten Zeit in der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung durchgefochten habe.

Am 29 Juli erhielt ich von Bucher folgendes Billet:

„1. Können Sie die Anlage in dem Daily Telegraph oder ſonſt in einem engliſchen Blatte unterbringen und einen Ausſchnitt an den Chef ſchicken?

„2. Hierbei der Entwurf des Artikels über den Handelsvertrag, deſſen Eingang Sie werden ändern müſſen. Die zweite Ausgabe von Bonamy Price, die ich aus Baden erhalten habe [von wo ihm auch die Sophisms of Free-Trade, die er mir für die „Charakteriſtik des Mancheſtertums“ geſchickt hatte, zugegangen waren], hat den Brief von Chevalier nicht. Ich habe Aſcher beauftragt, die erſte zu beſchaffen, auf meine Rechnung zu ſetzen und Ihnen zuzuſchicken. Der Ihrige

Br.“

Die Anlage zu 1 lautete: „Dem Vernehmen nach hat ſich in Rußland eine aus entſchloſſenen kaiſertreuen Mitgliedern beſtehende

geheime Geſellſchaft gebildet, die ähnlich organiſiert ſein ſoll wie die auf den Kaiſermord abzielende Verbindung und den Zweck verfolgt, die Nihiliſten mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen. Wie die Nihiliſten durch Attentate einen Terrorismus auf den Souverän auszuüben ſtreben, ſo wird jene zur Abwehr der Verbrecher konſtituierte Geſellſchaft dieſe dadurch in Schranken zu halten ſuchen, daß ſie die Häupter der Mordgeſellen in der Schweiz und in England ſelber aufſuchen und töten läßt. Es iſt zu beklagen, daß die ehrlichen Leute in Rußland darauf angewieſen ſein ſollen, eine Art mittelalterliches Femgericht zum Schutze des von elenden Mordgeſellen bedrohten Monarchen zu gründen.“ — Ich ſchickte dieſe Notiz am 30. früh an die Redaktion des Daily Telegraph, bezeichnete ſie als aus the very best source ſtammend und ſetzte hinzu, ich würde für die Aufnahme ſehr dankbar ſein. Am 31. aber erhielt ich von Bucher nachſtehendes Billet: „Herbert telegraphiert mir eben, ich möchte die Notiz über den Anti-Nihiliſtenverein einſtweilen aufhalten. Glücklicherweiſe iſt der Sonntag dazwiſchen. Wollen Sie telegraphiſch kontremandieren und mir die Rechnung für das Telegramm ſchicken?“ Ich telegraphierte infolgedeſſen ſofort nach London, Fleet Street: Don't bring yesterdays article, und die Veröffentlichung unterblieb.

Die Anlage zu 2 wurde für die Grenzboten bearbeitet und erſchien dort, durch einen Auszug der Pall Mall Gazette aus Chevaliers Brief ergänzt, unter dem Titel „Die Entſtehung des engliſch-franzöſiſchen Handelsvertrags“ in Nr. 32 des Blattes.

Inzwiſchen hatte ich von Bucher am 30. die folgende Zuſchrift bekommen: „Da Ihre Artikel [die Grenzbotenaufſätze über das Mancheſtertum meinte er] einmal Geſchichtsquelle ſein werden, ſo ſchlage ich vor, wo von Schleſinger und ſeiner Verbindung mit der Treaſury die Rede iſt, einzuſchalten: ›ſeit der Macdonaldſchen Affaire in Bonn‹. Das Nähere werde ich Ihnen für Ihre Memoiren geben; es iſt ſehr kurios.“

Am 1. Auguſt reiſte Bucher in die Ferien, wie er ſagte nach Ragaz. Am 5. ſchickte ich den Abdruck des Aufſatzes über die Entſtehung des engliſch-franzöſiſchen Handelsvertrags durch das Zentralbüreau an den Reichskanzler. Am 12. ließ ich ihm auf dem gleichen Wege nach Buchers Wunſch einen Abdruck des erſten

Artikels über das Manchestertum zugehen, wobei ich ihm schrieb, wenn er die andern auch haben wollte, möge er mich's wissen lassen. Diese zweite Sendung wurde, da ich inzwischen verreist war, von meiner Frau ins Zentralbüreau befördert.

Am 7. August erhielt ich einen Brief von Bucher aus Badenweiler, worin er mich bat, den „Ruhm Gladstones," den Blind nach dem ersten Artikel über das Manchestertum gepriesen haben sollte, in die „Tugend Gladstones" zu verwandeln. Bucher schrieb am Schlusse seines Billets: „Verraten Sie mein Versteck nicht. Es ist reizend hier."

Am 14. September schrieb mir Bucher, daß er wieder in Berlin sei, und am 21. besuchte ich ihn. Er erzählte, daß der Chef wieder einmal „Ungelegenheiten mit dem Kaiser gehabt habe." Dieser lese jetzt keine Zeitungen mehr; neulich aber müsse ihm ein Hofschranze ein Entrefilet mit dem Vorgeben, es sei aus der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, zugesteckt haben, worin gestanden habe, es solle eine Nuntiatur in Berlin errichtet werden. Denn er habe dem Chef darüber geschrieben. Der Kanzler hat zunächst kurz per Telegraph geantwortet, er wisse von keinem solchen Artikel in dem gedachten Blatte (das auch nichts der Art enthalten hat), und dann eine drei Bogen starke Denkschrift über die Angelegenheit eingeschickt. Er ist „über das Verhalten des Allergnädigsten sehr aufgebracht gewesen." — Tiedemann ist jetzt definitiv durch Rottenburg ersetzt. Er geht demnächst als Regierungspräsident nach Bromberg, während er früher gewünscht und gehofft hat, Oberpräsident in Kassel zu werden. Keudell hat auf seine Erwähnung in dem ersten Grenzbotenartikel über das Manchestertum, den die Fortschrittsblätter als „wütenden Angriff" bezeichnet haben, in der Morning Post erklären lassen, daß er den Vorstand des Cobdenklubs ersucht habe, ihn aus der Mitgliederliste zu streichen. Zugleich aber hat er sich in fortschrittlichen Blättern wie der Vossischen Zeitung und dem Berliner Tageblatt zu verteidigen gesucht und, wie bei ihm üblich, mit Selbstlob geschlossen. „Die fast gleichlautenden Artikel sind von ihm selbst — sagte Bucher —; es fehlt bloß sein Name darunter." Diese Produkte sind dem Kanzler nach Varzin gesandt worden, und er hat darauf in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung folgende Erklärung abgegeben:

„Das Berliner Tageblatt, die Schleſiſche Preſſe, die Voſſiſche Zeitung bringen gleichlautende Artikel über Herrn von Keudell, die ſämtlich mit der Wendung ſchließen, daß durch ſeinen Austritt aus dem Cobdenklub die verdienſtvolle Kraft des deutſchen Botſchafters in Rom dem Staatsdienſte erhalten bleibt. Es gehört die ganze Unbekanntſchaft mit den Gewohnheiten des Staats- und insbeſondre des diplomatiſchen Dienſtes dazu, und die Unwiſſenheit über die Gebräuche höherer Kreiſe, die den fortſchrittlichen Berichterſtattern eigen iſt, um glauben zu können, daß die Stellung eines Botſchafters jemals durch einen ſo unbedeutenden Umſtand gefährdet ſein könne, wie derjenige iſt, daß er vor ſechs oder wieviel Jahren zum Ehrenmitglied des Cobdenklubs ernannt worden. Weder im amtlichen noch im vertraulichen Verkehr des Auswärtigen Amtes iſt, wie wir verſichern können, dieſe Thatſache jemals zur Erwägung gekommen oder Anlaß auch nur zu einer Rückfrage oder einem Meinungsaustauſche geweſen. Die ganze Behauptung, daß jener Umſtand die Stellung des Herrn von Keudell auch nur entfernt berühre, iſt eben eine Erfindung fortſchrittlicher Reporter, denen weiterer Stoff nicht zu Gebote ſtand.

„Wir wiſſen nicht, ob es wahr iſt, daß Herr von Keudell auf die Eigenſchaft eines Ehrenmitgliedes verzichtet hat. Wenn es der Fall iſt, ſo werden ihn vermutlich dazu die Aufklärungen über den Cobdenklub veranlaßt haben, die neuerdings vor die Öffentlichkeit getreten ſind. Für ſeine Beziehungen aber zum kaiſerlichen Dienſt und zum Reichskanzler iſt es gleichgiltig, ob er dieſen rein privaten Schritt gethan hat oder nicht.

„Daß fortſchrittliche Zeitungsberichterſtatter das Gegenteil glauben können, iſt das Ergebnis teils ihrer Unwiſſenheit bezüglich der Beziehungen und Beweggründe anſtändiger Leute, teils der eignen Geſinnung, d. h. der leidenſchaftlichen Gehäſſigkeit, mit der dieſe Parteimänner jede unbedeutende Thatſache ihrerſeits ausbeuten und entſtellen. Sie ſetzen in andern, ihnen nicht zugänglichen Kreiſen dasſelbe Maß von Bosheit und Leidenſchaft voraus. Es ſind dies eben Parteimänner, die gewohnt ſind, jede Nüance, die nicht mit der Schablone ſtimmt, als Anlaß zu Haß und Verachtung zu behandeln: wer nicht Freihändler iſt, iſt in ihren Augen unehrlich oder dumm; es iſt dies natürlich auch bei Leuten, welche an Ehre

und Klugheit weiter keinen Anſpruch erheben als den, daß ſie Freihändler ſind. In den höhern Kreiſen liegen die Dinge aber anders, man hat da mehr Duldſamkeit und weniger Zeit für Nebendinge.

„Übrigens glauben wir nicht, daß es dem kaiſerlichen Botſchafter erwünſcht ſein wird, gerade in dem Berliner Tageblatt und der Voſſiſchen Zeitung Vertreter und unberufne Anwälte zu finden. Es ſind dies gerade Zeitungen, mit denen in Beziehungen zu ſtehen niemand gern von ſich glauben läßt, der nicht zu den politiſchen und ſozialen Kreiſen derſelben gehört, und auch in Rom wird dieſe Thatſache bekannt genug ſein, um Berührungen zu ſcheuen und die Advokatur dieſer Blätter als eine unerwünſchte und nachteilige anzuſehen.“

Am 25. Oktober früh machte ich Bucher in ſeiner Wohnung einen Beſuch. Er klagte ſehr darüber, daß der Chef ihn jetzt zu viel für die Preſſe in Anſpruch nehme Faſt alle Tage träfen von Varzin Aufträge in dieſer Richtung ein, bisweilen drei oder vier auf einmal. Aber niemand im Amte verſtünde etwas davon.

„Eine andre Rute, die er mir aufgebunden hat — fuhr Bucher fort —, iſt Sybel. Der hat ihm vor noch nicht langer Zeit Oppoſition gemacht, iſt aber jetzt zu Gnaden angenommen und ſoll die deutſche Geſchichte von 1860 bis 1870 ſchreiben.“ Der Chef hat zu dieſem Zwecke zuerſt angeordnet, ihm alle diplomatiſchen Schriftſtücke aus dieſem Zeitraum vorzulegen Bucher indes hat vorgeſtellt, daß man doch wohl Ausnahmen machen müſſe, und einige davon angeführt, darunter die Sachen, die ſich auf die ungariſche Legion beziehen Der Fürſt hat dieſe Einwände gutgeheißen und verfügt, die von Bucher bezeichneten Schriftſtücke ſolle jener nicht ſehen, auch die Secreta nicht. Sybel ſtudiert nun im Auswärtigen Amte, was Bucher für ungefährlich hält Dabei iſt er aber auf Bezugnahmen auf das ihm Vorenthaltne geſtoßen und hat nun auch dieſe Dokumente haben wollen, wobei er gemeint hat, als Direktor des Staatsarchivs bekäme er ſie doch einmal in die Hände. Bucher hat ihm ſeinen Wunſch abſchlagen müſſen. Er klagte über die Verantwortlichkeit, die ihm mit dieſer Angelegenheit aufgebürdet worden ſei.

Ähnlich ſei es, ſo erzählte er weiter, mit Herrn Poſchinger, einem Bayern, der ſich vorgenommen habe, Bismarcks Thätigkeit als Bundestagsgeſandter in Frankfurt zu ſchildern Der Chef hat

Befehl gegeben, ihm alles darauf Bezügliche aus der erſten wie aus der zweiten Abteilung des Auswärtigen Amtes vorzulegen. Poſchinger hat ſich darüber hergemacht und dann ſein Opus dem Fürſten zur Durchſicht eingeſandt. Der hat keine Luſt gehabt, es zu leſen, und Bucher damit beauftragt. „Da ergab ſich, daß es nur ein Bandwurm von Exzerpten, Material zu einer Darſtellung, kein Buch war, und daß er Unbedeutendes zu ausführlich mitgeteilt, Bedeutendes zu kurz behandelt oder ganz überſehen hatte.“ Man hat ihm das geſagt, er hat ſein Werk nach den ihm gewordnen Andeutungen umgearbeitet, gekürzt und ergänzt, und damit iſt es wieder dem Chef und von dieſem abermals Bucher zugegangen. „Es war jetzt beſſeres Material — fuhr dieſer fort —, aber immer noch kein Buch. Ich berichtete das dem Fürſten, und er verfügte, daß Sybel ſein Urteil darüber abgebe. Es war im weſentlichen das meinige. Poſchinger hat dann aber erfahren, daß Sybel ihn kritiſiert habe.“

Den von den Zeitungen vor etwa zehn Tagen gemeldeten Beſuch Gambettas in Varzin hielt Bucher für möglich, ja wahrſcheinlich. Dagegen erklärte er die Entdeckung der Nationalzeitung, daß er in Friedrichsruh ſtattgefunden habe, für unbegründet, weil der Chef zu dieſer Zeit wegen heftiger Schmerzen am Geſäß nicht reiſen gekonnt habe. „Fragen wegen der Sache mochte ich nicht — ſagte er —, und ſo weiß ich nichts Beſtimmtes darüber. Iſt der Beſuch aber erfolgt, ſo kann man ſich darüber freuen; dann hätte ſich Gambetta in Frankreich unmöglich gemacht.“

28 Oktober. Traf heute am Potsdamer Platze Exzellenz v. Thile. Sprachen erſt von den Wahlen. Thile hat früher niemals, diesmal aber, wie Bucher und ich, Stöcker gewählt. Dann fragte er, was ich von Gambettas Beſuche beim Kanzler halte. Ich erwiderte, er komme mir möglich, ja wahrſcheinlich vor. „Da will ich Ihnen was erzählen,“ ſagte er. „Einer meiner Bekannten war dieſer Tage in Frankfurt, wo er im Ruſſiſchen Hofe abſtieg — Sie wiſſen, auf der Zeil. Als er mit dem Wirte zu ſprechen kam, mit dem er bekannt war, fragte er, ob es was Neues zu berichten gäbe. Ja, und was Wichtiges, Exzellenz, ſagte der. Gambetta iſt neulich hier geweſen, auf der Rückkehr aus Deutſchland, und hat bei uns logiert. Da hat der Oberkellner ſeinen Diener gefragt, wo ſie ge-

weſen wären, und der hat geantwortet: Nous avons été à la campagne dans les environs de Danzick.

Am 12. November nachmittags traf der Fürſt in Berlin wieder ein, und am 15. mittags ließ er mich durch einen Brief Sachſſes, den ein Kanzleidiener überbrachte, auf den folgenden Tag, Mittwoch, um ein Uhr zu ſich beſcheiden. Ich ging zu rechter Zeit in ſein Palais und wurde um ein Uhr fünfzehn Minuten vorgelaſſen. Vorher war Graf Wilhelm bei ihm geweſen, dem er diktiert hatte. Der Kanzler war im Zivilanzuge und ſah rot und rund aus, begann aber damit, daß er über ſeine Geſundheit klagte. Er ſei, ſagte er, alle fünf Monate ſeines Urlaubs krank geweſen, auch in Kiſſingen, beſonders aber in Varzin, wo er große Schmerzen ausgeſtanden habe. Es ſei das alte Leiden.

Er kam alsdann auf die Wahlen zu ſprechen und erklärte, daß er unter Umſtänden zurücktreten werde, was er dem Kaiſer ſchon angedeutet habe. „Das Zentrum der Scheibe iſt verſchoben," fuhr er fort. „Das fortſchrittliche und ſezeſſioniſtiſche Judentum mit ſeinem Gelde iſt jetzt das Zentrum. Ich wollte erſt dieſe Agitation für Stöcker als Antiſemit nicht, ſie war mir unbequem und ging zu weit. Jetzt aber freue ich mich darüber, daß der Hofprediger gewählt iſt. Er iſt ein thätiger, furchtloſer, ſtandhafter Mann und hat ein Maul, das nicht tot zu machen iſt. Die Wahlen haben bewieſen, daß der deutſche Philiſter noch lebt, der ſich mit Phraſen und Lügen bange machen läßt und irreführen. Er will nichts vom Schutze der Arbeit gegen das Ausland wiſſen, nichts von der Unfallverſicherung und Alters, er will keine Erleichterung der Steuerlaſt der Gemeinden in Schul- und Armenweſen, er will wieder Zuſchläge zur direkten Steuer. Nun gut, ſie können das haben, aber nicht von mir als Kanzler."

„Sollten ſie das im Ernſte wollen, Durchlaucht?" fragte ich. „Ich denke, ſie haben wie früher nur auf den Köder der Demokraten gebiſſen."

„Sie mögen ſich unklar ſein, nicht wiſſen, was ſie wollen. Sie haben aber danach gewählt, ihre Vertreter ſtimmen gegen mich, und ich muß eine Majorität zum Regieren haben, die ich ſo nicht finde. Es ginge wohl zur Not mit einer Vereinigung der Konſervativen mit den Klerikalen und ihren Anhängſeln, aber das Zentrum

iſt bei den Wahlen überall gegen uns geweſen, und es iſt kein Verlaß auf ſie. Überall Unverſtand und Undank. Alle Parteien und alle Fraktionen ſchießen auf mich, betrachten mich als Kugelfang, ſpucken mir in die Suppe, wollen, daß ich Prügeljunge bin. Wenn ich aber verduftete, werden ſie nicht wiſſen, was ſie machen ſollen; denn keine hat die Majorität, und keine hat poſitive Gedanken und Ziele. Sie verſtehen bloß zu kritiſieren, zu tadeln und nichts als Negation. Ja, Sie haben Recht, ſie haben den Leuten mit Phraſen und Lügen die Köpfe verdreht: ich ſoll Reaktion wollen, in die alte Zeit zurück Mein Tabakmonopol ſoll darauf hinauslaufen, daß das Pfund drei bis fünf Mark koſtet und die Cigarre dreimal ſoviel als jetzt. Sie haben ihnen mit ihren Erinnerungen an die Vergangenheit bange gemacht, an die Junkerherrſchaft, Jagdfronden, Bannrechte, ſogar das jus primae noctis, z. B. in Holſtein, in Lauenburg. Da haben die däniſchen Könige die ganze alte Einrichtung beſtehen laſſen, das reine Mittelalter. Die Junker herrſchten, ſaßen wie erblich in den beſten Ämtern mit dem Elefantenorden auf der Bruſt. Sie hatten die einträglichſten Stellen, bis zu zehntauſend Thalern jährlich, wenigſtens vier- bis fünftauſend, und dafür thaten und konnten ſie nichts als Sporteln einkaſſieren und ſchwere Brüchen auflegen. Sie wiſſen doch, was das iſt?“

Ich bejahte es, indem ich ſagte: „Geldſtrafen.“

„Sie verpachteten die Domänen unter ſich — fuhr er fort nach niedrigen Abſchätzungen und aßen das Fett des Landes. Die Leute mußten, als ich hinkam, das abſcheuliche Bier trinken, das die Junker auf ihren Gütern brauten, und kein Menſch konnte ein Stück Acker erwerben, weil ſie nicht wollten, daß mehr als zweitauſend Menſchen auf der Quadratmeile lebten. An alles das erinnern ſich die Leute dort noch, an dieſe Mißregierung Damit werden ſie von den Emiſſären des Fortſchritts und der Sezeſſion, die dasſelbe iſt, bedroht und vor mir gewarnt Ich ſoll dahin zurückſtreben, und doch bin ichs im Gegenteil geweſen, ich allein, der das alles dort aufgehoben hat.“

Ich erinnerte ihn an die Huldigung der Stände in Lauenburg, Bülows Angſt um Erhaltung des Rezeſſes der Ritterſchaft und die Szene im Ratzeburger Dome, und fragte, ob ſich die Sache ſo ver-

halten hätte. Er erzählte ſie in allem Weſentlichen ſo, wie ſie oben [Band II, S. 519 f.] mitgeteilt iſt. Dann kam er auf die Wühlerei vor den Wahlen zurück und fuhr fort: „Die das predigen, glauben aber ſelber nicht daran Sie haſſen und verleumden mich, weil ich ein Junker bin und kein Profeſſor, und weil ich ſeit zwanzig Jahren Miniſter bin. Das hat ihnen zu lange gedauert, das iſt ihr Verdruß. Sie möchten auch einmal dran kommen, an die Regierung, an die Macht. 'S iſt aber bloß Wollen und Nichtkönnen, und wenn ich ihnen Platz machte, würden ſie in Verlegenheit ſein vor der Aufgabe und merken, daß ſie nichts vermögen Ich bin als Junker geboren, aber meine Politik war keine Junkerpolitik. Ich bin Royaliſt in erſter Linie, dann ein Preuße und ein Deutſcher. Ich will meinen König, das Königtum verteidigen gegen die Revolution, die offne und die ſchleichende, und ich will ein geſundes ſtarkes Deutſchland herſtellen und hinterlaſſen. Die Parteien ſind mir gleichgiltig. Ich bin auch nicht konſervativ im Sinne der konſervativen Partei. Das beweiſt meine ganze Vergangenheit als Miniſter. Das haben ſie 1873 geſehen, beim Schulaufſichtsgeſetze, wo ſie mir den Rücken wandten, mich in ihren Blättern anfeindeten, mir abſurde Briefe ſchrieben. Ich habe ihnen aber geantwortet, z. B. hier."

Er nahm von dem Repoſitorium neben ſich die Abſchrift eines Briefes, mit dem er „einen alten Herrn in Pommern" (es war Senfft-Pilſach), der ihn damals zur Einkehr und zum Gebet ermahnt, „abgeführt" hatte, und las ihn mir vor Darin verwies er jenen u. a. auf Pſalm 12, 4 und 5, wo es heißt: „Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da ſtolz redet. Die da ſagen: unſre Zunge ſoll Überhand haben, uns gebühret zu reden; wer iſt unſer Herr?"[1] Dann kehrte er zu den letzten Wahlen zurück und bemerkte: „Die Schwäche unſrer Einrichtungen iſt bewieſen durch die Leichtgläubigkeit der Wähler Es kann aber dahin kommen, daß es einmal heißt, von der deutſchen Verfaſſung, nachdem alle Verſuche, mit ihr zu regieren und zu reformieren, fehlgeſchlagen ſind — daß es da heißt, wie Schwarzenberg ſagte, in Olmütz: Dieſe Einrichtung hat ſich nicht bewährt. — Das darf

[1] Der Brief Senffts von Pilſach, datiert Berlin 20. März 1873 und Bismarcks Antwort von demſelben Tage ſind abgedruckt im Bismarck-Jahrbuch I, 85 ff.

aber jetzt nicht gedruckt werden; es iſt nur für Sie. . . . Jetzt haben ſie eine andre Verleumdung erdacht: ſie benutzen meine Anhänglichkeit an den Kaiſer und thun, als ob ich an meiner Stellung hinge, an der Macht, als ob mir das Regieren ans Herz gewachſen wäre. Es kann aber anders kommen, es kann heißen: Hier habt ihrs, nun regiert! Das kann aber erſt geſchehen, wenn eine Abſtimmung, eine wichtige, vorliegt, nicht auf die Wahllisten hin. Der Kaiſer iſt halb geneigt, eine Probe zu machen und mich gehen zu laſſen, wenn auch nur für eine Seſſion. Länger dauert die Herrlichkeit doch nicht. Ich laufe dem Kaiſer ja nicht weg; es wäre unrecht, den alten Herrn allein zu laſſen. Aber ich kann meine Überzeugung nicht aufgeben, und ich will keine Wiederkehr der Konfliktszeit. Ich verlange eine beſſere Würdigung und Behandlung."

Er kam alsdann nochmals auf die Behauptung zurück, daß die liberalen Parteien bei der Wahlkampagne mit groben Lügen hantiert hätten, woran er die Bemerkung knüpfte, dagegen könnten ſie den Anhängern der Regierung durch ihre gute Organiſation, ihre Rührigkeit und ihre Opferwilligkeit zum Beiſpiele dienen. „Auch manche auf unſrer Seite haben — ſagte er — viel Geld hergegeben, z. B. Hertzog; aber die Fortſchrittspartei hatte mehr, der ſtand der ganze Judenſchatz zur Verfügung, und ſie war wohl eingeübt und gut organiſiert."

„Und nun — ſagte er dann — hätte ich noch was für Sie. Hier hat Unruh verſchiednes veröffentlicht, was eine Berichtigung verdient."[1] Er nahm das 10. Heft (Oktober) des 6 Jahrgangs der Deutſchen Revue, das vor ihm lag, zur Hand und fuhr fort: „Der will für den Hiſtoriker geſchrieben haben, er hat aber offenbar die Wahlen damit beeinfluſſen wollen. Vieles iſt Irrtum, andres Wahllüge, einiges muß ergänzt werden. So z. B. hier, Seite 9, da berichtet er, daß ich in der Zeit, wo ich noch Abgeordneter war, ein Geſpräch mit ihm gehabt, das ich mit den Worten geſchloſſen hätte: »Nun, wiſſen Sie was, wenn Ihre Partei ſiegt, ſo nehmen Sie mich in Schutz, und kommt meine Partei oben, ſo werde ich Ihnen denſelben Dienſt leiſten. Schlagen Sie ein.« Dieſes

[1] Vgl. jetzt die Erinnerungen aus dem Leben von Hans Viktor von Unruh. Hrsg. von H. Poſchinger, 1895.

Kartell hat wirklich ſtattgefunden. Doch wurde es komiſcherweiſe in ganz ähnlicher Art mir auch von dem radikalen Abgeordneten d'Eſter angeboten. Hier aber lehnte ich ab; denn, ſagte ich, wenn Ihre Partei ſiegt, ſo iſt es nicht mehr der Mühe wert zu leben, kriegen wir aber die Oberhand, ſo wird gehenkt; doch Höflichkeit bis zur letzten Galgenſproſſe."

Er blätterte in der Revue weiter und fuhr fort: „Vollſtändig unbegründet iſt es, daß die Oppoſition in den Jahren 1862 bis 1866 nicht gewußt haben ſoll, daß ich eine energiſche antiöſterreichiſche Politik im Sinne habe. Aus den Unruhſchen Memoiren ſelbſt geht mit größter Deutlichkeit hervor, daß man von dieſer Politik unterrichtet war und mir nur aus Haß — dem Junker — und aus Rechthaberei Oppoſition machte. Hier, Seite 11, wird erzählt, daß Unruh bald nach Ausbruch des öſterreichiſch-franzöſiſchen Krieges von 1859 im Hotel Royal mit mir eine Unterredung gehabt hat, bei der ich geſagt, Öſterreich beiſtehen wäre ein politiſcher Selbſtmord Preußens. Ich ſei von meiner Sympathie für Öſterreich vollſtändig zurückgekommen. Wenn es uns nicht gelänge, Öſterreich aus dem eigentlichen Deutſchland zu entfernen, und jenes hier die Oberhand behielte, ſo würden unſre Könige wieder Kurfürſten, Vaſallen Habsburgs. Über das Verhalten der einzelnen deutſchen Regierungen im Fall einer Kriſis könnte kein Zweifel herrſchen. Sie würden ſich, wenn ſie zu wählen hätten, vielleicht mit Ausnahme einiger Kleinſtaaten, die im Bereiche der Machtſphäre Preußens lägen, ſämtlich für Öſterreich entſcheiden. Preußen wäre alſo iſoliert, aber es könnte unter Umſtänden das deutſche Volk zum Alliierten haben ... Das war doch deutlich geſprochen, und ſolche Äußerungen ſpäter mit der Verſtärkung der Armee in Verbindung zu bringen, ſollte nicht ſchwer geweſen ſein. Aber man wollte nicht ſehen.... Ein weiterer Beweis, daß ſie gewußt haben, an was ich dachte, iſt Seite 13, wo es heißt »Als der König nach Baden-Baden ging und ihn die Miniſter v. Auerswald und v. Schleinitz dahin begleiteten, folgte Bismarck nach, augenſcheinlich zu dem Zwecke, ſeine Bemühungen zur Verhütung einer Hilfeleiſtung für Öſterreich fortzuſetzen.« Und auf derſelben Seite leſen wir: »Wichtig ſcheint mir noch ein Beleg dafür, daß Bismarcks antiöſterreichiſche Politik, ſoweit es ſich um Öſterreichs Einfluß in

Deutſchland handelte, nicht erſt im Jahre 1859 entſtanden, ſondern ältern Datums iſt. Ich erzählte nach 1866 im Abgeordnetenhauſe dem frühern Landrate des Teltower Kreiſes mein Geſpräch mit Bismarck im Jahre 1859, worauf jener mir ſagte, Bismarck habe ſchon im Jahre 1854 gegen ihn dieſelben antiöſterreichiſchen Anſichten und eine gegen Öſterreich gerichtete Politik offen ausgeſprochen. Zur praktiſchen Anwendung kam ſie erſt 1866, alſo zwölf Jahre ſpäter So lange alſo hat Bismarck den Plan, Öſterreich aus Deutſchland zu entfernen, mit ſich herumgetragen und konſequent daran feſtgehalten. Es iſt dies von Wichtigkeit für die Beurteilung der Konfliktsperiode.« — Gewiß iſt das richtig. Denn ſollte das, was jener Landrat 1854 und Unruh 1859 von mir ſelbſt erfuhren, nicht auch andern zu Ohren gekommen ſein und von ihnen im Gedächtnis behalten — den Liberalen, die mich von 1862 bis 1866 mit aller Heftigkeit bekämpften?"

Der Kanzler blätterte weiter und fuhr fort: „In betreff der Lage im Herbſt 1862 hatte Unruh — hier Seite 15 — die Überzeugung: »Will Bismarck den Dualismus in Deutſchland beſeitigen, ſo iſt dies ohne Krieg mit Öſterreich augenſcheinlich unmöglich, und dazu bedarf es einer möglichſt ſtarken preußiſchen Armee.« Alſo, was ich Ihnen vorhin ſagte. Im Oktober teilte er — Seite 16 — während einer Generalverſammlung des Nationalvereins in Koburg vertrauten Kreiſen das Geſpräch von 1859 mit.

„»Ich ſagte — ſchreibt er — meinen alten preußiſchen und meinen neuen deutſchen Freunden, ſie wären ganz im Irrtum, wenn ſie Bismarck einfach als Reaktionär oder gar als Werkzeug der Reaktion anſähen. Gewiß gehöre er nicht zu den Liberalen, aber in ſeinem Kopfe ſteckten ganz andre Ideen und Pläne als bei Manteuffel und Kollegen.« Die Herren zweifelten und wollten abwarten, wie ich mich benähme. 1863 ſollten ſie zu der Überzeugung gelangt ſein — Seite 18 —, daß ich meine Pläne in der äußern Politik aufgegeben habe und nur noch Miniſter der Reaktion ſei. ... In der äußern Politik; denn — ſo ſoll man mit höchſt ſeltſamer Logik geſchloſſen haben — es waren inzwiſchen im Innern politiſche Verfolgungen, Maßregelungen von freiſinnigen Beamten, Beſchränkungen der Preſſe und Angriffe auf die Redefreiheit der Abgeordneten vorgekommen. Wer begreift wohl, was das alles

mit dem Glauben an meine antiöſterreichiſchen Pläne zu ſchaffen hatte, und man erfährt obendrein auf der nächſten Seite ſchon, daß Unruh und Kompagnie in dieſer Zeit aus guter Quelle die Verſicherung erhielten, ich beabſichtige einen Kampf mit den Öſterreichern. Der Memoirenſchreiber berichtet: »Der damalige Oberbürgermeiſter von Berlin, Seydel, machte mir eine Mitteilung, von der er ſagte, daß dieſelbe aus dem Militärkabinett ſtamme, deſſen Chef der General von Manteuffel war. Danach ſollte dieſer oder ein ihm naheſtehender Mann ſich dahin ausgeſprochen haben, Bismarck ſei vortrefflich geeignet, das Abgeordnetenhaus niederzutreten; ſobald ihm dies gelungen und die Militärorganiſation geſichert ſei, müſſe er beſeitigt werden, weil er ſonſt jedenfalls Krieg mit Öſterreich führen und die verſtärkte Armee hierzu benutzen werde Der Zerfall mit Öſterreich und ein glücklicher Krieg gegen dasſelbe würde die konſervative Partei wieder vom Staatsruder entfernen. Um dasſelbe in der Hand zu behalten, müſſe Preußen mit Öſterreich auf gutem Fuße ſtehen und zu dem Ende ſogar Konzeſſionen machen, wenn es nötig ſei. Dieſe Nachricht, fährt Unruh fort, hatte ſehr viel einer Wahrſcheinlichkeit für ſich. General Manteuffel war als das Haupt der hochkonſervativen ſogenannten öſterreichiſchen Partei am preußiſchen Hofe bekannt und in Wien ſehr angeſehen. Seine antiöſterreichiſchen Pläne hatte Bismarck ſchon vor ſeinem Eintritt als Miniſterpräſident vielfach ausgeſprochen, ja ſogar dem Könige vorgetragen. Wenn Bismarck einen Vergleich mit dem Abgeordneten hauſe zuſtande brachte und Frieden mit der Volksvertretung ſchloß, ſo hatte er nach der Anſicht der Manteuffelſchen Partei ſeine Dienſte geleiſtet und konnte gehen. Ganz anders war ſeine Stellung, wenn er trotz des heftigſten Kriegs mit dem Abgeordnetenhauſe die Militärreorganiſation durchführte. So lange der Kampf mit der Volksvertretung währte, blieb er unentbehrlich, je heftiger der Kampf war, deſto mehr.«

„Das ſind lauter Irrtümer und Widerſprüche. Zunächſt iſt es völlig unbegründet, wenn behauptet wird, Manteuffel habe mich beſeitigt wiſſen wollen, und er ſei das Haupt der öſterreichiſchen Partei geweſen Das war vielmehr Schleinitz,[1] der auch ſpäter noch

[1] G. u. E. I, 281/2, 337.

viel mit den Öſterreichern verkehrte, ja deſſen Salon ihr Stelldichein war. Manteuffel war durchaus kein Parteigänger Öſterreichs, ſondern preußiſcher Offizier mit brennend royaliſtiſchem Patriotismus Sodann aber ſollte man meinen, wenn die Oppoſition in der Kammer patriotiſch preußiſch dachte, wenn ſie dem Dualismus in Deutſchland ein Ende gemacht ſehen wollte, wenn ſie die deutſche Idee durch Preußen verwirklichen wollte — da hätte ſie mich, von dem ihr bekannt war, daß ich ganz dasſelbe Ziel vor Augen hatte, mit allen Kräften unterſtützen ſollen. Und dies hätte ſich auch von ihrem liberalen Standpunkt aus empfohlen: denn es war ihr ja bekannt, daß ein Sieg über Öſterreich die konſervative Partei wieder vom Staatsruder entfernen würde. Meinen Sturz endlich durch die Konſervativen der öſterreichiſchen Farbe brauchte man nicht zu fürchten; denn nach Unruh wußte man, daß ich das Vertrauen des Königs beſaß, ja man wollte gehört haben, er habe mich ſeinen Seelenarzt genannt. Die Oppoſition iſt nicht nach dieſen Betrachtungen verfahren, ſie hat das Gegenteil gethan, ſie hat unpraktiſch und inkonſequent gehandelt, unpolitiſch und gegen ihr eignes Intereſſe, weil ihr ſtupider Haß und ihre advokatenhafte Rechthaberei ſie verblendeten. Man mußte liberalerſeits, wenn man praktiſche Politik treiben wollte — da mußte man für die Sache, die nicht ohne Entfernung Öſterreichs aus dem Bunde gefördert werden konnte, den König von Preußen gewinnen, der Bedenken gegen einen Konflikt mit Öſterreich hatte und darin von einem Teile ſeiner Umgebung beſtärkt wurde. Der König Wilhelm mußte allmählich von der Notwendigkeit eines Bruches mit der Wiener Politik und eines Verſuches, Preußen allein an die Spitze Deutſchlands zu ſtellen, überzeugt werden. Ich verfolgte dieſen Zweck, und das Abgeordnetenhaus hätte dies ebenfalls thun ſollen. Statt deſſen ſtießen ſie den König vor den Kopf, indem ſie ihm die Mittel zur Militärreorganiſation verſagten, und nun fehlte ihnen jeder archimediſche Punkt zum Fußfaſſen für ihre Abſichten; die ſchwebten in der Luft und hatten nichts als den Wind ihrer Reden und ihre Einbildung, die ihnen vorſpiegelte, ſie wären bedeutend.“

„Wenn Unruh endlich hier — Seite 19 — ſagt, ich hätte den Streit über die Militärvorlage zu einem Verfaſſungskonflikte ge-

ſteigert, ich ſei gegen die Oppoſition provokatoriſch aufgetreten, hätte mich faſt in jeder Rede bemüht, ſie durch boshaften Witz aufzuſtacheln, alles nur, um mich der öſterreichiſch geſinnten Hofpartei gegenüber in Amt und Macht zu behaupten, und wenn er Seite 20 dieſelbe Beſchuldigung mit den Worten wiederholt: »Noch heute bin ich der Meinung, daß Bismarck den Konflikt gebrauchte und benutzte, um ſich in ſeiner Stellung zu erhalten und zu befeſtigen,« ſo iſt das eine grobe Injurie, die vor den Strafrichter gehört, und eine Unwahrheit von derſelben Verblendung eingegeben wie die auf Seite 16 hier, nach welcher ich von den Nationalvereinsgrößen lediglich als Repräſentant der Reaktion angeſehen wurde. Ich wollte keine Reaktion, damals ſo wenig wie heute, wo man mich deſſen wieder anklagt. Wäre es anders geweſen, ſo hätte ich ſie haben können. Unruh und Kollegen würden nicht imſtande geweſen ſein, es zu verhindern, und das »Volk«, das ſie gewählt hatte, würde auch nichts dagegen vermocht haben. Es war aber nicht das Volk. Und ebenſowenig bin ich durch das Bedürfnis nach Macht, durch Gefallen am Regieren, durch die Abſicht, mich in meiner Miniſterſtellung zu befeſtigen, bewogen worden, der Oppoſition im Abgeordnetenhauſe ſtandhaft entgegenzutreten Es war vielmehr der Royaliſt in mir, der in meinem Weſen immer eine hervorragende Stelle eingenommen hat. Dieſer wars, wenn ich an meiner Stelle feſthielt. Das Pflichtgefühl gegen meinen König leitete mich dabei, der unter den damals obwaltenden Umſtänden keinen andern Miniſter fand. Ich erinnere mich, ich ſagte ihm: »Das ſoll man nicht ſagen, daß Eure Majeſtät keinen Diener finden, ſo lange noch ein altmärkiſcher Edelmann lebt.« Sonſt war es in dieſer Zeit wahrhaftig kein Vergnügen, Miniſter zu ſein. Das Gewerbe eines Geſandten in Paris, ja ſelbſt in Frankfurt, wo man bei gutem Gehalte wenig Arbeit, wenig Verantwortlichkeit und wenig Ärger hatte, wo man nicht von aller Welt angefeindet und geſchmäht wurde, war ſehr viel angenehmer. Das herausfordernde Auftreten und die ſarkaſtiſchen Reden vor dem Abgeordnetenhauſe, über die Unruh klagt, hatten nicht die Verlängerung und Steigerung des Konflikts zum Zwecke, die waren bloß Ausübung des jus talionis. Ich ſoll — Seite 17 — oft geradezu verletzend aufgetreten ſein Das iſt nicht in Abrede zu ſtellen. Aber wenn meine Äußerungen verletzender

Natur waren, ſo waren ſie das nicht ein Zehntel ſo ſehr als die Sprache der Redner im Hauſe gegen mich und andre Mitglieder der Regierung. Die waren weit maſſiver und malitiöſer als ich, ſchimpften geradezu, drohten und ſprachen von einem Miniſterium von Seiltänzern, von Kainszeichen der Reaktion und ähnlichen wenig ſchmeichelhaften Dingen. Ich aber war nicht der Mann, der ſich das bieten ließ. Es lag nicht in meiner Natur, wenn man mich auf die rechte Backe ſchlug, auch die linke hinzuhalten, ſondern ich wehrte mich und vergalt ihnen mit gleicher Münze. Und dazu kam meine Geringachtung der Doktrin von der Volksſouveränität und mein Ekel davor, daß die Oppoſition dieſer Volksſouveränität eine byzantiniſche Verehrung erwies. Das war mir ein Greuel, das empörte mich mehr als ihre giftige Polemik.

„Erheiternd, ja lächerlich iſt dann hier die Stelle – Seite 22 – über die Gründe meines Verhaltens zur Diätenfrage im Norddeutſchen Reichstage. »Ich war damals — erzählt Unruh — noch ſelbſt für Diäten, ſagte aber zu Bennigſen, ich glaube nicht, daß Bismarck hierin nachgeben werde; vielleicht ſei er gar nicht in der Lage, es zu können. Es ſcheine mir, als ob er ganz beſtimmte Verpflichtungen gegen das Herrenhaus eingegangen ſei, dem er bei der ſpäter notwendigen Genehmigung der Norddeutſchen Verfaſſung durch die Einzelſtaaten zumute, das allgemeine Wahlrecht hinunterzuſchlucken.« Gegen das Herrenhaus! – Leute, die der aktiven Politik immer fernſtanden und ohne irgendwelchen erheblichen Einfluß ſind. Abſurde Hypotheſe!

„Wenn dann Seite 24 an die Äußerung Löwes erinnert wird, ein Hauptmangel der deutſchen Verfaſſung ſei, daß ſie mir auf den Leib zugeſchnitten worden, ſo iſt das eine Redensart, die dadurch, daß ſie in den letzten Jahren von Zeitungen und Parteirednern immer und immer wiedergekäut worden iſt, nicht zutreffender wurde.

„Seite 25 heißt es: »Schon im Jahre 1867 mußte jedem Einſichtigen klar werden, daß unter Bismarck von einer parlamentariſchen Regierung nicht die Rede ſein könne. Eine ſolche bedingt unter gewiſſen Umſtänden Miniſterwechſel und regierungsfähige Parteien.« Hier ſpricht der Verfaſſer in der That die Wahrheit aus. Regierungsfähige Parteien — wo waren ſie in den letzten zwei Jahrzehnten? Ich habe keine geſehen, weder eine, die die

Majorität, noch eine, die ein poſitives Programm hatte. Am wenigſten in den Lagern der Liberalen, die in allen ihren Manifeſten und Reden nur tadeln und kritiſieren, nur negieren konnten und niemals was Poſitives vorbrachten. Nur Velleitäten zum Regieren, Ehrgeiz und Neid ſind vorhanden, nicht aber die Potenz, die ein fruchtbares Regieren verlangt.

„Faſt alle Parteien — heißt es auf derſelben Seite , ſofern ſie nicht Feinde der deutſchen Einheit ſind, halten den Reichskanzler für ganz unentbehrlich.« Und doch feindete man mich von 1877 an auch von ſeiten der Nationalliberalen aufs äußerſte an, doch haben vor den letzten Wahlen und während derſelben die Führer der Fortſchrittspartei die Parole »Fort mit Bismarck« ausgegeben.

„Wieder eine bloße wiedergekäute Redensart iſt es, wenn gleich darauf bemerkt wird: »Eine Partei, die keine eignen Grundſätze, ſondern nur die Tendenz hat, der Regierung die Majorität zu ſichern, gewährt in kritiſcher und gefährlicher Zeit keine zuverläſſige Stütze.« Man ſage uns doch, warum. Gewährt etwa die Oppoſition, der Liberalismus mit ſeiner gründlichen Unzuverläſſigkeit, ſeinem Mißtrauen und Schwanken, ſeinem Feilſchen und Abſchwächen und mit ſeiner Krittelei und Rechthaberei eine ſolche Stütze?

„Seite 29 wird es als gleichgiltig hingeſtellt, ob die Idee eines Zollparlaments von mir ausgegangen ſei oder von Delbrück. Ich denke, daß dies Unruh, der für den Hiſtoriker zu ſchreiben hofft, nicht gleichgiltig ſein ſollte. Die Idee rührt aber nicht von Delbrück, ſondern von mir her. Ich habe die Sache, wie man bei Heſekiel nachleſen kann, ſchon von Petersburg her angeregt*) und ſie 1866

*) Schon in Frankfurt. Am 2. April 1858 ſchrieb er (Heſekiel, Das Buch vom Grafen Bismarck, S. 183) von dort an einen befreundeten Politiker: „Ich glaube, daß wir in einem 1865 umzubildenden Zollvereine . . . für die Ausübung des ſtändiſchen Zuſtimmungsrechts in Zollvereinsſachen den Unionsprojekten von 1849 eine Einrichtung entnehmen, eine Art von Zollparlament einrichten müſſen.“ — Und am 18. September 1861 ſagte er in einem Briefe, der auf der Reiſe von Petersburg nach Berlin in Stolpmünde geſchrieben war (a. a. O. S. 189), einem Freunde. „Ich ſehe nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, ſei es am Bunde, ſei es in einem Zollparlament, ſo zimperlich zurückſchrecken. Eine Inſtitution, die in jedem deutſchen Staate legitime Geltung hat, die wir Konſervative ſelbſt in Preußen nicht entbehren möchten, können wir

in den Friedensverträgen ausgedrückt und ſicher geſtellt. Aber es mußte ein Liberaler, ein Gelehrter ſein, der ſie zuerſt gehabt hatte, kein Junker. Ich will Delbrücks Fähigkeiten und Verdienſten nicht zu nahe treten, aber der wäre niemals auf den Gedanken gekommen, daß der Zollverein in dieſer Weiſe zu verwenden ſein könnte; denn er hatte mancherlei Vorzüge, aber keinen politiſchen Sinn und Inſtinkt.

„Seite 30 berichtet Unruh: »Bei den Verhandlungen über die Tabakſteuervorlage, als Bismarck das Monopol für ſein Ideal erklärte, teilte mir Bennigſen mit, daß er die Verhandlungen mit Bismarck — über ſeinen Eintritt ins Miniſterium, die im Herbſt begonnen hatten — abgebrochen und ihm erklärt habe, er könne ſich nicht für das Monopol engagieren!« Das iſt unwahr oder mindeſtens nur halb wahr. Die Sache verhält ſich folgendermaßen. Eulenburg wollte 1877 zurücktreten. Ich bot ſeinen Poſten Bennigſen an. Der verlangte, daß auch Forckenbeck und Stauffenberg Miniſterſtellen erhielten, für die aber keine vorhanden waren. Inzwiſchen kam Eulenburg auf andre Gedanken. Er ging zum Könige und verhetzte mich bei ihm, daß ich mich mit dem eingelaſſen. Und Sereniſſimus nahm das übel und verbot mir, mit Bennigſen weiter zu verhandeln. Das dauerte dann mehrere Monate, während welchen in der Preſſe tranſpirierte, daß auch Lasker auf einen Sitz im Kabinett rechnete. Später ſuchte Bennigſen mich im Reichstag auf, was ſonſt nicht ſeine Gewohnheit iſt, und fragte mich wegen des Tabakmonopols. Ich erwiderte, daß ichs für gut hielte und es erſtreben werde, und nun erklärte Bennigſen, daß er es nicht unterſtützen könne und zurücktrete. Aus Höflichkeit verſchwieg ich ihm, daß ich gar nicht mehr an ihn gedacht hatte, da mir von oben verboten worden ſei, länger auf ihn zu reflektieren.

„Weiterhin ſagt Unruh: »Von da ab änderte ſich die Stellung des Reichskanzlers zur nationalliberalen Partei augenſcheinlich.« Dies iſt unrichtig, das Umgekehrte iſt der Fall geweſen: die Nationalliberalen traten mir von jetzt an teils kühl, teils feindlich entgegen,

---

doch nicht als revolutionär bekämpfen. .. Man könnte ſo eine recht konſervative Nationalvertretung ſchaffen und doch ſelbſt bei den Liberalen Dank dafür ernten.“ (Auch in den Bismarckbriefen S. 315.)

entzogen mir ihre Unterſtützung im Landtage und griffen mich in ihren Blättern an — vorzüglich in der Nationalzeitung, die das verlogenſte von allen, voll Heuchelei und Kniffe iſt.

„Seite 31 wird das Delbrückſche Freihandelsſyſtem »ein ſeit langer Zeit befolgtes Syſtem« genannt. Hier fragt ſich, was »lange« bedeuten ſoll. Das hier mit Delbrücks Namen bezeichnete Syſtem exiſtierte erſt ſeit 1865, und mir gingen erſt 1875 ernſte Zweifel darüber auf. Bis dahin hatte ich keine Zeit gefunden, über Nutzen oder Schaden dieſer Einrichtung nachzudenken, weil bis dahin ſchwere Koalitionsgefahren beſtanden, auf deren Beobachtung und Ableitung ich meine ganze Arbeitskraft verwenden mußte.

„Seite 32 iſt es eine offenbar auf die Wahlen berechnete Unwahrheit, wenn ich geſagt haben ſoll, ich wolle die Nationalliberalen »an die Wand drücken,« und daß man zugleich gehört haben ſoll, ich beabſichtige die bisherige Zoll- und Handelspolitik total umzugeſtalten, iſt unmöglich. An letzteres dachte ich erſt im November, und der Ausdruck »an die Wand drücken« iſt nicht nur in dieſer Beziehung von mir nicht gebraucht worden, ſondern überhaupt niemals, er ſteht gar nicht in meinem Wörterbuche. Jedermann weiß, ob eine Redensart in ſeine Weiſe ſich zu äußern gehört, und ich bin mir bewußt, daß ich mich der Phraſe nie bedient habe.

[1] „Die Auflöſung des Reichstages nach dem Nobilingſchen Attentate endlich ſoll eine gegen die Liberalen gerichtete Maßregel geweſen ſein. Sie war in Wirklichkeit das Gegenteil hiervon: ſie war höfliches Entgegenkommen der Regierung gegen die Liberalen; ich wollte ihnen die Sinnesänderung in betreff des Sozialiſtengeſetzes durch Auflöſung und Neuwahlen erleichtern. So iſt es aber mit dieſen Herren mit ihrem ſtarken Selbſtgefühl. Steht man vor ihnen nicht ſtets mit dem Hute in der Hand und bewundert ſie, ſo iſt man ihr Feind, ſo iſt man arrogant. Ich aber kann das nicht leiſten, ich habe keine hohe Meinung von bloßen Kritikern und Rednern für Zeitungen, ich habe in meiner Denkart überhaupt keinen Platz für Menſchenverehrung.“

[1] 2. Juni 1878. Der Reichstag wurde am 11. Juni aufgelöſt, die Neuwahlen fanden am 30. Juli ſtatt.

In dieſem Augenblicke rief Theiß ins Zimmer: „Der Herr Miniſter Maybach!“ Ich erhob mich, nahm das Heft der Fleiſcherſchen Revue mit den grauen, roten und blauen Strichen und Gloſſen des Kanzlers, das er mir gegeben hatte, unter den Arm und wollte gehen. Doch fragte ich noch: „Darf man wiſſen, ob Gambetta bei Ihnen geweſen iſt, Durchlaucht?“ – „Nein,“ entgegnete er. „Er hats ja ſelbſt geſagt, und es iſt auch ſo. Aber daß er an einen Beſuch in Varzin gedacht hat, geht aus ſeiner Reiſe bis Danzig hervor. Er wird ſich da wohl anders beſonnen haben, oder man hat ihm aus Paris geſchrieben, daß es dort keinen guten Eindruck machen würde.“ Als Maybach darauf hereinkam, ſagte der Kanzler: „Wir ſprachen eben von Gambetta. Meine Sache war es nicht, ſeinen Beſuch bei mir in Abrede zu ſtellen. Man hätte da meinen können, ich hätte was gegen ihn, wollte mich dagegen verwahren, was doch gar nicht ſo geweſen wäre.“

Ich empfahl mich nun und brachte das Gehörte ſofort zu Papier. Die erſte auf die Wahlergebniſſe bezügliche Hälfte wurde dann zu einem Artikel: „Die Kanzlerkriſis“ verarbeitet, der in Nr. 48 der Grenzboten erſchien, die Kritik der Unruhſchen Memoirenfragmente zu einem zweiten, der unter der Überſchrift: „Unruh über Bismarck“ in Nr. 49 abgedruckt wurde.

Nachdem ich Abdrücke hiervon und von einem dritten Artikel: „Vom Reichskanzler und vom Reichstage“ erhalten hatte, gab ich alle drei Aufſätze am 2. Dezember mittags im Palais des Fürſten zur Beförderung an dieſen ab. Eine Stunde nachher ſchon bekam ich aus der Reichskanzlei folgenden Brief:

„Berlin, 2. Dezember 1881.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Im Auftrage des Herrn Reichskanzlers beehre ich mich, Sie ganz ergebenſt zu erſuchen, ſich gefälligſt heute bis fünf Uhr nachmittag zu Seiner Durchlaucht bemühen zu wollen. Der Herr Reichskanzler äußerte dabei, daß der ihm von Ihnen vorgelegte Artikel in der vorliegenden Form unmöglich veröffentlicht werden könne.

In beſondrer Hochachtung

ganz ergebenſt

Sachſſe.“

Ich begab mich um drei Uhr ins Palais, konnte aber nicht vorkommen, weil Prinz Wilhelm beim Fürſten und nach ihm der Miniſter Mittnacht angeſagt war. Als ich mich um vier Uhr wieder einſtellte, war dieſer noch beim Chef, doch ging er nach zehn Minuten, und gleich nachher ließ mir der Kanzler ſagen, er erwarte mich im Garten, und als ich durch die Thür des großen Vorſaals hinaustrat, ſtand er mit ſeinem Hunde davor. Er gab mir freundlich die Hand, ſagte indes gleich nachher: „Aber was haben Sie da gemacht, Herr Doktor! Das iſt ja alles ganz falſch, das reine Gegenteil von dem, was ich wollte. Der Artikel iſt doch noch nicht gedruckt?“ — Ich bedauerte, daß er bereits erſchienen ſei. — „Nun, das iſt ſchlimm,“ erwiderte er. — Ich fragte, welchen von den drei Artikeln er meine. — „Nun den über Unruh,“ verſetzte er. „Da haben Sie geradezu geſagt, was Bennigſen behauptet. Es iſt, als ob ihn einer von meinen ärgſten Feinden geſchrieben hätte. Und das andre iſt auch nicht richtig, oft der reine Unſinn. Ich erinnere mich, es war vor drei Jahren ebenſo, mit den Sachen, die Sie mir nach Kiſſingen und Gaſtein ſchickten, da war auch an vielen Stellen das Umgekehrte das Wahre.“ — Ich erwiderte, das ſei nur bei einer der Fall geweſen, bei der Geſchichte mit Rechberg, die dann weggeblieben ſei. Er wollte das nicht zugeben und fuhr fort: „Sie müſſen mir die Aufſätze vorlegen, ehe ſie gedruckt werden. Aber Sie haben ſich zu ſehr auf Ihr Gedächtnis verlaſſen, das nicht mehr ſo gut iſt wie vorher, oder Sie haben nicht ordentlich darauf gehört. Ich habe es Ihnen ganz anders erzählt.“

In dieſem Augenblicke unterbrach uns Graf Bill mit einer Meldung. Als er fort war, zog der Chef den gedruckten Aufſatz aus der Taſche, und wir gingen, da es dunkel geworden war, durch eine andre Thür und ein Gartenzimmer in ſein Arbeitskabinett, wo er die betreffenden Stellen vor der Lampe nochmals durchſah. Bei der erſten, auf Seite 395, wo ich nach Unruhs Bericht den Chef im Jahre 1859 ſagen ließ, die deutſchen Regierungen „würden ſich im Fall einer Kriſis mit Ausnahme einiger Kleinſtaaten, die in der Machtſphäre Preußen lägen, ſämtlich mit Öſterreich verbinden. So ſei jenes völlig iſoliert. Doch würde es einen Alliierten haben, wenn es denſelben zu erwerben und zu behandeln verſtünde — das deutſche Volk,“ ſagte er: „Das iſt purer Unſinn, ganz wider die

Geſchichte. Das hätten Sie doch wiſſen ſollen ... Ach, nein, da habe ich den Satz mißverſtanden, falſch geleſen in der Eile. »Jenes« und da »es« iſt Preußen Da habe ich dem Büſchchen Unrecht gethan ... Aber weiterhin hier [er meinte die Stelle Seite 398, wo ich geſagt hatte, das Volk würde gegen eine Reaktion in der Konfliktszeit nichts vermocht haben] das iſt unbegründet, das kann ich nicht behauptet haben, da hätte es heißen ſollen, nichts gethan. Vermocht hätten ſies am Ende wohl ... Dann hier auf Seite 401 ... Nein, das iſt wieder ein Verſehen von mir. Da habe ich [es betraf den Satz »Der Ausdruck »an die Wand drücken« iſt von ihm nicht nur in dieſer Beziehung nicht gebraucht worden, ſondern überhaupt niemals«] das erſte »nicht« überſehen ... Aber das über Bennigſen iſt ganz falſch — in ſeiner zweiten Hälfte. Da haben Sie in Bennigſens Intereſſe berichtet. Ich müßte Ihnen eine Lüge geſagt haben, wenn das richtig wäre. Das aufzuklären war mir die Hauptſache bei dem Artikel, und Sie hätten aus der Norddeutſchen wiſſen müſſen, wie es ſich in Wahrheit verhalten hat; es iſt Ihnen ja bekannt, daß die Artikel dort von mir veranlaßt waren. Aber Sie leſen die offiziöſen Blätter wohl nicht ... Es iſt nach der Varziner Beſprechung nicht mehr mit ihm verhandelt worden, mit Bennigſen über den Miniſterpoſten, obwohl ich ſonſt nicht mit ihm brach. Mein Sohn hat wohl noch einmal an ihn geſchrieben, aber ich wußte nichts davon. Und Eulenburg entſchloß ſich nicht, zu bleiben, er hatte es ſatt. Er ging aber zum König, erzählte ihm von meiner Verhandlung mit Bennigſen und verhetzte mich und den König: ich hätte hinter ſeinem Rücken mit dieſen Liberalen verhandelt u. ſ. w. Und der König benachrichtigte mich nicht, daß Eulenburg nicht abgehen wolle, ſondern ſchrieb mir einen groben Brief, ungefähr in dieſem Stile, wie ich mich unterſtehen könne, mich mit dieſen roten Radikalen, dieſen Erzdemagogen einzulaſſen, und verbot mir ausdrücklich weiter zu verhandeln mit ihm. Das geſchah nicht »mehrere Monate« nachher, ſondern drei oder vier Tage nach der Varziner Beſprechung. Daß Lasker auf ein Portefeuille rechnete iſt richtig. Dagegen iſt es wieder ganz falſch, wenn ich Bennigſen aus Höflichkeit verſchwiegen haben ſoll, daß an ihn nicht mehr gedacht worden, weil die Stelle nicht mehr offen geweſen ſei. Sie war wohl noch offen, wie Sie in jedem Kalender hätten ſehen

können. Sie wiſſen ja, das Friedenthalſche Interimiſticum. Die Wahrheit iſt, ich konnte ihm, Bennigſen, nicht erklären, daß der allergnädigſte Herr mir jede fernere Verhandlung mit ihm unterſagt hatte." [1]

Der Miniſter hatte während dieſer Worte die betreffende Stelle auf Seite 400, Zeile 19 bis 28, ſoweit er ſie widerlegte, unterſtrichen und mit Ausrufungszeichen und Bemerkungen wie „Nein" und „3 Tage" begleitet. Ich bedauerte den Schaden und bemerkte, daß er ſich mit einer Berichtigung in der nächſten Nummer der Grenzboten gut machen laſſe. Er war damit einverſtanden, wollte die Berichtigung aber vor dem Drucke ſehen, was ich verſprach. Wie ſich im Laufe ſeiner Betrachtungen der Sache das Unglück, das geſchehen war, auf etwa fünf Zeilen in einem Aufſatze von neun Seiten vermindert hatte, ſo war auch ſeine anfängliche Erregtheit allmählich verraucht. Schon das „Büſchchen" klang ſanfter, und zuletzt ſagte er „Aber ich muß noch vor dem Eſſen ein wenig an die Luft gehen. Kommen Sie mit."

Wir wanderten nun noch etwa eine halbe Stunde in den Gängen des Parks umher und ſprachen dabei von andern Dingen. Ich gratulierte dem Fürſten zu der ſiegreichen Weiſe, mit der er an den vier Tagen vorher die Angriffe ſeiner Gegner im Reichstage zurückgewieſen hatte.[2] „Ja — verſetzte er —, ſiegreich; recht ſchön, aber was hats geholfen? Die achtzigtauſend Mark für den Volkswirtſchaftsrat haben ſie doch abgelehnt, und die Regierung hat nun keine Gelegenheit, ſich zu informieren." Ich bemerkte, ſie hätten das offenbar im Gefühl ihrer geringen Kenntnis des praktiſchen Lebens, namentlich der gewerblichen Verhältniſſe und aus Eiferſucht und Furcht gethan. Bambergers Behauptung, ſie wüßten ſelbſt genug, ſpräche nicht dagegen. Sie wollten vor dem Volke als allein wohlunterrichtet und unfehlbar daſtehen und weiter als Doktrinäre die wirtſchaftlichen Thatſachen ignorieren können.

Wir ſprachen darauf von Windthorſt, von dem der Chef äußerte: „Er hat durch ſeine Abſtimmung gegen die Regierung das leiſe Vertrauen, das in mir zu ihm aufkeimte, wieder vernichtet."

---

[1] G. u. E. II, 188/4.

[2] 1. Dezember 1881. Politiſche Reden IX, 182 ff

Dann kam die Rede auf Bennigſen als Abgeordneten, von dem ich ſagte, er habe bisher auffallenderweiſe bei allen Debatten geſchwiegen. „O, der thut ganz klug, zu ſchweigen, obwohl er ein guter Redner iſt," erwiderte der Fürſt. „Er ſchickt den andern vor, den Benda. Und er hat auch dagegen geſtimmt, und ich ſehe von neuem, daß er und ſeine Partei ganz unzuverläſſig ſind. Er hat keinen entſchloſſenen Sinn und iſt nicht offen und fürchtet ſich vor Lasker. Alles iſt bei ihm Schwanken und Halbheit. Spielen Sie Karten?" — Ich verneinte es. — „Aber Sie kennen doch die Karte?" — „Ja." — „Nun, ich meine beim Whiſt, da behält er immer drei Aß in der Hand, von denen er ſich nichts merken läßt. Mit ihm iſt nicht mehr zu rechnen, und überdies ſind ſie durch ihre unklare und ſchwächliche Politik ſtark zuſammengeſchmolzen. Dabei ſitzt er aber immer noch mit demſelben Selbſtgefühl und derſelben würdevollen Miene da wie früher, wo er über hundert kommandierte, und er wird ſo daſitzen, wenn es nur noch dreizehn ſind, wie damals die Altliberalen Georg Vinckes ... Mit den andern iſt aber auch nichts zu machen. Durch die Abſurditäten der Liberalen iſt es dahin gekommen, daß die kleinen Kreti und Plethi, die Welfen, die Polen, die Elſäſſer — wo die ſich hinwenden und die Sozialdemokraten und die von der Volkspartei, da iſt jetzt die Majorität, und auf die kann man nicht zählen. Mittnacht, der vorhin bei mir war, iſt dieſer Anſicht auch. Wir werden künftig mehr mit den Regierungen rechnen müſſen als mit dem Reichstage — vielleicht einmal allein mit den Regierungen."

Ich ſagte, die ganze parlamentariſche Geſellſchaft werde ſich mit der Zeit ſelbſt in der öffentlichen Meinung ruinieren, durch unvernünftige Angriffe und Abſtimmungen und dadurch, daß ſie alles ins Stocken brächte und ſelber nichts zu beſſern wüßte. „Die Wirkung der letzten Debatten läßt ſich — ſo fuhr ich fort — ſchon hier und da bemerken. Heute mittag begegnete ich Th., der hielt mich an und fragte, was ich zu den parlamentariſchen Kämpfen meine, und war ganz begeiſtert von Ihrer Haltung. Ein Freund von ihm, den er nicht nennen wolle, der aber zu den Liebhabern der neuen Ära gehöre und ihm, dem Fürſten, bisher nicht geneigt geweſen ſei, habe geäußert, es ſei geradezu großartig, wie Sie geſprochen und die Angreifer zurückgeworfen hätten, alle Welt müſſe

Sie bewundern. Und die Frauen ſprechen mit Abſcheu von der Hetze und den perſönlichen Kränkungen, denen Sie von ſeiten der Fortſchrittler und Laskers ausgeſetzt waren. So geſtern eine Hannoveranerin, die ſonſt welfiſch denkt, gegen meine Frau. Dieſer Ekel und dieſes Mitleid werden allmählich auf die Männer wirken und zu einem Umſchwunge der Stimmung beitragen. — Ich empfinde kein Mitleid, ich ſehe nur Ihren Triumph. Ich bitte um Entſchuldigung, wenn ich Sie mit einem Tiere vergleiche, aber Sie kamen mir vor wie das Bild eines Edelhirſches, der die ſchnappende Meute abſchüttelt und wieder abſchüttelt und dann ſtolz und aufrecht mit der Krone ſeines Geweihs in ſeinen Wald zurückgeht.“ — „Ja — ſagte er —, man könnte auch an ein andres Jagdtier denken, an den Keiler, der die Hunde haut und wirft.“

Er ging eine Weile ſchweigend neben mir hin und ſummte die Melodie von „Wir hatten gebauet ein ſtattliches Haus.“ Dann ſagte er plötzlich: „Aber wenn ſie ſo fortmachen, ſo wirds zuletzt, wie ich ihnen andeutete — das Glück von Edenhall. Sie kennens, das Uhlandſche Gedicht. Bums, wirds heißen, und zerſchellt iſts — die deutſche Verfaſſung. . . . Aber Sie ſprachen da von Th. Meinten Sie den frühern Staatsſekretär?“ — Ich erwiderte: „Ja, ich begegne ihm bisweilen, weil er in meiner Nähe wohnt.“ — „So — verſetzte er —, der iſt ein gefährlicher Menſch. Er war ganz unfähig, konnte nichts und ſchrieb nichts, weil er Angſt hatte, es werde korrigiert werden, und doch habe ich ihn zehn Jahre gehalten, obſchon er mit Savigny gegen mich konſpirierte. Der iſt ſchuld an den Verleumdungen Dieſts, die zu dem Prozeſſe führten. Rothſchild hat es mir ſelbſt erzählt, die Urſache. Zu dem kam Savigny wegen der Gründung, um die es ſich handelte, und fragte, ob er ihm nicht etwas davon ablaſſen könnte. Nein, ſagte Rothſchild, er müſſe ſchon genug abgeben, anderthalb Millionen, womit er ſeine Filialen meinte, die Häuſer, mit denen er in Verbindung ſtand. Savigny aber dachte dabei an mich und ſcheint ſo was angedeutet zu haben, und Rothſchild hat das wohl nicht begriffen oder nicht deutlich darauf geantwortet. Dann hats Savigny weiter erzählt, zuerſt Th., und der hats zu ſeinem Bruder, dem General, getragen, ſtatt es mir zu ſagen, ſeinem Vorgeſetzten, und ſo hats zuletzt auch Dieſt erfahren. Ich habe aber als Miniſter

niemals mit Rothſchild Geſchäfte gemacht und auch als Geſandter in Frankfurt wenig. er zahlte mir meinen Gehalt aus, und einmal tauſchte ich bei ihm Rentenbriefe gegen öſterreichiſche Papiere aus.... Ich habe es auch nicht nötig; mein Gewerbe als Miniſter hat mir was eingebracht, ich bin ein reicher Mann geworden, durch die Dotationen, die Schenkung in Lauenburg. Freilich, wenn ich ein Geſchäft, einen Handel betrieben hätte und darauf ſo viel Mühe und Verſtand verwendet, da hätte ich wohl mehr verdient."

Wir waren ſo bei unſern Rundgängen zum dritten male wieder vor das Palais gekommen. Da ſah der Fürſt in einem Kellerfenſter rechts Licht und ſagte: „Was muß da ſein? Es wohnt doch niemand dort. Macht einer da unten etwa falſches Geld?" Wir gingen hin und fanden, daß es ein Holzkeller war, wo ein Mann Kohlen in einen Korb ſchaufelte. „Ob das wohl Feuerung für mich iſt?" fragte der Chef

Wir unterhielten uns hierauf nochmals von den letzten Debatten im Reichstage, und ich äußerte meine geringſchätzige Meinung über die Oppoſition wieder in ſehr kräftigen Ausdrücken „Sie waren immer der vornehme Mann gegenüber eiteln, ordinären Menſchen - ſagte ich —, vornehm, ich meine nicht den Fürſten." — „Nein, ich verſtehe, vornehme Denkart," erwiderte er. „Laskers jüdiſche Vordringlichkeit und Anmaßung - fuhr ich fort —, die Profeſſoren mit ihrer Superklugheit und ihrem hohlen Pathos, Hänel, der ſelbſtgefällige pathetiſche Doktrinär — es läßt ſich nichts Widerlicheres denken. Der wollte in Schleswig-Holſtein meerumſchlungen Juſtizminiſter werden." — „Ja — unterbrach mich der Kanzler —, die hatten die Rollen ſchon ausgeteilt, ehe die Rechnung gemacht war, wie wahrſcheinlich jetzt wieder. Es wurde aber nichts draus nach dem Geſpräche mit ihrem Sereniſſimus, oben im gelben Zimmer, wo er von neun faſt bis Mitternacht bei mir war."[1] - „Und wo er das Gleichnis vom Kücken auf plattdeutſch zu hören bekam," ergänzte ich. „Und der freche, verlogne Rüpel, der Richter. Und dem ganzen Gezerr, Genörgel und Geſpreiz gegenüber die einfache, ſolide, poſitive Größe. Es war, als ob Sie gar nicht unter ſie gehörten." - „Ja - verſetzte er -, wenn ich mich

[1] 1. Juni 1864.

nach ſolchen Debatten ins Bett lege, habe ich immer ein Gefühl der Beſchämung, daß ich mich mit ihnen eingelaſſen habe. Wiſſen Sie, wie wenn man nach einer durchkneipten Nacht, wo es zu Streit mit ordinären Leuten gekommen iſt, und vielleicht zu Thätlichkeiten — wenn man ſich da am Morgen halb beſinnt, da fragt man ſich, wie man zu denen geraten iſt, und was man ihnen geſagt und gethan hat.“ Dann, nachdem ich die Berichtigung ſogleich zu machen und ihm zuzuſchicken verſprochen hatte, verabſchiedete er mich mit „Guten Abend, Buſch. Auf Wiederſehen“ Buſch — nicht wie ſonſt gewöhnlich, Herr Doktor!

Nach zwei Stunden ſchickte ich ihm die Berichtigung. Schon vor zehn Uhr erhielt ich ſie durch einen Kanzleidiener zurück, und nur in der zweiten Hälfte war einiges geändert. Sie lautete jetzt: „In dem Artikel »Unruh über Bismarck« (Nr. 49 der Grenzboten) muß es S. 398, Z. 2 v. ob. ſtatt vermocht gethan heißen. Sodann aber iſt ein Mißverſtändnis auf S. 400 richtig zu ſtellen. Nach der Varziner Beſprechung mit Herrn von Bennigſen wurde mit demſelben nicht weiter verhandelt, und Graf Eulenburg erklärte dem Könige nicht, daß er auf ſeinem Miniſterpoſten verbleiben wolle, ſondern berichtete Sr. Majeſtät, daß Fürſt Bismarck Bennigſen zu ſeinem Nachfolger erſehen habe, und machte dagegen Vorſtellungen, worauf der König dem Miniſterpräſidenten unterſagte, mit Bennigſen weiter zu verhandeln. Das hatte nicht »mehrere Monate«, ſondern nur einige Tage ſpäter ſtattgefunden. Die Unterredung, die der Kanzler zwei Monate ſpäter mit Bennigſen im Reichstage hatte, konnte keine Fortſetzung der dem Kanzler unterſagten Verhandlungen mehr ſein. Der Kanzler, der ſeinerſeits fortfuhr, auch unabhängig von der Miniſterfrage die Fühlung mit Bennigſen und der nationalliberalen Partei zu ſuchen, konnte Herrn von Bennigſen nicht füglich erklären, daß die Möglichkeit, mit ihm als Miniſterkandidaten zu verhandeln, ſeit faſt zwei Monaten höhern Orts abgeſchnitten war; er acceptierte daher Herrn von Bennigſens Verſion, daß das Tabakmonopol das Hindernis weiterer Verhandlungen ſei.“

1882

Am 2. Januar 1882 früh machte ich wieder Bucher einen Beſuch Gratulierten uns gegenſeitig zum neuen Jahre. Als ich

fragte, wie es ginge, klagte er über Unwohlſein und fügte hinzu: „Inzwiſchen iſt überhaupt Wichtiges paſſiert. Ich bin weg geweſen, wegen Holſtein, mehrere Wochen, und erſt am heiligen Abende wiedergekommen.“ Ich bat um nähere Mitteilungen, und er erzählte mir den Vorgang etwa wie folgt. Der Unterſtaatsſekretär Buſch habe, an Schlafloſigkeit leidend, um Urlaub gebeten und ſei nach Italien gereiſt. Kaum ſei er weg geweſen, ſo habe ſich Holſtein an ſeine Stelle geſetzt und dirigieren wollen — eine Lächerlichkeit, da er nichts ordentlich verſtünde, höchſtens zu einer Geſandtſchaft tauge und auch da nur als Galopin. Er, Bucher, habe ſich das eine Zeit lang gefallen laſſen, bis Holſtein ſich herausgenommen habe, ihm eine Arbeit zu korrigieren. Es habe ſich darum gehandelt, für Buſch ein Einführungsſchreiben bei Jacobini in Rom aufzuſetzen. Das habe ſeine Schwierigkeiten gehabt, jedes Wort habe abgewogen und überlegt ſein wollen, und er habe die Sache reiflich überdacht und, wie er glaube, ganz im Sinne des Kanzlers u. a. die Wendung angebracht, man habe bei den Beſprechungen die Intereſſen der Unterthanen des Königs vor Augen. Dann habe er die Arbeit Holſtein übergeben, damit er ſie ins Franzöſiſche überſetze, und als er ſie ſpäter in dieſer Überſetzung wiedergeſehen hätte, habe jene Wendung gefehlt, und Holſtein habe einen langen Satz von ſeinem Eignen hinzugethan gehabt, der Unſinn enthalten habe, weshalb ihn der Fürſt mit zwei dicken Strichen beſeitigt habe. Über die Holſteinſche Anmaßung ſei ihm, Bucher, die Galle ins Blut getreten, und ſo habe er ſich ſofort hingeſetzt und an Hatzfeldt als Stellvertreter des Kanzlers geſchrieben, er leide an einer Gallenaffektion und bitte, ihn ſogleich auf einige Zeit zu beurlauben, ſonſt reiſe er ohne Erlaubnis ab. Das ſei denn auch geſchehen, und zwar ſei er nach Montreux gegangen und dort gerade ſo lange geblieben, bis er erfahren habe, daß Buſch zurückgekommen ſei. Holſtein ſei nicht bloß anmaßend, ſondern auch übelnehmeriſch. So ſei er ſchon früher mit ihm in Konflikt geraten, indem jener, weil er einmal eine ſchleunigſt zu erledigende Arbeit Holſteins bei deſſen Abweſenheit vom Auswärtigen Amte ſelbſt gemacht habe, gemeint habe, er wolle ihm ſeine Geſchäfte „entwinden,“ und ihm daraufhin durch Roland alle ihm obliegenden Sachen habe in ſeine Mappe legen laſſen. Umſonſt habe er dagegen remonſtriert, Roland habe

ihm geantwortet, Holſtein habe es ſo befohlen. Endlich habe er, Bucher, ſich das von Roland ſchriftlich ausgebeten, und als Holſtein dies von ſeinem guten Freunde Wollmann vernommen habe, habe er ſich bei ihm mündlich beſchwert und zuletzt Verſöhnung angeboten. Er ſei darauf eingegangen und habe ſpäter aus Großmut auch das Rolandſche Schriftſtück zerriſſen, was er jetzt bedaure. Der Fürſt habe von dem jetzigen Zerwürfniſſe, wie es ſcheine, nichts erfahren, wenigſtens habe er neulich, als er ihn zu Tiſche gebeten hätte, nichts davon erwähnt, Rantzau aber wiſſe davon.

Wir ſprachen dann von den Verhandlungen mit der Kurie, die „auf gutem Wege ſind," von Helds Beiträgen zur ſozialen Geſchichte Englands, von Taines Darſtellung der Jakobiner, in denen Bucher Züge der Fortſchrittspartei gefunden hat, von Stirum, der auch gegangen ſei, weil ihm die Intriguen der Clique um den Fürſten nicht gefallen haben, und der ihm, Bucher, erklärt habe, er „gedenke künftig den Fürſten lieber aus der Ferne zu bewundern," und von dem neulichen Tadel meines Aufſatzes von ſeiten des Chefs. Als ich ſagte, ich ſei der Meinung, deſſen Behauptung, er habe in der Zeit nach dem Beſuche Bennigſens in Varzin mit dieſem nicht mehr über ſeinen Eintritt ins Miniſterium verhandelt, ſcheine unbegründet, da er mir ſelbſt geſagt habe, Herbert habe in dieſer Zeit an Bennigſen geſchrieben, was er ſchwerlich ohne Wiſſen ſeines Vaters gewagt haben würde, gab er mir Recht, indem er hinzufügte, jemand habe geäußert, Bennigſen habe ſich den Behauptungen der Offiziöſen gegenüber wie ein Gentleman benommen. Bucher will mir Taines Buch zu einem Aufſatze ſchicken, wenn ers ausgeleſen hat Er macht ſich Auszüge daraus, die auf die Ähnlichkeit der Jakobiner und der Fortſchrittspartei hinweiſen.

Am 8. Januar abends ſchickte mir Graf Wilhelm Bismarck einen Artikel: „Der Grundkredit in Preußen" für die Grenzboten, den ich am 9. früh an die Redaktion abgehen ließ. Er ſuchte den Beweis für folgende Sätze zu führen: „Die vielen Hypothekenbanken ſind in Verbindung mit dem Inſtitute unſers Hypothekenbuches eine gewiſſe Gefahr für den Grundkredit. Sie ſehen ſich darauf angewieſen, nicht den ſoliden, ſondern den unſoliden Grundkredit zu fördern. Sie bieten ſich nicht einem wirklichen Kreditbedürfniſſe dar, ſondern, mit dem Hypothekenbuche

kooperierend, locken ſie ungebührliche Kreditgelüſte heraus, ſchädigen die Gewerbthätigkeit durch mittelbare Anreizung zu unſoliden Entrepriſeverträgen, drängen den Gewerbefleiß dadurch in die Bahn des Schwindels und mehren in letzter Reihe die Zahl der Hinderniſſe, die einer ſolidern Entwicklung von Handel und Induſtrie derzeit in unſerm Lande noch immer entgegenſtehen. Ein Eingreifen der Geſetzgebung in dieſer Richtung wird zunächſt bei Gelegenheit einer Reviſion der Subhaſtationsordnung, aber auch noch durch andre legislatoriſche Schritte anzuſtreben ſein.“*)

Montag, den 16. Januar brachte ich Bucher den dritten Band von Taines Revolutionsgeſchichte La conquête des Jacobins wieder. Er erzählte, daß nächſtens nach einer Beſprechung mit dem Chef ein Feldzug in der Preſſe zur Aufklärung über Stockmar und dann über Bunſen eröffnet werden ſolle. Er werde eine Broſchüre über dieſe ſchreiben, worin verſchiedne im Buche der Frau von Bunſen nur halb mitgeteilte Dokumente ganz veröffentlicht werden ſollten. Ich könne mich dann auch mit deren Benutzung nützlich machen, und er wolle mir dazu weiteres Material geben Wir ſprachen dann von der koburgiſchen Clique, von Abeken, den Bunſen einmal den „prächtigen Abeken“ nannte, vom Oxforder Max Müller, mit dem Abeken wohlthuende Stunden verlebt hat, von Geffcken und zuletzt von Hepke, wozu meine Frage Veranlaſſung gab, was die Urſache geweſen wäre, daß er beim Fürſten in Ungnade gefallen ſei. Bucher ſagte, zunächſt habe er 1862, bald nach dem Amtsantritte des Chefs, wo er das deutſche Referat gehabt habe, eine Denkſchrift, die der Chef für den König gemacht hatte, faſt wörtlich in ſeiner Broſchüre: „Ein preußiſches Wort“ wiedergegeben, und der Chef, der dies, obwohl die Broſchüre anonym erſchienen ſei, erfahren habe, habe Metzler verboten, dieſe in unſern Blättern zu erwähnen. Sodann habe Hepke kurz vor dem Kriege von 1866 etwas, das gegen Öſterreich im Werke geweſen wäre, „aus Eitelkeit, um eingeweiht zu erſcheinen,“ dem öſterreichiſchen Geſandten, wahrſcheinlich bei einem Diner, mitgeteilt, und auch das ſei dem Chef ſpäter,

*) Der Aufſatz erſchien ohne Verzug in den Grenzboten. Ähnliches ſtand ſpäter in dem Leitartikel „□ Die Hypothekenbanken“ der Nr 33 des Deutſchen Tageblatts (2. Februar) und einige Tage vorher in der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung.

als man ſich wieder vertragen hatte, wahrſcheinlich durch Rechberg, zu Ohren gekommen.

Von Hepke brachte ich das Geſpräch auf Thile, indem ich erzählte, was der Fürſt neulich zu meiner Begegnung mit dieſem geſagt hatte. Bucher blieb dabei, daß Th. ein Gentleman und ſehr gutherzig ſei, und beſtritt, daß er ſo unfähig wäre, als Bismarck ihn gegen mich bezeichnet hätte. Als Beiſpiel für ſeine gentlemänniſche Denkungsart teilte er folgendes mit: „Ich hatte einmal eine franzöſiſche Arbeit zu machen. Als ich damit fertig war und nach Hauſe ging, begegnete ich Thile, mit dem ich ein paar Worte wechſelte. Während ich dann weiter ging, fiel mir ein, ich könnte an einer Stelle einen Sprachfehler gemacht haben — étant ſtatt ayant geſetzt oder umgekehrt —, ich wußte es nicht gewiß, aber ich kehrte um, um die Sache zu korrigieren, wenn es wirklich falſch war. Als ich nach der Arbeit fragte, hatte man ſie ſchon Thile gegeben. Ich ging nun zu ihm und ſagte es ihm. Er nahm den Bogen her und erwiderte: »Und deshalb kommen Sie zurück? Sie ſind doch ein wunderlicher Mann. Allerdings hatten Sie ſich verſehen, aber ich habe es ſchon berichtigt. Da Sies aber ſo genau nehmen — hier machte er einen Klecks über ſeine Korrektur —, ſo machen Sies jetzt mit Ihrer eignen Hand richtig« ... da war der Dicke anders, der wußte nichts von ſolchem Zartgefühl, der ſuchte ſeine Mitarbeiter eher zu verdunkeln und ſich auf ihre Koſten zu heben. Einmal kam ein italieniſcher Brief des Papſtes an den Kaiſer an, und ich mußte ihn überſetzen. Als die Überſetzung fertig war, ſchickte ſie Bülow mit dem Original an den Kaiſer und fügte die Bemerkung hinzu, daß ſie die liebenswürdige Sprache der Urſchrift freilich nicht wiedergebe. Er verſtand aber gar nicht italieniſch; denn als ſpäter ein andrer Brief der Art eintraf, trug er ihn zum Kaiſer und ſagte ihm, indem er eine Überſetzung nachzuſenden verſprach, als vorläufigen Inhalt, der Papſt wolle einen Vertrag mit Preußen ſchließen. Dasſelbe berichtete er dem Kanzler. Davon fand ich aber, als ich den Brief ſpäter überſetzen mußte, gar nichts als das Wort accordo, das überdies nur in einem Nebenſatze vorkam, in dem von der Notwendigkeit eines Einklangs, eines guten Einvernehmens zwiſchen Rom und uns die Rede war. Daraus hatte der Dicke einen Akkord, einen Vertrag, herausgeleſen. Ja,

ſeine Unkenntnis ging ſo weit, daß er Franchi, als der Kardinalſtaatsſekretär geworden war, gegen mich mehrmals Frandſchi nannte. Ich mußte in meiner Antwort den Namen auch gebrauchen und ſagte natürlich Franki. Er muß ſich das gemerkt und dann zu Hauſe in der Grammatik nachgeſehen haben; denn ſpäter nannte er ihn richtig."

Zuletzt erwähnte ich den Aufſatz, den Graf Bill mir für die Grenzboten geſchickt hatte. Bucher billigte den Inhalt und verſprach mir für den Fall, daß die Sache weiter verfolgt werden ſolle, das Buch von Rodbertus über die Grundkreditbanken zu leihen, wo dieſe charakteriſiert würden

Am 26. Januar ſandte mir Bucher den erſten und dritten Band der Rippoldſchen Ausgabe der Biographie Bunſens, die Korrekturbogen einer von ihm verfaßten Widerlegung des von den Münchner Nachrichten, dann von der Nationalzeitung gebrachten Briefes des Prinzen Albert an Stockmar, worin der „Sturz" Bunſens erklärt worden war, und „Gedankenſpäne" zu einer Abhandlung für die Grenzboten, die ich bis zum 2. Februar ausarbeitete, und die in Nr. 8 unter dem Titel: „Bunſens Freunde und die Wahrheit" erſchien. Buchers Widerlegung ſollte im Februarheft der Deutſchen Revue veröffentlicht werden. In den „Gedankenſpänen" ſagte er von Herrn Joſias

„Er nimmt Abſchrift amtlicher Aktenſtücke mit (wie Arnim), die ſeine Familie verſtümmelt und dadurch verfälſcht veröffentlicht. Sie können ſogar unbeſorgt die Frage aufwerfen: oder die Originalien? Er hat nämlich mindeſtens drei mitgenommen. Der ganze Abſchnitt des Buches (d. h. der Biographie, ſoweit ſie vom Rücktritte Bunſens handelt) iſt eine Fabel, wider beſſeres Wiſſen geſchrieben. Daß der König ihm nachher einen freundlichen Brief geſchrieben hat u. ſ. w., erklärt ſich aus der bekannten Gewohnheit Friedrich Wilhelms IV., den Beamten und den Freund in einer Perſon zu trennen. cf. Radowitz. Die Denkſchrift eine Tertianerarbeit, Öſterreich bis ans Aſowſche Meer, Polen wiederhergeſtellt, furchtbares Wort, gelaſſen ausgeſprochen, Preußen bekommt Öſterreichiſch-Schleſien, eine der Provinzen, die dem Kaiſerhauſe am treueſten ergeben, und Mähren![1]

[1] G. u. E. I, 112/13. II, 97

„Band II, Seite 587 ſeine Anſicht über die richtige Vorbildung zum diplomatiſchen Dienſte. Bei Theodor hat es nicht angeſchlagen. In Lima und Alexandrien muß er Außerordentliches vollbracht haben; denn nach kurzem Aufenthalt an jedem dieſer Orte wurde er jedesmal kaltgeſtellt und hat endlich ſeinen Abſchied genommen. Wenn der Alte die Vorbildung, über die er ſich luſtig macht, genoſſen hätte, anſtatt einer profeſſorenhaften, ſo hätte er wahrſcheinlich die Thorheiten und die Inſubordinationen vom 1. und 4. März 1854 nicht verübt.

„Mitglieder der äſthetiſchen Internationale finden Sie in dem Regiſter am Ende des dritten Bandes. Über den religiöſen Menſchen ſind Sie beſſer orientiert als ich. Gott das dritte Wort, Bunſen ſcheint die Vorſtellung gehabt zu haben, daß der liebe Gott ſich ganz ſpeziell mit ihm beſchäftige.

„Bonmot, das in London zirkulierte: die Gelehrten halten ihn für einen Diplomaten, und die Diplomaten für einen Gelehrten. Die Selbſtberäucherung in der Darſtellung des Geſprächs mit Clarendon, Teil III. Bunſen und Pourtalès atteſtieren einander ihre Vortrefflichkeit. Quelle des Albertſchen Briefs Teil III, S. 357. Bunſen beklagt ſich über ſeine Regierung bei Albert.

„Auch das Politiſche bedarf wohl für den denkfaulen Philiſter einer populären Beleuchtung. Preußen ſoll ſich den Krieg mit Rußland auf den Hals ziehen, und was iſt die Gegenleiſtung? 1. Daß die engliſche Flotte in die Oſtſee geht, hat wenigſtens den Sinn, daß die preußiſchen Küſten dadurch vor der ruſſiſchen Flotte geſchützt wurden. 2. Die vier Bevollmächtigten (der Wiener Konferenz) ſollen die Intereſſen Preußens an der Abſtellung der Übermacht Rußlands für ſolidariſch erklären. Was ich mir dafür kaufe! Wie oft iſt die Integrität der Türkei für ein europäiſches Intereſſe erklärt worden! Auch die in dem Buche häufig ſpukende Idee eines engliſch-preußiſchen Bündniſſes (Dogma der Altliberalen) iſt abſurd, zeugt von völliger Unkenntnis der engliſchen Politik, die ſich auf Allianzen von Dauer und ohne beſtimmten und beſchränkten Zweck niemals einlaſſen wird. Teil III, 201 und 227.“

Am 17. Februar gab ich im Palais des Reichskanzlers einen Abdruck meines Grenzbotenartikels über Bunſen zur Vorlegung bei dem Fürſten ab. Er war couvertiert und am Ende (ſchriftlich) mit

Moritz Busch unterzeichnet, aber ohne Begleitschreiben. Ich erfuhr dabei vom Portier, daß der Kanzler seit einiger Zeit nicht recht wohl sei. Auf dem Rückwege begegnete ich auf der Leipziger Straße Bucher, der sich freute, daß „es in England jetzt schöne Dinge geben werde." Ich fragte, was er meine, und erhielt zur Antwort: „Nun, die Geschäftsordnung im Parlament, die Cloture. Da mögen sich unsre Leute fragen, ob ihnen das an ihrem Ideale auch so gefällt wie andres."

Die Auszüge aus Taine erschienen, passend gruppiert und mit lehrreichen Hinweisen auf die den Jakobinern verwandte Fortschrittspartei durchspickt, in Nr. 7 und 9 der Grenzboten unter dem Titel: „Die Wahrheit über die Jakobiner." Über den von Bucher erwähnten Gladstoneschen Plan aber schrieb ich einen Aufsatz, der unter der Überschrift „Gladstone und die parlamentarische Redefreiheit" in Nr. 10 der Grenzboten abgedruckt wurde.

Am 10. März erhielt ich von Kapitän Alm von der Rostocker Bark „Dora Ahrens" aus Falmouth die Nachricht, daß unser Johannes nicht mehr unter den Lebenden sei. Er war am 19 Dezember v. J. auf der Rückfahrt von Corinto in Nicaragua „auf See geblieben." Während eines heftigen Nordsturmes in der Nähe der Falklandsinseln so unglücklich über Bord gefallen, daß er das ihm zugeworfne Tau nicht zu halten vermocht, war er in die Wellen versunken. Mit ihm, unserm einzigen Sohne, schwand mir mein Liebstes dahin, mit ihm mein Streben und meine Freude an der Arbeit, mein Stolz und meine Hoffnung. Sieben Schwerter im Herzen stehe ich fortan im Schatten. Er war erst einunddreißig Jahre alt, er hatte das harte Matrosenleben und zwei schwere Steuermannsprüfungen hinter sich, und wir durften hoffen, ihn bald als Kapitän eines stolzen Schiffes zu sehen. Jetzt lag er auf dem tiefen, dunkeln Grunde einer fernen See, und es blieb nichts von ihm als die Erinnerung an sein liebes Gesicht und seine tapfere, vornehme Seele. Furchtlos, wahrhaft und pflichtgetreu, wie er gelebt hatte, starb er in seinem Berufe, für sein Schiff wie der Soldat für Fahne, König und Land. Er war ein Mann, ein Charakter, und über solche hat der Tod keine Gewalt, Gott kann sie weiter brauchen. Aber wir werden ihn mit sterblichen Augen nicht wiedersehen, und es bleibt uns nur übrig, an seinem Geburts-

tage, dem 13. April, ſein Bild mit Lorbeer und Vergißmeinnicht zu bekränzen.

Laß mich im düſtern Reich,
Mutter, mich nicht allein!
Nicht allein! — Wo du auch weileſt.
Ach! Wenn du dem Tag enteileſt,
Wird kein Herz von dir ſich trennen.

Groß war die Teilnahme, die die Freunde von allen Seiten uns bezeigten. Auch der Reichskanzler blieb damit nicht zurück. Am 16. März ſchrieb er mir: „Geehrter Herr Doktor! Mit aufrichtigem Bedauern habe ich den ſchweren Verluſt vernommen, von dem Sie betroffen worden ſind, und wenn ich auch bei ſolchem Verluſte Troſt nicht zu bringen vermag, ſo kann ich doch nicht unterlaſſen, Ihnen meine herzliche Teilnahme auszuſprechen. Bismarck.“

Damit mögen dieſe Aufzeichnungen beſchloſſen ſein. Es iſt Abend geworden.

* * *

Das Gefühl der Chroniſtenpflicht erwachte eher wieder, als der Schmerz über unſern Verluſt eingeſchlafen war. Ich empfand von neuem Intereſſe auch für andres als das Bild des von uns geſchiednen teuern Sohnes, und ſo kehrte ich zu meinen Aufzeichnungen zurück. Die ihm gewidmeten Zeilen aber ſollen ſtehen bleiben als ein Denkmal für ihn und eine Erinnerung an kummervolle Tage, an Wochen tiefer Gebeugtheit und Verdunklung.

Am 29. März war ich früh bei Bucher. Er erklärte die deutſchfeindliche Partei in Rußland für gefährlich und meinte, der Kaiſer ſcheine uns zwar aufrichtig zugeneigt zu ſein, ſei aber vielleicht nicht imſtande, der Partei dauernd zu widerſtehen. Skobelew ſei in der That hart von ihm angelaſſen worden. Der habe zu Schweinitz, als er mit ihm von Gatſchina zurückgefahren ſei, geſagt, der Kaiſer habe ihm tüchtig den Kopf gewaſchen (il m'a donné un savon), und der General habe auch gedrückt ausgeſehen. — Von Holſtein hat, als er vor Jahren mit Bismarck in Petersburg war, ein ruſſiſcher Diplomat — wenn ich recht verſtand, Neſſelrode — bemerkt: Ce jeune homme sait une foule de choses, mais il n'est pas capable de faire une seule.

Papſt Leo hat ſich bei den Perſonalfragen ungemein entgegenkommend verhalten. Unter anderm hat er urſprünglich in Osnabrück ſtatt Drobes einen andern zum Biſchof haben wollen, den Tarnaſſi ihm gelobt und empfohlen hatte, einen ehemaligen Jeſuitenſchüler aus dem Collegium Germanicum. Als man ihm aber von ſeiten unſrer Regierung mitgeteilt hatte, daß der Betreffende ſich an verſchiednen ſtaatsfeindlichen Agitationen beteiligt habe, hat er ihn ohne Zögern fallen laſſen.

Am 30. März ſchickte mir Bucher zu eventueller Benutzung in den Grenzboten die Überſetzung des Auszugs aus einem Briefe des Fürſten P. A. Wjaſemsky aus dem Herbſte 1876, der im Europäiſchen Boten abgedruckt worden iſt, und worin ſich der Verfaſſer ſtark gegen das Treiben der Panſlawiſten ausſpricht. Ich fügte ihn als Beiſpiel, daß es noch verſtändige Ruſſen gebe, einem Aufſatze mit dem Titel: „Die ruſſiſchen Chauviniſten“ ein, worin auch andre Beiträge Buchers zur Kenntnis der Lage in Rußland verwertet waren, und der in Nr. 15 unſrer grünen Blätter erſchien.

Am 8. Juni ſechs Uhr abends gab ich im Palais auf der Wilhelmſtraße einen kurzen Brief an den drei Tage zuvor von Friedrichsruh nach Berlin zurückgekehrten Reichskanzler ab, der die Bitte enthielt, wenn er eine Aufgabe für mich habe, mir Tag und Stunde zu der erforderlichen Information angeben zu laſſen. Um 8½ Uhr ſchon hatte ich durch Sachſſe die ſchriftliche Antwort, der Fürſt „wünſche mich auf einige Augenblicke zu ſprechen“ und bitte um meinen Beſuch für den nächſten Nachmittag 12½ Uhr. Ich ging zu dieſer Zeit hin, kam nach etwa einer halben Stunde, während deren der Chef einem der Stenographie kundigen Chiffreur diktierte, vor, und „aus einigen Augenblicken“ wurde eine volle Stunde. Der Fürſt war in Zwilrock und Militärhoſen. Er war magerer geworden, ſodaß der Rock ihm über dem Rücken Falten ſchlug; im übrigen ſah er wohl aus und befand ſich offenbar in guter Stimmung. Er empfing mich mit Händedruck und „Guten Tag, Büſchlein.“ Dann ſagte er, indem er mich zum Niederſetzen einlud: „Sie wollen Futter, ich habe aber keins. Es giebt nichts, weder in innern noch in auswärtigen Fragen. Das bischen Herzegowina, Sie wiſſen, und jetzt das bischen Ägypten. Das geht uns nicht viel an, deſto mehr freilich die Engländer, auch die Franzoſen. Die haben

ihre Sache ungeſchickt angefangen und ſich verfahren, mit der Abſendung der Panzerſchiffe nach Alexandrien,[1] und nun ſichs damit nicht machen läßt, ſoll ihnen das übrige Europa auf einer Konferenz aus der Verlegenheit helfen. Mit den Geſchwadern iſts nichts ohne Landungstruppen, und die haben ſie nicht zur Hand, und ſo iſts nur eine Wiederholung der Demonſtration von Dulcigno.[2] Dort waren es die Felſen, hier ſind es die europäiſchen Warenmagazine, ſonſt hätten ſie vorausſichtlich ſchon bombardiert. Auch fragt ſich, ob ſie nicht dabei den kürzern gezogen hätten; denn die Ägypter haben in ihren Werken ſehr ſchwere Geſchütze, und ihre Artillerie iſt nicht ſchlecht. Mit der Konferenz aber iſts wie mit einer Enquete am grünen Tiſche, die Intereſſen der Mächte ſind nicht dieſelben, und ſo wird nicht leicht was Praktiſches dabei herauskommen. Auch will der Sultan nicht mitthun, und er hat damit nicht Unrecht. Kann ers mit den Briefen machen und mit den Bevollmächtigten — was wir in dieſen Tagen erfahren werden —, gut für die Weſtmächte; wo nicht, ſo giebts nur mehr Verwirrung, und es bleibt zuletzt doch nichts übrig, als daß der Padiſchah ſeine Nizams hinſchickt und Ordnung ſtiften läßt. Das kommt aber von der abſurden Politik Profeſſor Gladſtones von Anfang an. Der ſuchte mit Frankreich und Rußland Fühlung, ohne ſich zu überlegen, daß deren Intereſſen in der Levante ganz andre waren als die engliſchen. Er gab alle Reſultate auf, für die ſich die engliſche Politik ſeit achtzig Jahren der Pforte und Öſterreich gegenüber bemüht hatte, und die ſehr wertvoll waren, und dachte wunder was er könnte und erreichen würde, wenn er beide vor den Kopf ſtieße. Und in Frankreich iſt man auch falſche Wege gegangen, aus Rückſicht auf die öffentliche Meinung. England hat Ägypten ſo nötig wie das liebe Brot, wegen des Suezkanals, der nächſten Verbindungslinie zwiſchen der öſtlichen Hälfte des Reiches mit der weſtlichen. Der iſt wie der Nerv im Genick, der das Rückgrat mit dem Gehirn verbindet. Eine Verſtärkung der türkiſchen Macht iſt ihnen dabei nicht im Wege, wie überhaupt nicht. Frankreich denkt mehr an das Preſtige, das die Pforte gewinnt, wenn ſie hier ver-

[1] im Mai 1882

[2] 1880, um die Abtretung von Dulcigno an Montenegro zu erzwingen.

mittelt und gebietet, und fürchtet davon Einbuße an ſeinem Anſehen in Afrika. Doch hat es auch große materielle Intereſſen; denn es leben in Ägypten vierzehntauſend Franzoſen und nur dreitauſend Engländer. Ich habe ihnen vergebens geſagt, daß ein arabiſches Reich, wie es Arabi im Sinne haben mag, ihnen viel gefährlicher werden würde, in Afrika, als eine Verſtärkung des türkiſchen Einfluſſes dort am Nil. Die Pforte iſt ein alter verſchuldeter Gutsbeſitzer in Europa, an den man ſich hier halten kann, dem man immer beikommen kann, wenn er zuviel Anſprüche macht. Aber was ein unabhängiges Ägypten für Frankreich in Afrika werden kann, iſt nicht abzuſehen. Freycinet begreift das wohl, aber er fürchtet ſich vor der Tradition, dem Vorurteil und der Eitelkeit der Franzoſen, vor Gambetta, der damit operiert. Zwar iſt die Abſtimmung in der Kammer günſtig ausgefallen, ſehr günſtig ſogar, aber wenn auch nicht anzunehmen iſt, daß Gambetta bald wieder zur Macht gelangen wird, ſo kann doch bald ein andrer Wind wehen und das gute Einvernehmen mit England ein Ende haben. Ein Feldzug, gemeinſchaftlich mit den Franzoſen, eine Okkupation mit den Landtruppen iſt für die Engländer bedenklich; denn die Franzoſen würden dabei immer mehr Leute ſtellen als die Engländer, die ihre Soldaten in Irland brauchen und überhaupt nicht viele haben, und wenn Frankreich dort mehr Truppen hätte, ſo würde es natürlich auch mehr Einfluß üben, die erſte Rolle ſpielen und vielleicht ſchwer wieder herauszukriegen ſein. Wir andern würden uns militäriſch nicht dabei beteiligen, da uns die Sache vorläufig ziemlich gleichgiltig ſein kann, und wir keinen Beruf haben, andern Leuten, beſonders den Engländern, die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. So ſtecken ſie denn mit ihren Schiffen in einer Sackgaſſe, und jetzt ſolls die Konferenz gut machen. Wir ſollen uns auch hier ihrer annehmen, ſollen auf die Pforte drücken und uns dadurch mit ihr broullieren, was wir natürlicherweiſe höflichſt ablehnen."

„Ungefähr ſo, wie vor dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Zuſammenſtoße — ſagte ich —, wo Sie von den Engländern angegangen wurden, den Ruſſen Angriff zu verbieten, bloß weil es der Londoner Politik nicht paßte, und wo die Königin Viktoria deshalb an den Kaiſer ſchrieb."

„Ja — ſagte er —, und wie vor dem Krimkriege, wo Bunſen ihren Advokaten machte. Sie müſſen ſelber ſehen, wie ſie ſich aus der vorſchnell herbeigeführten Lage heraushelfen, die Suppe, die ſie ſich eingebrockt haben, ſelber aueſſen.“

Der Hund, der in der Zwiſchenzeit hinter mir geſtanden und ſeine Anweſenheit durch gelegentliches Knurren kundgegeben hatte, bellte jetzt. „Er merkt, daß ein Fremder draußen iſt,“ ſagte der Fürſt, klingelte und befahl, als der Kanzleidiener im Vorzimmer öffnete und die Dogge hinauslief: „Der Hund ſoll draußen bleiben.“ Dann fuhr er fort: „In innern Angelegenheiten iſt auch nichts von Bedeutung, was Sie nicht wüßten. Das Tabakmonopol werden ſie verwerfen, ſie können jetzt nicht anders.“ — „Aber Durchlaucht werden ihnen damit doch wiederkommen — ſagte ich — und die Sache in drei oder vier Jahren durchſetzen.“ — „Das hängt von den Umſtänden ab — erwiderte er —, von künftigen Wahlen. Das Tabakmonopol aus bloßer Liebhaberei für dieſe Steuerreform zu betreiben, fällt mir nicht ein. Es iſt ein Übel, aber das beſte unter allen andern Mitteln zur Steuerreform. . . . Zunächſt will ich von ihnen meine Quittung darüber, daß ich zur Beſeitigung einer unbilligen Beſteuerung gethan habe, was ich konnte, und daß ſie nicht gewollt haben. Dann mögen ſie ſich mit ihren Wählern auseinanderſetzen und es vor ihnen rechtfertigen, wenn deshalb etwa die Klaſſenſteuer erhöht werden muß und andre Laſten ihnen nicht abgenommen werden können.“

„Da möchte man am Ende doch lieber auswandern,“ ſagte ich.

„Gewiß,“ verſetzte er „Die Klaſſenſteuer, die nur noch bei uns exiſtiert, iſt eine der Haupturſachen der Auswanderung. Sie ſollten nur wiſſen, wie viele Exekutionen beim kleinen Manne die Folge davon ſind, und ſelbſt in der Mittelklaſſe. Sie iſt wie die ruſſiſche Kopfſteuer und geſtattet keine Verteilung der Laſt nach den Verhältniſſen der damit Belaſteten, wogegen indirekte Steuern ſie von ſelbſt bewirken. Hier Abhilfe zu ſchaffen, den ärmern Angehörigen des Staates Erleichterung zu gewähren war mein Ziel, es hätte auch das des Landtags ſein ſollen. Sie haben aber bei der Beratung des Verwendungsgeſetzes geſehen, wie wenig Herz ſie dafür hatten, und der von der Kommiſſion angenommne Antrag Lingens will nicht einmal die Notwendigkeit einer Reſerve anerkennen.“

Ich bemerkte: „Die Betonung der Sparſamkeit in dieſem Antrage klingt doch recht ſchulmeiſterlich und zugleich recht beſchränkt und philiſterhaft. Es hört ſich an, als ob nicht die Volksvertretung eines großen Reiches, ſondern die Stadtverordneten von Poſemuckel das Licht ihrer Weisheit leuchten ließen. Der ganze Liberalismus hat dieſen kleinkrämeriſchen Zug; ſie ſind in der Mehrzahl Snobs mit einigen Swells dazwiſchen.“

„Das iſt wahr — ſagte er —, viel Größe und weiter Blick liegt allerdings nicht darin, aber ein ſtarker Widerſpruch gegen die Botſchaft des Kaiſers,[1] der in dieſer Frage einen weit höhern Standpunkt einnimmt. Aber ſo ſind ſie einmal: ſie haben nur ihre Aktiengeſellſchaften, die Fraktionen vor Augen und ſehen nicht über die Frage hinaus, ob deren Aktien ſteigen oder fallen, wenn dies oder das geſchieht oder unterbleibt. Das Übrige kümmert ſie wenig. Außerdem hoffen ſie, daß der alte Kaiſer bald gehen und der künftige ſie gewähren laſſen wird. Der Kaiſer ſieht aber gar nicht ſo aus, als ob er ihnen den Gefallen thun wollte, er kann noch lange leben und hundert Jahre alt werden. Sie ſollten ihn ſehen, wie rüſtig er jetzt iſt, und wie gerade er ſich hält. Und auch geiſtig hat er gewonnen. Der Nobilingſche Aderlaß hat ihm, wie (ich verſtand: Lauer) ſagte, körperlich und geiſtig wohlgethan, das alte Blut iſt abgegangen, und er ſieht weit beſſer aus als früher. Wir ſtehen jetzt ganz gut miteinander, beſſer wie ſeit Jahren.“ — „Und der Zukünftige wirds auch ſo halten müſſen,“ ſagte ich. „Er wird ohne Schaden nicht anders regieren können.“

„Nun ja — erwiderte er —, er möchte mich auch behalten, aber er iſt zu ſehr fürs Behagliche, er meint, mit Majoritäten regieren wäre bequemer. Ich habe ihm geſagt: Verſuchen Sies, aber ich thue dabei nicht mit. . . . Sie rechnen indeſſen doch vielleicht falſch damit; denn auf einen langlebigen Kaiſer kann ein kurzlebiger folgen, und es kommt mir vor, als ob das hier der Fall ſein würde. Der dann daran käme, iſt aber ganz anders, der will ſelber regieren, iſt energiſch und entſchieden, gar nicht für parlamentariſche Mitregenten, der reine Gardeoffizier. . . . Philopator und Antipator in Potsdam. Der iſt gar nicht erfreut, daß ſich ſein

[1] vom 17. November 1881.

Vater mit den Profeſſoren einläßt, mit Mommſen, Virchow und Forckenbeck, und vielleicht entwickelt ſich aus dem einmal der rocher de bronze, der uns fehlt."

Er kam dann auf ſeine andern Reformpläne zu ſprechen und bemerkte: „Die ſogenannten ſozialiſtiſchen Geſetze ſind auf ziemlich gutem Wege und werden ſich durchdrücken und weiter entwickeln, auch ohne mich. Das Nächſtliegende und Notwendigſte wird in der Hauptſache bald durchgehen; nur iſt es nicht gut, daß man die Krankenkaſſen in zu nahe Verbindung mit der Unfallverſicherung gebracht wiſſen will. . . . Es iſt hier nicht geraten, die Naturalleiſtungen in Geld zu verwandeln," was er durch eine techniſche Auseinanderſetzung bewies, deren Einzelheiten ich nicht völlig verſtand und deshalb nicht recht im Gedächtniſſe behielt. — Ich ſagte: „Aber der Staatszuſchuß, von dem Sie Verſöhnung der Arbeiter durch die Erkenntnis erwarteten, daß der Staat nicht bloß von ihnen fordere, ſondern ihnen auch helfe, ihnen für Notfälle etwas zuwenden, ihre Zukunft nach Möglichkeit ſichern wolle, der ſoll wegfallen."

„Nicht wegfallen — entgegnete er —, nur iſt er nach der neuen Geſtaltung des Entwurfs mit den Gefahrenklaſſen, den Genoſſenſchaften, nicht ſofort nötig. Nach fünf Jahren, zehn Jahren wird man ſehen, wie weit man mit den Beiträgen kommt, nach fünfzehn Jahren kann man fragen, ob und wieviel der Staat zuſchießen muß. Vorläufig genügt, daß die Poſt die fälligen Gelder ſogleich auszahlt, der Staat Garantie für die Sache leiſtet."

Er führte das wieder im Detail aus, dann ſagte er: „Ich bin müde und krank und möchte, wenn ich meine Quittung vom Reichstage habe, am liebſten gehen, mag aber den alten Kaiſer nicht allein laſſen. Als er nach dem Attentat auf dem Rücken lag, habe ich mir das gelobt. Sonſt wäre ich lieber in Friedrichsruh im Grünen. Es wird mir dort immer wohler, während ich hier immer bald wieder abgebraucht und ſchwach werde und kaum ein paar Stunden arbeiten kann, ohne daß mir die Gedanken vergehen. Wie ſchön und friſch wars draußen auf dem Lande, wo ich alle Tage meine Freude hatte, wenn ich ausfuhr und ſah, wie der Roggen ſich üppig entwickelte und die Kartoffeln geſund herauskamen."

Davon nahm er Anlaß, von der Hoffnung auf eine gute Ernte

zu ſprechen, und das brachte ihn auf die Getreidepreiſe in Deutſchland und England. Er bemerkte dabei u. a.: „Die Meinung, daß niedrige Getreidepreiſe Glück und Wohlſtand und Zufriedenheit bedeuten, iſt Aberglaube. Dann müßte man ſich in Litauen und Rumänien am wohlſten befinden und weiter nach Weſten ſtufenweiſe bis nach Aachen hin immer weniger wohl. In England ſind die Kornpreiſe jetzt niedriger als bei uns, und dennoch herrſcht in den untern Klaſſen Unzufriedenheit, der Radikalismus breitet ſich weiter aus, es iſt eine Revolution im Anzuge, und die demokratiſche Republik wird kommen, der Gladſtone und ſeine guten Freunde und Gehilfen, Chamberlain und Dilke, die Wege bahnen helfen. Ebenſo iſts in Spanien und Italien, wo die Dynaſtie zwar Widerſtand leiſten wird, aber wahrſcheinlich erfolglos. In Frankreich wird man ſehen, ob ſie ſich hält, die Republik, und bleibts dabei, ſo werden ſich dort Zuſtände entwickeln wie in Amerika, wo anſtändige Leute es für eine Schande halten, ſich mit praktiſcher Politik zu befaſſen, Senator, Repräſentant oder Miniſter zu werden.“

Er ging, als ich aufgeſtanden war, ein Weilchen weiterſprechend im Zimmer umher, ſetzte ſich aber bald wieder, wie ermüdet. Er erwähnte Herbert, der noch in London iſt, ich brachte von dieſem die Rede auf Hatzfeldt und darauf, daß er noch immer nicht Staatsſekretär ſei, und er bemerkte: „Das kommt nur davon, daß er ſich ſelbſt noch nicht fürs Bleiben erklärt hat. Er iſt noch nicht ganz arrangiert, noch nicht mit ſeinem Bruder aufs reine wegen einer Hypothek; auch kann ichs ihm nicht verdenken, wenn er lieber in Konſtantinopel, wo es billig iſt — (ich überhörte die Summe) als hier fünfzehntauſend Thaler bezieht. Er hat nur ein Vermögen von etwa hunderttauſend Thalern. Ich hatte mehr für ihn verlangt, ſechzigtauſend Mark; aber der Bundesrat ſchlug es ab, da man dem Staatsſekretär doch nicht mehr geben könne als dem Reichskanzler, der vierundfünfzigtauſend bekommt, der aber durch Dotationen ein reicher Mann geworden iſt. Man kann eben nicht jedem ein Opfer anſinnen, und es iſt eben nicht jeder geneigt zu einfachem Leben, wo er ſich nach ſeiner Decke ſtreckt, nicht große Geſellſchaften giebt und ſonſt koſtſpielige Bedürfniſſe hat, und in ſolchen Fällen heißts dann: Fünf von vier geht nicht, borg ich mir eins. Bis zum Juli muß er ſich aber entſcheiden. Sonſt müſſen wir Doktor Buſch fragen.“

„Ich danke ſchön!“ verſetzte ich — „Nein — ſagte er —, es giebt zwei Doktoren dieſes Namens, und ich meinte den andern, nicht das Büſchlein. Aber Buſch iſt ebenſowenig geſund wie Hatzfeldt, der überdies weichlich iſt und ſich, wenn er einmal Kopfſchmerz oder den Schnupfen hat, wie die Franzoſen ein Tuch um den Kopf bindet und ſich zu Bette legt, ſodaß ich ſchon in der Lage geweſen bin, beider Geſchäfte übernehmen zu müſſen, ſtatt daß ſie mir die meinen abnehmen ſollten.“

Er kam von dieſen Kranken auf die Kaiſerin zu reden und ſagte: „Sie iſt wieder geſund; ich aber habe meine Krankheit zum guten Teile durch ſie.... Der Schweinitz iſt auch wieder auf den Beinen, obwohl er ſchwer daniederlag.

Ich fragte, ob er bei der Monopoldebatte im Reichstage ſprechen würde: „Ja,“ erwiderte er. „Wenn es meine Geſundheit erlaubt. Aber nicht, um ſie zu überzeugen, ſondern um Zeugnis abzulegen vor dem Lande und dann meine Quittung zu verlangen.“ Ich erkundigte mich, ob er dieſen Sommer wieder nach Kiſſingen zu gehen gedenke. „Nein — antwortete er —, es iſt mir, obwohl der Rakoczy mir ſonſt recht wohl thut, das letztemal nicht gut bekommen. Ich habe mich darauf faſt vier Monate mit Hämorrhoiden gequält, die ganz entſetzlich wehthaten; wie hölliſches Feuer brannte es,“ was er dann weiter beſchrieb.

Ehe ich ging, fragte ich noch: „Wie gefällt Ihnen der Ritter Poſchinger, Durchlaucht? Es iſt viel Intereſſantes in der Sammlung,[1] aber mir ſcheint, er hätte noch beſſer auswählen können. Indes hat er wohl nicht alles, was vorhanden war, unter die Hände bekommen.“ „Auch das,“ verſetzte er. „Aber vieles iſt gar nicht in den Archiven; ſo meine Privatbriefe an den vorigen König, die Gerlach aufbewahrte, und die deſſen Erben nicht ſobald herausgeben werden. Doch iſt das Buch auch ſo recht inſtruktiv, da es manches enthält, was bisher nicht ſo genau bekannt war, und es iſt vielleicht gut, daß jene Briefe und andres jetzt noch unveröffentlicht bleiben.“

Er hatte mir in der Zwiſchenzeit mehrmals die Hand zum Abſchiede gegeben, aber immer wieder von einem neuen Thema

[1] Preußen am Bundestage.

angefangen, das mich zum Bleiben veranlaßte. Jetzt reichte er ſie mir zum letztenmal, und nachdem ich ihm gedankt hatte, daß er mir die Freude gemacht habe, ihn nach längerer Zeit einmal wiederzuſehen, entfernte ich mich und ging, wie immer nach ſolchen Beſprechungen, ſtracks nach Hauſe, um das Gehörte ohne Aufenthalt und Verwiſchung durch einen Zwiſchenfall zu Papier zu bringen.

Am 15. Juli machte ich Bucher wieder einmal einen Beſuch. Er klagte wieder über die ungehörige Wirtſchaft im Auswärtigen Amte und der Reichskanzlei. Er beſtätigte mir, was mir der Fürſt über die politiſche Denkart und Haltung des Prinzen Wilhelm erzählt hatte, und fügte hinzu, er habe gegen Bekannte auch gemißbilligt, daß ſeine Mutter die Volkszeitung leſe und mit der Fortſchrittspartei einer Meinung ſei. Dann berichtete er, daß ihm jemand aus der Umgebung des Kronprinzen mitgeteilt hätte, neulich habe einer der Führer der Nationalliberalen geäußert, ſie ſeien gar nicht ſo ſehr gegen das Tabakmonopol, wollten „die Bewilligung aber als Morgengabe für den nächſten Kaiſer aufheben.“ — „Ich wollte das dem Kanzler, den ich jetzt ſelten ſehe, ſchreiben — fügte er hinzu —, fand aber in ſeiner Monopolrede,[1] daß er ſchon davon unterrichtet war.“ In der ägyptiſchen Sache iſt nach ſeiner Anſicht das Wichtigſte, daß wir davon einen Bruch zwiſchen Frankreich und England erwarten dürfen.[2] .. Mit Öſterreich ſtehen wir vortrefflich. Was er Ihnen damals nicht hat ſagen können, iſt Thatſache: wir haben ein Bündnis mit ihnen in aller Form, und der Chef hat ſpäter noch einiges zuſtande gebracht, ſodaß wir etliche Jahre vor einem Kriege ganz ſicher ſind.“

Am 2. Auguſt erhielt ich von Bucher eine Karte, auf die er geſchrieben hatte: „Ich habe heute meinen Urlaub angetreten und zugleich mein Abſchiedsgeſuch eingereicht. Die Gründe erzähle ich Ihnen einmal Auf Wiederſehn.“

Gegen Ende des September hin berichteten die Zeitungen, daß Bucher zurückgekehrt ſei, und am 28. fragte ich in ſeiner Wohnung, ob das richtig ſei. Der Diener bejahte es, fügte aber hinzu, der Herr Geheimrat ſei nur drei Tage in Berlin geblieben und an

[1] 12. Juni 1882. Politiſche Reden IX, 328 ff.

[2] Nach der engliſchen Beſchießung von Alexandria 11. und 12. Juli 1882.

diesem Morgen nach Varzin gereist, wohin ihn der Fürst eingeladen habe. Am Sonnabend oder Sonntag denke er zurück zu sein.

So suchte ich ihn denn am nächsten Montag (2. Oktober) wieder in seinem Hause auf, traf ihn an und erkundigte mich sogleich, ob er abgehen oder bleiben werde. Er antwortete, vorläufig wolle er bleiben. Am 1. August habe er den Chef gebeten, beim Kaiser seine Entlassung auszuwirken, und in dem Schreiben nur Rücksichten auf seine Gesundheit (zunehmende Nervosität stand im Konzepte des Briefes, das er mich lesen lies) für sein Gesuch geltend gemacht, obwohl ihn, wie ich wisse, andre Gründe weit mehr dazu bewogen hätten. Dann sei er nach Bormio abgereist, und dorthin habe man ihm die Antwort des Fürsten nachgeschickt, der ihm geschrieben habe, ehe er sein Verlangen in geschäftliche Behandlung nehme, möge er doch zu einer Besprechung der Sache nach Varzin kommen, er werde wohl auch den Ort gern einmal wiedersehen. Er, Bucher, habe das für die Zeit seiner Rückkehr vom Urlaube zugesagt und sei demzufolge am letzten Dienstage nach Varzin gefahren. Hier habe ihm der Kanzler vorgestellt, daß er seiner Kenntnis und Geschicklichkeit weiter bedürfe, und daß ers zwar begreife, wenn er krank und müde sei, aber glaube, dem dadurch abhelfen zu können, daß er ihm zu jeder Zeit, Sommer und Winter, Urlaub gewähre, soviel er wolle. Auch solle er in Zukunft nur unter ihm stehen. Bucher hat darauf entgegnet, er habe sich nicht gänzlich zurückziehen wollen, sichs vielmehr nur so vorgestellt, daß er größere Arbeiten zu Hause vornehmen werde, gewisse Darstellungen nach noch nicht benutzten Aktenstücken der Archive, die er eben so gut machen zu können glaube als die Archivbeamten (Poschinger und Sybel). Auch das, habe der Chef gemeint, aber im Amte müsse er bleiben, er sei ihm unentbehrlich. Bucher hat sich darauf zwei Tage Bedenkzeit ausgebeten und nach deren Ablauf in den Wunsch des Fürsten gewilligt. Er sieht aber nichts Gutes davon kommen; denn die Verhältnisse werden sich seiner Ansicht nach nicht ändern.

Ich erkundigte mich, wie es dem Chef gehe. Er antwortete: „Nicht sehr gut. Er leidet an Gesichtsschmerz, der plötzlich auftritt und sehr arg ist, nach einer Weile aber wieder vergeht. Der Arzt meint, es komme von einem schlimmen Zahn, und habe geraten, daß er sich den ausziehen oder den Nerv töten lassen solle; er will

jedoch nicht, weil er an die Meinung des Doktors nicht glaubt. Wenn ihn das nicht quält, ist er der alte liebenswürdige Causeur, und oft hat er auch seine Inspiration, wo er mit erstaunlichem Weitblick über politische Angelegenheiten spricht. Ich werde davon aber wohl nicht viel mehr haben. Ich bin in den letzten Jahren seltener wie Sie bei ihm vorgekommen, manchmal zwei Monate nicht. Aber vielleicht macht sich das später wieder besser, vielleicht schon bald. Als ich zu Rantzau in diesen Tagen von meinem Abschiedsgesuche sprach, sagte er, das wäre doch nicht nötig. Der Kaiser könnte zwar recht alt werden, aber regieren würde er wahrscheinlich nicht lange mehr wollen, und dann käme der Kronprinz dran, der sich seit dem Konflikte, den er vor zwanzig Jahren mit seinem Vater gehabt hätte (Freytags Notiz darüber, die ich — 1863 im Sommer — der Süddeutschen Post in Frankfurt am Main zur Veröffentlichung gegeben hatte, und die damals viel Lärm und Angst verursacht hatte)[1] nicht geändert habe. Er sei ganz Fortschrittsmann und verberge das schon nicht mehr." Als ich weggewesen sei, habe er auf Einladung Ludwig Löwes dessen Revolverfabrik zu besichtigen und sogar dort ein Frühstück anzunehmen geruht. Neulich sei er in eine Hofgesellschaft gekommen, wo Puttkamer und zugleich drei Fortschrittler, darunter Mommsen und Virchow, zugegen gewesen seien, und da sei er bei seinem Eintritt an dem Minister vorbei und auf das liberale Kleeblatt zugegangen, mit dem er sich dann demonstrativ lange unterhalten habe, wobei überdies zu berücksichtigen sei, daß um diese Zeit gegen Mommsen ein Prozeß wegen Beleidigung des Fürsten geschwebt habe. Der Chef wisse das. Er habe in betreff der Zukunft geäußert: Er wird mich behalten wollen, und da werde ich ihm meine Bedingungen stellen, und er wird darauf eingehen, sein Versprechen aber nicht halten. „Dann will der Chef — fuhr Bucher fort — seinen Abschied nehmen und nach Varzin ziehen, von wo er schon jetzt nicht wieder fort möchte, und dann soll dort so eine Art von Kolonie entstehen, wobei man wohl auch an mich denkt. Es sollen dann Memoiren geschrieben werden. »Ich habe der Welt noch viel zu sagen,« äußerte er 1877, als er mit mir davon sprach. . . . Die Fortschrittler

[1] Im Jahre 1863 wegen seiner Rede in Danzig. Vgl. G. u. E. I, 321.

wiſſen, wie der Kronprinz geſinnt iſt, und ſie wollen dann ein Miniſterium aus ihrer Partei bilden. Virchow hat das in öffentlichen Reden angedeutet und dazu bemerkt, dann werde die ganze Politik, auch die auswärtige, anders werden. Bismarck ſei ein begabter Politiker, aber der Vertreter einer Diplomatie, die man bis auf ihn als eine längſt überwundne angeſehen habe ... das wird was Schönes werden und nicht lange gehen. Aber es kann in der Zwiſchenzeit viel Dummheit begangen und ungeheuer viel Schaden angerichtet werden."

Wir ſprachen darauf, was er von Bismarcks Religioſität halte, und ich ſagte, ich glaube, daß ſeine Frau in dieſer Beziehung auf ihn eingewirkt habe. Er gab mir Recht und ſagte, in deren Familie habe herrnhutiſcher Geiſt geherrſcht; im übrigen ließe ſich über dieſe Dinge ſchwer urteilen. Dann bemerkte er, Bismarck glaube auch an Geſpenſter In Oſtpreußen ſei ein Schloß, das niemand bewohne, weil man wiſſen wolle, es gehe darin der Geiſt einer Dame um, die ein Verbrechen begangen habe, und zwar bei hellem Tage. Als man dies einmal bei Bismarck erzählt hätte, und einige das für Thorheit erklärt hätten, habe der Chef geſagt, es könne ſehr wohl etwas daran ſein, und man dürfe darüber nicht lachen und ſpotten; denn er ſelbſt habe Ähnliches erlebt.*) Auch Bucher hält ſolche Dinge für möglich. „Denn — ſagte er — auch mir iſt einmal etwas ſehr Merkwürdiges der Art paſſiert. Als ich noch am Lützower Ufer wohnte — es war im erſten Jahre meiner Anſtellung, und ich hatte ſehr viel zu thun und war abends gewöhnlich ſo müde, daß ich gleich einſchlief, wenn ich mich zu Bette legte —, da ſah ich eines Abends ganz deutlich, wie meine Mutter ſich über mein Bett beugte und mich zufrieden anlächelte: als ob ſie ſich freute, daß ich jetzt in ein geordnetes Leben eingetreten ſei. Ich weiß ganz ſicher, daß es kein Traum war."

Ich teilte ihm ſchließlich mit, daß ich Berlin verlaſſen und nach Leipzig zurückkehren wolle, da ich in Berlin nicht oft genug Gelegenheit habe, den Chef zu ſehen und ihm zu dienen, auch zu

*) Wohl in Schönhauſen, vgl. Heſekiel, „Das Buch vom Grafen Bismarck" S. 19.

wenig Umgang für mich und meine Frau gefunden habe. Ich werde noch in den Februar hinein verweilen, um mich mündlich vom Chef verabſchieden zu können, gedenke aber jedes Jahr ein paarmal herüberzukommen und ihn zu beſuchen. In der Zwiſchenzeit werde ich mir dann und wann erlauben, ihn, Bucher, um Rat, Aufklärung und Material in politiſchen Angelegenheiten zu bitten, und andrerſeits, wenn er ſelbſt etwas in die Preſſe zu bringen vorhätte, immer zu ſeiner Verfügung ſtehen wie vor 1878. Sollte der Kanzler einmal abgehen, ſo würde ich ihm ohne Verzug ſchreiben, daß er auf meine Dienſte zählen könne. Bucher fand das in der Ordnung.

Dienstag, den 10. Oktober waren Bucher und der Staatsrat Viktor von Hehn zu Abend bei uns, um mit mir einige Sorten griechiſchen Weines zu probieren, die ich kurz vorher bekommen hatte. Bei dieſer Gelegenheit erzählte Hehn als Beweis, wie ſchwer das Ruſſiſche zu erlernen ſei, mit dem Bucher ſich vorher vergeblich beſchäftigt zu haben erklärt hatte: „Der bekannte Göttinger Mathematiker Gauß empfand einmal das Bedürfnis, ſeiner abſtrakten Beſchäftigung in ſich ein Gegengewicht zu ſchaffen. Es präſentierten ſich ihm zu dieſem Zwecke die ruſſiſche Sprache und die maſſenhaften und vielgliedrigen Pflanzenbezeichnungen des Linnéſchen Syſtems. Er entſchloß ſich, dieſe auswendig zu lernen und eignete ſie ſich wirklich an. Das Ruſſiſche war ihm zu ſchwierig vorgekommen.“ Bucher teilte folgende hübſche Geſchichte mit, die Bismarck ihm während ſeines letzten Aufenthaltes in Varzin erzählt hatte. „Als der alte Rothſchild zweiundachtzig Jahre alt war, begann er zu kränkeln, und als der Arzt der Familie erſchien, äußerte er die Befürchtung, es werde jetzt wohl mit ihm zu Ende gehen. Ei, warum denn? verſetzte der Doktor. Sie haben ja kein chroniſches Leiden und ſind eigentlich ganz geſund; Sie könnens auf hundert Jahre bringen. Der Baron ſchüttelte aber den Kopf und erwiderte: »Wenn Gott der Herr mich kann haben zu zweiundachtzig, warum ſoll er mich da nehmen zu hundert?«“

Montag, den 27. November 1882 war ich früh bei Bucher, um ihm ein Paket mit zwei Aufſätzen und einen Brief zur Beförderung an den Fürſten in Varzin zu übergeben. Der Brief, den er ebenſo wie das übrige zu beſorgen verſprach, lautete:

„Hochverehrter Herr Reichskanzler!

Jedermann hat ſeinen Ehrgeiz. Der meine beſteht darin, Eure Durchlaucht zu ſtudieren und möglichſt getreu darzuſtellen. Ich bin infolge deſſen dabei, ein neues Buch über Sie zu ſchreiben, das das in dem frühern auseinanderliegende wichtigere Material nebeneinanderſtellen und mit andern eignen Beobachtungen und Studien aus Quellen wie die Briefe in Heſekiels Buch, die Depeſchen bei Poſchinger und die Sammlung Hahns ergänzen ſoll. Es wird keine Biographie, ſondern eine ausführliche Charakteriſtik in einer Anzahl von Kapiteln, z. B. Bismarck und der Parlamentarismus, Bismarck und die deutſche Frage, Bismarck und die Religion, die Legende vom Junker Bismarck, Bismarck und die Diplomaten, die ſozialen Probleme, Bismarck als Redner und Humoriſt, Bismarck und Öſterreich, Frankreich, Rußland, die Polen, endlich Bismarck als Privatmann beabſichtigt. Wie ich die Sache zu behandeln gedenke, erſehen Sie aus den beifolgenden Artikeln, die ich als bloße Vorſtudien zu betrachten bitte. Der eine, »Bismarck als Junker«, iſt als unbedenkliche Skizze bereits in der Monatsſchrift Aus allen Zeiten und Landen abgedruckt, der andre, »Bismarck und die Religion«, ſoll in die Grenzboten kommen. Beide werden, falls ſich neues Material findet, für das Buch umgearbeitet werden. Das letztere ſoll der Geſchichte dienen, zugleich aber Ihnen nützen. Es wird daher wegbleiben, was letzterm Zweck entgegenſtehen könnte, und es iſt dringend zu wünſchen, daß ich bei der Arbeit von Euer Durchlaucht unterſtützt werde. Ich erlaube mir dabei ehrerbietigſt daran zu erinnern, daß Heſekiel ſolche Beihilfe reichlich erfuhr, und daß Eure Durchlaucht mir 1873 Beiträge ausdrücklich in Ausſicht ſtellten. Auch wird das Buch an vielen Stellen den Eindruck machen, daß der Verfaſſer wohl unterrichtet iſt, und wenn daneben Irrtümer vorkämen, würde zu befürchten ſein, daß ſie vom Publikum gleichfalls für Wahrheit genommen werden könnten.

„Ich bitte daher, zunächſt die beiden Proben geneigteſt zu prüfen und ſie mir ergänzt durch möglichſt viel neues Material und eventuell rektifiziert wieder zugehen zu laſſen. Später würde ich, falls Sie es erlaubten, Ihnen von Zeit zu Zeit die andern Kapitel deutlich geſchrieben überſenden und dabei ähnliche Unterſtützung erbitten

„Man kann ſagen, dergleichen Bücher ſeien bei Lebzeiten des Gegenſtandes der Darſtellung nicht zu ſchreiben. Ich geſtatte mir darauf zu antworten, ſie werden auf dieſe Weiſe am beſten geraten, da der Verfaſſer, wenn ihm Vertrauen geſchenkt wird, dann mehr erfahren kann, als was in Archiven zu haben iſt, deren Inhalt überdies in ſpäterer Zeit nicht von allen recht verſtanden wird.

„Wünſchten Eure Durchlaucht mündliche Beſprechung der Sache, ſo wäre ich jederzeit bereit, Ihren Befehlen ohne Verzug nachzukommen.

Berlin, 26. November 1882

Euer Durchlaucht
ehrerbietigſt ergebner
Dr Moritz Buſch.“

Bucher erzählte bei dieſer Gelegenheit, daß Bleichröder, nachdem er ſich wegen Beihilfe zu einer türkiſchen Tabak und Eiſenbahnſpekulation vergeblich an Rothſchild und die Diskontogeſellſchaft gewandt, mit rheiniſchen Geldleuten deshalb in Verbindung zu treten verſucht und dabei in Köln geäußert habe: „Für eine Spekulation im Orient habe ich die deutſche Diplomatie zur Verfügung; wenn der Reichskanzler nicht will, ſo habe ich den “ . „Die Sache wird jetzt ſchon an der Börſe erzählt,“ fügte Bucher (wohl nach Hanſemanns Mitteilung) hinzu. Dann machte er mich auf den Artikel des Echo über Göſchen (den Londoner Politiker jüdiſcher Herkunft) aufmerkſam, von dem die Berliner Börſenzeitung vom 23. November d. J. berichtet Dieſe ſagt: „Unter den Liberalen in England, die die ägyptiſche Politik der Regierung verwerfen, macht, wie aus London berichtet wird, tiefen Eindruck die im Echo von Robert Knight, dem Redakteur des Statesman, gegebne Enthüllung der großen finanziellen Griffe, die bei den verſchiednen Anleihen des Khedive durch die einzelnen Bankhäuſer gemacht worden. Der heftigſte perſönliche Angriff iſt gegen den ehemaligen Kabinettsminiſter Göſchen gerichtet. Das tragiſche Ende des Schatzkämmerers Ismail Sadyk Paſcha, des »einzigen Mannes, der der Sendung des Herrn Göſchen Widerſtand geleiſtet«, wird geradezu in Verbindung damit gebracht und Göſchen beſchuldigt, »vierzehn Tage nachher dreiundeinhalb Millionen Pfund Sterling in die Taſche

geſteckt zu haben!« »Und dieſer Mann, Herr Göſchen — ruft Knight aus — erkühnt ſich, im Unterhaus als eine Autorität in ägyptiſchen Angelegenheiten ſich in die Bruſt zu werfen! ... Ich kam aus Indien vor viereinhalb Jahren hierher im guten Glauben an Herrn Gladſtone, Herrn Göſchen und die liberalen Führer. ... Unſer politiſches Leben iſt aber jetzt thatſächlich wieder ſo verderbt, wie es vor hundert Jahren war. ... Wenn Sie den Mut haben, dies zu veröffentlichen, ſo habe ich den Mut, dafür einzuſtehen.“ Ein ſolcher Angriff iſt in der größern Preſſe Englands ſeit bald dreißig Jahren nicht mehr erfolgt. Von dem Briefe hat der ſchwer Beſchuldigte mittlerweile in keiner Weiſe öffentlich Notiz genommen — weder durch Rede noch Schrift noch Klage. Dagegen brachte das Echo noch eine Anzahl ähnlicher Beſchuldigungen gegen andre Perſönlichkeiten, die es als „Haifiſche“ bezeichnet. Bucher hat ihn dem Chef nach Varzin geſchickt, und dieſer hat „ſich ſehr darüber gefreut“ und geſagt, er wiſſe ſchon, daß in den Händen „dieſer politiſchen Ägyptologen“, z. B. auch in denen des Generalkontrolleurs Wilſon, „viel hängen geblieben ſei.“

Neunundzwanzigſtes Kapitel

Aus Buchers Aufzeichnungen

Am 11. November 1882 bekam ich von Bucher einen Brief, in dem er ſchrieb:

„Lieber Freund!

Der Gedanke, Aufzeichnungen zu machen und zu hinterlaſſen, iſt mir bis in meinem Alter fremd geweſen. Was ich vor meinem Eintritt in das Auswärtige Amt erlebt und nicht ſchon in der Nationalzeitung von der Seele weggeſchrieben hatte, ſchien mir für andre kaum Intereſſe genug zu haben; das Spätere, wenigſtens das Beſte davon

Darf ich den Buben doch nicht ſagen.

Seitdem man mir aber die Ehre erwieſen hat, Preßhetzen gegen mich zu veranſtalten, bei denen ich eigentlich der Prügeljunge für Bismarck war, habe ich zuweilen das Bedürfnis empfunden, für eine dereinſtige Berichtigung all des Unſinns der Berliner Preſſe zu ſorgen, in der vielleicht mehr Leichtfertigkeit und Verlogenheit zu finden iſt als in irgend einer andern. Da mir der zum 1. Oktober d. J. erbetne Abſchied nicht bewilligt iſt, ich vielmehr im Geſchirr bleiben ſoll, ſolange ich ziehen kann, und der Mann, den wir beide gleich verehren, nicht ausgeſpannt hat, ſo werde ich ſchwerlich dazu kommen, ſoviel niederzuſchreiben, daß ein Büchlein daraus werden könnte. Der Tod kann mich überraſchen, und meine Erben würden mit meinen Papieren nichts anzufangen wiſſen. So denke ich denn Ihnen hin und wieder etwas für Ihr Archiv zu geben in der Gewißheit, daß Sie oder Ihre Erben nur zur rechten Zeit Gebrauch davon machen werden, und mit dem Vorbehalt, daß Sie nur die Beiträge zurückgeben, wenn ich doch in die Lage kommen ſollte, ſie ſelbſt verarbeiten zu können.

„Ich fange alſo heute mit den beiden Preßhetzen an, deren erſte für mich immer nur einen komiſchen Charakter gehabt hat. Nachdem der Staatsſekretär von Thile im Sommer 1873 [es war 1872] ſeinen Abſchied genommen hatte, wurden ſeine Geſchäfte interimiſtiſch von dem Geſandten von Balan verſehen, bis im November des folgenden Jahres Bernhard von Bülow für die Stelle ernannt wurde; Balan war dem Kaiſer nicht genehm geweſen. Während dieſe Perſonalfrage noch unentſchieden war, Anfang Juni 1874, brachte die Norddeutſche Allgemeine Zeitung einen augenſcheinlich von Bismarck diktierten Artikel, in dem ausgeführt war, wie beſchwerlich es für ihn ſei, von allen Dezernenten des Auswärtigen Amts und dazu von ſo vielen Reſſortchefs Vorträge entgegenzunehmen, und wie dem »mit einem Schlage« abzuhelfen ſei durch Ernennung eines Generalſekretärs. Ich ſchalte ein, daß in Frankreich und Italien, vielleicht noch in andern Ländern einzelne Miniſter einen ſolchen Beamten haben, der manchmal als Kabinettchef bezeichnet wird, manchmal den Unterſtaatsſekretär erſetzt, manchmal neben einem ſolchen exiſtiert und immer aus Gründen beſondern Vertrauens gewählt wird. Aus dem erwähnten Artikel ging hervor, daß dieſer Generalſekretär die Angelegenheiten aller Reſſorts vortragen ſollte. Einige Tage ſpäter brachten offiziöſe Zeitungen die Nachricht, Bismarck hätte mich für die Stelle auserſehen. Er ſelbſt hat über die ganze Sache nie ein Wort mit mir geſprochen noch durch einen Dritten ſprechen laſſen, weder vorher noch nachher.

„Sofort wurde von zwei Seiten die Hetze eröffnet, über deren Urheber und Werkzeuge ich im Laufe der Jahre, ohne je eine Frage gethan zu haben, vollſtändige Auskunft erhalten habe, weil viele Leute der Pflicht der Verſchwiegenheit genügt zu haben meinen, wenn ſie einige Zeit den Mund gehalten haben. Auf der einen Seite war der Legationsrat Otto von Bülow, jetzt Geſandter in Bern, ſeit Abekens Tode Referat des Kaiſers, beſorgt, daß ich ſeine Beziehungen zum Kaiſer und deſſen Umgebung beeinträchtigen würde, und veranlaßte ein Reptil — Name mir bekannt,*) aber gleichgiltig —, gegen mich zu arbeiten. Es wurde dazu die Spenerſche Zeitung gewählt, weil der Kaiſer die alte Gewohnheit, dieſes von

*) Fuchs ſ. u.

Dr. Alexis Schmidt, einem hohen Freimaurer, redigierte Blatt zu leſen, beibehalten hatte, auch nachdem dasſelbe in die Hände des Dr. Wehrenpfennig übergegangen war, der dasſelbe bald zu Tode redigierte. Aus der Spenerſchen Zeitung gingen die Angriffe mit Variationen in viele andre Blätter über, in freihändleriſche mit dem Zuſatz, daß der Plan des Fürſten »bei hervorragenden Perſönlichkeiten des Reichskanzleramts keine Billigung finde.« In den Ausſchnitten, die vor mir liegen, iſt zu leſen: ich litte an einem ſchweren Augenübel — in der That hatte ich das Jahr vorher eine Kur bei Pagenſtecher in Wiesbaden mit durchaus befriedigendem Erfolge gebraucht —, ich hätte mich deswegen ſchon von den Geſchäften zurückgezogen; in der That verſah ich meinen Dienſt wie immer und hatte nur vom 1. Juli ab den üblichen Sommerurlaub erbeten; ich würde deshalb nicht mehr nach Varzin berufen werden — in der That habe ich nach Beendigung meines Urlaubs vom 26. Auguſt bis 26. Oktober die Geſchäfte in Varzin verſehen —; ich ſei wegen meiner Vergangenheit bei Hofe persona minus grata — was in betreff der Hofſchranzen richtig ſein möchte, aber wohl nicht in betreff des Kaiſers, der, wie Sie ohne mich erfahren haben, perſönlich mir einen wichtigen Auftrag erteilt und meine Berichte darüber entgegengenommen hatte.*) Übrigens würde ich als Generalſekretär gar nicht in Berührung mit ihm gekommen ſein.

„Dieſe Bülowſchen Angriffe hätten ſchwerlich den Plan Bismarcks vereitelt; aber auch die Freihändler, die ihn ſchon damals in Verdacht hatten, daß er nicht mehr mit ihnen wirtſchaften werde, ſobald die Befeſtigung unſrer auswärtigen Beziehungen es ihm geſtatten würde, ſich mit den innern Verhältniſſen zu beſchäftigen, ſie wollten einen Ketzer nicht in der mir zugedachten Stelle ſehen. Camphauſen, damals Vizepräſident des Staatsminiſteriums, erklärte Bismarck, daß ich ihm nicht genehm ſei. Welchen Grund er angegeben hat, habe ich bis heute nicht erfahren, den wahren natürlich nicht; das aber weiß ich beſtimmt, daß er ſich gegen ſeine Räte im Finanzminiſterium gerühmt hat, mir dieſe Ausſicht verdorben zu haben. So konnte ich es mit Humor betrachten, daß er mir einen Dienſt erwieſen und ich doch nicht die Pflicht hatte, ihm dankbar, ſondern

*) Sendungen nach Spanien in der Thronfolgeangelegenheit 1870, ſ. u.

das Recht, ihm feindſelig zu ſein Wäre Bismarck nicht auf dieſen Widerſtand geſtoßen, hätte er mir die Stellung angetragen, ſo hätte ich nicht nein und doch nur mit Widerſtreben ja ſagen können, wenn auch mit geringerm als das, mit dem ich vor einigen Wochen angeſichts der Zuſtände, denen wir unter dem Regime B.-H. entgegengehn, mein Abſchiedsgeſuch zurücknahm. Was mich erwartet hätte, brauche ich Ihnen bei Ihrer Kenntnis der Verhältniſſe nicht auszumalen. Tag und Nacht des Rufs gewärtig ſein, mich in hundert mir fremde, unſympathiſche Dinge im Fluge notdürftig und nicht zu meiner eignen Befriedigung einarbeiten, mit Miniſtern und allen möglichen Beamten und, was das Abſchreckendſte, mit geehrten Rednern verhandeln müſſen. Einige Jahre ſpäter brachte Bismarck ſeinen Gedanken in andrer Geſtalt zur Ausführung, er richtete ſich die Reichskanzlei ein; aber deren Chef, Tiedemann, obwohl viel jünger als ich, und obwohl nicht mit den auswärtigen Sachen belaſtet, die mir ohne Zweifel auch zugedacht waren, ſehnte ſich bald nach einem Ruheposten. Ich hatte es Camphauſen zu danken, daß ich bei den Geſchäften blieb, in denen ich zu Hauſe war, und auf die mein Studium, meine Lektüre ſeit zehn, ich kann ſagen, ſeit zwanzig Jahren gerichtet waren.

„Die zweite Preßhetze war im Juni und Juli 1878. Daß ſie, einmal angeregt, zahlreiche Gehilfen fand, iſt leicht erklärlich. Zu viele Leute, die direkt oder indirekt die Hand in der Preſſe haben, hatten ſich zweimal ſchwer über mich geärgert; das erſtemal 1864, als ich unter »dieſem Miniſter« in Dienſt getreten, das zweitemal im Herbſt 1866, als ſie im ſtillen bedauerten, es nicht ebenſo gemacht zu haben. Dazu die Freihändler, gegen die ich ſeit 1855 geſchrieben, die Rabbiner der Volkszeitung und andre ſchreibende Juden, denen ich allerdings ſonſt nichts zuleide gethan hatte; die Ultramontanen, die mir ſehr mit Unrecht einen Anteil an der Falkſchen Geſetzgebung beimaßen — ich würde die von nackten Juriſten ohne hiſtoriſchen Sinn, ohne Kenntnis fremdländiſcher Geſetzgebung und Praxis gemachten Entwürfe in manchen Punkten anders geſtaltet haben, wenn ich gefragt worden wäre; endlich die noch im Auslande befindlichen Flüchtlinge, die mich einfach beneiden Jedoch die nähern Aufſchlüſſe über dieſe Hetze beginnen erſt jetzt ſich zu finden, einen recht überraſchenden habe ich Ihnen ſchon zu Ihrer Sammlung gegeben, den

Artikel der Süddeutſchen Poſt, wie ich aus guter Quelle höre, von dem Sozialdemokraten Referendar Viereck, über die Unterhandlungen der verſtorbnen Gräfin Sophie Hatzfeldt und ihres Sohnes Paul, gegenwärtigen Staatsſekretärs, mit der Sozialdemokratie und die Entgegnung in dem offiziöſen Deutſchen Tageblatt vom 3. d. M., die wie ein Dementi ausſehen ſoll und keins iſt. Ich halte aus äußern Gründen die Angaben Viereks im weſentlichen für richtig und glaube, daß wir in ihnen die Zipfel eines Gewebes zu ſehen bekommen, das geſponnen wurde, während der Kaiſer infolge des Nobilingſchen Attentats daniederlag, und man nicht wußte, ob er aufkommen würde, eines Gewebes, in dem rote und ſchwarze und noch andre Fäden ſich in merkwürdiger Weiſe kreuzten, und an dem einer mit zwei Geſichtern mitgearbeitet hat. Wie mein in dem Artikel erwähnter Brief an Laſſalle vom 22 Januar 1862, deſſen ich mich durchaus nicht zu ſchämen habe, und wie der tödliche Haß der Gräfin gegen mich entſtanden iſt, erſehen Sie aus dem beiliegenden Konvolut, deſſen ganzen Inhalt ich zu Ihrer Verfügung ſtelle, und das ich mir demnächſt zurück erbitte. Das Geſpräch, das Laſſalle in ſeinem Briefe fordert, hatte das Ergebnis, daß ich erklärte, ich vermöchte ſeine Agitation nur ſeitwärts dadurch zu unterſtützen, daß ich gegen die Freihändler ſchriebe und ſpräche, ſoviel ich könnte; ich konnte aber nicht viel wegen des Geſchäftsverhältniſſes, in dem ich damals und bis zum Mai 1864 zu dem Nationalzeitungs- und Telegraphen-Wolff ſtand.

„Bei dieſer Gelegenheit will ich denn auch zu Papier bringen, was es mit den Geldbeiträgen auf ſich hat, die ich der Internationalen geſchickt haben ſoll. In London hatte ich in einem Leſekabinett einen gewiſſen Borkheim kennen gelernt, aus Schleſien gebürtig, der als Student den badiſchen Aufſtand mitgemacht, in England Kaufmann geworden war. Im Januar 1861 ſuchte er mich auf, um mir folgendes zu erzählen. Johann Philipp Becker (nicht zu verwechſeln mit Bernhard Becker), der im badiſchen Aufſtand ein Kommando, wenn ich mich recht erinnere, als Oberſt, gehabt hatte, habe ihm aus Genua geſchrieben, die italieniſche Aktionspartei wolle irgendwo einen Putſch machen, ſammle in Genua Leute, habe ihn zum Depotkommandanten ernannt und wünſche, daß er deutſche Flüchtlinge anwerbe; Borkheim möge ihm dazu behilflich ſein. Auf

die Frage, was ich dazu meine, drang ich in Borkheim, dem Becker zu raten, daß er ſich von der Sache zurückziehe; was die Italiener vorhätten, wiſſe er ja ſelbſt nicht, ſei aber jedenfalls etwas, was nur ihnen Vorteil bringen ſollte und den Intereſſen Deutſchlands, wie man dieſelben auch anſehen möge, keinen Vorteil bringen könne (vielleicht ein Einfall in den Kirchenſtaat), wozu dafür deutſches Blut opfern? Borkheim fand das richtig, verſprach in dem Sinne an Becker zu ſchreiben und las mir am 20. Januar, ich finde die Notiz in meinem Diary, ſeinen Brief vor der Abſendung vor. Etwa nach einer Woche kam er wieder, mir zu ſagen, Becker ſei durch den Brief umgeſtimmt, habe ſein Kommando niedergelegt, bekäme natürlich von den Italienern keine Subſidien mehr, ſäße in Genua feſt und bäte um Reiſegeld zur Rückkehr nach Genf in ſein Geſchäft. Da ich mehrfach gehört hatte, daß Becker »eine gute Haut« ſei und zuweilen das Letzte, was er mit ſeiner Bürſtenbinderei verdient, mit notleidenden Landsleuten geteilt habe, ſo ſteuerte ich einen Sovereign bei, für meine Verhältniſſe ganz anſtändig. (Ich will dabei bemerken, daß ich von der Nationalzeitung jährlich 180 Pfund hatte; wie ich ſpäter erfuhr, hatte der Eigentümer ganz munter in meinen Beutel gelogen und z. B. dem Abgeordneten Zacharias aus Hamburg geſagt, ich hätte 400 Pfund. Noch vor einigen Tagen habe ich dieſe Mythe bei jemand berichtigen müſſen, der ſich wunderte, daß ich mir in London nicht ein Reitpferd gehalten hätte!) Borkheim ſammelte noch bei andern, ſteuerte ſelbſt bei und beförderte das Geld nach Genua.

„Nach Deutſchland zurückgekehrt, erhielt ich 1863 oder 1864 eine neugegründete Monatsſchrift unter dem Titel: Der Vorbote (ergänze: der Revolution) zugeſandt, die Becker redigierte. Sie enthielt in den Leitartikeln teils nationalökonomiſche Aufſätze, die zuweilen leſenswert waren, teils politiſche Phantaſien, wie ſie in Flüchtlingen entſtehen, die von jedem Jahre hoffen, daß es ſie durch eine Revolution in die Heimat zurückführen werde, außerdem reichliche Nachrichten über das Treiben und die Zänkereien der verſchiednen Arbeitervereine in der Schweiz. Auf dieſem letztern Gebiete hielt die Redaktion ſich in den erſten Jahren ſo, daß ſie auf die deutſche Nationalität Wert legte und der Marxſchen Richtung widerſtand, aus der ſpäter, 1864, die Internationale hervorging. Da

ich das Blatt nicht umſonſt haben wollte und annehmen konnte, daß der Redakteur ein Intereſſe an dem Ertrage habe, ſo ſchickte ich nach Ablauf eines Jahres ihm den ungefähren Betrag von Abonnement und Porto, da die Frankenſumme ſich in Thalerſcheinen nicht genau ausdrücken ließ, etwas mehr, und ſchrieb ihm dabei, ich freute mich, zu ſehen, daß er den in Genua eingenommnen Standpunkt feſthalte. (So dem Sinne nach, der Worte erinnere ich mich nicht mehr.) Nach Ablauf des zweiten Jahres, während deſſen ich in das Miniſterium gekommen war, ſchickte ich ihm ohne weitere Bemerkung das Abonnement. Bald nachher hörte die Zuſendung auf; weshalb, weiß ich natürlich nicht. Das Blatt beſtand noch mehrere Jahre fort. Bismarck-Bohlen, der mit Stieber nach dem Blindſchen Attentat ein Überwachungsbüreau eingerichtet hatte, beklagte ſich einmal gegen mich, daß es ſchwer ſei, über das Treiben in der Schweiz Auskunft zu erhalten. Ich riet ihm, den Vorboten, den er nicht kannte, kommen zu laſſen, was er that, und ich habe aus Nummern, die ich bei ihm fand, erſehen, daß Becker ſpäter in die internationale Richtung geraten iſt. Marx will ſich darüber amüſiert haben, daß in dem Vorboten Beiträge von mir aufgeführt ſeien Ich erinnere mich, in dem Blatte zuweilen eine Art von Rechnungslegung geſehen zu haben, habe dieſelbe aber niemals durchgeleſen und kann die Marxſche Angabe nicht mehr verifizieren, da ich das Blatt nicht bewahrt habe.

„Politiſche Leidenſchaft korrumpiert auch einen Menſchen, den alle, die ihn perſönlich kennen, als »einen ehrlichen, gutmütigen Kerl« ſchildern. Becker, dem ich in der Not geholfen, der ſehr gut wußte, weshalb ich ihm eine gewiſſe Sympathie ausgedrückt hatte, miſchte ſich 1878 auch in die Marx-Hatzfeldtſche Hetze und bezeugte, daß ich ihm ermunternd »geſchrieben« hätte. Die Moral davon iſt, daß man litterariſche Zuſendungen, die einem gratis gemacht werden, nicht bezahlen ſoll

„Und damit genug für heute.

Der Ihrige

Bucher."

Dabei befand ſich ein mit Bleiſtift geſchriebnes Billet Buchers, das ſich auf das „Konvolut" bezog. Es lautete. „Im November

1865, als meine etatsmäßige Anſtellung und Ernennung zum Legationsrat bevorſtand, ſagte Keudell mir, es würde wegen meines Verkehrs mit Laſſalle gegen mich geſtänkert, Amtliches hätte er noch nicht, er riete mir aber, dem Chef eine Darſtellung zu geben. Auf Seite 2 derſelben hatte ich jetzt eine Stelle durchſtrichen, weil ich von Laſſalle ſelbſt weiß, wie ſein Verhältnis zu der Frau geweſen iſt, die etwas von Katharina II. hatte. Ich habe das Durchſtrichne aber wiederhergeſtellt, weil die Phraſe doppelſinnig iſt und ich ſie wahrſcheinlich in der Abſicht formuliert hatte. Sie widerſpricht nur dem, daß Laſſalle ein gewöhnlicher bienfaiteur der ältern Frau geweſen iſt."

Das „Konvolut" enthielt folgende Schriftſtücke:

Zur Vorlage an den Miniſterpräſidenten Herrn von Keudell übergeben und von letzterm zurückerhalten. Ich war am 1. Dezember 1864 in das Auswärtige Miniſterium eingetreten.

„Hochgeborner Herr Graf!
Hochgebietender Herr Miniſterpräſident!

Auf Anregung des Herrn Legationsrats von Keudell bitte ich um die Erlaubnis, Eurer Exzellenz eine Darlegung meiner Bekanntſchaft mit Laſſalle ehrerbietigſt vorzulegen und auch auf gewiſſe, nach ſeinem Tode eingetretne Verhältniſſe ausdehnen zu dürfen.

Berlin, 10. November 1865.

Bucher."

„Es war kurze Zeit nach meiner Rückkehr aus England, im Mai 1861, als ich Laſſalle in einer Sitzung der philoſophiſchen Geſellſchaft hierſelbſt zum erſtenmale ſah. Er kam mir mit großer Freundlichkeit entgegen unter Berufung auf meine Thätigkeit in der Nationalzeitung und auf den Bruch mit ihr, den mein Widerſtand gegen ihre damalige Richtung herbeigeführt hatte. Nachdem ich ihm noch einmal in einer Familie begegnet war, lud er mich zu ſich ein. Bei dem Rufe, den er in der Berliner Geſellſchaft hatte, folgte ich trotz der großen Anziehung ſeiner Unterhaltung nur mit Widerſtreben der Einladung und beobachtete in dem Umgange, der ſich ſchnell entwickelte, noch lange Zeit eine Zurückhaltung, die gegenüber ſeinen unverkennbar freundſchaftlichen Geſinnungen mir zuweilen als ein Unrecht erſchien.

„Von der Rückſicht auf meine übrigen Bekannten dispenſierte ich mich indeſſen, nachdem ich als Laſſalles Gäſte Männer wie den Geheimrat Boeckh, den General von Pfuel, den Geheimrat Frerichs u. a. geſehen und von ſeinem Briefwechſel mit den erſten philoſophiſchen Autoritäten Kenntnis erhalten hatte. Das erheblichſte meiner Bedenken ſchwand, nachdem ich mich durch die Lektüre ſeiner rheiniſchen Prozeſſe und durch Beobachtung deſſen, was um mich her vorging, überzeugt hatte, daß das Verhältnis, aus dem die meiſten Vorwürfe gegen ihn hergenommen wurden, ſeit vielen Jahren ſeine Natur verändert hatte und nur das geweſen war, wofür die Welt in eigner Gemeinheit oder in Unfähigkeit, etwas Außergewöhnliches zu begreifen, es angeſehen oder anzuſehen affektiert hatte. Laſſalle teilte mit mir die Abneigung gegen die Berliner Bier- und Weinſtuben, er liebte es, in ſeinem bequem eingerichteten Hauſe Geſellſchaft zu ſehen; ſo kam es bald, daß ich jede Woche einen Abend mit ihm in ſeiner reichen Bibliothek zubrachte. Wir fanden viel Berührungspunkte und einen immer wiederkehrenden Gegenſatz zwiſchen uns: er, Metaphyſiker, Hegelianer, ging ſtets von dem Allgemeinen zu dem Einzelnen, von dem Abſtrakten zu dem Konkreten; ich, mit einer realiſtiſchen Anlage, mit lückenhaftem Wiſſen von den Schulſyſtemen und mit einem zehnjährigen Aufenthalt in England hinter mir, hatte ſtets die Neigung, den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen. Oft hatten wir Gelegenheit, darüber zu ſcherzen, daß unſre Unterhaltungen einen Kommentar zu Raphaels Philoſophenſchule von Athen zu liefern pflegten. Freilich habe ich es ebenſo oft anerkannt und möchte es am wenigſten hier verſchweigen, wie ſehr ich bei dieſem Verkehr der Gewinner war.

„Etwa um Weihnachten 1861 verſuchte es Laſſalle, mich für eine Agitation zu gewinnen, mit der er ſich damals trug, und von der [er] mich bei der Zurückhaltung, die ich damals noch beobachtete, in ſeiner erſten Eröffnung nur die politiſche Seite ſehen ließ. Ich hielt eine ſolche Auffaſſung und alſo einen jeden darauf gebauten Plan für falſch und brachte, da ich ihm im Geſpräch nicht gewachſen war, am folgenden Tage meine Gedanken für ihn zu Papier, entwickelte namentlich die Gründe, aus denen ich mich, lange vor dem äußern Bruche mit meinen alten Parteigenoſſen, innerlich von der dogmatiſchen, formulierten Demokratie des Jahres 1848 losgeſagt

hatte. Leider habe ich keine Abſchrift von dieſem Briefe bewahrt;*) dagegen beſitze ich das Original der Antwort und erlaube mir, dasſelbe gehorſamſt beizulegen.

„Das Reſultat der Unterredung, die Laſſalle darin fordert, war eine Übereinſtimmung unſrer Vorſtellungen von dem Weſen der Geſellſchaft und dem Gange der Geſchichte im großen; ſofort aber trat der alte Konflikt zwiſchen uns und nun in der Form hervor, daß er, von der Ideenentwicklung in der Geſchichte ausgehend, die Realiſierung der nächſten Phaſe bald, noch während ſeines Lebens, erwartete, während ich, ausgehend von der Betrachtung der Klaſſen und Gruppen, wie ſie mir in einzelnen Typen erſchienen, von dem natürlichen Egoismus der einen und der Trägheit der andern einen langen Widerſtand der Materie gegen den Gedanken, daher den Durchbruch neuer wirtſchaftlicher Formen erſt in Menſchenaltern vorherzuſehen glaubte. Dieſer Irrtum Laſſalles (dafür habe ich ihn gegen Laſſalle ausdrücklich erklärt, und die Erklärung habe ich nie zurückgenommen, wenn ich auch ſpäter den theoretiſchen Streit ruhen ließ und an den Erfolgen der Agitation den lebhafteſten Anteil nahm), dieſer Irrtum war mir übrigens nicht neu; ich hatte ihn an andern Hegelianern beobachtet, und er erklärt ſich ganz natürlich aus dem Weſen der Hegelſchen Philoſophie, die es bekanntlich unternimmt, einen Parallelismus, eine Identität nachzuweiſen zwiſchen der Entwicklung der Begriffe im reinen Denken (gleichſam der Algebra) und den Erſcheinungen der Natur und den Vorgängen der Geſchichte (gleichſam der Rechnung mit benannten Größen). »Sein und Denken ſind identiſch.« Laſſalle nahm meine Einwürfe nicht leicht, ich erinnere mich, daß meine Berufung auf Leſſings »Erziehung des Menſchengeſchlechts«, namentlich auf § 90 dieſer inhaltreichen kleinen Schrift,**) Eindruck auf ihn machte. Er ging lange mit ſich zu Rate, aber der Einfluß einer andern leidenſchaftlichen

*) Der Brief, im Beſitze der Gräfin Hatzfeldt, iſt im Juli 1878 von der Berliner Neuen Freien Preſſe und nach ihr von der Germania abgedruckt und liegt bei. Anm. vom Jahre 1878.

**) § 90. „Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann dieſe Zukunft nur nicht verwerten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleunigt und wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleunigt werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeins reifen.“

Perſönlichkeit überwog, und er begann die Agitation mit der Hoffnung, die er oft gegen ſeine Freunde ausſprach, noch des Sieges ſich zu freuen. Er begann ſie als eine politiſche (durch Vorträge in den Bezirksvereinen über Verfaſſungsweſen), leitete ſie aber nach Jahresfriſt auf das wirtſchaftliche Gebiet An der erſten habe ich mich gar nicht beteiligt, an der letztern durch eine kurze Zuſammenfaſſung deſſen, was ich ſeit Jahren gegen die Mancheſterſchule geſchrieben hatte.

„Von den Vorgängen der letzten vier Wochen ſeines Lebens habe ich erſt nach ſeinem Tode erfahren.

„Sein Teſtament iſt voll von Beweiſen freundſchaftlicher Zuneigung zu mir, brachte mich aber in eine höchſt ſchwierige Situation. Seine Inteſtaterben, Mutter und Schweſter, die ich ihn nie anders als mit kindlicher und brüderlicher Liebe hatte behandeln ſehen, waren an dem Totenbette mit der Frau Gräfin Hatzfeldt und dem Oberſten Rüſtow in einen heftigen Konflikt geraten. Die Mutter, vor dem Teſtament hier eintreffend und deſſen Echtheit und Rechtsbeſtändigkeit beſtreitend, ſetzte ſich als Inteſtaterbin in den Beſitz des Nachlaſſes. Es entſpann ſich ein Prozeß, der um deswillen ſehr weitläufig und von einem ungünſtigen Ausgange zu werden drohte, weil die Genfer Behörden ſich weigerten, das Original des Teſtaments zur Rekognition oder Vergleichung der Handſchriften hierher zu ſchicken. Als Teſtamentsexekutor hatte ich den letzten Willen gegen die Inteſtaterben zu vertreten, aber ich hatte weder Beruf noch Neigung, mich in die perſönlichen Zwiſtigkeiten zu miſchen, und ſo ſehr ich die Verpflichtung fühlte, die nächſte Freundin meines verſtorbnen Freundes nicht im Stiche zu laſſen, ſo konnte ich doch mir ſelbſt nicht verhehlen und habe es ſeit dem Herbſte v. J. der Frau Gräfin nicht verhehlt, daß bei den Verhältniſſen, die zwiſchen ihr und dem Verſtorbnen beſtanden, z. B bei der Gemeinſchaftlichkeit des Beſitzes oder wenigſtens des Gebrauchs von Mobiliarſtücken ein Konflikt der Anſprüche zwiſchen ihr und den Teſtamentsexekutoren, wenigſtens theoretiſch, eintreten könnte.

„Nachdem die Frau Gräfin jenen antiken Leichenzug von Genf nach Düſſeldorf geführt hatte, verſenkte ſie ſich hier, umgeben von

den Bildern, der Totenmaske, den Schriften und Reliquien des Verſtorbnen, täglich mehr in die Erinnerung an ihn, in die Fortſetzung deſſen, was er unvollendet gelaſſen. Um die Entwicklung ihrer Gedanken zu verſtehen, den Standpunkt zu begreifen, auf dem ſie zuletzt ankam, muß man ſich erinnern, daß Laſſalle in ſeinem großen rechtsgeſchichtlichen Werke eine neue Erklärung des rätſelhaften römiſchen Erbrechts gegeben hatte, darauf hinauslaufend, daß der inſtinktive Gedanke des römiſchen Erbrechts der geweſen ſei, den Willen, auch den Eigenſinn des Erblaſſers zu perpetuieren, nicht über ſein Vermögen zu verfügen, muß man ferner wiſſen, daß dieſe außerordentliche Frau an dieſer wie an allen Arbeiten ihres Freundes mit eindringendem Verſtändnis den lebendigſten Anteil genommen hatte. Unter dieſen Manuſkripten habe ich Auszüge aus dem corpus juris gefunden, die von ihrer Hand geſchrieben waren.

„In dem irritierenden Streite mit der Laſſalleſchen Familie, in der Beſchäftigung mit dem Arbeiterverein, in den Mißhelligkeiten mit den einzelnen Legataren lebte ſie ſich allmählich in die Vorſtellung hinein, daß ſie in einem noch eminentern als jenem römiſchen Sinne die Fortſetzerin ſeines Willens ſei, nicht die Vollſtreckerin ſeines Teſtaments, zu der ſie nicht beſtellt war, ſondern die Verkünderin des Willens, den er unter den gegenwärtigen Umſtänden haben würde. Im April d. J. verſuchte ſie dieſe Vorſtellung zu realiſieren, indem ſie nach Breslau ging und die Witwe Laſſalle nötigen wollte, den Beſitz des (damals noch immer arreſtierten) Nachlaſſes und die Verfügung darüber ihr, nicht etwa für ſich, aber nach ihrem Ermeſſen, zu verſchaffen. Im Juni kam ein Bevollmächtigter der Frau Laſſalle hierher, um nicht der Frau Gräfin, ſondern, wie das gar nicht anders ſein konnte, den Teſtamentsexekutoren Vergleichsvorſchläge zu machen. Damit war der längſt vorhergeſehene Augenblick eingetreten, wo ich mich mit ihr auseinanderſetzen mußte. Ich that es in einem Briefe, von dem Abſchrift ganz gehorſamſt beigefügt iſt.

„Ich glaube nicht unerwähnt laſſen zu dürfen, daß der Vergleich der Frau Gräfin alles gewährt, was ihr in dem Teſtamente zugewandt iſt, und nur Rüſtow und Herwegh, von denen die Mutter und Schweſter Laſſalles ſchwer beleidigt waren, zum Prozeß über die Rechtsfrage verweiſt, ob ein Preuße im Auslande in den aus-

ländiſchen Formen giltig teſtieren kann. Auch dieſe Legatare ſind durch den Vergleich beſſer geſtellt, weil darin die Echtheit des Teſtaments anerkannt wird. Die Frau Gräfin haben wir mit der ihr vermachten Leibrente von zwölfhundert Thalern zunächſt bis zum Jahre 1870 auf eine Dividende von mehreren tauſend Thalern angewieſen, die der Verſtorbne bis dahin von der Breslauer Gasgeſellſchaft zu erheben hatte, und außerdem eine pupillariſch ſichre Hypothek von fünfzehntauſend Thalern erworben, um ihr damit Sicherheit zu beſtellen.

„Ein andrer Punkt hat ſich leider nicht ſo ordnen laſſen wie dieſe Vermögensangelegenheit, ſondern hat mich in ein Dilemma der peinlichſten Art gebracht und mir die bittre Feindſchaft der Gräfin Hatzfeldt zugezogen. Er betrifft die Briefſchaften des Verſtorbnen, die er ihr vermacht hat. Wäre ſein letzter Wille ſo zur Ausführung gekommen, wie er es ſich ohne Zweifel gedacht hat, wären wir Teſtamentsexekutoren ſofort in den Beſitz des Nachlaſſes gelangt, ſo würden wir den Schrank, der die Briefe enthielt, der Gräfin ausgeliefert haben und aller Verantwortung ledig geweſen ſein. Bei dem Verlaufe aber, den die Sache genommen hatte, kamen die Papiere, mit andern Gegenſtänden in zwei Kiſten verpackt, in unſern Beſitz, nachdem der Arreſt aufgehoben war. Es war unvermeidlich, ſie durchzuſehen. Aus Rückſicht auf die Gräfin Hatzfeldt erbot ich mich gegen den andern Teſtamentsexekutor, Holthoff, die Ordnung und die Extradition der Papiere und die daran haftende Verantwortlichkeit allein zu übernehmen. Ich wußte, daß der Verſtorbne viele Akten der Gräfin in Verwahrung gehabt hatte, ich wußte, daß ſie den p. Holthoff, als einen politiſchen Gegner und Freund der Familie Dönniges, mit Mißtrauen betrachtete und ſeit dem Winter offen mit ihm zerfallen war, und daß es ihr ſehr widerwärtig ſein würde, zu wiſſen, daß er ihre Akten perluſtriert hätte. Herr Holthoff nahm meinen Vorſchlag gern an und hat ſich mit den Papieren gar nicht befaßt.

„Die Aktenſtücke und Pakete, die ſich durch eine Aufſchrift oder durch die Handſchrift als der Gräfin Hatzfeldt gehörig oder von ihr herrührend zu erkennen gaben, habe ich gar nicht geöffnet. Gewiſſe Korreſpondenzen des Verſtorbnen mit ſeinen Verwandten, Korreſpondenzen, von denen die Gräfin mir geſprochen, waren nicht mehr

vorhanden. Dagegen fanden ſich einige andre Konvolute, die nach Aufſchriften des Erblaſſers ſich auf Liaiſons mit Frauen bezogen, und deren weſentlichen Inhalt ich in einzelnen Fällen mit Sicherheit erraten konnte. Eine Veröffentlichung dieſer Papiere würde längſt vergeſſene oder doch vergebne Skandale erneuert und unbekannt Gebliebnes aufgedeckt haben. Die Gräfin Hatzfeldt hatte gegen Perſonen, deren Zeugnis mir für den nötigen Fall geſichert iſt,*) erklärt, daß ſie es für recht halte, dergleichen Briefwechſel des Verſtorbnen zu publizieren, und daß ſie das gegenüber einer beſtimmten Dame gewiß thun werde. Es war alſo unmöglich, ihr dieſe Briefe in die Hände zu geben. Wenn ich nicht ſittlich berechtigt war, das Unrecht gut zu machen, was mein verſtorbner Freund durch die Aufbewahrung ſolcher Briefe begangen hatte, ſo war ich den übrigen Beteiligten ſittlich verpflichtet dazu, ſelbſt wenn ich, was übrigens nicht der Fall iſt, mich andern juriſtiſchen Folgen als der (gar nicht zu ſubſtanzierenden) Klage auf Schadenerſatz ausgeſetzt hätte. Ich mußte mich entſchließen, die Papiere zu verbrennen. Daß ich das gethan, teilte ich ſelbſt der Gräfin Hatzfeldt mit.

Bucher."

Zweites Stück des Konvoluts. „Germania, 18. Juli 1878. Ob der Abdruck wörtlich und vollſtändig iſt, kann ich nach ſechzehn Jahren nicht ſagen. Nur das weiß ich, daß ich das geſperrt Gedruckte nicht unterſtrichen hatte." (Dies von Bucher geſchrieben. Das weitere gedruckter Ausſchnitt aus der Germania.)

„Die Berliner Freie Preſſe veröffentlicht nachſtehenden Brief Buchers an Laſſalle:

Berlin, 22. Januar 1862.
Werderſche Roſenſtraße 3

Lieber Laſſalle!

Es ging geſtern abend doch nicht ohne alles Getränk ab, und ich habe die ſchlafloſe Nacht benutzt, um im Zuſammenhange zu überdenken, was wir, oder vielmehr, was Sie geſprochen haben. Ich bin ein langſames Tier im Argumentieren und bin mir ſelten

*) Z. B. den Profeſſor Schönberg, früher in Baſel und Freiburg i. Br., zuletzt in Tübingen.

auf der Stelle aller Vorausſetzungen bewußt, auf denen mein Urteil über eine verwickelte Frage inſtinktmäßig beruht.

Der ganze Kern Ihrer Schlußfolgerungen hängt, wie ich geſtern ſagte und Sie einräumten, an der Frage, ob es möglich iſt, in Deutſchland die beſtehende Ordnung (oder Unordnung) der Dinge niederzuwerfen und niederzuhalten. Das erſte halte ich für möglich, das letzte nicht. Sie ſind darin mit mir einverſtanden, daß mit einer politiſchen Revolution (das Wort nicht in dem ariſtokratiſchen, ſondern in dem gäng und gäben bornierten Sinne genommen), daß mit einer Änderung der Behörden nichts erreicht ſein würde. Iſt es aber auf eine Änderung der geſellſchaftlichen Zuſtände, mit andern Worten, des Beſitzes und [der] Möglichkeiten des Erwerbs abgeſehen, ſo haben wir nicht bloß, wie die franzöſiſche Revolution, die Reſte einer tauſendjährigen verwickelten Organiſation zu zerſtören und, wie die franzöſiſche Revolution, ein neues Evangelium an die Stelle zu ſetzen, ſondern wir haben das Gleiche mit der auf Grund jener Revolution entſtandnen Bourgeoisordnung zu thun. Wie zäh dieſe letztere iſt, darüber ſind wir einig. Was Sie an die Stelle ſetzen wollen, befriedigt mich nicht. Alle Maßregeln, die Sie nennen, ſind doch wieder nur politiſch, juriſtiſch kann man ſagen, ſtehen auf dem alten ſozialen Boden, ſchaffen nur neue Bourgeois. Und dieſe neuen Beſitzverhältniſſe, neu durch einen Wechſel der Perſonen, nicht, um mich ſo auszudrücken, durch die chemiſchen Eigenſchaften des Beſitzes, könnten nur behauptet werden durch einen permanenten Krieg, einen Terrorismus einer ſehr kleinen Minorität (ich ſchätze ſie nach ſtatiſtiſchen Quellen und meiner genauen Kenntnis der ländlichen Bevölkerung in den öſtlichen Provinzen). Es iſt richtig, daß Revolutionen nur durch Minoritäten gemacht werden; aber es iſt auch richtig, daß ſie nur behauptet werden, wenn die Minorität der Majorität einen Genuß, wenigſtens einen Glauben zu bieten hat. Ich komme alſo auf mein altes Wort zurück: es fehlt dem populo der Dio und uns das, wofür man mit Ehren untergehen könnte. Bedenken Sie dazu noch eins: daß jede ſozialiſtiſche Bewegung in Frankreich auf lange Zeit hinaus mit dem Rot und Gift des Bonapartismus verſetzt ſein und bei uns eine Menge geſunder und reiner Elemente gegen eine ähnliche Bewegung waffnen würde. Fragen Sie mich nun: Was ſonſt? ſo habe ich

nur die lahme Antwort Macchiavellis: Politik iſt die Wahl unter Übeln. Ein Sieg des Militärs wäre ein Übel, aber ein Sieg des heutigen Öſterreich wäre kein Sieg des reaktionären Prinzips. Dafür ſtelle ich Ihnen als Zeugen die Berliner Revue, die in einer langen Reihe von Artikeln ausführt, daß »Gottes Ordnung« in Öſterreich gründlicher zerſtört werde, als irgendwo in Deutſchland. — Wenn Sie alle Gründe kennten, die ich habe, dieſe alte Weltordnung zu haſſen, ſo würden Sie die Überwindung würdigen, die es mich koſtet, ſo objektiv die Dinge anzuſehen.

Freundſchaftlich der Ihrige

L. Bucher."

Drittes Stück des Konvoluts. Eigenhändiger Brief Laſſalles, nach Buchers Notiz oben, vom 23. Januar.

„Lieber Bucher!

Ihr Brief hat mich wirklich erfreut! Denn vermehrt er mir einerſeits die Arbeit des Sprechens, ſo iſt er andrerſeits weit entfernt, die Hoffnung auf definitives Einverſtändnis zu vermindern, vielmehr ſteigert er dieſelbe und zeigt mir zugleich, daß, wird dasſelbe zwiſchen uns erlangt, es nur auf Grund eines tiefſten Fundaments erlangt werden kann, das dann ein für allemal gegen jede ſpätere Erſchütterung und gegen jeden ſpätern Einſturz dieſes Einverſtändniſſes ſichert.

„Der Menſch iſt träge, und auch ich zahle in dieſer Hinſicht der allgemeinen menſchlichen Natur einen reichlichen Zoll.

„Über ſozialökonomiſche Dinge zu ſprechen, iſt mühſamer und ſchwieriger als über rein politiſche. Für den Augenblick iſt die Situation eine nur politiſche; für den Augenblick hätte ſich daher zur Not auch mit einem rein politiſchen Einverſtändnis ausreichen laſſen.

„Dies war es, was mich veranlaßte, das Weſentliche der Zukunft vorbehaltend, einſtweilen ein Einverſtändnis zwiſchen uns von rein politiſcher Natur herbeiführen zu wollen und die Durchſprechung der politiſchen Situation in den Vordergrund zu ſtellen.

„Mit Recht können Sie ſich dabei nicht beruhigen. Mit Recht bringen Sie von ſelbſt auf jenen innerſten Quellpunkt hin, von dem

alle politiſchen Fragen eben nur Konſequenzen und Ausflüſſe ſind — auf die ſoziale Frage, das ſoziale Programm.

„Mich kann das nur freuen! Iſt es doch eine Beſtätigung mehr, daß jeder tiefere Geiſt eben ſich von ſelbſt zu dem ſozialen Prinzip hintreiben muß und nur hier ſeine wirkliche Befriedigung, ſeine religiöſe Einheit und Erfüllung finden kann, eine Befriedigung, die dann aber auch eine unangreifbar dauernde bleibt, jeder Ungewißheit, jeden Schwankens, jeder Tagesverzerrung ſpottet! Für einen Sozialiſten, wie ich bin, kann alſo die Wahrnehmung, die ich an Ihnen mache, nur eine ſympathiſche ſein. Sie wirkt und kann nur wirken als eine Beſtätigung, daß ich im Wahren bin, und daß jeder Ernſterdenkende ſich mit unvermeidlicher Notwendigkeit von ſelbſt zu der Quelle hindrängt, an der allein auch ich Klarheit und Löſung, Beruhigung und Gewißheit getrunken habe!

„Noch mehr: Wer wie Sie die Erkenntnis hat, daß alles in der politiſchen Welt von der Diskuſſion des ſozialen Programms abhänge, und nur von hier aus ſich alles Weitere ergeben könne der iſt ſchon an ſich ein Sozialiſt, der ſteht ſchon von Haus aus mit mir auf demſelben Boden, und nur noch wiſſenſchaftlich-kritiſche Fragen werden mit ihm zu diskutieren ſein.

„Nur mit den bornierten Politikern, die in der bloßen Änderung der politiſchen Form etwas Selbſtändiges und Erſchöpfendes ſehen, iſt keine Verſtändigung möglich.

„Ich bitte Sie auch, zu bemerken, daß ich ſchon das letzte mal nicht mit dieſem meinem Glaubensbekenntnis zurückgehalten habe, ſondern nur vermieden habe — und noch vermeiden mußte — in die detaillierte Entwicklung ſeines Inhalts einzugehn.

„Ich ſagte Ihnen aber bereits das letzte mal: »Ich bin Sozialiſt« und »Ich halte den ſozialen Kampf für denjenigen, der allein in Wahrheit allen Kämpfen unſrer Zeit zu Grunde liegt und dieſe nur aus ſich herausſetzt.«

„Auf eine nähere Beſprechung des ſozialen Problems konnte ich aber das letzte mal nicht eingehn, denn es war ſieben Uhr durch, als unſer Geſpräch da anlangte, und um acht Uhr war ſchon Ihre Zeit abgelaufen, meine Kraft auch ſchon ziemlich angegriffen.

„Ich ſagte Ihnen daher ſchon das letzte mal, daß ich bereit

wäre, hierauf einzugehn, dies aber einer beſondern Unterredung vorbehalten müßte.

„Nur um ſchon vorläufig und ohne jede tiefere ökonomiſche Verſtändigung zu zeigen, daß auch in Bezug auf den Beſitz etwas geſchehen könne, warf ich jene Maßregeln hin, die Sie mit Recht »juriſtiſche« nennen. Aber Sie würden mir nicht nur ein Unrecht der Vorausſetzung, ſondern ein poſitives Unrecht des Gedächtniſſes thun, wenn Sie annehmen wollten, daß jene Kleinigkeiten mein eigentliches ſoziales Programm bilden! Ich betonte ja vielmehr ausdrücklich ſelbſt zu Ihnen: »und das ſind alles Maßregeln, die man noch rein vom juriſtiſchen Boden und ohne ſich noch auf ſoziale Baſis zu ſtellen, ergreifen kann.« Ich hob ausdrücklich hervor, daß dieſe nur Kleinigkeiten und avantcoureurs eines ſozialen Programms ſeien, das zu entwickeln mir im Momente die Zeit fehle und daher einer zweiten Unterredung überlaſſen bleiben müſſe.

„Dieſe Unterredung iſt es alſo, die ich jetzt von Ihnen fordern muß.

„Wenn wir ſie gehabt haben, werden Sie ſehen, daß es an dem Dio nicht fehlt! Mit dieſem myſtiſchen Worte Mazzinis iſt doch eben nur dasſelbe gemeint, was ich in andrer Ausdrucksweiſe ſeit je als die unerläßliche Bedingung eines neuen Weltprinzips, eines neuen Evangeliums betrachtet habe, nämlich daß es die Kraft habe,

1. eine neue Sozietät aus ſich heraus zu ſchaffen,
2. die politiſche Form als ſeine formelle Konſequenz zu ziehen,
3. die Grundlage einer neuen Ethik zu bilden.

„Jeder Gedanke, der nur Nr. 2 beſorgen könnte, jeder Gedanke, der insbeſondre nicht ein neues ethiſches Prinzip in ſich enthält, hat mir immer geſchienen ebenſo wenig philoſophiſch wie revolutionär zu ſein. Beide Benennungen laufen in der That auf dasſelbe hinaus und bedeuten innerlich dasſelbe, beide verlangen einen Gedanken, der die Kraft hat, ſich zum Syſtem oder zur Univerſalität eines Weltzuſtandes zu entfalten.

„Dieſes »Ethiſche« iſt es aber doch, was Sie mit dem Dio meinen. Der ethiſche Grundgedanke jenes Weltzuſtandes bildet ſeine Religion. Darum kann nur ein Prinzip, das zugleich ein ſittliches iſt, ſich zu einem neuen Weltzuſtande entfalten, zu einer Univerſalität in Wirklichkeit wie Wiſſenſchaft.

„Heute würden die montagnards von 1793, wenn ſie heute aus dem Grabe aufſtänden, und für heute eben nur in ihrer Einbildung Revolutionäre ſein.

„Der humane Gedanke aber hat im höchſten Grade die Kraft, ſich zu ſolcher Totalität zu entwickeln!

„Unſre nächſte Unterredung würde erleichtert werden, wenn Sie die Güte hätten, bis dahin den von Ihnen bereits angefangnen § 7 meines Werkes (1. T.) und eine gewiſſe Monſtreanmerkung darin mit Aufmerkſamkeit zu Ende zu leſen.

(„Beiläufig würde es auch vielleicht Rodbertus nicht unintereſſant ſein, auf dieſelbe aufmerkſam gemacht zu werden)

„Nach dieſen Vorausſetzungen bitte ich Sie, mir nun einen Tag der nächſten Woche — je früher in derſelben, deſto lieber iſt es mir — beſtimmen zu wollen, an dem Sie wieder um drei Uhr bei mir eſſen und mir Ihre Zeit bis acht Uhr — wenn länger, um ſo angenehmer für mich — zur Dispoſition zu ſtellen.

„Daß wir uns verſtändigen werden, dafür bürgt mir ſchon Ihr überaus glücklicher Ausdruck von den »chemiſchen Eigenſchaften des Beſitzes«. Allerdings, um dieſe handelt es ſich, und es ſcheint mir ſchwer, nicht mit jemand eins werden zu ſollen, der dieſen Ausdruck anwendet.

„Würden wir ſelbſt nicht einig, ſo würde doch dadurch, ich glaube faſt deſſen ſicher zu ſein, die nachwirkende Grundlage für eine Übereinſtimmung in der Zukunft gelegt! Und jedenfalls wird, hoffe ich, jeder von uns nur gewinnen können, wenn er den andern ganz kennen lernt

„Indem ich Sie alſo bitte, mir den Dinertag, damit ich denſelben von anderweitiger Störung frei erhalte, anzeigen zu wollen,

freundſchaftlichſt Ihr

F Laſſalle."

Viertes Stück des Konvoluts. (Von Bucher geſchrieben.) „Abſchrift. An die Frau Gräfin Hatzfeldt Hochgeboren.

Berlin, 2 Juni 1865.

Gnädige Frau!

Nachdem ich Sie am Montag abend geſehen hatte, kam am folgenden Tage der Aſſeſſor Friedländer zu mir mit den Vorſchlägen

der Frau Laſſalle. Ich nahm eine Bedenkzeit und kam zu dem Entſchluſſe, darauf einzugehn. So annehmbar die Vorſchläge, juriſtiſch betrachtet, im Intereſſe aller Legatare ſind, ſo würde ich mich aus Rückſicht auf Ihr Gefühl*) nicht überwunden haben, darauf einzugehn, wenn Sie mir nicht am Montag als Reſumee ihrer Mitteilungen geſagt hätten:

»Wir ſtehen auf verſchiednem Boden, ich ſtehe auf dem Boden des Sentiments, nennen Sie es des Wahnſinns!«

„Ohne dieſen Worten eine outrierende Deutung zu geben, fühlte ich, ſobald ſie gefallen waren, daß ſie entſcheidend werden mußten, und der Eindruck war der Grund, weshalb ich es unterließ, die Friedlandſchen [wohl Friedländerſchen] Briefe zu leſen, die Sie — im Beweis von Vertrauen — zum Durchleſen mir hingereicht hatten. In der Nacht machte ich es mir klar, daß ein Auseinandergehn unausbleiblich; am zweitfolgenden Tage erhielt ich den Beweis, daß Sie, gnädige Frau, während der fünf Wochen ſeit Ihrer Rückkehr von Breslau mit mir gebrochen hatten. Es bekümmert mich, von der nächſten Freundin des verſtorbnen Freundes zu ſcheiden, an der zu halten mein Vorſatz und mein Wunſch geweſen war; ich weiß, daß Sie zwiſchen Freund und Feind kein Mittel kennen; und ich bin unparteiiſch genug, auch jetzt zu Ihnen zu wiederholen, was ich ſeit dem vorigen Herbſte häufig über Sie geſagt habe: ein jeder Mann müſſe ſich eine Freundin wünſchen, wie Laſſalle gehabt. Aber ich weiß, daß nichts, was ich ſage und noch ſagen könnte, Sie umſtimmen wird, ich begnüge mich daher, Sie zu erinnern, daß es ſich nicht mehr um die Willensfortſetzung des Erblaſſers (ſein eignes Wort, wie Sie wiſſen), ſondern um Ihren Willen handelt. Gewiß haben Sie die Überzeugung, daß die beiden Willen identiſch ſind; mir aber bleibt in dieſem nach dem Tode entſtandnen, von dem Teſtator nicht vorhergeſehenen Konflikt kein andrer Maßſtab als der: wie ich meinen letzten Willen ausgeführt, meine eigne Mutter behandelt zu ſehen wünſchen würde.

(gez.) Bucher."

---

*) Sie hatte zu Bucher geäußert, daß ſie keinen Vergleich, ſondern ihr Recht wolle.

Am 12. November beſuchte ich Bucher und erhielt von ihm wieder ein Paket Geſchriebnes und Zeitungsausſchnitte, das eingeſiegelt und an mich adreſſiert auf ſeinem Schreibtiſche bereit lag. Es befanden ſich darin ein Bleiſtiftbillet, eine mit Tinte geſchriebne Ergänzung ſeiner frühern Darſtellung der Preßhetzen vom 8. November (ſ oben) und zwei gedruckte Zeitungsartikel.

1. Bleiſtiftbillet: „Bitte, ſtreichen Sie die Schlußworte meines langen Schreibens an Sie und fügen ſtatt desſelben das beiliegende Manuſkript ein. So iſt das Thema abgemacht.

„Die beiden Originalartikel der Süddeutſchen Poſt erbitte ich zurück. Der zweite iſt in der Volkszeitung verſtümmelt.“

2. Ergänzung. „Endlich ein Wort über meine Verbindung mit Marx Ich habe während meines Londoner Aufenthalts von 1850 bis 1861 nie ein Wort mit ihm geſprochen, eine Zeile mit ihm gewechſelt, ihn nie geſehen, ebenſo wenig vor 1850. Nachdem ich etwa ein Jahr in Berlin zugebracht hatte, ging ich im April 1862 wieder nach London, um über die Induſtrieausſtellung für die Nationalzeitung zu ſchreiben. Im Sommer folgte mir Laſſalle dahin, der noch nicht in England geweſen, der Sprache wenig mächtig, daher auf meine Hilfe als Kornak angewieſen war, vom 2 Juli bis 4. Auguſt. Eines Tages ſagte er mir, er wollte gern Marx mit Frau und Kindern, die noch ſo gut wie nichts von der Umgegend Londons geſehen hätten, zu einer Landpartie einladen, ich möchte eine ſolche arrangieren. Ich ſträubte mich gegen die Begegnung mit Marx, gab aber endlich nach aus Gefälligkeit gegen Laſſalle, der ſelbſt die Sache nicht machen konnte. Wir fuhren nach Windſor, ſahen das Schloß, dann durch den Park nach Virginia Waters, wo wir den Abend im Grünen zubrachten. Von Politik war keine Rede; Marx zeigte ſich nur als Familienvater, und als ich viele Jahre ſpäter las, daß ſeine jüngſte Tochter ſich an einen Kommunard verheiratet habe, erinnerte ich mich, daß dieſelbe, damals ein vierjähriges Kind, ſich vor Vergnügen im Graſe wälzte und der Vater meinte, ſie ſei von der fremden Waldluft betrunken. Einige Zeit nachher ging ich einmal zu ihm, um aus ſeiner Schrift gegen Karl Vogt eine Notiz zu entnehmen, deren ich bedurfte. Er war nicht zu Hauſe, ſeine Frau ſuchte das Buch heraus, und ich kopierte die betreffende Stelle. Dies iſt mein perſönlicher Verkehr.

„Im Jahre 1865 fragte Zitelmann, Redakteur des Staatsanzeigers, mich, ob ich jemand wüßte, der von Zeit zu Zeit gute Berichte über den Londoner Geldmarkt liefern könnte. Dieſes Thema kann mit manchesterlich-fortſchrittlicher Färbung, wie gewöhnlich, aber auch in einem andern Sinne behandelt werden, der deshalb noch nicht der kommuniſtiſche zu ſein braucht. Ich ſchrieb an Marx, ob er eine ſolche Korreſpondenz übernehmen wolle; es werde darin auf die »Wahrheit« ankommen; von ſeinem Syſtem, wie er behauptet hat, ſteht nicht eine Silbe in meinem Briefe. Er antwortete, er ſchreibe nicht für ein reaktionäres Blatt. Das war blagus, ich wußte von dem Bankier Gerſtenberg, daß Marx für ein »Bourgeoisblatt« in Wien geſchrieben hatte, und Bernhard Becker hat ihm vor einigen Jahren eine ähnliche Verbindung nachgewieſen. Marx ſcheint meinen Brief oder ein Stück daraus irgendwo veröffentlicht zu haben; denn ich habe in der Süddeutſchen Poſt vom 13. v. M. geleſen, ich hätte während der Konfliktszeit an ihn geſchrieben: »Der Fortſchritt muß ſich noch oft häuten, ehe er ſtirbt.« Das iſt wohl möglich, und ich unterſchreibe den Satz heute erſt recht.

„Auch dieſe Preßhetze hatte, ſoweit ſie mich allein anging, einen komiſchen Charakter. Die Moſtſche Freiheit denunzierte mich erſt als einen Abtrünnigen, in Übereinſtimmung mit dem Loſungswort der Gräfin Hatzfeldt, »ich hätte mich nicht bewährt,« und berichtigte ſich nachher dahin, ſie habe an mir einen einflußreichen Verbündeten. Auch in den Bruchſtücken, die fortſchrittliche und manchesterliche Blätter aus den ſozialiſtiſchen abſchrieben, ſpielten dieſe beiden Vorſtellungen ganz vergnügt durcheinander.

„Und damit genug für heute. Der Ihrige

Bucher.“

3. Die beiden Ausſchnitte. a) „Süddeutſche Poſt (Redakteur Max Kegel, Verleger Viereck) 25. Oktober 1882“ (So weit von Bucher geſchrieben, dann das Gedruckte wie folgt:) „Korreſpondenzen.

?! Aus Berlin, 23. Oktober wird uns geſchrieben: Der neuernannte Staatsſekretär des Auswärtigen, Graf Hatzfeldt, iſt geſtern hier eingetroffen, um ſeine Funktionen anzutreten. Die Blätter haben nicht verfehlt, mehr oder weniger deutlich darauf hinzuweiſen, daß Graf Hatzfeldt ſozuſagen mit der deutſchen

Sozialdemokratie verſchwägert iſt, indem er als der Sohn der genugſam bekannten verſtorbnen Freundin Laſſalles von Kindesbeinen an Gelegenheit hatte, das Gift des gefährlichen Umgangs mit dem »Gutsnachbar« zu genießen. Ein pikanter Nebenumſtand, den ich aus einer durchaus glaubwürdigen Quelle erhalte, wäre indeſſen noch hinzuzufügen. Im Sommer 1878 hat die Frau Gräfin Hatzfeldt durch dieſen ihren Sohn die Korreſpondenz Lothar Buchers an Laſſalle — deren Veröffentlichung in der ſpäter verbotnen Berliner Freien Preſſe damals Senſation machte — an diejenigen Perſonen übermitteln laſſen, die alsdann für dieſe Veröffentlichung ſelbſt Sorge trugen. Die bezüglichen Verhandlungen fanden hier im Hotel de Magdebourg ſtatt. Wen das Nähere intereſſiert, wird leicht durch eine Nachfrage, wer in der zweiten Juliwoche des Jahres 1878 dorten logierte, ſich unterrichten können. Frau Gräfin Hatzfeldt iſt damals eigens, um die Bucherſchen Briefe ſicher hierher zu befördern, von Hedderneim nach Berlin gekommen Sie ließ auch den ſozialiſtiſchen Unterhändlern andeuten, daß die Veröffentlichung der Briefe nicht ſowohl im Intereſſe der Partei liege, als auch von einer noch höher ſtehenden Dame,*) die mit dem Reichskanzler damals ſtark brouilliert war, beſonders gewünſcht würde Wie man ſich erinnert, haben die Enthüllungen über Bucher, die damals erfolgten, in der That nicht wenig dazu beigetragen, den ſchlimmſten Sturm, der damals gegen die Sozialiſten wütete, weſentlich abzuſchwächen. Ob Graf Hatzfeldt jetzt im amtlichen Verkehr mit ſeinem Freunde, der Exzellenz Bucher, gut auskommen wird, dürfte ſich ja bald herausſtellen. Vielleicht daß bei Herrn Geheimrat Bucher bald wieder eine »Verſchlimmerung« des Geſundheitszuſtandes eintritt."

b) „Süddeutſche Poſt 29. Oktober 1882" (von Bucher geſchrieben, dann das Gedruckte:) „Korreſpondenzen.

?' Berlin, 26. Oktober. Meine Mitteilungen über die Verhandlungen zwiſchen der Gräflich Hatzfeldtſchen Familie einer- und Vertretern der hieſigen Sozialdemokratie andrerſeits ſind von der hieſigen Preſſe mit großer Reſerve aufgenommen worden. Der Kurier hält ſogar einzelnes für direkt unwahr, denn es könne

*) Randbemerkung Buchers: „Hatte ſie vielleicht Regentin werden wollen?"

Graf Hatzfeldt, der damals ſchon preußiſcher Diplomat geweſen, unmöglich »mit den Sozialdemokraten, den erbitterten Gegnern ſeines Chefs, eine Verbindung angeknüpft haben.« Nun ſtünde zwar dieſer Fall keineswegs ohne Beiſpiel da — denn dem Herrn Geheimrat Bucher wurde juſt zu der Zeit, um die es ſich hier handelt, in der Berliner Freien Preſſe unter Zifferangabe der Nachweis geliefert, daß derſelbe bis in die Mitte der ſechziger Jahre, alſo noch als ſehr hochſtehender preußiſcher Staatsbeamter, an das Hauptorgan der Internationalen Arbeiteraſſoziation in Genf Geldbeiträge abgeliefert hatte —, allein ich habe bezüglich des Herrn Staatsſekretärs eine ſolche »Verbindung« auch gar nicht behauptet. Um keinen Zweifel zu laſſen, will ich Ihnen den ganzen Sachverhalt unter Angabe meiner Gewährsleute erſchöpfend ſchildern.

„Im Juni 1878, unmittelbar nach Zuſammentritt der Berliner Konferenz, war ein Brief von Karl Marx an die Frankfurter Zeitung erſchienen, in dem derſelbe Lothar Bucher, der als Protokollführer fungierte, wegen ſeiner Beziehungen zur Sozialdemokratie angriff. Da Herr Bucher leugnete, veröffentlichte die Berliner Freie Preſſe unter der Überſchrift: Exzellenz Bucher als Sozialdemokrat eine Artikelſerie, die dieſe Beziehungen in der allerdetailliertеſten Weiſe zu ſchildern unternahm. Es waren kaum einige dieſer Artikel erſchienen, als gegen Ende der erſten, bezw. Anfang der zweiten Juliwoche auf dem Redaktionsbüreau der Berliner Freien Preſſe ein ſehr fein equipierter Diener erſchien und ein von der Frau Gräfin Hatzfeldt unterzeichnetes Billet an die Redaktion überbrachte, das die Aufforderung enthielt, zu einer beſtimmten Stunde eine Vertrauensperſon in das Hotel de Magdebourg zu entſenden. Dieſer Einladung Folge leiſtend, begab ſich der damalige Redakteur, Herr Leopold Schapira, in das Hotel und fand dort in einem Salon folgende Perſonen vereinigt: die Frau Gräfin, ihren Sohn Paul und einen preußiſchen General in Uniform, ſoviel ich weiß, ebenfalls einen Blutsverwandten der Frau Gräfin und noch heutigen Tags im Dienſte befindlich. Die Frau Gräfin hatte nun mit Herrn S. eine längere Konverſation, die ganz oder wenigſtens teilweiſe in Gegenwart der beiden genannten Herren geführt wurde. Der Inhalt dieſes Geſprächs bezog ſich, der Schapiraſchen Ausſage zufolge, auf folgende Punkte:

„1. ſollte dem Geheimrat Bucher dadurch, daß man ihn durch Veröffentlichung ſeiner Korreſpondenz an Laſſalle, die die Frau Gräfin in Händen hatte, kompromittierte, ein, wie letzterer meinte, vernichtender Schlag beigebracht werden. Der Sturz Buchers, den die Frau Gräfin wegen der bekannten Vorgänge nach dem Tode Laſſalles unverſöhnlich haßte, ſollte aber gleichzeitig

„2. dem Fürſten Bismarck verhängnisvoll werden, der ſich damals, wie man ſich erinnert, mit den »Unterröcken« in einer nichts weniger als harmloſen Fehde befand. Ich betonte ſchon, daß hierbei einer ſehr hochſtehenden Dame ausdrücklich Erwähnung geſchah, von der die Frau Gräfin anführte, daß ſie die ſchleunigſte Entfernung des Reichskanzlers von ſeiner allmächtigen Stellung für ein vitales Intereſſe Deutſchlands reſp. Preußens erachte.

„3. Endlich war von den Bedingungen die Rede, unter denen die Sozialdemokratie ihre oppoſitionelle Haltung verändern und unter der Ägide des »Staatsſozialismus« zunächſt wenigſtens in eine neutrale Poſition zur Regierung treten könne. Die Frau Gräfin bemerkte, daß, da der Reichskanzler in ſechzehn Jahren noch keine Zeit gefunden, für die Arbeiter etwas zu thun, auch in der Folge von ihm nichts zu erwarten ſei. Bucher habe ſich auch in dieſer Hinſicht nicht bewährt. Es fehle indeſſen keineswegs an hochgeſtellten und einflußreichen Perſonen, die von der Dringlichkeit und Notwendigkeit der eingreifendſten ſozialen Reformen völlig durchdrungen ſeien.

„Herr Schapira hatte nach dieſer erſten noch mehrere weitere Unterredungen mit der Frau Gräfin, ſodaß ſpäter ſogar das Gerücht auftauchte und durch die Preſſe ging, er ſei an Stelle des verſtorbnen Fritz Mende als ihr Privatſekretär nach Heddernheim gegangen. Jedenfalls bekam er damals auch die Originale der Buchерſchen Briefe zur Kopierung und weitern Verwendung ausgehändigt. Ich kann nur wiederholen, daß Schapira erzählte, ihm wären dieſe Briefe (ich glaube, da die Frau Gräfin gerade verhindert oder unpäßlich war) durch den Grafen Paul ausgehändigt worden. Dieſer Umſtand erſcheint mir aber ein ſehr nebenſächlicher. In der Hauptſache ſelbſt wird man ja die direkte Beſtätigung meiner ſämtlichen Mitteilungen durch den Augenzeugen Herrn Schapira, der, ſoviel ich weiß, an einem Peſter Journal beſchäftigt iſt oder

es bis vor kurzem war und erſt dieſen Sommer dem Abgeordneten Ludwig Löwe auf einer Reiſe begegnete, mit geringen Bemühungen ſchon erhalten können. Alle Zweifler möchte ich überhaupt auf dieſen Zeugen verweiſen, der in der Lage iſt, noch über eine Reihe ebenſo wichtiger als pikanter Details zu berichten, über die ich vorläufig keinen Anlaß habe, mich näher auszuſprechen."

Wir unterhielten uns dann über die Sendung, die ich tags vorher von Bucher erhalten hatte Ich berichtigte zunächſt einen Irrtum in ſeinem längern Briefe, wo es (ſiehe oben S. 101) hieß, Thile ſei 1873 abgegangen, während es 1872 war. Er zweifelte, wollte aber nachſehen. Ich fragte nach dem „Reptil," deſſen ſich C. von Bülow zur Preßhetze gegen ihn bedient hätte, und er antwortete: Fuchs Dieſer ſei aus guter Familie in Danzig, habe ſtudiert, ſei flotter Korpsburſch geweſen, dann aber habe ſein Vater ſein Vermögen verloren, und nun ſei er Hauslehrer bei Bleichröder und „Liebhaber von Emma" geworden (der jetzt verſtorbnen Frau Bl.), denn er ſei ein ſtattlicher Menſch, und zugleich habe er den Journaliſten gemacht. Dann ſei er ins Wolffſche Telegraphenbüreau gekommen, das Bleichröder in Gemeinſchaft mit andern beſitzt, und zu dem ihnen die Regierung 100000 Thaler zinslos vorgeſchoſſen hat, die ſie ratenweiſe abzahlen. Hier bekleidet er jetzt eine ſehr einträgliche Stelle. Ich erkundigte mich weiter, welcher Auftrag Bucher vom Kaiſer geworden ſei, wie ich ohne ihn erfahren haben ſolle. Er ſagte: „Wiſſen Sie das wirklich nicht?" Ich erwiderte: „Nun, Sie waren 1870 in Ems bei ihm, und ich mußte in dieſer Zeit auf Ihre Weiſung den Imparcial beſtellen. Sie waren da in Spanien geweſen." Er: „Zweimal. Ich referierte ihm darüber in Ems. Das erſtemal war ich zu Oſtern in Madrid in der Thronfolgerſache. Da habe ich in der Wirtſchaft im Escurial während der Faſten Fleiſch gegeſſen. Das zweitemal war ich gleichzeitig mit Verſen dort, der in Südamerika gereiſt war und Spaniſch konnte. Er ſollte ſich nach dem Wunſche des Kronprinzen nach dem Zuſtande der ſpaniſchen Armee erkundigen, und ſie haben ihm auch mit einer Revue über ein paar Madrider Regimenter aufgewartet. Später hat er davon beim Weine erzählt und dick gethan." Ich fragte: „Und was war Ihr Auftrag vom Kaiſer?" Er: „Es iſt doch beſſer, wenn Sie das nicht wiſſen." Ich fragte nach der

Bedeutung des durchſtrichnen und wiederhergeſtellten Paſſus der Darſtellung für den Chef, und aus ſeiner Darſtellung ging hervor, daß Laſſalle anfangs allerdings der bienfaiteur der Hatzfeldt geweſen, dann aber wars mehr ein geiſtiges Verhältnis, er hatte andre Liaiſons. Im weitern Verlaufe des Geſprächs ſagte Bucher, Bismarck habe urſprünglich die ſozialdemokratiſche Bewegung leicht genommen und ihr erſt nach den Attentaten auf den Kaiſer ernſte Beachtung geſchenkt und poſitive Maßregeln gegen ſie bedacht. Mit Bebel und Liebknecht habe er nicht verhandeln können, um ſich über die Wünſche der Leute und etwaige Verſtändigung zu vergewiſſern. Da werde er durch Paul die Sophie Hatzfeldt ſondiert haben, die aber werde dazu nicht die Hand geboten haben, da ſie gemeint habe, der Chef werde wie bisher doch nichts ordentliches für die Arbeiter thun, auch habe wohl ihr Haß gegen ihn, Bucher, mitgewirkt.

Ich fragte nach der Geſchichte mit Macdonald, die er mir früher hätte mitteilen wollen. Er erzählte, Macdonald habe ſich auf einer rheiniſchen Bahn an Eiſenbahnbeamten, die ihn von einem durch ihn mit Unrecht eingenommnen Platze hätten entfernen wollen, thätlich vergriffen, dann auch gegen die Polizei, und ſo ſei er eingeſteckt worden. Nunmehr habe ſich die engliſche Regierung und Preſſe ſeiner lebhaft angenommen, aber die öffentliche Meinung in Deutſchland ſei darüber ſehr aufgeregt geweſen Das habe Palmerſton nicht gepaßt, und er habe Schleſinger zu einer Soiree einladen und dort durch Lady Palmerſton bewegen laſſen, zu beſchwichtigen, ihm auch ſelbſt zugeredet. Schluß: Jährlich hundert Pfund, ſpäter mehr und Information in der Treaſury. Dieſe iſt beſonders viel wert. Später ſpekulierten Schleſinger und Szarvady (Hirſchel) an der Börſe und verloren Geld. Jener bot der Regierung ſeine Korreſpondenz zum Ankauf an, wobei er ſich durch Bleichröder empfehlen ließ. Die Sache ging durch Keudell, der Bucher fragte, was er meine. B. riet zum Kauf, damit die Korreſpondenz nicht in die Hände Beuſts geriete. Als er ſich aber ſpäter nach der Angelegenheit erkundigte, erfuhr er zu ſeinem Schrecken, daß mit Schleſinger ein Kontrakt abgeſchloſſen worden ſei, wonach 50000 Thaler, Fortdauer der Direktion der Korreſpondenz ſamt 400 Pfund Jahresgehalt nnd noch eine Tantieme bewilligt, auch die 50000 ſofort

(von Bleichröder aus dem Telegraphenverdienſt hergegeben) ausgezahlt worden. Der Kontrakt, von Keudell entworfen, von Bojanowski verfaßt, habe den Chef in die höchſte Wut verſetzt, er habe Bojanowski, von dem er geglaubt, er ſei beſtochen worden, lange gegrollt und noch, als dieſer Generalkonſul in London geworden war, ſeinen Namen geſtrichen, wenn er zu einer höhern Klaſſe des Roten Adlerordens vorgeſchlagen worden ſei. Später habe Schleſinger die Korreſpondenz vernachläſſigt, ſie durch ſeinen unfähigen Sohn ſchreiben laſſen, und ſo ſei ſie zurückgegangen, die Regierung habe ſogar zuſchießen müſſen, und der Chef habe ſie endlich aufgegeben.

Am 14. November nachmittags überbrachte Buchers Bedienter folgende Bleiſtiftzeilen von ſeinem Herrn: „Sie hatten recht, die Dreikaiſerzuſammenkunft war 1872. Ich habe mir auch Balans Perſonalakten geben laſſen und die Daten ſeines Ein- und Austritts feſtgeſtellt. Ich muß danach einiges in meinem Manuſkript ändern. Bitte, ſchicken Sie es mir, das ganze, durch den Überbringer: Sie erhalten es morgen zurück.“ Ich packte das Manuſkript ſogleich ein, fügte die Darſtellung für Bismarck, den Ausſchnitt mit Buchers Epiſtel an Laſſalle und die Briefe von Laſſalle und an die Hatzfeldt hinzu und übergab das Paket dem Boten.

Am 17. November ſchickte Bucher den von ihm zurückverlangten Brief vom 8. wieder. Es war auf Seite 2 die Stelle: „Nachdem der Staatsſekretär von Thile“ bis „anfangs Juni“ geſtrichen, und der Satz nach „komiſchen Charakter gehabt hat“ begann mit „Ende Mai 1874 erſchien ein offiziöſer, augenſcheinlich von Bismarck diktierter Artikel.“ Weiterhin einige nicht bedeutende Änderungen. Dann nach: persona minus grata bis „was in betreff vieler Hofbeamten richtig ſein mag, in betreff aller nicht, der Graf Stillfried, dem ich nicht ſelten auf neutralem geſellſchaftlichen Gebiete begegnete, iſt ſtets freundlich, ſogar zuvorkommend gegen mich geweſen. Der Kaiſer ſelbſt hat den Anträgen auf Beförderung und Orden, die Bismarck meinetwegen ſtellte, nie die geringſte Schwierigkeit gemacht.“ (Die Anſpielung auf die ſpaniſche Sendung war beſeitigt, verklebt.) Auf Seite 7 waren die Worte „ohne Kenntnis fremdländiſcher Geſetzgebung und Praxis“ geſtrichen. Den Schluß des Briefs bildeten jetzt die Zeilen: „Ich habe mich 1878 nicht herbeigelaſſen, dieſe Details zu veröffentlichen, weil es

mir perſönlich gleichgiltig iſt, was die ſozialdemokratiſchen Blätter von mir ſagen, die Germania und die Volkszeitung ihnen nachdrucken, und was diejenigen Leſer von mir denken, die ſich einreden laſſen, daß ich den Internationalen Geld geſchickt hätte. Weil aber dieſer Unſinn neuerdings wieder gegen Bismarck ausgeſpielt wird, ſo kann das Vorſtehende einmal für den Geſchichtſchreiber nützlich ſein."

Ferner war in dem Couvert ein Bleiſtiftbillet: „Jetzt erbitte ich das Stück Manuſkript über Marx noch einmal zurück, um eine Stelle deutlicher zu machen."

Endlich befand ſich darin folgender Brief:

„16. November 1882.

„Meine Altersgenoſſen fallen rechts und links; jetzt iſt auch Kinkel geſtorben und wird ſich wohl verbrennen laſſen. Es würde mich nicht überraſchen, wenn ſeine Memoiren, Nekrologe oder Biographien Anlaß gäben, mir etwas am Zeuge zu flicken (Bucher hat »pflücken« geſchrieben). Obwohl ich in London in freundlichem, wenn auch weitläufigem Verkehr mit ihm geſtanden hatte, hat er 1869 von Zürich aus mich angefallen. Der Franzoſe Henry Martin hatte, wohl auf Veranlaſſung und mit Hilfe des Grafen Plater, ein Plaidoyer für die Wiederherſtellung Polens geſchrieben: La Russie et l'Europe. Kinkel überſetzte das Buch, korrigierte in ſeiner Vorrede dem Fürſten Bismarck das Konzept ſeiner auswärtigen Politik und bedenkt mich in der Vorrede mit den Liebenswürdigkeiten:

»Als man hörte, daß von der preußiſchen Regierung Herr Lothar Bucher zum Kommiſſarius für die Grenzregulierung in Schleswig ernannt ſei, wußte man auch, daß aus den Unterhandlungen nichts werden ſollte noch konnte Schwerfällig, untraitabel, eigenſinnig dabei offner Verächter des Nationalitätsprinzips und wider Polen ein ſo herausfordernder Chauvin, als nur ein Chauvin in Frankreich gegen Deutſchland gefunden wird, war für eine internationale Unterhandlung Bucher gerade der ſchlimmſte Mann, der ſich ausſuchen ließ. – Ein Königreich um einen andern Kommiſſarius als Herrn Bucher!«

„Die Injurie, die Kinkel mir damit anthun wollte, konnte ich allerdings in ſeinen Worten nicht finden. Die Doktrin des ſogenannten

Nationalitätsprinzips iſt eine Erfindung von Mazzini, ein Plagiat, das Louis Napoleon, der alte Carbonaro, von ihm entnommen hat. Beide benutzten es als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke und ſchützten ſich gegen eine ihnen unbequeme Anwendung desſelben durch ein andres ſogenanntes Prinzip, das der natürlichen Grenzen. Ich hatte lange vorher, ehe ich ins Amt gekommen, die Anwendung gegen Deutſchland bekämpft, war deswegen großdeutſch geweſen und habe es noch erlebt, daß das, was ich gewünſcht hatte, erreicht iſt, allerdings nicht auf dem geraden Wege, der, wie Leſſing ſagt, nicht immer der kürzeſte iſt, ſondern auf dem richtigen. Kinkel ſpricht die Vokabel dem Italiener und dem Franzoſen nach und will ihr zu Ehren Riemen aus unſerm Felle ſchneiden.

„Ich erhielt Kenntnis von ſeinem Angriff, weil er es für gut befunden hatte, ein Exemplar ſeiner Überſetzung an Bismarck nach Varzin zu ſchicken mit einem belehrenden Briefe. Der Chef, der das franzöſiſche Werk ſchon kannte, gab mir lächelnd die Vorrede der Überſetzung zu leſen, auch die ſehr höfliche Antwort, mit der er Kinkel beehrte. Sie führte ihn und Martin ad absurdum, ſoweit das auf zwei oder drei Briefſeiten geſchehen konnte, und war, wie ich glaube, darauf berechnet, daß Kinkel aus Eitelkeit den Brief zeigen und ſo den Inhalt zur Kenntnis andrer, mehr einſichtiger Leute bringen werde.

„Wie wenig ich mich des Anfalls zu verſehen hatte, beweiſt Kinkels Brief an mich vom 24. November 1858, den ich in Abſchrift beilege. Das Original hatte ich dem Geheimrat Roland für die Autographenſammlung ſeiner Frau gegeben; von der Hand der letztern iſt die Abſchrift, die ich kollationiert habe.

„Folgendes war die Veranlaſſung zu dem Briefe. Kinkel kommt aus der Schule nach Hauſe und findet ſeine Frau, die ſeit mehreren Tagen bettlägerig geweſen, tot in der area, dem mit Flieſen gepflaſterten vertieften Vorhof engliſcher Häuſer, wohin ſie durch das offenſtehende Fenſter des zwei Treppen hoch gelegnen Schlafzimmers geſtürzt ſein mußte. Die Nachbarn laufen zuſammen, darunter Klapka. Vor ihnen behandelt Kinkel es als ausgemacht, daß ſeine Frau den Tod (Bucher ſchreibt Todt) geſucht habe, ſagt u. a.: »Daß dieſes logiſchſte aller Weiber dieſen unlogiſchen Tod geſtorben iſt!« Klapka geht nach der City, begegnet dem

Herausgeber der deutſchen Londoner Korreſpondenz, Max Schleſinger, der gerade noch Raum und Zeit findet, die Nachricht von dem Selbſtmorde Johanna Kinkels in ſein Manuſkript aufzunehmen. Nach zwei Tagen ſteht die Nachricht in allen deutſchen Zeitungen.

„Im Laufe des Abends hatten andre Freunde Kinkel vorgeſtellt, daß der Tod doch zufällig erfolgt ſein könne, und daß er es jedenfalls ſeinen Kindern ſchuldig ſei, dieſe Erklärung feſtzuhalten, wenn er auch pſychologiſche Gründe für die andre haben möge. Alles dies erfuhr ich am folgenden Tage und zugleich, daß der Coroner, Totenbeſchauer, mit ſeiner Jury kommen werde, da der Tod nicht vor Zeugen erfolgt war. Ich begab mich unaufgefordert zu der Verhandlung, in der bekundet wurde, daß Frau Kinkel an Aſthma gelitten, ſich zuweilen plötzlich aus Geſellſchaften oder Konzerten habe an die friſche Luft führen laſſen, in der ferner durch den Augenſchein feſtgeſtellt wurde, daß die Fenſterbrüſtung ungewöhnlich niedrig war. Die Jury nahm an, daß die Verſtorbne in dem Bedürfnis nach Luft ſich haſtig zum Fenſter hinausgelehnt und das Gleichgewicht verloren habe; das Verdikt lautete auf zufälligen Tod. Ich ſchickte einen ausführlichen Bericht an die Nationalzeitung, durch den die voreilige Meldung neutraliſiert wurde.

„Der erſte Dank dafür war der Brief von 1858, der zweite die Vorrede von 1869.

Der Ihrige
Bucher.“

Der beiliegende Brief Kinkels lautet:

6. Eastbourne Terrace
Nov. 24. 1858.

„Lieber Bucher!

Sie haben ſich mir in dieſer großen Kriſe meines Lebens als ein treuer, klarer und feſter Freund erwieſen, und Ihre Thätigkeit in der deutſchen Preſſe, von der ich in dieſem Falle unterrichtet bin, wird weſentlich mitwirken, das Andenken meiner edeln Frau für ihre Kinder rein und ſchön zu erhalten. Können Sie ſich einen Abend losmachen und ſich entſchließen, Ihre Zelle einmal zu verlaſſen? Wollen Sie Freitag um fünfeinhalb Uhr mit mir und den

Kindern zu Mittag eſſen, hernach haben wir ein Geſpräch und rauchen eine Cigarre zuſammen. Herzlich

Ihr

G. Kinkel.

Kann es ſein, ſo antworten Sie mir mit zwei Zeilen."

Dreißigſtes Kapitel

Aus den Jahren 1882 (Fortſetzung), 1883 und 1884

19. Dezember. Von Bucher heute folgenden Brief erhalten: „Ein ſcheußlicher Huſten hat mich ſeit vierzehn Tagen um alle Nachtruhe gebracht, ſeit geſtern geht es etwas beſſer. Da Sie wenig Zeitungen ſehen, ſchicke ich Ihnen zwei Ausſchnitte zur Zeit- und Sittengeſchichte:

„1. N. A. Z. vom 15. d. M. (das Folgende gedruckt): »Herr Juſtizrat Primker begiebt ſich nach Konſtantinopel zurück, um an den Arbeiten des Rates der türkiſchen Staatsſchulden-Verwaltung über die Einführung der Regie und die Unifizierung der türkiſchen Staatsſchuld teilzunehmen Die von verſchiednen Korreſpondenzen gebrachten Nachrichten von dem Scheitern oder Gelingen einer anderweitigen finanziellen Miſſion des Herrn Juſtizrat Primker ſind ſämtlich unrichtig. Inwieweit die Studien, die Herr Juſtizrat Primker im Orient über die dortigen kommerziellen und Verkehrsverhältniſſe gemacht hat, im Intereſſe des deutſchen Kapitals Verwertung finden werden, bleibt der Zukunft vorbehalten.« [Nun wieder Buchers Brief] Unzweifelhaft von Bleichröder verfaßt und beſtimmt, als eine Art von amtlichem Kreditiv für ſeinen Agenten zu dienen. Sie kennen die Verhältniſſe der Zeitung genügend, um zu wiſſen, daß ſie den Artikel nicht aufgenommen haben würde, wenn nicht jemand im Auswärtigen Amte die Hand dazu geliehen hätte.“

2. Deutſches Tageblatt vom 19. d. M. [Das Folgende wieder gedruckt] „Mit Vergnügen nehmen wir von einer beiläufigen Notiz der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung Kenntnis, wonach Juſtizrat Primker, einer der Agenten des Bankhauſes Bleichröder für internationale Transaktionen, bei ſeiner Thätigkeit in Konſtantinopel eine anderweite finanzielle Miſſion daſelbſt, als die Vertretung Bleichröders, nicht beſeſſen hat und nicht beſitzt. Wir freuen uns über die Aufklärung der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung, weil

Juſtizrat Primker in Konſtantinopel, wie einer unſrer wohlinformierten Wiener Korreſpondenten gezeigt hat, ſich den Anſchein zu geben wußte, als wäre er Hilfsarbeiter und Aſſiſtent der deutſchen Botſchaft, als ſtünde hinter ihm und ſeinen Beſtrebungen die deutſche Reichsregierung mit ihrem beſondern Wohlwollen und ihrem ganzen Einfluſſe, was wir bedauern mußten, da die Beſtrebungen Primkers im Intereſſe Bleichröders mit denen des berufnen Barons Hirſch[1] und nicht mit dem allgemeinen Intereſſe des Deutſchen Reiches und Volkes am Bosporus zuſammenfallen. Angeblich geht Herr Primker neuerdings wiederum nach Konſtantinopel, um an den Arbeiten des Rates der türkiſchen Staatsſchuldenverwaltung über die Einführung der Tabakregie und Unifizierung der türkiſchen Staatsſchuld teilzunehmen. Bekanntlich nimmt dieſe Körperſchaft die Intereſſen der europäiſchen Gläubiger der Türkei wahr und beaufſichtigt zu dieſem Zwecke die türkiſche Staatsſchuldenverwaltung. Aber Schutz finden dort nur die Intereſſen der großen Gläubiger, wie es Herr Primker durch ſein Verhalten bewieſen hat, der alle die Vorteile für Herrn Bleichröder und Genoſſen wahrzunehmen wußte, die berechtigten Forderungen der armen deutſchen Türkenlosbeſitzer aber gänzlich unberückſichtigt ließ, ſodaß dieſelben bei den getroffnen Arrangements geradezu am ſchlechteſten wegkommen. Und doch hätten gerade ſie in erſter Reihe Berückſichtigung verdient, da die Reineinnahmen der türkiſchen Bahnverwaltung gegen vier Millionen Franken betragen und zur leidlichen Verzinſung des Papiers genügen. Bekanntlich iſt aber Baron Hirſch noch immer in der Lage, der türkiſchen Verwaltung dieſe Einnahmen vorzuenthalten, und Herr Bleichröder leiſtet ſeinem Geſchäftsfreunde darin Vorſchub, unbekümmert darum, ob dadurch die Intereſſen andrer und ſpeziell der deutſchen Gläubiger verletzt werden. Eine Krähe hackt eben der andern die Augen nicht aus, und wenn wir darin auch nichts ändern können, ſo wollen wir wenigſtens dazu beitragen, daß der Vogel an ſeinen Federn erkannt wird.“ [Nun wieder Buchers Brief:] „Die Verhältniſſe dieſes Blattes kenne ich wieder ſo genau, um zu wiſſen, daß dieſer Artikel von einem Höhern (Bismarck) mindeſtens genehmigt ſein muß.“

---

[1] Des Erbauers der türkiſchen Orientbahnen (bis 1875), deren Aktien als „Türkenlose“ berüchtigt wurden.

20. Dezember. Vorgeſtern hatte ich an den Reichskanzler geſchrieben und ihn gebeten, mir eine Unterredung und, falls etwas in der Preſſe zu beſprechen wäre, Information zu gewähren, und heute mittag halb zwei Uhr kam ein Kanzleidiener und brachte einen mit „Eilt!“ bezeichneten Brief des Hofrats Sachſſe, worin Bismarck mich um „meinen gefälligen Beſuch heute nachmittag vier Uhr bitten“ ließ. Ich ging darauf zur angegebnen Stunde ins Palais, wurde von Theiß zum Fürſten hineingerufen, fand ihn mit weißem Vollbarte hinter ſeinem Schreibtiſche und blieb etwa dreiviertel Stunden bei ihm. Nachdem er mir die Hand gereicht hatte, ſagte er: „Sie kommen wohl mit großen Erwartungen, denken, daß ich Ihnen was zu ſagen habe wegen des Artikels in der Kölniſchen Zeitung? Ich meine den über die ruſſiſchen Rüſtungen.“ — Ich fragte: „Iſt der von hier ausgegangen?“ — Er: „Nein, nicht von mir, aber von den Militärs.“ — Ich: „Und der Inhalt iſt richtig?“ — Er: „Gewiß. Sie bauen viel mehr Eiſenbahnen, als ſie für Handel und Verkehr brauchen, und die Garniſonen in den weſtlichen Städten und Feſtungen ſind faſt auf Kriegsfuß gebracht. Es ſollte mich nicht wundern, wenn es ſchon das nächſte Jahr mit denen einen Krieg gäbe. Die Börſe hat ſichs übrigens ſehr zu Herzen genommen; ich glaube aber, wenn die Kurſe fallen, ſo iſts mehr Beſorgnis vor Frankreich. . . . . Aber — fuhr er fort —, Sie ſind ja indiskret geweſen, in den Grenzboten, die Notiz über unſer Bündnis mit Öſterreich.[1] Das iſt denen dort ſehr unbequem geweſen; denn jetzt kann der ungariſche Landtag kommen und Aufſchluß verlangen.“ — Ich erwiderte: „Ich hielt die Sache für allmählich bekannt geworden, und vor drei oder vier Monaten ſagte mir jemand — ich weiß nicht mehr, wer —, jedermann wiſſe, daß ein förmliches Bündnis und nicht bloß eine Denkſchrift exiſtiere. Vielleicht hatte ers aus Wien. So meinte ich, es könne nichts ſchaden, vielleicht nützen, wenn ichs gelegentlich anbrächte, ganz beiläufig, wie in dem Grenzbotenartikel, und als dann alle Zeitungen darüber leitartikelten, war ich ganz erſtaunt über den Lärm. Ich müßte mich ſehr irren, wenn ich Ähnliches nicht ſchon anderswo geleſen hätte.“ — „Ja — ſagte er —,

[1] S. unten im Anhange. Der Wortlaut des Vertrags wurde erſt am 3. Februar 1888 veröffentlicht.

es war aber ein Staatsgeheimnis, und wenn Sie ſich beſännen, wer Ihnen das geſagt hat, ſo könnten wohl Recherchen angeſtellt werden. Es iſt ſehr möglich, daß etwas der Art anderswo ſchon geſagt worden iſt, und wenn Ihre Zeilen in einem andern Blatte geſtanden hätten, ſo würde vielleicht kein Hahn darüber gekräht haben. Aber Sie haben den Grenzboten einen Nimbus gegeben, daß ſie wie der Staatsanzeiger angeſehen werden, und das iſt nicht gut für Sie als Schriftſteller: Sie gelten als hochoffiziös." — Ich: „Das iſt mir gleich, es weckt nur Haß und Neid, und ich habe niemals mit den hieſigen Zeitungsſchreibern verkehrt." — „Na — verſetzte er lächelnd —, Sie könnten dieſen Nimbus zerſtören, wenn Sie einmal was recht Dummes ſchreiben." — Ich: „Und wenn Sie mich dann recht kräftig dementieren ließen." Er: „Aber im Ernſte. Sie könnten den Satz, wo Sie ſich verſchnappt haben, einigermaßen redreſſieren, wenn Sie ſagten, Sie glaubten damit nur Bekanntes wiederholt zu haben; daran ließen ſich verſchiedne nützliche Bemerkungen knüpfen, z. B. wenn das Bündnis nicht in aller Form beſtünde, ſo müßte es ſo gemacht werden, da es von großem Vorteil ſein würde und den Bedürfniſſen zweier friedliebender Mächte entſpräche. Ferner: Wir würden es ſehr bedauern, wenn die Kölniſche Zeitung mit ihrer Behauptung Recht hätte, daß es nur auf fünf Jahre abgeſchloſſen wäre; es ſollte dann auf längere Zeit ausgedehnt werden. Endlich: Die Intereſſen beider Reiche würden es geſtatten, daß ſie ihre guten politiſchen Beziehungen durch nähere wirtſchaftliche Beziehung vertragsmäßig unterſtützten und befeſtigten."

Er kam dann nochmals auf die ruſſiſchen Rüſtungen zu ſprechen und ſagte unter anderm: „Nun ſoll ich helfen Sie mögens aber ſelbſt machen. Ich habe ihnen vor drei Jahren Vorſchläge gemacht, auf die ſie nicht eingegangen ſind. Jetzt mögen ſie ſehen."

Er beſann ſich eine Weile, dann fragte er plötzlich: „Können Sie uns Geld ſchaffen, daß wir den Steuerexekutor los werden? .. Die im Abgeordnetenhauſe wollen nicht dran mit der Lizenzſteuer, auch die Konſervativen nicht, wo jeder immer klüger als der andre und alle klüger als die Regierung ſind. Alles iſt hier uneinig, und die meiſten ſind Dummköpfe. Was nutzt ihr Konſervatismus, wenn ſie uns nicht unterſtützen?.... Eine progreſſive Einkommenſteuer iſt ungerecht und hilft nicht viel; eine gerechte Einkommen-

ſteuer aber wäre gut und nützlich. Die kann man erlangen durch Selbſteinſchätzung, und ſie würde bald den Ausfall der vier Klaſſen decken ... Die obern Klaſſen, 14 000, geben etwa ſieben Millionen Mark, und wenn man die verdoppelte, käme es zur Bedrückung, zu 26 Prozent Steuer.... Der Kapitaliſt iſt entweder Hypothekengläubiger, und wird ſeine Steuer erhöht, ſo hält er ſich an ſeinen Schuldner und verlangt, ſtatt 4, 5 oder 5½ Prozent Zinſen – oder Pfandbriefsinſtitut, dann verlieren die Briefe ſoviel, als die Steuer beträgt oder Induſtriepapiere, da kann die Steuer der Exportfähigkeit der Fabrikate ſchaden oder ſie unmöglich machen ... von inländiſchen Papieren kann der Staat keine Steuer verlangen, und ſo bleiben zur Beſteuerung nur die ausländiſchen Staatspapiere und Eiſenbahnwerte ... den Kapitaliſten fürchtet man nicht, wohl aber den Tabaksmann, den Kneipwirt und den Bierbrauer. Vom Kapitaliſten heißt es:

I prithee take thy fingers from my throat,
For though I am not splenetive and rash,
Yet have I in me something dangerous
Which let thy wisdom fear!

„Wenn die Konſervativen mit der Regierung einig wären, ſo ſtünde alles gut. So aber — wir werden zum Februar wohl wieder auflöſen müſſen; dann aber werden nicht ſo viele Konſervative wieder kommen. Der König hat ſich ſo engagiert, daß er mit dem Exekutor nicht weiter regieren kann; ihn berührt es aufs ſchmerzlichſte, und er wird ſchließlich den Wähler wiederholt befragen, ob es ſein Wille iſt, den Exekutor beizubehalten.“

Er ging danach auf Wedell-Malchows Antrag wegen Beſteuerung der Zeitgeſchäfte an den Börſen über und meinte, er ſei nicht übel, nur müſſe der Begriff „Zeitgeſchäfte“ definiert und nicht ſo gefaßt werden, daß er auch reelle Geſchäfte in Roggen und Spiritus und Bargeſchäfte einſchlöſſe. Man ſolle ferner nicht mit zwei pro Mille, ſondern, wie die Regierung gewollt, mit ein pro Mille anfangen Das würde gehen und könnte ja, wenn erſt ein Anfang mit der Sache gemacht wäre, erhöht werden. Der Fehler wäre hier, daß man die Schwindelgeſchäfte treffen und eine moraliſche Steuer einführen wolle, während jene doch nicht zu definieren und zu faſſen wären. So ungefähr, denn ich verſtand nicht alle dieſe

finanziellen Auseinanderſetzungen, bei denen er mir wohl mehr Sachkenntnis und Fähigkeit, zu ergänzen, zutraute, als ich hatte

Er hatte im Laufe ſeiner Rede Bleichröders Namen genannt, und ich fragte jetzt, ob er wohl etwas davon geleſen habe, daß irgendwo angedeutet worden ſei, Bleichröders Abſichten auf die Tabakregie und die Eiſenbahnen der Türkei würden von der deutſchen Diplomatie unterſtützt. Er leugnete die Thatſache. In der rumäniſchen Angelegenheit allerdings habe man Bleichröder beigeſtanden, weil da außer großen Herren auch viele kleine Leute beteiligt geweſen ſeien. Er nannte von jenen Ujeſt. Da habe ſich Bleichröder wirkliche Verdienſte erworben „und tapfer ſein Geld gewagt, und dafür habe ihn der König in den Adelſtand erhoben.“ Von der öſterreichiſchen Regierung bemerkte er, ſie habe ſich mehr als gut mit Hirſch eingelaſſen.

Wir ſprachen ſchließlich über ſeine Neuralgie, die ihm viel Schmerzen verurſacht. Ich meinte, es ſeien wohl ſchlimme Zähne. Er: „Das haben andre auch ſchon gedacht. Der Arzt aber hat mir alle Zähne behämmert, und er ſagt, ſie ſind gut. Nein, es iſt nervös, Muskelſchmerz, beſonders wenn ich mich ärgere und aufrege. Deswegen gehe ich auch nicht in die Parlamente; denn wie würden da gewiſſe Leute ſich freuen, wenn ich ſpräche und auf einmal den Mund verzöge und nicht weiter reden könnte.“ Er entließ mich zuletzt mit: „Adieu, Büſchchen, auf Wiederſehen Aber ſich vor weitern Indiskretionen in acht nehmen.“

1883

28. Januar. Hatte geſtern an den Chef geſchrieben, um ihn zu benachrichtigen, daß ich von der Redaktion von Harpers Monthly (ſie erſcheint in London) aufgefordert worden ſei, einen Artikel über ihn zu ſchreiben und dazu womöglich eine Photographie von ihm mit dem neuen Vollbart einzuſenden, woran ich die Bitte um eine Unterredung knüpfte. Bekam noch denſelben Abend Antwort aus der Reichskanzlei, der Fürſt bitte zu morgen, Sonntag, zwei Uhr um die Ehre meines Beſuchs. Ich ging alſo heute hin, mußte eine Weile warten, weil der Juſtizminiſter beim Kanzler war und Hatzfeldt, der mit dem Unterſtaatsſekretär Möller im Vorzimmer war, mir vorging. Als H. gerufen wurde, redete Möller mich an, fragte,

ob ich der Verfaſſer von „Graf Bismarck und ſeine Leute“ ſei, und entwickelte ſich dann als Kenner und Liebhaber auch meiner frühern Bücher. Er hatte unter andern die „Wallfahrt nach Jeruſalem,“ ja ſogar die „Wanderungen zwiſchen Hudſon und Miſſiſippi“ geleſen. Nach Hatzfeldts Rückkunft rief der Diener ſogleich mich hinein. Der Chef empfing mich ſehr freundlich, ſah auffallend rot aus und fragte: „Na, was wollen Sie denn eigentlich von mir wiſſen zu dem Aufſatze? Die Hauptſachen ſind ja alle bekannt.“

Ich erwiderte, es wäre mir nicht ſowohl darum als um das Bild zu thun; denn man hätte mir geſchrieben, daß Tauſende von Deutſchen in Amerika ſich für ſein Porträt mit dem neuen Barte lebhaft intereſſieren würden. — „Ja — verſetzte er —, die zeigen ihr Intereſſe für das alte Land jetzt dadurch, daß ſie mich mit Beiträgen für die Waſſerbeſchädigten am Rhein überſchwemmen. Ich weiß gar nicht, wo ich damit hin ſoll. Ich habe es aber mit denen im Reichstage beſprochen, die ſollen es verteilen. . . . Die Photographie aber, die kann der, den Sie in Ihrem Briefe vorſchlagen [es war Braſch auf der Wilhelmſtraße], nicht machen; denn ich habe es Löſcher und Petſch verſprochen, mit denen ich immer zufrieden geweſen bin. Und zu denen kann ich jetzt nicht hingehen, weil ich mich bei dem Wetter erkälte. Auch nicht, weil ich nicht zum Kaiſer gehe; der würde ſich wundern, wenn ich auf dem Wege zu denen geſehen würde. Aber ich möchte mich ſelber gern mit dem Barte ſehen, denn ich weiß nicht, wie lange ich ihn behalte.“ Ich ſchlug vor, bei dem näher wohnenden Braſch, der auch mit ſeinem Apparate zu ihm kommen könne, nur zwei Photographien, eine für Harper und eine für mich, herſtellen zu laſſen und ihm den Handel und Verkauf damit zu unterſagen. Er hielt jedoch auch das für „Wortbruch“ und ſchien verdrießlich werden zu wollen, ſodaß ich die Idee fallen ließ.

Er ſprach alsdann davon, daß man ihn „in den Parlamenten ſo haſſe, obwohl er ihnen nichts gethan habe.“ . . . „Ich weiß — fuhr er fort —, mit den andern Miniſtern iſts doch nicht ſo, auch mit ſolchen nicht, die nichts als Thorheiten geleiſtet haben, während ich ihnen wenigſtens den Frieden erhalten habe. Das jetzige Miniſterium in Frankreich[1] iſt doch eine ganz klägliche Ge-

[1] Ducleré, ſeit Auguſt 1882.

ſellſchaft, die engliſche Politik hat ſeit drei Jahren nur Dummheiten begangen, Gortſchakow mit ſeiner Eitelkeit machte ebenfalls Fehler über Fehler, und doch hat allen denen zu Hauſe niemand das Leben ſauer gemacht und Hinderniſſe aller Art in den Weg gelegt.... Auch ſonſt habe ich ihnen keinen Grund zur Unzufriedenheit gegeben. Andre Miniſter ſpekulieren an der Börſe, machen aus ihrem Amt und Wiſſen Geld. So behauptet mans von mehreren franzöſiſchen, und auch in Öſterreich kommen ſolche Geſchäfte vor, beſonders in Ungarn, wo die Zichys Millionen in Eiſenbahnpapieren verdient haben. Ebenſo haben Manteuffel und Schleinitz ihre Stellung zu dergleichen Dingen ausgenutzt. Mir kann man ſo was nicht nachreden. Die Dieſt-Daberſchen Behauptungen waren Verleumdung. Ich habe niemals ein Spekulationspapier beſeſſen, nur ordentliche, zinstragende. Ich bin nur durch die Dotationen wohlhabend geworden, und ich habe nichts erworben, bin vielmehr früher beſſer ſituiert geweſen als jetzt infolge der ſchlechten Getreide- und Holzpreiſe und unvernünftiger Güterkäufe. .. Ich habe auch keinen liederlichen Lebenswandel geführt, mit Weibern, ſondern bin immer ein ordentlicher Familienvater geweſen. Auch meinen Söhnen iſt nichts der Art nachzuſagen. Man hat mir nichts vorzuwerfen, und doch haßt man mich. Ich aber bin müde. Ich habe mir die Paſſion für die Jagd und fürs Reiten abgewöhnt, und ich fürchte, ich werde auch die für die Politik bald verlieren. Ich opfere meine Geſundheit, ich ſollte aufs Land, die Ärzte ſagen, wenn ich von den Geſchäften frei wäre und jeden Tag drei, vier Stunden in der Luft ſein könnte, ſo würde ich geſund ſein. Ich mag aber den Kaiſer, der nun bald ſiebenundachtzig wird, nicht verlaſſen, wenn er mich unter Thränen bittet, zu bleiben, ihm nicht zumuten, ſich an andre zu gewöhnen."

Ich erkundigte mich, wie er jetzt mit dem Kronprinzen ſtünde, und er antwortete: „Er iſt in der letzten Zeit ſehr liebenswürdig gegen mich geweſen, beſonders auch bei den verſchiednen Feſtlichkeiten." Dann ſagte er, ohne Zwiſchengedanken auf die Parlamente und ihre Oppoſition zurückkommend: „Ich habe ihnen den Frieden erhalten mit vieler Mühe. Nach 1870 erwartete alle Welt in ein paar Jahren einen neuen Krieg, er iſt aber bis jetzt ausgeblieben, ja es kommt vielleicht gar nicht mehr dazu. Mit Rußland ſtehen

wir jetzt beſſer als je zuvor, und mit Öſterreich iſt das Bündnis abgeſchloſſen“[1] — Ich fragte, ob er noch über eine wirtſchaftliche Verbeſſerung desſelben unterhandle. Antwort: „Das werde ich Ihnen nicht ſagen; denn Sie haben indiskreterweiſe unter die Leute gebracht, es wäre bloß auf fünf Jahre abgeſchloſſen, und die Kölniſche hat das aus den Grenzboten abgedruckt.“ — Ich: „Um Vergebung, Durchlaucht, es iſt umgekehrt. Das konnte ich nicht eher als die Kölniſche Zeitung ſagen, weil ich es nicht eher wußte, es erſt aus der erfuhr.“ — Er blieb bei ſeiner Meinung, bis ich mich erbot, ihm durch Zuſendung des Grenzbotenartikels zu beweiſen, daß er im Irrtum ſei. Er erzählte dann: „Ja, die [Öſterreicher] dachten, ſie könnten dabei ihre Begehrlichkeit befriedigen. Ich denke, ich will ihnen dabei einen Gefallen thun, ein Geſchenk machen, da kommen ſie mit Bedingungen. Ich habe das abgelehnt. Ein Handelsvertrag, in dem wir ihnen günſtigere Zugeſtändniſſe machen als andern, den Tarif nicht erhöhen wollen, vielleicht abmindern, iſt möglich. Wir können die Kampfzölle, die wir gegen Rußland und Amerika aufſtellen, gegen den Mais und die Gerſte Öſterreichs nicht anwenden. Auch Vieheinfuhr, obwohl die Atteſte in Galizien und Ungarn, wo alles käuflich iſt und beſtechlich, es kaum geſtatten. Aber eine Wirtſchaftsgemeinſchaft, gemeinſame Zollgrenze iſt nicht thunlich, weil bei uns viel Kolonialwaren und fremde feine Weine konſumiert werden, während ein Groſchen auf einen Slowaken oder Raizen ſchon zuviel wäre, da der nichts der Art verzehrt. Es iſt ſchon bei uns ein großer Unterſchied zwiſchen den Elbherzogtümern oder Rheinland und Oſtpreußen und Oberſchleſien.“[2]

Er kam dann nochmals darauf zu ſprechen, daß jetzt friedliche Zeiten ſeien, und ſagte: „Sehen Sie ſich nur die Zeitungen an, wie leer ſie ſind, und wie ſie uralte Seeſchlangen aufſteigen laſſen, um doch etwas zu bringen. Das Feuilleton überwuchert immer mehr, und mit wahrer Wut ſtürzt man ſich darauf, wenn es einmal etwas Senſationelles giebt, und tritt es wochenlang breit. Dieſe

[1] Am 18. und 19. November 1882 war der ruſſiſche Miniſter Giers in Berlin. Am 2. Januar 1883 wurde das deutſch-öſterreichiſche Bündnis erneuert und Italien mit herangezogen.

[2] S. u. E. I, 85 f. 347.

Ebbe, dieſe Zeitungsnot, im Politiſchen, iſt aber ein gutes Zeugnis für einen Miniſter des Auswärtigen."

Nachdem er einen Augenblick geſchwiegen hatte, fragte er: „Sie wollen alſo nach Leipzig zurück?" Ich erwiderte, ja; ſeit dem Tode meines Sohnes müßte meine Frau Zerſtreuung, Umgang mit Leuten haben, und das fände ſich hier nicht, wohl aber in ihrer Vaterſtadt. Er: „Na, eigentlich muß der, der über Politik ſchreibt, in Berlin wohnen, wo ſie jetzt gemacht wird." — Ich: „Leipzig liegt ja bloß drei Stunden von hier, auch könnte ich recht wohl in den Monaten, wo Sie hier ſind, in Berlin wohnen." — Er: „Das iſt nicht nötig, aber Sie können alle vierzehn Tage, oder ſobald was paſſiert, herüberkommen und mich fragen."

Er klagte wieder über ſeine neuralgiſchen Schmerzen und tauchte dabei, wie vorher ſchon mehrmals, die Fingerſpitzen in ein neben ihm ſtehendes Weinglas mit einer gelben, ſtarkriechenden Flüſſigkeit, um ſich damit die rechte Kinnlade zu befeuchten. „Das hilft mir für eine kleine Weile," ſagte er, worauf er fortfuhr: „Ich bin aber ſehr müde. Ich bin nun eigentlich ſchon ſeit 47 in der Politik, alſo faſt vierzig Jahre, und das greift an. Erſt in den Parlamenten, dann in Frankfurt, wo ich ſehr in Anſpruch genommen war, auch von Berlin her." — Ich: „Das erſieht man aus dem Poſchinger, den ich jetzt für das Buch leſe und exzerpiere." — Er: „Ja, aber das ſagt er nicht, daß ich noch viele Briefe an den König geſchrieben habe, von dort,*) und daß ich in einem Jahre nicht weniger als dreizehnmal bei ihm in Berlin geweſen bin, was damals, wo man dritthalb Tage reiſte, was bedeuten wollte." Ich: „Ja, es ſcheint, als ob Sie ſchon in Frankfurt ſein Miniſter des Auswärtigen geweſen wären; wenigſtens haben Sie Manteuffel in den Hauptfragen inſpiriert." — Er: „Ja, der hochſelige Herr beſprach alle großen Fragen mit mir, und Manteuffel ließ ſich das gefallen!"

Ich bemerkte, daß ich mir aus Poſchingers Dokumenten vorzüglich Notizen zu dem Kapitel „Bismarck und Öſterreich" mache und hier auch aus meinen Erfahrungen von 1870 Einiges einzu-

*) Die, die in dem damals noch nicht veröffentlichten vierten Bande von „Preußen im Bundestage" enthalten ſind, gehörten wohl dazu.

fügen beabſichtige, z. B. Prinz Luitpolds Brief an den Kaiſer Franz Joſeph und deſſen Mißlingen Er: „Ja wohl: aber ſchon 66 habe ich einen Verſuch gemacht, mich mit ihnen zu verſtändigen. Die Geſchichte mit Gablenz habe ich Ihnen doch ſchon erzählt?“[1] — Ich: „Nein, aber andre aus der Zeit, z. B. wie der König damals Stücke von Sachſen, Bayern und Böhmen haben wollte und Sie es ihm ausredeten.“ — Er: „Nun, die Sache war die. Schon wie die erſten Schüſſe gefallen waren [in Wirklichkeit muß es ungefähr vierzehn Tage früher geweſen ſein], ſchickte ich Gablenz, den Bruder des Generals, nach Wien zum Kaiſer, mit Vorſchlägen zum Frieden auf Grund des Dualismus. Ich ließ ihm vorſtellen, wir hätten ſieben- bis achthunderttauſend Mann auf den Beinen, ſie auch eine Menge Leute Da ſollten wir uns doch lieber vertragen und eine Frontveränderung vornehmen, nach Weſten, beide zuſammen gegen Frankreich, und das Elſaß wiedernehmen und Straßburg zur Bundesfeſtung machen Die Franzoſen wären ſchwach gegen uns. Es würde kein gerechter Grund zum Kriege ſein, aber wir könnten uns damit entſchuldigen, vor den andern, daß es auch kein gerechtes Verfahren geweſen ſei, als Frankreich uns das Elſaß und Straßburg genommen hätte, von wo es ſeitdem fortwährend Süddeutſchland bedrohte. Wenn wir den Deutſchen dies als Morgengabe brächten, ſo würden ſie ſich unſern Dualismus gefallen laſſen. Sie, die Öſterreicher, ſollten im Süden gebieten, über das ſiebente und achte Armeekorps verfügen, wir über das neunte und zehnte und im Norden Bundesfeldherr ſein ..... Der Dualismus iſt uralt: ſchon Ingävonen und Iſtävonen, dann Welfen und Ghibellinen“ — ich bemerkte: »Schon unter den Ottonen, ja ſchon Karl mit den Franken und die Sachſen« — „Hochdeutſche und Plattdeutſche“ — ich ſagte: »Unten keltiſcher Beiſatz, oben ſlaviſcher.« — „Nun denn — fuhr er fort —, Gablenz kam mit ſeinem Auftrag vor den Kaiſer, der nicht ungeneigt ſchien, aber erſt den Miniſter

[1] Freiherr Anton von Gablenz war in Preußen angeſeſſen. Die Verhandlungen fanden im Mai 1866 ſtatt. Ausführlich darüber Friedjung, Der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland I², 282 ff., zum Teil nach Fürſt Bismarcks Erzählung (13. Juni 1890), der darüber ſchon 1866 mit Viktor von Unruh (Erinnerungen, 239), 1869 mit dem ſächſiſchen Miniſter R. von Frieſen ſprach (ſ. deſſen Erinnerungen II, 159), vgl. auch Sybel IV, 381 ff.

des Auswärtigen hören zu müſſen erklärte. Sie wiſſen, Mensdorff. Der war aber ein mittelmäßiger, ſchwacher Kopf, nicht für ſolche Gedanken geſchaffen, und meinte, er müſſe ſich vorher mit den andern Miniſtern beraten Die waren für den Krieg gegen uns. Der Finanzminiſter ſagte — er dachte, ſie würden uns ſchlagen —, erſt müßte er fünfhundert Millionen Kriegskontribution von uns haben, oder eine gute Gelegenheit, den Staatsbankerott zu erklären. Der Kriegsminiſter erklärte ſich mit meinem Vorſchlage nicht unzufrieden; erſt müſſe aber g'rauft werden, dann könnten wir uns vertragen und miteinander über die Franzoſen herfallen. So kam Gablenz unverrichteter Sache zurück, und einen oder zwei Tage darauf reiſten der König und ich nach dem Kriegsſchauplatze ab.“ [1]

Ich dankte lebhaft für dieſe wichtige und überraſchende Mitteilung und fragte, ob ich ſie für mein Buch verwenden dürfe Er erwiderte: „Ja, zu dieſem Zwecke habe ichs Ihnen erzählt. Aber nicht im Detail, bloß die Hauptzüge: Vorſchlag zur Güte auf Grund des Dualismus, gemeinſchaftliche Wendung gegen Frankreich und Wiedereroberung des Elſaß.“

Ich fragte danach nochmals, ob er das Buch vor dem Drucke leſen wolle, und er antwortete: „Ja, ſchon damit Sie mir auf meine Grabſchrift nichts Falſches ſetzen.“ — Ich: „Das würde gewiß nicht mit Abſicht geſchehen Sie wiſſen, ich bete Sie an, ich laſſe mich für Sie in tauſend Stücke hauen.“ — Er: „Na, nur nicht in ſo viele, das iſt nicht nötig.“ — Ich: „Nun, dann bloß in zwei; da ſah man zur Rechten und zur Linken ein halbes Büſchlein herunterſinken.“

Als ich darauf bat, er wolle ſich, ſobald es ſeine Geſundheit geſtatte, jemand von Löſcher und Petſch kommen laſſen, verſprach er das, indem er hinzufügte: „Wenn ſie nicht kommen wollen, ſo ſolls der andre machen · wie heißt er gleich?“ — Ich: „Braſch, hier auf der Wilhelmſtraße, Ecke der Leipziger.“ — Er: „Aber zuerſt muß ich mein Wort halten.“ Ich: „Ich habe auch um nichts dagegen gebeten. Ich dachte an Braſch nur, weil er mir ein ſo ſchönes Bild von meinem ſeligen Sohne gemacht hat.“ — Er: „Wie iſt es denn mit dem zugegangen?“ — Ich erzählte ihm

[1] Erſt am 30. Juni.

kurz die Umſtände ſeines Todes. — Er: „Ja, in ſo traurigem Falle ſind jetzt viele mit Ihnen, die Angehörige auf der Cimbria gehabt haben.“ — Ich: „Aber mein Sohn iſt in ſeinem Berufe, in Erfüllung ſeiner Pflicht, tapfer und gewiſſenhaft für ſein Schiff geſtorben, wie der Soldat für ſeine Fahne“ — Er gab mir die Hand und ſagte: „Auf Wiederſehen!“ — Ich war volle drei Viertelſtunden bei ihm geweſen, und ſo lange hatte der alte gute Möller im Vorſaale warten müſſen.

Am 3. Februar abends fand ich beim Nachhauſekommen auf dem Tiſche einen Brief Graf Bills, worin er mir im Auftrage ſeines Vaters deſſen neue Photographie mit dem weißen Vollbarte überſandte.

Am 24. Februar bat ich den Kanzler ſchriftlich, mich bei ihm mündlich verabſchieden zu dürfen, da ich am folgenden Donnerstag nach Leipzig abzureiſen beabſichtige, gab den betreffenden Brief früh elf Uhr beim Portier im Palais ab und bekam ſchon nach etwa anderthalb Stunden von Sachſſe die Einladung, den Fürſten um drei zu beſuchen. Er war in dem Gartenſalon hinter ſeinem Arbeitszimmer, ſaß in halbliegender Stellung in einem Lehnſtuhle und hatte einen kleinen Tiſch mit Akten vor ſich. Nachdem er gefragt hatte, wie mirs ginge, klagte er, daß er ſich immer noch ſchlecht befände. Wenn das eine verſchwände, ſtellte das andre ſich ein, der neuralgiſche Geſichtsſchmerz hinderte ihn oft ganz am Sprechen, wenn er aufs Land könnte, weg von den Geſchäften, ſo würde ſichs geben, aber der König ließe ihn nicht fort, „käme mit allerlei Befehlen“ und dergl. mehr „So z. B. mit der Beantwortung der Frage, wer zur Krönung[1] nach Petersburg gehen ſolle. Er meinte — ſo fuhr er fort —, wenn ich mich jetzt aufrecht erhalten könne, ſo würde ich alt werden; wo nicht, ſo müßte ich eben in Erfüllung meiner Pflicht untergehen.... Und hier im Auswärtigen Amte iſt keine ordentliche Hilfe. Sehen Sie hier den Haufen Akten, die muß ich ſelber leſen.“ — Ich ſagte: „Nun ja, mit — iſts wohl auch nicht viel; der hat wenig Talent und noch weniger Arbeitsluſt. Er will ſich amüſieren und reichlichen Gehalt dafür haben.“ — „Ja — erwiderte er —, der leiſtet wenig für ſein Geld und hat weder ein gutes Gedächtnis, noch Luſt zu den

[1] Kaiſer Alexanders III am 28. Mai 1883.

Geſchäften.“ Er fuhr fort: „Auch der Kronprinz quält mich mit nichtigen Dingen, und die im Landtage machen ebenfalls allerhand Dummheiten. Was die ſich in dieſen Tagen für Grobheiten geſagt haben! Es iſt aber allenthalben ſo mit den Parlamenten und Miniſtern.“ — Ich bemerkte: „Jawohl, z. B. in Frankreich.“ — „In England nicht weniger,“ verſetzte er. „Der Europäer ſchreitet nicht mehr vorwärts, es iſt nichts mehr mit ihm.“ Er äußerte hierauf wieder, daß er die Politik ſatt habe und nach Ruhe verlange. Dann ſprach er über den Kulturkampf und bemerkte: „Der Papſt hat wirklich guten Willen, iſt aber nicht ſo mächtig und unabhängig, wie man glaubt, er hängt von Leuten ab, die keinen Frieden wollen. Eine Zeit lang ſchien es, als werde es zu einem modus vivendi kommen, aber jetzt iſt es wieder aus damit. Windthorſt drohte, als es ſchön Wetter werden wollte, zu ſtreiken, die Führung des Zentrums niederzulegen, denn der braucht trüben Himmel zu andern Zwecken, Unzufriedenheit und Streit, und ſie wieder brauchen ihn oder denken es. So kriegten ſie Angſt in Rom, und ſo machen ſie uns jetzt wieder ein andres Geſicht.“ Ich ſagte: „Für Windthorſt ſteht der Katholizismus immer erſt in zweiter Linie, er iſt vor allem der gutbezahlte Advokat des Welfentums.“ Er erwiderte: „Ach, der glaubt an gar nichts, hat gar keine Religion.“

Er ſagte dann, indem er auf ein Couvert mit ſeiner Photographie von Braſch, nach der Löſcherſchen vergrößert, zeigte, das ich mitgebracht und auf den Tiſch neben uns gelegt hatte: „Was haben Sie denn da?“ Ich antwortete: „Die Gewährung einer Bitte pflegt andre nach ſich zu ziehen. So auch jetzt. Ich habe mir Ihr neuſtes Bild vergrößern und mit einem breiten Rande verſehen laſſen, und nun möchte ich bitten, Durchlaucht wollten Ihren Namen darunter ſchreiben, zum Andenken. Es kann ja mit Bleiſtift geſchehen.“ — „Nein — verſetzte er —, mit Tinte.“ Er klingelte dem Diener, ließ ſich von ihm eine Feder zum Unterſchreiben bringen und ſchrieb damit unter die Photographie: „v. Bismarck, Berlin, 24. Februar 1883.“

Ich dankte ihm und ſagte dann: „Es bleibt alſo dabei, Durchlaucht, daß ich gelegentlich, wenn es etwas von Wichtigkeit giebt, herüberkommen und bei Ihnen anfragen darf, namentlich wenn

etwas vorzuliegen scheint, wozu Sie jemand wünschen könnten, dem Sie besondres Vertrauen schenken dürfen? Und was das Buch betrifft, so darf ich Ihnen in einigen Monaten die Korrekturbogen schicken? Wir werden wahrscheinlich erst vom August an drucken." Er bejahte alles und sagte am Schlusse: „Nun leben Sie wohl, Busch. Auf Wiedersehen. Lassen Sie sichs gut gehen an der Pleiße."

Am 13. Mai kam ich von Leipzig nach Berlin und meldete mich beim Kanzler schriftlich, worauf ich, wie ich dabei gebeten, unter der Adresse Viktors von Hehn am 14. folgenden Brief erhielt:

„Ew. Hochwohlgeboren

bedauert mein Vater heute nicht empfangen zu können, da er sich nicht wohl fühlt. Er wird sich aber freuen, wenn Sie ihn morgen im Laufe des Nachmittags mit Ihrem Besuche beehren wollen. Die Stunde werde ich mir erlauben Sie wissen zu lassen, wenn er aufgestanden sein wird.

Hochachtungsvoll

Gf H. Bismarck."

Am 15. meldete mir Sachsse, der Kanzler erwartete meinen Besuch nachmittags drei Uhr. Ich stellte mich pünktlich ein und hatte zunächst in der Kanzlei eine kurze Unterredung mit Rottenburg, der mich bat, den Redakteur von Harpers Magazin, der wegen eines Facsimile an den Fürsten geschrieben, meine Pause für nicht genügend erklärt und sie mitgesandt hatte, letztere mit dem Bemerken zurückzuschicken, sie sei recht gut, und es bedürfe keines bessern, wie er sie erbeten. Er äußerte sich auch über Oberst Vogts Artikel über Thibaudin in den Grenzboten[1] und bemerkte, der Reichskanzler habe gemeint, wir hätten keinen Beruf, die Franzosen darauf hinzuweisen, daß ihre Armee in den Händen eines solchen Kriegsministers schlecht aufgehoben sei. Graf Rantzau kam ebenfalls herüber, um mir die Hand zu drücken. Desgleichen sah ich im Vorzimmer den fünfmonatigen jüngsten Enkel des Chefs, der Heinrich heißt, und ließ mir von ihm ein Händchen geben.

Ich war dann von drei Uhr fünf Minuten an bis vier Uhr

[1] Grenzboten 1883 Nr. 11: Ein französischer Kriegsminister.

drin beim Fürſten, der in Zivilkleidung an ſeinem gewöhnlichen Doppelſchreibtiſche ſaß. Er ſah nicht krank aus, klagte aber wie früher über ſein neuralgiſches Leiden. „Es erſtreckt ſich jetzt — ſagte er — über den ganzen Körper, über Bruſt und Unterleib, und ich kann nicht mehr lange angeſtrengt denken und arbeiten. Zwei Stunden höchſtens, dann gehts nicht mehr, und ich muß dann Champagner trinken oder was andres, um mich temporär aufrecht zu erhalten. Ich ſollte ganz ausſpannen, aber der Kaiſer giebts nicht zu, und wenn ich jetzt aufs Land gehe, folgen mir die Geſchäfte und der Ärger auf dem Fuße nach.“ — Ich fragte: „Der Ärger über die Herren Parlamentarier?“ „Ach nein — entgegnete er —, ich leſe deren Reden und Zänkereien gar nicht mehr. Aber die Miniſter Scholz iſt ganz gut, Bötticher auch, ebenſo Maybach, obwohl der etwas ſchroff iſt; aber die andern, beſonders die im Auswärtigen Amte.“ — Ich ſagte: „Aber Bucher und Buſch, das ſind doch geſchickte und fleißige Leute.“ „Das wohl — entgegnete er —, aber Bucher iſt griesgrämig und vergrillt, und Buſch erliegt unter der Laſt der Geſchäfte. In Hatzfeldt habe ich mich geirrt. Der iſt ganz gut zu Verhandlungen mit dem König und dem Kronprinzen, denkt aber nur an ſein Intereſſe, möchte mein Nachfolger werden.“

Der Chef ſprach hierauf von Hohenlohe, von dem er mehr zu halten ſchien als von Hatzfeldt. Dann ging er auf Radowitz und von dieſem auf deſſen Vater über, von dem er behauptete, er habe „durch jeſuitiſches Verhalten Olmütz herbeigeführt.“ „Sie wiſſen — fuhr er fort —, wie der hochſelige König war. Den beſchäftigte er in den Jahren, wo etwas zu machen war, mit allerhand Schneider- und Tapeziererſachen, Koſtüm-, Uniform- und Wappenſachen, mittelalterlichen. Er war der Garderobier ſeiner Phantaſie. Mit rezipierten und nichtrezipierten Grafen, Johannitern, der Wetterauer Grafenbank, der lächerlichen Frage, ob Sachſen und Hannover Geſandtſchaftsrechte behalten ſollten; als ob es nicht ein Barbier beſorgen könnte, wenn ſie Macht hätten, gegen unſre Politik mit Erfolg zu intrigieren. Mit ſolchen Phantaſien und Lappalien amüſierte er den König, bis es zu ſpät war.“[1]

[1] Vgl. Band I, 138.

Er kam jetzt auf die Memoiren der Lady Bloomfield zu ſprechen, die er in der Tauchnitzſchen Ausgabe aus dem Nebenzimmer holte, und die er mich in den Grenzboten zu beſprechen bat. Ich werde, bemerkte er, „in der Dame dem echten engliſchen Hochmute begegnen.“ Sie ſei „ſehr angenehm berührt von der Oppoſition der Kronprinzeſſin, voll tiefinnerlicher Abneigung gegen alles Preußiſche und Deutſche.“ 1866 ſei ſie „bis in die Nägel hinein antipreußiſch geweſen“ und habe „unſre Offiziere verleumdet wie 1870 die Franzoſen mit den Pendulengeſchichten,“ wobei er auf die Merinos hinwies, die die Preußen in Böhmen weggetrieben haben ſollten. Er ſprach, hieran anknüpfend, von der Kronprinzeſſin und ihrem „engliſchen Dünkel,“ wobei ich ihn an die Geſchichte vom Silbergeſchirr der engliſchen Kaufleute und des preußiſchen Adels erinnerte, die er dann nochmals wie früher erzählte. Als ich darauf äußerte, die Königin, ihre Frau Mutter, ſei uns Deutſchen auch nicht grün geweſen, habe immer zu dem belgiſch-koburgiſchen Kreiſe gehört u. dergl., widerſprach er und bemerkte, ſie habe ſich vielmehr „im ganzen uns günſtig verhalten“

Er fuhr dann fort: „Ich möchte, daß Sie einmal den Vorwurf ins Auge faßten und widerlegten, daß ich in dem Streite mit der Kurie inkonſequent verfahren ſei, daß ich meine Anſichten und Ziele in der römiſchen Kirchenfrage gewechſelt habe, und in andern. Das kann nur der tadeln, der nie leitender Miniſter geweſen iſt. Wer das längere Zeit iſt, der wird ſeine urſprünglichen Gedanken niemals ganz und unverändert feſthalten können und durchzuführen ſuchen. Er ſteht Situationen gegenüber, die nicht immer dieſelben ſind — dem Leben, dem Werden —, bei denen er ſich heute ſo und morgen vielleicht ſchon anders einrichten muß. Ich konnte nicht wie eine Kanonenkugel geradeaus laufen [wohl eine Erinnerung an Schillers Piccolomini I, 4 ff.], ſonſt hätte ich mir den Kopf eingeſtoßen Wechſelte die Situation, ſo mußte ich einen andern Plan machen. Die Situation wechſelte aber vorzüglich durch die Unbeſtändigkeit der Parteien, und trifft alſo hier jemand eine Schuld, ſo ſind es die Sie wurden aber zum guten Teil wieder durch den Neid beſtimmt. Der Neid iſt das Nationallaſter der Deutſchen: ſie können keinen lange eine hohe, leitende Stellung einnehmen ſehen. Die Lage wurde eine weſentlich andre durch das Ent-

ſtehen der katholiſchen Partei, von deren Gründern man anfangs erwarten konnte, ſie würden die Regierung unterſtützen. Sie wiſſen, Savigny. Sie war aber eine Schwächung meiner Stellung. Der ganze Kampf mit dem Zentrum hätte ſich anders geſtaltet und abgeſpielt, wenn ich ihn an der Spitze der konſervativen Partei hätte durchfechten können. Ich war aus dieſer Partei hervorgegangen, konnte aber, wenn ich dem Bedürfniſſe der Zeit gerecht werden wollte, nicht durchweg mit ihr weitergehen. Dies und auch ſehr bald der lang verhaltene Haß und Neid der alten Standes- und Glaubensgenoſſen drückte mich hinüber auf die liberale Seite. Wenn das Reich feſtwachſen ſollte, mußte es zu einer Verſtändigung mit dieſen kommen, ich mußte mit der ſtärkſten Partei zu einer Einigung gelangen, wie ich ſie vor 1866, wo das auch wünſchenswert war, vergeblich erſtrebt hatte. Das war namentlich in den Jahren notwendig, wo Deutſchland noch von einer Tripelallianz wie der zur Kaunitzſchen Zeit bedroht war.[1] Die letzte Leiſtung der deutſchen Diplomatie iſt das Verhindern eines Koalitionsbündniſſes gegen uns ſeit dreizehn Jahren Die Regierung mußte an der Spitze der Liberalen erſcheinen, an der Spitze der Majorität, um dieſe Koalition zu verhüten. Darüber fielen die Konſervativen von mir ab. Ich erinnere an das Schulaufſichtsgeſetz, an die Kreuzzeitung, Dieſt und die Reichsglocke mit ihren Verleumdungen . . . Und wie hierdurch die Situation verändert wurde, ſo auch 1878 durch den Abfall der Liberalen Auch hier wars der Neid und der Wunſch auch zu gelten und zu herrſchen. Man unterſtützte mich nicht mehr oder nur lau. Man ſah es gern, daß ich durch die Oppoſition des Zentrums geſchwächt und gezwungen wurde, mit mir handeln zu laſſen. Der Fortſchritt verband ſich gegen mich mit dem Zentrum. Die Sezeſſioniſten thaten ungefähr desgleichen Die Nationalliberalen ſchwiegen von jetzt an im Kampfe mit Rom, die Verlegenheiten, die aus ihm erwuchſen, waren ihnen recht, ſie wollten eine ſchwache Regierung, damit ſie ſtärker erſchienen. Mit dem Ausfall der Liberalen aus der Rechnung der Regierung iſt die natürliche Folge gegeben, daß die Oppoſition gegen Rom und ſeine Anſprüche ſchwächer bei mir werden mußte . . . Ich kann

[1] S. Anhang.

aber jetzt nicht mehr weiter ſprechen, ſonſt kommt der Geſichtsſchmerz wieder."

Er erhob ſich, ſprach aber, hin und her gehend, noch eine Weile von ſeiner Krankheit, die er als ſehr ſchmerzhaft ſchilderte „wie die Gürtelroſe." Ich fragte noch, ob ich ihm in einigen Monaten die Korrekturbogen von meinem Buche ſchicken dürfe. — „Welchem Buche?" fragte er. — Ich antwortete. „Von dem, das Durchlaucht mir zweimal verſprochen haben, es vorher leſen zu wollen." Er beſann ſich und ſagte es dann nochmals zu, worauf ich mich mit Wünſchen für baldige Geneſung verabſchiedete. Er ſagte, er hoffe nichts mehr und erwarte nur weiteres Herabgehen.

Am 2. Juni bekam ich in Leipzig von Bucher eine Poſtkarte, in der er mich um Angabe meiner jetzigen Wohnung bat, da er „mir nächſtens was zu ſchicken habe." Einige Tage danach langte eine von ihm verfaßte ſehr ausführliche Abhandlung an, die den Titel führte: Was im Collegium Germanicum gelehrt wird, das Syſtem Tarquins mit Belegen charakteriſierte und mit den Worten ſchloß: „Mit den Patronen und Zöglingen einer Anſtalt, auf der ſolche Jurisprudenz, gekräftigt durch Vorleſungen über Jeſuitenmoral, gelehrt wird, wird eine Regierung, gleichviel ob ſie proteſtantiſch oder katholiſch iſt, nie auf Frieden rechnen können, ſondern nur auf einen Waffenſtillſtand und auch auf einen ſolchen nur ſo lange, wie er in den Augen der Kurie ein geringeres Übel iſt als der Kampf." Der Aufſatz war für die Grenzboten beſtimmt, konnte aber nicht mehr in das nächſte Heft kommen, und darüber ſchrieb mir Bucher am 16. folgende Zeilen „Hätte Kant nicht acht Tage warten können? Der Artikel war auf die große Debatte am 21. berechnet.[1] Wenn Bedenken gegen die Aufnahme beſtehen, ſo bitte, ſchicken Sie mir das Manuſkript ſchleunigſt zurück, damit ich verſuchen kann, es anderwärts unterzubringen." Der Artikel kam in die Nr. 26 der Grenzboten, wo er zwölf Seiten einnahm, und erſchien gerade am 21. Juni.

Nachdem der Reichskanzler ſich von Berlin nach Friedrichsruh begeben hatte, ſchickte ihm Grunow am 11. Juli die Korrekturfahnen zu dem erſten Bogen meines Buches: Unſer Reichskanzler zur

[1] Über das dann vom 11. Juli 1883 datierte kirchenpolitiſche Geſetz.

Durchſicht vor dem Drucke zu, was ich etwa zwei Wochen vorher brieflich angekündigt hatte. Am 16. Juli ſandte mir Graf Bill dieſe Fahnen mit nachſtehenden Zeilen zurück:

„Friedrichsruh, 16. 7. 83.

Ew. Hochwohlgeboren

Erhalten in der Anlage die Fahnenabzüge zurück. Geſtrichen iſt nur der Paſſus aus einem Privatgeſpräche Äußerungen ähnlichen Inhalts, die in intimer Unterhaltung gemacht ſind, möchten [hier und im folgenden ſpricht natürlich nicht der Briefſchreiber ſelbſt, ſondern der Kanzler] überhaupt lieber herausbleiben. Es kann manches geſagt ſein, was ſich zum Druck nicht eignet; dazu gehören abfällige Kritiken über Reichsinſtitutionen, wie z. B. die Verfaſſung.

Hochachtungsvoll

G. W. Bismarck."

Das Geſchriebene ſtand auf der dritten Fahne (im nachher gedruckten Buche Band I, Seite 31 nach den Worten: „einmal zu Grunde gehen") und lautete: „Bums! wirds heißen, und zerſchellt iſts - die deutſche Verfaſſung. Es könnte ſich das Wort Schwarzenbergs wiederholen: Dieſe Einrichtung hat ſich nicht bewährt." Der Fürſt hatte übrigens vorher noch, wo ich aus Verſehen „unmöglich" geſchrieben, das „un" durchgeſtrichen (vgl. das Buch Bd. I, Seite 12, Z. 24), ein Beweis, wie genau er geleſen hatte.

Am 18. Juli ſandte Graf Bill abermals Fahnen zurück, die von dem nachſtehenden Schreiben begleitet waren:

„Geehrter Herr!

Mein Vater kann zwar nicht ſich als Mitredakteur gerieren, ſondern muß ſeine Thätigkeit eine mehr negative ſein laſſen und ſie auf die Unterdrückung unrichtiger oder nicht geeigneter Angaben richten, aber er bittet Sie doch die eingeklammerte Stelle auf Blatt 6 durch die Anlage zu erſetzen, weil die letztere der Wirklichkeit mehr entſpricht.

Hochachtungsvoll

Gf. W. Bismarck."

Die hier erwähnte Anlage war dem Grafen Bill diktiert und iſt die in dem Buche „Unſer Reichskanzler“ Bd. I, S. 54 und 55 zwiſchen den Worten „Mittel hierzu“ und „dieſe geben gegenwärtig“ eingefügte Stelle. Ich hatte ſtatt deſſen geſchrieben. „Auch mußte dahin geſtrebt werden, daß die Regierung an der Spitze der Mehrheit im Reichstage erſchien. Dieſe Mehrheit war in den erſten Jahren liberal, und ſo hatte der Kanzler Opfer zu bringen, wiederholt ſeine Überzeugung in Nebenfragen dem Hauptzwecke unterzuordnen und zur Erhaltung der Eintracht Kompromiſſe zu ſchließen. In der andern Richtung ſah der Baumeiſter, der den Reichsbau in ſeiner innern Ausſtattung zu leiten hatte, ſich vor verſchiedne große Aufgaben poſitiver und negativer Art geſtellt. Das Anſehen und die Macht des Reichsoberhauptes waren gegen das Andringen demokratiſcher Tendenzen und das Beſtreben nach übergroßer Beeinfluſſung der Regierung durch das Parlament zu verteidigen und zu ſtärken. Die Organiſation der Wehrkraft der Nation mußte auf ſichere Baſis geſtellt werden. Das Reich würde, wenn man, wie die Liberalen wollten, neben dem Reichskanzler eine Anzahl verantwortlicher Miniſter geſchaffen hätte, nicht gefeſtigt, ſondern der einheitlichen Führung beraubt und dadurch gelockert worden ſein, und ſo war dieſer Plan zu bekämpfen. Das Reich mußte ferner in finanzieller Beziehung auf eigne Füße geſtellt werden und ein einheitliches Zoll- und Handelsſyſtem bekommen. Es durfte nicht jedes Jahr dem Belieben kurzſichtiger oder übelwollender Majoritäten preisgegeben bleiben. Es mußte endlich auf den innern Frieden hingearbeitet werden, und zu dieſem Zwecke war vor allen Dingen Sorge zu tragen, daß die arbeitenden Klaſſen, die weit überwiegende Mehrheit des Volkes, wenigſtens in der Sicherheit der Exiſtenz den übrigen Teilen der Geſellſchaft gleichgeſtellt wurden, daß ſie den deſtruktiven Plänen der Sozialdemokratie den Rücken kehrten und das Reich als eine nicht bloß von ihnen fordernde, ſondern auch für ihr Intereſſe wirkende Macht kennen und lieben lernten. Bei dieſen Beſtrebungen ſah ſich der Fürſt von der Volksvertretung weniger unterſtützt als von den Regierungen.“

Am 20. Juli kamen von Friedrichsruh neue durchgeſehene Fahnen an, die bis zum Schluſſe des erſten Kapitels gingen, und bei denen wiederum Änderungen lagen, die dem Grafen Bill von

ſeinem Vater diktiert waren. Ich hatte [vgl. „Unſer Reichskanzler“ Bd. I, S. 91] zwiſchen den Worten „bleibender Rancune abzuſchneiden“ und „Er ließ dieſe Lande“ geſchrieben: „Er ſchonte Sachſen, weil deſſen Wert nicht groß genug ſchien, um die Wahrſcheinlichkeit einer Fortſetzung des Kriegs und die Möglichkeit einer Beteiligung Frankreichs zu demſelben aufzuwiegen; er ſchonte die beſiegten ſüddeutſchen Gegner und gewann dafür wertvolle Bündniſſe für die Zukunft. Er nahm das Elſaß und einen Teil Lothringens nicht, weil ſie einmal deutſch geweſen waren — »das iſt Profeſſorenidee,« ſagte er zu uns während des Krieges mit Frankreich , ſondern weil die Vogeſen eine beſſere Weſtgrenze bildeten als die bisherige, und weil der Beſitz von Metz dieſe Grenze weſentlich verſtärkte.“ Der Kanzler hielt das, was an der erwähnten Stelle jetzt im Buche ſteht, für richtiger Er hatte ferner gleich darauf die zwiſchen „wohlmeinende“ und „Patriot“ folgenden Worte „aber nicht genügend weitblickend“ geſtrichen. In der Anmerkung, die bald nachher kam [vgl. S. 93 ff des Buches], war ein zwiſchen den Worten „Armee“ und „nicht“ ſtehendes „durchaus“ ſeinem Bleiſtift zum Opfer gefallen, dann der zwiſchen „auf genötigt“ und „man möchte“ ſtehende Satz: „Sachſen ſei zu allen Zeiten der Feind Preußens geweſen.“ und den Schluß „als Savigny und Stoſch am 21. Oktober mit Sachſen einen Friedensvertrag abgeſchloſſen hatten, in welchem von Abtretung der Kriegsherrlichkeit und Einverleibung der ſächſiſchen Truppen in die preußiſche Armee nicht die Rede war, erklärte er, der inzwiſchen in Putbus ſchwer krank gelegen und von dieſen Unterhandlungen nichts erfahren, ſich damit ſehr unzufrieden,“ hatte er umgeſtaltet in: „als Savigny und Stoſch am 21. Oktober mit Sachſen einen Friedensvertrag abgeſchloſſen hatten, in welchem von Einverleibung der ſächſiſchen Truppen in die preußiſche Armee nicht die Rede war, mißbilligte der inzwiſchen in Putbus ſchwer krank gelegne und von dieſen Unterhandlungen nicht unterrichtete Graf Bismarck dieſes Reſultat derſelben, mit dem er ſich erſt nach der Herſtellung des Reiches und der militäriſchen Beziehungen zu den ſüddeutſchen Staaten ausgeſöhnt hat.“

Als der Fürſt bald darauf nach Kiſſingen gegangen war, fuhr Grunow fort, ihm die Korrekturen zu überſenden, da er ſich dies nicht verbeten hatte. Sie kamen nicht zurück, ſodaß die Druckerei

mit der Arbeit einhalten mußte, wohl aber erhielt ich folgenden langen, von Schreibershand geſchriebnen und wie eine Denkſchrift mit Zwirn in den Reichsfarben geheften Brief des Kanzlers:

„Kiſſingen, 8. Auguſt 1883[1]

Verehrter Herr Doktor!

Sie machen ſich wahrſcheinlich keine der Wirklichkeit entſprechende Vorſtellung von dem Zuſtande meiner Geſundheit und meinem Ruhebedürfnis; ſonſt würden Sie wohl nicht der Einzige ſein, der mir letzteres mißgönnt, nachdem Kaiſer und Reich mit allen ihren Behörden es ſorgfältig reſpektieren. Vielleicht machen Sie ſich auch keinen richtigen Begriff von den Schwierigkeiten der Arbeit, die Sie mir zumuten. Ich habe bei frühern ähnlichen Anläſſen Irrtümer in Thatſachen richtig geſtellt, die bei Ihnen durch eignes oder fremdes Mißverſtehen erzeugt waren. Jetzt aber wollen Sie dem Publikum aus zum großen Teil faktiſch unrichtigen eignen und fremden Beobachtungen Schlußfolgerungen über meine Denkungsweiſe und meinen inneren Menſchen liefern. [In ſeinen Händen befanden ſich jetzt das zweite und dritte Kapitel ſowie die größere Hälfte des vierten.] Dabei iſt nicht zu verwundern, daß Ihre Ergebniſſe mit der Wirklichkeit nicht übereinſtimmen, ſodaß ich, wenn Sie in die Öffentlichkeit damit treten, zur Widerlegung und Polemik genötigt ſein würde. In den Äußerungen und Vorgängen, die Sie Ihrer Konſtruktion meiner vermeintlichen Denkungsweiſe zu Grunde legen, kommen grobe thatſächliche Irrtümer vor und Verwechslungen von Scherz und Ernſt. Sie gehen von der Vorausſetzung aus, als ob ich bei allem, was ich je zur Unterhaltung meiner Gäſte bei Tiſche und im Hauſe in Ihrer Gegenwart geſagt habe, oder was Ihnen durch die Unzuverläſſigkeit der Meldungen dritter zugekommen iſt, ſtets den vollen Ernſt meiner innerſten Empfindungen mit der Gewiſſenhaftigkeit eines vereideten Zeugen vor Gericht im Auge behalte.

„Bei der Pedanterie, mit der Sie abgeriſſene Bruchſtücke von Konverſationen verwerten, wäre ein Mann in meiner Stellung genötigt, die ſchriftliche Form und den amtlichen Kothurn in keinem Augenblicke zu verlaſſen. Alles, was Sie namentlich über meine

[1] Hier war der Fürſt vom 28. Juli bis zum 29. Auguſt 1883. Bismarck-Regeſten II, 301 f.

Stellung zum Chriſtentum, zur Judenfrage ſagen, iſt nicht nur ungeheuerlich indiskret, ſondern grundfalſch. |Alles?| Die Scherze von meinem Aberglauben ſind ſonſt ſchon gedruckt und, ſoweit Wahrheit darin, eben Scherze oder Rückſicht auf die Gefühle andrer. Ich eſſe zu dreizehn, ſo oft Sie wollen, und nehme am Freitag die wichtigſten und bedenklichſten Geſchäfte vor.

„Beſonders intereſſiert mich heutzutage die Richtigſtellung der öffentlichen Meinung über meine Beteiligung an der katholiſchen Frage. Was Sie darüber geben, iſt unvollſtändig und oberflächlich; und ich möchte Ihnen, ſobald ich geſunder bin, beſſeres Material liefern. Dazu iſt notwendig, daß ich Sie, nachdem ich mit meiner Kur fertig bin, perſönlich ſehe. Denn wenn ich dieſe und andre Punkte ſchriftlich in Ordnung bringen wollte, ſo hatte ich Ihr Buch meinerſeits neu zu ſchreiben. Für die Dauer meiner Kiſſinger Kur aber muß ich abſolut in Ruhe gelaſſen werden und kann mich mit ſo ſchwierigen und delikaten Fragen, wie Sie berühren, nicht redigierend befaſſen.

„Ich möchte Ihnen überhaupt eine Umarbeitung Ihres Buches vorſchlagen, denn ſo, wie es liegt, glaube ich an keine günſtige Aufnahme. Das Elaborat iſt viel zu lang und wärmt namentlich zu viele, von Ihnen und andern längſt gedruckte Materialien auf, und was neu darin iſt, hat zum Teil geringes Intereſſe, zu einem andern Teile iſt es unrichtig und würde von mir öffentlich beſtritten werden müſſen.

„Ich will recht gern die weitern Abdrücke leſen, um mir über das Ganze ein Bild zu machen, mit dem vor Augen ich Ihnen mein Urteil demnächſt in Berlin oder Friedrichsruh mitteilen kann, aber ſo lange ich hier bin, muß ich jede kritiſche oder redaktionelle Leiſtung ablehnen.

v. Bismarck“ [eigenhändig].

Nachdem ich in Beantwortung dieſes Schreibens die Zuſendung der Korrekturen mit meiner Unkenntnis ſeines abſoluten Ruhebedürfniſſes und mit der Erinnerung daran, daß mir 1878 vergönnt geweſen, ihm ſolche nach Kiſſingen und Gaſtein zu ſchicken, entſchuldigt hatte, unterblieben die Arbeiten der Druckerei bis in die erſte Woche des Oktober, etwa acht Wochen lang. Dann fragte

ich am 5. Oktober bei ihm in Friedrichsruh an, ob es ihm jetzt genehm ſei, mich zum Behufe der im Schreiben vom 3. Auguſt gewünſchten Unterredung und Information zu empfangen. Darauf erhielt ich vom Grafen Herbert folgende Antwort:

„Friedrichsruh, 6. 10. 1883

Geehrter Herr Doktor,

Auf Ihr gefälliges Schreiben vom 5. ct. bemerkte mein Vater, er würde Sie gern ſehen, wenn er die Auszüge [Abzüge ſind gemeint], die Sie im Sommer geſchickt, geleſen haben würde. Bisher iſt er dazu bei ſeinen Reiſen und wegen ſeiner Krankheit nicht gekommen. Verehrungsvoll

der Ihrige
Graf Bismarck."

Der Druck ſtockte darauf weiter vier Wochen, und Grunow empfand das ſchwer und bat mich wiederholt, die Sache in Friedrichsruh zu urgieren. Ich lehnte das ab, denn ich konnte warten. Er wollte dann ſelbſt an den Fürſten ſchreiben und ihm ſeine Verlegenheit ſchildern, ich riet ihm davon ab, als er jedoch von neuem davon ſprach, ſagte ich, er möge auf ſeine Gefahr hin thun, was er nicht laſſen könne, und gab ihm auch einige Gedanken dazu an Tags nachher teilte er mir mit, er habe geſchrieben. Am 9. November bekam ich nachſtehenden Brief aus Friedrichsruh:[1]

„Friedrichsruh, den 8. November 1883

Geehrter Herr Doktor,

Der Reichskanzler hat ein Schreiben des Verlagsbuchhändlers Johannes Grunow d. d. Leipzig, 5. d. M. erhalten, in welchem die Beſchleunigung der Durchſicht der Korrekturbogen Ihres Werkes urgiert wird, und in dem ſich folgende Sätze finden:

»Das Manuſkript war ſchon vor acht Wochen fertig und in meinen Händen, und ich weiß nicht mehr, wie ich mich ohne Verletzung der Wahrheit entſchuldigen ſoll, ohne daß ich den Mahnern den eigentlichen Grund der Verzögerung mitteile. Dies iſt bis jetzt nicht geſchehen, würde ſich aber bei längerer Dauer des Stockens

[1] Hier war der Kanzler am 28. September. Bismarck-Regeſten II, 302.

der Angelegenheit zu meinem tiefen Bedauern kaum mehr vermeiden laſſen, falls mir nicht eine andre Rechtfertigung zukäme.«

„Der Reichskanzler iſt ſelbſtverſtändlich nicht in der Lage, die Korreſpondenz mit jemandem fortzuſetzen, der ſchon jetzt mit Enthüllungen droht. Er iſt vielmehr geneigt, dieſem Herrn die Veröffentlichung Ihres Werkes nach ſeinem Gutdünken zu überlaſſen und ſich ſelbſt die ſpätere Kritik vorzubehalten Bevor er indeſſen in dieſer Richtung eine Entſcheidung trifft, wünſcht er mit Ihnen mündliche Rückſprache zu nehmen und erſucht Sie, ihn in Friedrichsruh zu beſuchen und für alle Fälle Ihr Exemplar der Korrekturbogen Ihres Werkes mitzubringen.

„Ich bitte, mich von Tag und Stunde Ihrer Ankunft hierſelbſt gefälligſt kurz zu benachrichtigen.

„Mit dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung bin ich, geehrter Herr Doktor

Ihr ganz ergebener

F. Rantzau.“

Ich meldete mich daraufhin in Friedrichsruh für den 12 November an und reiſte am 11. über Berlin dahin ab. Tags darauf traf ich bald nach der Mittagſtunde in Friedrichsruh ein und wurde von einem Diener, der mich an der Station erwartete, nach dem nicht fernen Hauſe des Fürſten und auf das für mich beſtimmte Zimmer gebracht. Kurz nachher rief mich ein andrer Bedienter hinunter, wo mich der Kanzler und ſeine Gemahlin freundlich empfingen. Wir frühſtückten, wobei auch Graf Rantzau zugegen war, und gleich darauf ging der Fürſt mit mir in ſeine Arbeitsſtube, um mit mir die Angelegenheit, die mich hergeführt hatte, zu beſprechen. Er gab zuerſt ſeinem Verdruß über den Grunowſchen Brief in ſtarken Ausdrücken kund, wobei auch ich mein Teil bekam.*) „Sie haben

*) Anmerkung des Verlegers Als ich dieſes Werk ankündigte, hat man in der Preſſe die Erwartung ausgeſprochen, ich würde doch die folgenden mich ſelbſt betreffenden Stellen nicht unterdrücken. Selbſtverſtändlich nicht! Es würde mir nicht wohl angeſtanden haben, hätte ich ein Buch veröffentlichen wollen, das hunderte von ſcharfen Ausſprüchen des Fürſten über andre Perſonen enthält, dabei aber hätte verſchweigen wollen, daß auch ich ſelbſt ihm einmal Anlaß gegeben habe, aufgebracht gegen mich zu ſein. Ich bringe alſo alle über mich gefallnen Äußerungen unverkürzt und hoffe mir dadurch die Anerkennung

mich zum Buchhändlerknechte gemacht — ſagte er u. a. —, ich ſollte dem zu einer Weihnachtsſpekulation dienen, ſeinen Karren ziehen, der unverſchämte Menſch! Der hätte überhaupt nichts von der Sache erfahren ſollen, von meiner Beihilfe.“ — Ich ſtellte vor, daß ich Grunow wegen der Möglichkeit langer Verzögerung bei der Rückgabe meiner Fahnen im voraus davon habe Mitteilung machen müſſen, daß ich ihm, dem Kanzler, dies ſchon früher geſagt habe, daß er damit einverſtanden geweſen ſei, und daß das gleiche Verfahren auch bei dem erſten Buche beobachtet worden ſei. Er ſchien das in ſeiner Erregtheit überhört zu haben; dann fuhr er fort: „Das mußte unter uns bleiben. Auf Sie kann ich mich verlaſſen. Sie konnen an mich ſchreiben. Aber der — was hat ein Buchhändler mit mir zu korreſpondieren? Mich mahnen und mir drohen!“ — Ich verſuchte vergeblich, ihn zu beſchwichtigen, indem ich den von Rantzau ausgeſchriebnen Paſſus als einen ſolchen bezeichnete, der im Zuſammenhange mit dem Übrigen vielleicht keine Drohung, ſondern nur einen ſtarken und nicht recht geſchickten Ausdruck der Notlage und Verlegenheit Grunows darſtelle. Derſelbe ſei ein rechtſchaffner Mann, der ſchweigen könne und nicht imſtande ſei, den Kanzler, den er verehre, mit Drohungen zwingen zu wollen. Er klingelte nach Rantzau, hieß ihn den Brief Grunows bringen und gab mir ihn zu leſen. Ich konnte auch daraus nicht die Anſicht gewinnen, daß es mehr als der Notruf eines Buchhändlers ſei, der den Sortimentern das Erſcheinen eines Buches zu beſtimmter Zeit zugeſagt habe und nun nicht Wort halten und keine rechte Entſchuldigung finden könne. Ich ſelbſt werde von dieſer Verlegenheit ſo wenig berührt, wie von etwaigen Verluſten Grunows, falls das Buch

---

derer zu erwerben, die ich durch ſchonende Streichungen milder behandelt habe als mich ſelbſt. Allerdings ſetze ich mich durch meine Ehrlichkeit keiner großen Gefahr aus, denn das Folgende zeigt nur, daß auch ich nach dem Grundſatz gehandelt habe: Wir Deutſchen fürchten Gott und ſonſt nichts auf der Welt! Es war mir natürlich völlig klar, wie mein Schreiben auf den Kanzler wirken würde, ich nahm es aber als mein moraliſches Recht in Anſpruch, wo ich in meinen Grenzboten die eigne Haut furchtlos für den Kanzler zu Markte trug, mir eine große Schädigung nicht gefallen zu laſſen, der mich eine augenblickliche Stimmung auszuſetzen drohte. Für mich ſelbſt war dieſes Intermezzo gewiß nicht erfreulich, nachgetragen hat es mir der Fürſt aber kaum lange, dafür hatte ich nachmals Beweiſe, noch in der Zeit nach ſeiner Entlaſſung.

nicht zu Weihnachten auf den Markt käme. Ich hätte noch lange warten können und wäre, auch wenn das anders geweſen, niemals auf den Gedanken gekommen, ihn zu drängen. — Er ſagte: „Sie haben ſich, als ſich die Sache verzögerte, ganz, wie ſichs gehört, verhalten, und ich habe das auch von Ihnen nicht anders erwartet; aber eine Drohung bleibt es doch von dem, und eine Anmaßung, und ich habe geſchwankt, ob ich nicht meine Beteiligung am Buche fernerhin ganz ſein laſſen und dann gegen irrtümliche Stellen öffentlich polemiſieren ſollte. Aber ich dachte an Sie, obwohl ich überhaupt nicht will, daß Bücher über mich geſchrieben werden, und daß man mit mir Geſchäfte macht und mit meinen Sachen. So hats auch dieſer Poſchinger gemacht, meine Depeſchen und Briefe verkauft und mir [der Humor verläßt ihn auch im Zorne zuweilen nicht] nicht einmal Honorar geſchickt. Und dieſes neue Buch iſt überdies nicht ſo gut wie das frühere, nicht viel Neues darin, und was neu iſt, das iſt falſch. Sie merken nicht mehr ſo gut wie früher, ſind älter geworden, und Sie wollen meinen innern Menſchen erraten und darſtellen nach fragmentariſchen Beobachtungen, die zum großen Teile Mißverſtändniſſe ſind. Sie ziehen Schlüſſe aus gelegentlichen Äußerungen, die Sie unter dem Tiſchtuche notiert haben. Ich ſpreche bei Ihnen immer im Ernſt, als ob ichs zu beſchwören hätte," u. d. m.

Ich verſchwieg, was ſich hätte dagegen vorbringen laſſen, und er wurde allmählich ruhiger, nahm ſeine Korrekturfahnen zur Hand, ſetzte ſich an ſeinen Schreibtiſch und lud mich ein, mit den meinigen ihm gegenüber Platz zu nehmen, um ſeine Ausſtellungen zu notieren und Zuſätze einzutragen. Er zeigte ſich bei dieſer Arbeit wenig geduldig, meinte, ich höre nicht ſo gut wie ehemals, klagte, daß ich nicht ſo ſchnell nachſchreiben könne, wie ſeine Söhne, u. dgl. — Wir gingen diesmal den größten Teil des dritten Kapitels durch, und er hatte viel weniger daran auszuſetzen und zu ändern, als ich nach ſeinem Briefe vom 3. Auguſt gefürchtet hatte. Bei weitem die größere Hälfte der betreffenden Fahnen legte er ohne Bemerkung hin. Zu andern machte er ſolche, die nicht für das Buch beſtimmt waren, z. B. „Thadden, ein bornierter Menſch, der keinen Hinterkopf hatte." Nach etwa drei Viertelſtunden ſtand er auf und ſagte: „Jetzt muß ich aber an die Luft," ging indes noch eine Weile, wie vorher, mit

großen Schritten im Zimmer auf und ab und ſchalt von neuem über die Anmaßung und Drohung „dieſes Buchhändlers, der ihn in ſeinen Weihnachtskarren habe ſpannen wollen“ Zuletzt war er wieder gelaſſen und freundlich und zeigte mir ſeine Gemächer mit Einſchluß ſeines Schlafzimmers. In einem der erſtern hing das Ölbild eines höhern römiſchen Geiſtlichen, und er ſagte auf mein Befragen, es ſei der Kardinal Hohenlohe.

Er ging oder fuhr dann ſpazieren, während ich mich auf meine Stube begab, um ſeine Bemerkungen und Diktate, die ich mit Bleiſtift hingeſchrieben hatte, reinlich zu Papier zu bringen. In der Stube hingen die Bilder von Grant, Waſhington und Hamilton. Die Ausſicht geht auf den Park hinaus. Nach drei Uhr beſuchte ich Oberförſter Lange, mit dem ich eine Fahrt nach der kurz vorher abgebrannten und im Wiederaufbau begriffnen Aumühle, nach den Ausſchlämmungsarbeiten an deren Teich und nach ſeinen Waldmeliorationen machte und mir dann die neuen Dampfſägewerke beſah, wo der Fürſt ſein Holz in Pfoſten, Bretter, Klötze und Unterlagen für Bergwerke verwandeln läßt. Der Sachſenwald, der nur zum Teil aus Buchen und Eichen beſteht, umfaßt auch große, mit Fichten, Tannen und Kiefern bepflanzte Strecken und iſt ſiebentauſend Hektaren groß. Die dazu gekauften drei Güter, unter denen ſich auch ein ziemlich bedeutendes Bauerngut befindet, haben zuſammen etwa tauſend Hektaren Land, das zum Teil recht guten Boden repräſentiert.

Ein Viertel nach ſechs Uhr wurde ich zum Diner geholt, an dem außer dem Fürſten und der Fürſtin auch die Rantzaus, Dr. Schweninger aus München, der den Kanzler ſeit Juni 1883 ärztlich behandelt, und Herr von Ohlen, ein andrer Patient desſelben, teilnahmen. Der Fürſt litt, wie ich erſt jetzt, bei ruhigem Wetter, gewahr wurde, an einer leichten Gelbſucht. Schweninger, deſſen Kurmethode, auf chroniſchen Magenkatarrh berechnet, von Erfolg geweſen iſt, iſt ſchwarz von Haar und Bart, lebhaften Weſens und, wie es ſcheint, hier ſehr zu Hauſe. Ohlen, ſchleſiſcher Rittergutsbeſitzer, reich und Mitglied der freikonſervativen Fraktion, leidet an Morphiumſucht und muß ſich infolgedeſſen Zerſtreuung und viel Bewegung machen, reiten, täglich dreißig Scheite Holz ſägen u. a. Beim Kaffee, zu dem wir nach dem Zimmer der Fürſtin gingen, wurde das zuerſt etwas

unbedeutſame Geſpräch (es drehte ſich um ein Beckerſches Porträt des Fürſten aus ſeiner Frankfurter Zeit und zwei Gruppen männlicher und weiblicher Ahnen des Fürſten, die der Tracht nach aus der Zeit zwiſchen Luthers Tod und dem Dreißigjährigen Kriege ſtammten, ſowie um den nimrodiſchen Eltervater mit der Jagdflinte, der, früher in Berlin, jetzt gleichfalls hier eine Stelle erhalten hatte) allmählich lebhafter und intereſſanter, und der Kanzler, der mir mittags unter vier Augen geſagt hatte, er werde ſich von jetzt an vor meiner Beobachtung hüten, hatte das vermutlich vergeſſen. Als ich u. a. bemerkte, der Krieg von ſiebzig ſcheine die Geſinnung unter den Sachſen günſtig verändert zu haben, äußerte er: „Noch mehr in Bayern. Ich ſagte einmal zu Fabrice, im Scherze, wir werden noch erleben, daß man in Sachſen durch bayriſche Exekutionstruppen die Ordnung herſtellt.“ Und ſpäter klagte er über die Berliner Hofkreiſe: „Wenn ich politiſch auf dem Seile ging, ſchlugen die mich vor die Schienbeine, und wie die ſich gefreut haben würden, wenn ich gefallen wäre — beſonders das ewig Weibliche.“

Am 13. (Dienstag) wurde, erſt nach dem Lunch, dann vor dem Diner, abermals mit dem Fürſten gearbeitet und Kapitel zwei, das letzte Stück vom dritten und etwa die Hälfte vom vierten durchgejätet, wobei wieder weniger Unkraut beſeitigt werden mußte, als ich erwartet hatte. Im zweiten wollte er gefunden haben, daß ich ihn in religiöſen Dingen als „Heuchler“ betrachte, was er, ohne Not, ausführlich widerlegte, indem er ſeinen Glauben an Gott u. a. mit Hinweis auf Wirkungen rechtfertigte, die ohne einen Gott ſich nicht erklären ließen. Als er äußerte: „Sie ſelber glauben wohl nicht an einen perſönlichen Gott?“ erwiderte ich: „Doch. Ich ſtehe auf theoſophiſchem Standpunkt, etwa auf Schellingſchem, der wieder von Jakob Böhme das Beſte hat. In meinem Gotte iſt die Welt enthalten, auch das Böſe, von dem er ſich ewig befreit; er iſt ein ewig Werdender, die Gottheit wird Gott.“

Im zweiten Abſchnitte begann er mir eine Darſtellung ſeines Verhaltens zum Kulturkampf zu diktieren, die er, als wir zu Tiſche gerufen wurden, abbrach. Vorher hatte er plötzlich von neuem über Grunow geſcholten und ein wenig auch über mich. Desgleichen mißfiel ihm mein langer Vollbart. „Meine Frau — ſagte er — fragte mich, ob Sie nicht älter wären als ich. Nein, ich glaube,

der Doktor iſt vier oder fünf Jahre jünger Sie hat aber Recht, 's iſt der Bart, der ſollte kürzer ſein, ſo macht er uralt."

Am 14. (Mittwoch) nahm der Chef früh nach dem Frühſtück wieder Korrekturen mit mir vor. Beim vierten Kapitel bemerkte er: „Sagen Sie mal, Herr Doktor, Sie müßten doch eigentlich ein recht böſes Herz haben. Sie freuen ſich jedesmal, wenn Sie was Schlimmes über jemand hören oder notieren können." Ich erwiderte: „Über mein Herz traue ich mir kein Urteil zu. Nur das weiß ich: für Sie iſts immer gut; ich haſſe nur Ihre Feinde." Später beſann er ſich, ſah auf die Uhr und ſagte: „Jetzt muß ich aber fort, um Giers zu empfangen, der von Berlin kommt, um mit mir Wichtiges zu beſprechen.[1] Wir werden ihm Sie und Schweninger als Doktoren der Medizin vorſtellen; denn wenn er erfährt, daß Sie einer andern Gattung angehören, kriegt er Angſt, es wird aufgepaßt, und es kommt in die Zeitungen. Sie haben ihn übrigens in Ihrem diplomatiſchen Kapitel unter die Juden gerechnet, und das muß weg. [Ich hatte auf ſeinen Namen Giers als auf das ruſſifizierte Hirſch[2] hingewieſen.] Er mag Jude ſein, obwohl er behauptet, er ſei der Sohn eines finnländiſchen Offiziers; aber das dürfen wir nicht ſchreiben; denn er iſt wohlgeſinnt, will den Frieden und thut dafür, was er kann. Wir brauchen ihn wie das liebe tägliche Brot."

Nachmittags zwiſchen zwei und drei Uhr traf der ruſſiſche Miniſter ein. Der Kanzler empfing ihn am Bahnhofe, fuhr mit ihm nach Hauſe und konferierte hier mit ihm bis gegen ſechs Uhr, wo jener mit uns ſpeiſte und dann bis ungefähr neun Uhr beim Kaffee zuſammenblieb. Giers iſt von Mittelgröße und dem Anſehen nach ein hoher Fünfziger. Er geht etwas gebückt und hat einen leicht jüdiſchen Geſichtstypus, auch in Gebärden und Bewegungen, beſonders der Hände, einiges, was an unſre Semiten erinnert, und ſprach hier nur franzöſiſch.

Donnerstag, den 15. ſchrieb ich in meine Tagebuchblätter:

---

[1] Giers war am 13. und 15. November in Friedrichsruh. Bismarck-Regeſten II, 303

[2] Nikolai von Giers, Nachfolger des am 11. März 1883 verſtorbnen Gortſchakow. Die Ruſſen ſprechen G für das deutſche H, das manche ſlawiſche Sprachen gar nicht kennen; aber aus Hirſch würden ſie wohl Girſch gemacht haben.

Giers iſt geſtern abend gegen zehn Uhr wieder abgereiſt, Schweninger und Ohlen fuhren heute mittag weg. Ich frühſtückte mit der fürſtlichen Familie, wobei auch Graf Wilhelm zugegen war, der heute morgen vier kleine Sauen geſchoſſen hatte, die ich nebeneinander vor der Hausthür liegen ſah, und von denen mir die eine ihre wohlſchmeckende Leber auf den Teller lieferte. Der Fürſt, der beiläufig jetzt ſehr mäßig ſpeiſt und nur leichten Wein trinkt, las während des Lunch Depeſchen und gab Rantzau Anweiſung zu deren Beantwortung Themata waren bulgariſche Angelegenheiten und der ſchleswig-holſteiniſche Nordoſtſeekanal. Ich arbeitete nach dem Eſſen auf meiner Stube und machte darauf einen Ausflug nach der Aumühle. Als ich umkehren wollte, ſehe ich den Chef im Wagen auf mich zukommen, und als er mich gewahr wurde, ſtreckte er mir ſchon von weitem beide Hände entgegen, ſtieg aus und ging mit mir nach der Mühle zurück. [Er ſcheint mir alſo doch nicht allzuböſe geweſen zu ſein.] Er beſchrieb mir einen hübſchen Weg durch den Wald auf der andern Seite des Flüßchens, indem er ſagte „Ich weiß, Sie ſind auch ein Liebhaber einſamer Spaziergänge in der Natur draußen.“ — Auch geſtern abend beim Kaffee hatte er, als Giers ſich entfernt hatte, geäußert: „Am wohlſten iſt mir doch in Schmierſtiefeln, im Walde tief drinnen, wo ich nichts höre als das Hacken und Hämmern des Spechts, weit weg von Ihrer Ziviliſation.“ Ich folgte ſeinem Rate bei der Mühle, ging von dieſer hinauf in den ſtillen, dämmrigen Forſt und darauf rechts weiter über deſſen Hügelwellen und Senkungen bis zu der Stelle, wo ein Weg nach dem Penſionat hinaufführt. Die Partie muß im Sommer recht anmutig ſein. Erſt grüner Buchenwald, dann unten, dem Parke gegenüber, ein breites, tiefes Waſſer mit mehreren Inſelchen, weiter, unterhalb des Herrenhauſes, ein kleiner Waſſerfall und auf dem diesſeitigen Ufer ein Dörfchen und einzelne Villen im Schatten von Laubbäumen.

Von vier Uhr an wieder mit dem Kanzler gearbeitet. Er erzählte, ſeine Gemahlin habe gemeint: „Der Doktor mag recht geſcheit und liebenswürdig ſein, aber ich werde mich doch hüten, in ſeiner Anweſenheit bei Tiſche mich gehen zu laſſen. Er ſitzt immer da mit geſpitzten Ohren, ſchreibt ſich alles auf und bringt es dann unter die Leute.“ Sie ſollte ſich heute in ihrer einfachen Weiſe aber

doch gehen laſſen. Beim Diner fiel mir, der ich diesmal ihr zur Rechten plaziert war, unverſehens die Serviette hinunter, und ſiehe da, die Durchlaucht, die Dame bückte ſich und hob ſie mir auf, ohne daß ichs hindern konnte Ich kam mir erſchrecklich ungeſchickt vor.

Freitag, den 16. diktierte mir der Chef den Schluß des großen Paſſus über ſeine Stellung zum Kirchenſtreite. Dann teilte er mir zum vierten Kapitel des Buches folgendes zur Charakteriſtik Bunſens mit: „Während des Krimkriegs berichtete er als Geſandter in London nach Berlin, daß England uns gegen Beteiligung am Kampfe gegen Rußland Schleswig-Holſtein anböte, und zu gleicher Zeit erzählte er in London, daß Preußen ſich beteiligen wolle, falls es die Herzogtümer bekäme.[1] Beides war erlogen, und als die Sache herauskam, kriegte er ſeine Entlaſſung. Ich hatte dabei mitzuthun. Der König rief aus: »Ja, zwanzig Jahre iſt der mein Freund geweſen, und jetzt macht er mir das.« Der alte General Rauch[2] bemerkte: »Ja, zwanzig Jahre hat er Euer Majeſtät belogen und betrogen.« — »Das läßt man ſich über einen Freund nicht ſagen,« erwiderte der König.“

Er ging hierauf auf andre Gegenſtände über, und als ich fragte, ob er ein Thema wüßte, das ich in der Preſſe behandeln könnte, verneinte er das erſt, dann aber ſagte er: „Giers hat den Kaiſer recht hinfällig gefunden, und vielleicht dauerts mit ihm nicht lange mehr. Wenn er tot iſt, gehe ich auch. Er iſt ein alter tapferer Herr, ders immer wohl meint, und den ich nicht verlaſſen darf Mit dem Kronprinzen mache ich aber keine Experimente, dazu bin ich zu alt und ſchwach. Es wird dann nicht gut werden, und ich bin überhaupt der Überzeugung, daß dann das, was wir ſeit ſechsundſechzig geſchaffen haben, keinen Beſtand hat.“ Er nannte im weitern Verlauf ſeiner Rede die Kronprinzeſſin „eine liberale Engländerin,“ eine „Anhängerin Gladſtones“ und behauptete, ſie „habe auf ihren Gemahl mehr Einfluß, als zu wünſchen wäre.“ Dann ſprach er abermals von ſeinem Bedürfnis nach Ruhe und Leben auf dem Lande, wobei er ſich über Berlin mit großer Geringſchätzung äußerte, kaum gelten ließ, daß es eine ſchöne Stadt ſei,

[1] G. u. E. I, 112. Bunſen wurde im März 1854 abberufen.

[2] Über den ſchonungslos ehrlichen General von Rauch ſ. G. u. E. 1, 48.

und wiſſen wollte, daß man die Folgen der Kanaliſation ſchon jetzt in allen Häuſern röche, und daß die Stadt dadurch bald unausſtehlich verpeſtet ſein würde. Er ſchloß: „Ich habe mich immer aus den großen Städten und dem Geſtanke der Ziviliſation weggeſehnt, und mit jedem male, wo ich dort ſein mußte, mehr, und ich habe meine Muße verdient.“ — Ich äußerte, dieſe Sehnſucht begreife ich vollſtändig, auch daß er dem zukünftigen Herrn bei deſſen Abſichten nicht dienen möge, aber ſein eigenſtes Werk verlaſſen, ganz von der politiſchen Bühne abtreten werde er wohl nicht, ſondern wenigſtens ſeine Stelle im Herrenhauſe einnehmen, ſich in den Reichstag wählen und dort ſeinen Rat und ſeine Warnung vernehmen laſſen. Er entgegnete „Ja, aber nicht in Fronde und Oppoſition unter allen Umſtänden, wie andre.“ — Ich ſagte: „Dann bitte ich Sie, ſich dieſes kleinen Dinges zu erinnern, wenn Sie Vertretung in der Preſſe brauchen; ich werde immer dazu bereit bleiben.“ — „Gut — erwiderte er, indem er mir die Hand reichte —, dann können Sie zu mir kommen und meine Papiere ordnen; da ſteckt (mit einem vielſagenden Lächeln) noch viel Gutes darin.“ Ich bat dann, noch den folgenden Tag verweilen zu dürfen, ich wäre nur zu gern in ſeiner Nähe. „Gewiß, bleiben Sie — ſagte er —, nur müſſen Sie nicht verlangen, daß ich Skat mit Ihnen ſpiele oder Sie ſonſt unterhalte.“

Ich blieb noch den 17. November, machte verſchiedne weite Fußpartien durch den Wald im Oſten und Weſten, war abends zugegen, als Lange ihm nach dem Diner Bericht über die Gutsverwaltung erſtattete, und reiſte am 18. mittags nach Berlin und am 19. nach Leipzig zurück, wo ich von Rantzau nach und nach die meiſten der noch übrigen Fahnen erhielt. Zwei andre hatte der Chef an Bucher nach Berlin geſandt, von dem ich ſie mir abholen mußte.

Ich brachte dort die Unterhaltung auf Buchers Anteil an den Verhandlungen über die ſpaniſche Thronkandidatur des Prinzen von Hohenzollern, und er erzählte mir ausführlich davon.[1] Er iſt in der Angelegenheit das erſte mal zu Oſtern in Madrid geweſen, dann im Juni 1870. Über ſeine zweite Reiſe in der Sache berichtete

[1] Vgl. Bd. I, 30. Anm. II, 65. E. Marcks, Wilhelm I., 3. Aufl. im Anhang.

er: „Es war ein Hin- und Herfahren im Zickzack, bei dem der Zufall eine große Rolle ſpielte, hindernd und verzögernd, auch fördernd. Salazar kam zu mir, Sonnabends[1], und wollte den endgiltigen Beſchluß des Prinzen bis Montag haben. Ich erwiderte, das werde nicht möglich ſein in der kurzen Zeit, zumal da ich nicht einmal wüßte, wo der Prinz ſich jetzt aufhielte, und daß man ihn doch ſprechen müßte. Auch könnte ich jetzt nicht gut abkommen. Er ſagte, er wiſſe, daß der Prinz ſich in Reichenhall befinde, und meinte dann: Selon ce que vous me dites je renonce. Ich entgegnete: »Ich nehme an, daß Sie ſich über das, worüber wir hier verhandeln, Aufzeichnungen machen werden, und daß die ſpäter in die ſpaniſchen Archive kommen werden, und da das einmal für die Geſchichte zugänglich ſein wird, ſo möchte ich die Verantwortlichkeit hier nicht auf mich nehmen. Ich werde alſo mit Ihnen reiſen, zuerſt nach Madrid (unwahrſcheinlich, aber ſo hörte ich), dann zum Prinzen.« Er ſagte, er werde ſich dann von einem Lehnsmanne begleiten laſſen, der ſpränge, wenn ers ihm geböte, ohne Bedenken zum Fenſter hinaus aufs Straßenpflaſter. Es ſind dort noch eigentümliche Zuſtände, Vaſallengehorſam, Hingebung wie in der Ritterzeit. — Nun denn, ſo reiſten wir zuerſt getrennt in verſchiednen Coupés, damit ſies nicht merkten, über Paris dorthin, und darauf zuſammen, da er nicht Deutſch verſtand und der Begleiter nur Spaniſch, nach Reichenhall. Als ich mich dort bei der Badedirektion erkundigte, war der Direktor weg, in einem benachbarten Orte, und die andern wußten keine Auskunft über den Prinzen zu geben. Sie glaubten, er ſei nicht hier. Ich fuhr nach jenem Orte, und da war der Direktor ſchon wieder fort. Ich kehrte nach Reichenhall zurück und ging auf die Polizei. Dort kam mir auf der Treppe ein etwas dürftig gekleideter Menſch entgegen, der blieb ſtehen und fragte, ich wolle wohl auf die Polizei, die ſei aber jetzt geſchloſſen; indes gehöre er zu ihr und wolle wieder mit mir hinaufgehen. Ich ſagte, ich ſuchte den Prinzen von Hohenzollern, dem ich eine Mitteilung

[1] Wenn Salazar am 14 Juni von Madrid abgefertigt wurde (Sybel VII, 259), ſo war dieſer Sonnabend der 18. Am 19. kam Salazar in Sigmaringen an, am 20. ſtimmte der Prinz zu, vgl. v. Werthern, General von Verſen 83. Nach dieſen Daten kann nur von einer zweiten Reiſe Buchers „in der ſpaniſchen Sache", aber nicht „nach Spanien" die Rede ſein.

zu machen hätte, und da erwiderte er mir, ja, der ſei hier und wohne da und da, aber unter einem andern Namen. Ich machte mich alſo mit Salazar dahin auf den Weg, aber wir trafen nur die Prinzeſſin, die uns ſagte, ihr Gemahl ſei jetzt mit ſeinem Vater in Sigmaringen Alſo aufgepackt und ſofort dahin; da trafen wir ſie denn auch, und ſie willigten ein. Doch könnten ſie nichts beſtimmen ohne die Einwilligung des Königs, der damals in Ems war.[1] So reiſten wir denn wieder dorthin und wurden von dem alten Herrn empfangen, der gegen mich ſehr gnädig war und auf meinen Vortrag einging. Dann fuhr ich nach Varzin zum Chef, um ihm Bericht zu erſtatten Es war in der That eine Zickzackreiſe mit Hinderniſſen." Bucher fügte hinzu, er habe ſich über die Geſpräche mit Salazar ſtenographiſche Aufzeichnungen gemacht, die er „noch beſitze" - ſo verſtand ich ihn wenigſtens. —

Im ganzen hatte der Fürſt bei ſeiner Mitarbeit am Buche von den faſt neunhundert Seiten des Werkes nur etwas mehr als ſiebzehn geſtrichen und zu den beiden Bänden ungefähr zweiundzwanzig Seiten beigetragen. Das Buch kam, in 10000 Exemplaren gedruckt, Ende Februar 1884 heraus und war im Herbſt 1885 in nahezu 6500 Exemplaren verkauft, obwohl die liberale Preſſe es nach Kräften herunterriß Im April erſchien bei Macmillan eine engliſche Überſetzung, im Frühjahr 1888 eine italieniſche von Brandi in Mailand.

1884

Am 14. März 1884 ſiedelte ich wieder nach Berlin über, und am 16. beſuchte ich Bucher, um ihm ein hübſch gebundnes Exemplar des Buches zu überreichen. Er beſaß es indes bereits, hatte es durchgeleſen und war dabei auf nichts Unrichtiges geſtoßen. Doch gab er mir drei Winke zur Vervollſtändigung bei einer neuen Auflage: 1. Motley und Keyſerlingk haben mit Bismarck in dem Hauſe der verengerten Friedrichſtraße, wo jetzt die Schellerſche Buchhandlung iſt, gewohnt, und ein Amerikaner hat ſpäter ein Buch über Motley verfaßt und darin Verſchiednes aus deſſen Munde mitgeteilt, das ſich auf den damaligen Bismarck bezieht. Ich ſoll es mir

[1] Seit dem 20. Juni. Sybel, VII, 260.

zu Zuſätzen zu Bd. II, S. 410 geben laſſen. 2. Vervollſtändigung der Anmerkung Bd. I, S. 228: Bunſen hat es in Rom nicht beſſer gemacht. Emil Friedberg erzählt in ſeiner Schrift „Die Grundlagen der Preußiſchen Kirchenpolitik unter Friedrich Wilhelm III.“ (Leipzig, Grunow, 1881) S. 16 „Es iſt bekannt, daß Rom darauf (auf den Beſchluß des Miniſteriums und des Königs, den Erzbiſchof[1] von Köln nach der Feſtung Mainz abzuführen) mit der päpſtlichen Allokution vom 10 Dezember 1837 antwortete und die ganze Kluft zwiſchen den ſtaatlichen und kirchlichen Anſchauungen ſchonungslos aufdeckte. Ebenſo wiſſen wir aus Bunſens Leben, daß dieſer nach Rom eilte, auf der Reiſe die Sympathien Metternichs für die preußiſche Sache zu erwirken ſtrebte und, ohne den Wortlaut der Allokution zu kennen, zuerſt von Ancona aus, dann noch einmal am 29 Dezember eine klägliche Note an den päpſtlichen Stuhl richtete, worin er ſich bereit erklärte, die Wiedereinſetzung des Erzbiſchofs in die Verwaltung ſeiner Diözeſe als Baſis oder zum Endzweck weiterer Verhandlungen mit dem päpſtlichen Stuhle anzunehmen. Wir können hinzufügen, daß Bunſen dieſe Note gegen ſeine Inſtruktion erließ. . . . Die Desavouierung, die Bunſen in Berlin empfing und empfangen mußte, veranlaßte ſeinen Rücktritt.“ 3. Bucher meint, daß Arnim den Ausdruck und die ganze Geſchichte der oratores (Unſer Reichskanzler I, 137) vom Titelbilde der Schrift Petri Suavis Polani Historiae Concilii Tridentini Libri octo genommen hat, die ihm in Rom zugänglich geweſen ſein wird.*)

Nach Buchers Bericht iſt der Reichskanzler diesmal ſehr friſch aus Friedrichsruh zurückgekehrt,[2] ſchon zweimal im Tiergarten

---

[1] von Droſte-Viſchering.

*) Er ſchickte mir das Buch (Quartant in Pergament, 1859 von ihm in London gekauft) am 17. durch ſeinen Diener. Es iſt die lateiniſche Überſetzung der Istoria del concilio Tridentino des Fra Paolo, d. h. des venezianiſchen Servitenmönches Paolo Sarpi, der, ſehr freiſinnig denkend, in ſeinem Werke nachweiſt, daß die Wiedervereinigung der Proteſtanten mit der katholiſchen Kirche nur durch die Intriguen und die Anmaßung der Kurie vereitelt worden iſt. Auf jenem Bilde befinden ſich ein orator regis Philippi und oratores laici. Oratores iſt der gewöhnliche Titel der Geſandten in der Zeit vor und kurz nach der Reformation, wo Latein die Sprache der Diplomatie war.

[2] Am 12. März 1884. Bismarck-Regeſten II, 306.

ſpazieren geritten, auch einmal zu Fuße dort geweſen. Er hat eine Denkſchrift für den Kaiſer ausgearbeitet, die nachweiſt, daß die innere Politik Gladſtones, die Erweiterung des Wahlrechts[1] die engliſche Ariſtokratie und damit auch die Krone, die ja nur deren Spitze ſei, herabdrücken werde. Der Kaiſer hat dazu ſchriftlich bemerkt, daß ihm dieſe Auseinanderſetzung ſehr einleuchte, und ob es nicht gut ſein werde, ſie dem Kronprinzen vorzulegen, was der Chef bejaht hat. Intereſſant war noch Buchers Mitteilung, „die Zurückweiſung des abſurden Angriffs der Nationalzeitung“ (auf mein Referat über die Gablenzſche Miſſion), die die Norddeutſche Allgemeine Zeitung erteilt habe, ſei vom Fürſten ſelbſt verfaßt geweſen.

Einige Tage nach dieſem Beſuche bei Bucher ſchrieb ich an den Reichskanzler, zeigte ihm an, daß ich wieder in Berlin wohne, und bat für den Fall, daß ich ihm in irgend einer Sache in der Preſſe dienen könne, um geneigte Benachrichtigung, wenn ich ihm meine Aufwartung machen und ſeine etwaigen Weiſungen in Empfang nehmen dürfte, bekam aber keine Antwort. Mit Bucher dauerte mein Verkehr fort. Am 3. Juli ſchickte er mir ſeine Karte, mit der er ſeine Abreiſe nach Laubbach bei Koblenz anzeigte.

Am 27. Juli erhielt ich folgenden Brief, der wegen unrichtiger Adreſſe („Geh. Legationsrat Moritz Buſch, Berlin, Im Reichskanzleramt“) zurückgegangen und wiedergekommen war:

„Kiſſingen, den 30. Juni 84

Sehr geehrter Herr!

Selten hat mir ein Buch ſoviel Intereſſe eingeflößt, als Ihr »Unſer Reichskanzler,« das ich hier während meiner Kur angefangen habe zu ſtudieren. Da es aber andern Menſchen ebenſo geht, und eine neue Auflage daher ſehr bald nötig ſein wird, halte ich mich für verpflichtet, auf einen Irrtum aufmerkſam zu machen, dem ich auch in franzöſiſchen und engliſchen Blättern begegnet bin. Der Brief des Miniſterpräſidenten vom 26. Dezember 1865, der durchaus

[1] Durch die Parlamentsreform vom Dezember 1883 wurde die Zahl der Wähler um etwa zwei Millionen vermehrt.

gegen meinen Willen, nur vermöge einer groben und noch völlig unaufgeklärten Indiskretion in die Öffentlichkeit gekommen iſt, war nicht an den Prediger Roman von André, ſondern an den Rittergutsbeſitzer Andrae-Roman gerichtet. Hiernach würden ſich ein paar kleine nachfolgende Bemerkungen, z. B. S. 158, auch berichtigen laſſen. Nicht vom Standpunkte des Geiſtlichen, ſondern im Bewußtſein, mit dem Fürſten Bismarck auf ein und demſelben Glaubensgrunde zu ſtehen und von einer herzlichen Liebe zu dem gewaltigen Manne, deſſen hohe Bedeutung mir längſt klar war, ehe er an die Öffentlichkeit trat, habe ich ſtets zu ihm geſprochen oder geſchrieben.

„Wollen Sie mir geſtatten, noch eine Bemerkung hieran zu knüpfen, ſo iſt es dieſe. Die etwas kühle Stellung Bismarcks zu den Geiſtlichen als ſolchen ſchreibt ſich nicht erſt her von dem Konflikte mit der Kreuzzeitung, ſie beſtand lange vorher, hängt mit einer ähnlichen Stellung zur Kirche als ſolcher eng zuſammen und hat ganz andre Urſachen, auf die ich hier nicht näher eingehe. Daß Geiſtliche oder auch Laien damals als »Deklaranten«, als Bürgen für irgend welche Niederträchtigkeiten und Bosheiten aufgetreten ſeien, die damals, leider Gottes, gegen den hochverehrten Mann losgelaſſen wurden, muß ich ſo lange beſtreiten, bis mir ſolche Perſonen — ich rede nur von ſolchen Konſervativen, die mit Bismarck auf einem Glaubensgrunde ſtehen — nachgewieſen werden. Dieſe Auffaſſung habe ich zu meiner ſchmerzlichen Überraſchung zuerſt zur Zeit der Generalſynode aus einem Briefe des Fürſten an meinen Freund von Holtz erfahren. Ohne Säumen habe ich damals ſofort mit der z. Z. zu Berlin anweſenden, ziemlich großen Anzahl meiner Mitdeklaranten mich in Verbindung geſetzt, und da *alle*, die ich geſprochen, mit mir darin übereinſtimmten, daß lediglich die öffentliche Erklärung Bismarcks — weder dieſe noch der Wortlaut der Deklaration iſt mir gegenwärtig —, alſo die Erklärung »kein *anſtändiger* Menſch *könne* nach Veröffentlichung der betreffenden unglücklichen Artikel die Kreuzzeitung mehr leſen« zu der Gegenerklärung Veranlaſſung gegeben, *wir* hielten uns für anſtändige Menſchen, obgleich wir die Kreuzzeitung noch leſen. Von einer Billigung der »Niedrigkeiten und Bosheiten« ſteht kein Wort darin. Die Reichsglocke habe ich nie geleſen und nie gebilligt.

Auch die Angaben über den Tod des mir verwandten Herrn von Wedemeyer ſind ſehr gewagt und ſchwerlich zu begründen. Es wurde damals eine gemeinſame Zuſchrift an den Fürſten beſchloſſen, die ich verfaſſen ſollte, auf den Wunſch eines dem Fürſten naheſtehenden Mannes dieſer Beſchluß aber dahin abgeändert, daß jeder einzeln an ihn ſchreiben ſolle, was auch im obigen Sinne vielfach geſchehen iſt. Es giebt aber verſchiedne Sorten Konſervative; die zuverläſſigſten, wenn auch nicht immer gefügigſten, waren ſtets und werden für ihn immer ſein, die mit dem Fürſten auf gleichem religiöſen Boden ſtehen.

Hochachtungsvoll

A. Andrae-Roman."

Am 23. September war ich bei Bucher, der in Laubbach Maſſage und Heilgymnaſtik getrieben hatte und ſeit etwa fünf Wochen wieder in Berlin war. Er klagte wieder über „die greuliche Wirtſchaft im Auswärtigen Amte." Er „möchte am liebſten weg, wenn es ginge." Den Grafen Herbert lobte er als „ſehr fleißig und nicht ungeſchickt" und meinte, der Fürſt habe ihn wohl für ſpäter zum Staatsſekretär beſtimmt. Er hat, als Münſter, der „mehr Engländer iſt und nicht viel leiſtet," eine Sache verſchleppt hatte, Herbert nach London geſchickt, der nun ſofort alles in die Hand genommen, Feuer dahinter gemacht und die Angelegenheit glücklich erledigt hat... „Ein andrer an der Stelle des Herrn Botſchafters hätte darüber ſeinen Abſchied genommen." — „Angra Pequena und die lange Verzögerung der Antwort auf die Anfrage des Kanzlers?" fragte ich, und Bucher bejahte es.[1] Er meinte dann: „Es wird nicht angenehm ſein, unter dem jungen Manne zu ſtehen, aber es wird gearbeitet werden, nicht alles langſam und liederlich gemacht; auch hat Herbert ein gutes Gedächtnis, und er iſt viel um ſeinen Vater und oft bei Beſuchen wichtiger Perſönlichkeiten zugegen geweſen, wo bedeutende Dinge, die nicht zu den Akten kommen, beſprochen wurden, und ſo hat er viel lernen können."

[1] Auf die amtliche Anfrage vom 27. Dezember 1883. Da die Antwort ausblieb, ſo erklärte der Kanzler am 24. April 1884 Angra Pequena als deutſches Schutzgebiet und ließ, nachdem England dies am 26. Juni anerkannt hatte, dort am 1. Juli die Reichsflagge hiſſen.

Die Zuſammenkunft in Skiernewice[1] ſah Bucher mit mir als „Schauſtellung des guten Einvernehmens der drei Kaiſer vor Europa“ an, doch fügte er hinzu: „Beſonders des Verhältniſſes Rußlands zu Öſterreich, das mancherlei zu wünſchen übrig ließ. Man kann ſich hier auch über Ägypten beſprochen haben.“ Er beſtätigte ferner, daß der Chef „bei der kalten und ablehnenden Haltung Gladſtones ſeit langer Zeit ſchon auf ein gutes Verhältnis zu Frankreich hinarbeite, und nicht ohne Erfolg,“ und ſagte, nachdem er von der Balkanhalbinſel geſprochen und eine Verſtändigung hinſichtlich derſelben angedeutet hatte, er habe Luſt, etwas über die Sendung einer engliſchen Kommiſſion nach Sarakhs zur Feſtſtellung der zweifelhaften Grenze zwiſchen Afghaniſtan und Rußland zu machen, nur fehle es ihm zur Zeit noch an geographiſchem Material dazu. Dabei vermet er, daß er ſich mit dieſer Sache jüngſt viel beſchäftigt habe. Ich erbot mich, in den Grenzboten etwas darüber zu bringen, und er verſprach dazu Material aus der Bibliothek des Auswärtigen Amtes, namentlich das Reiſewerk O'Donovans. Er hatte den Fürſten vor kurzem geſehen (dieſer iſt jetzt nach Friedrichsruh abgereiſt)[2] und glaubte, die Reiſe nach Skiernewice ſei ihm gut bekommen, er ſehe ſehr ſchlank aus, befinde ſich recht wohl und arbeite auch fleißig.

Tags nachher kam Bucher früh 8¾ zu mir (Lützowſtraße 14) und brachte eine Sammlung von Zeitungsausſchnitten verſchiednen Inhalts zu meiner Benutzung, ich war indes ausgegangen. Als ich ihm das Fascikel am 28. September zurückbrachte, erzählte er weiteres von Herberts Auftreten gegenüber den Engländern. Als ihn bei den Verhandlungen über Angra Pequena Lord Granville gefragt habe, ob wir nicht am Ende Erweiterungen nach dem Innern hin (nach Oſten, in der Richtung nach dem Betſchuanalande und der Boerenrepublik?) vornehmen würden, habe er das „nicht gerade ſehr höflich für a question of mere curiosity erklärt und am Schluſſe gar für a matter which does not concern you.“ Der Chef habe ihm den Brief, der das gemeldet habe, gezeigt und ſich über die Derbheit ſeines Sohnes gefreut. Jetzt hätten ſich die Eng-

[1] 15. bis 17. September 1884.

[2] Am 22. September Bismarck-Regeſten II, 328.

länder in der Sache auch insofern gefügt, als die Regierung den nachträglichen Beschluß der Kapregierung, das Land um Angra Pequena zu annektieren, nicht bestätigt habe. „Münster muß vom Londoner Posten fort — sagte er —, ob aber die Zeitungsnachricht, daß Herbert zu seinem Nachfolger bestimmt sei, wahr ist, muß ich bezweifeln.“ Er erzählte später: „Als die Deutschen nicht lange vor dem Präliminarfrieden von Versailles, um die untere Seine zu sperren, englische Kohlenschiffe versenkt hatten, und die Engländer darüber Lärm schlugen, fragte mich der Chef: »Was können wir antworten?« Nun wissen Sie, daß ich etliche alte Schmöker über Völkerrecht und dergleichen mitgebracht hatte. Ich suchte da nach, fand, was die alten Schriftsteller das jus angariae nennen, d. h. das Recht, Eigentum Neutraler gegen volle Entschädigung zu zerstören, und zeigte ihm das. Er schickte mich damit zu Russell, und der ließ sich durch diese good authority überzeugen, und bald nachher stand die Geschichte mit dem jus angariae in der Times. Wir schrieben in demselben Sinne nach London, und die Sache war erledigt. Als ich nun vor einiger Zeit in unsern Kriegsakten etwas nachsehen mußte, waren die beiden von mir in der Angelegenheit verfaßten Schriftstücke beseitigt — unser gemeinschaftlicher Freund Abeken hatte sie entfernt, aus Eifersucht auf mich.“ Ich erinnerte an O'Donovans Werk, er meinte aber, der betreffende Grenzbotenaufsatz würde jetzt noch zu früh kommen. Er knüpfte daran einen Rückblick auf die Engländer und Russen in Afghanistan, die Ablehnung eines englischen Residenten von seiten des Emirs, der dann einen russischen angenommen hatte, Chamberlains Zurückweisung an der Grenze, Beaconsfields Kriegszug, Major Cavagnaris Ermordung, den weitern Krieg, Ejubs Einbruch, die Schlappe bei Mainwand, die Räumung Afghanistans unter Gladstone u. s. w., wobei er sich als in diesem Kapitel genau unterrichtet erwies.[1] Zuletzt wollte er „für

[1] Schir Ali schloß im Frühjahr 1878 ein Verteidigungsbündnis mit Rußland und empfing eine russische Gesandtschaft unter General Stoljetjew in Kabul. Erst durch einen kostspieligen Feldzug 1878/79 erzwangen die Engländer im Frieden von Gandamak am 26. Mai 1879 von Schir Alis Nachfolger Jakub Chan die Aufnahme eines britischen Residenten, des Majors Cavagnari. Doch wurde dieser, der am 24. Juli seinen Einzug in Kabul hielt, am 3. September

jetzt“ in den Grenzboten eine Darſtellung des ſchändlichen Benehmens Englands gegen Irland nach Leckys Buch, das er mir aus der Bibliothek des Auswärtigen Amtes zu verſchaffen verſprach, das ich jedoch ſelbſt beſaß Ich machte danach den Aufſatz, der kurz nachher erſchien.*)

bei einem Volksaufſtande erſchlagen. Die Engländer nahmen nun den Krieg wieder auf, brachten Jakub Chan in ihre Hand und ſetzten am 22. Juli 1880 Abdurrhaman Chan als Emir ein, erlitten aber gegen deſſen Nebenbuhler Ejub Chan am 26. Juli bei Mainwand unweit Kandahar eine ſchwere Niederlage. Erſt am 3. September entſetzte General Roberts das belagerte Kandahar, aber Gladſtone befahl im März 1881 die Räumung Afghaniſtans.

*) Grenzboten 1884 Nr. 44. Engliſche Sünden in Irland.

Einunddreißigſtes Kapitel

Aus den Jahren 1884 (Fortſetzung) und 1885.

Wiederholt hatte Bucher mir davon geſprochen, daß die ſüdafrikaniſche Frage auch für uns von Bedeutung ſei, und mir, als ich ſie darauf in den Grenzboten zu behandeln bereit war, Material dazu in Ausſicht geſtellt, und ich hatte ihn zweimal daran erinnert.

Am 3. November 1884 ſchrieb er mir: „Die Akten über Südafrika kann ich noch nicht entbehren, weil ſie täglich gebraucht werden können, was Sie wohl an den Artikeln der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung gemerkt haben. Auch iſt jetzt noch nicht der richtige Moment: ſie müſſen erſt wiſſen, was die Boers auf alle die engliſchen Anklagen zu antworten haben.[1]

„Inzwiſchen würde ein andrer Artikel in Nummer 47 erwünſcht ſein, über die Debatte in der Times vom 1. d. M. Ich habe Ihnen dazu vorgearbeitet und füge s. p. r. ein Bündel bei, in dem Sie allerlei Material finden werden. Die Frage der Protektion in England muß freilich ſehr vorſichtig behandelt werden; denn wir haben das Intereſſe, daß England bei ſeinem Tarif bleibt, und müſſen uns das in Gedanken gegenwärtig halten.

„Es iſt Unſinn, zu glauben, daß es in der Tariffrage eine abſolute, für alle Völker und Zeiten zutreffende Wahrheit gebe. Jedes Volk muß wiſſen oder durch Erfahrung an ſich lernen, was ihm frommt. Es fällt uns daher nicht ein, die Engländer belehren zu wollen, obwohl ſie mit Belehrung ſehr freigebig ſind und bei uns der Übergang von dem Syſtem der natürlichen Kräfte, mit

[1] England hatte nach der Niederlage am Majubaberge (Laings Neck) am 27. Februar 1881 dem 1877 unterworfnen Transvaal am 6. Auguſt 1881 die Selbſtverwaltung, am 27. Februar 1884 die Unabhängigkeit zugeſtanden.

dem die vorige Generation preußiſcher Staatsmänner das Land ſeit 1815 in die Höhe gebracht, zu der Freihandelsdoktrin, der ſeit 1850 der Beamtenſtand und die Majoritäten der Vertretungskörper anhingen, zum großen Teil engliſchen Schriftſtellern und von England bezahlten deutſchen Journaliſten zuzuſchreiben iſt. Und nun aus den jetzt in England erhobnen Klagen dasjenige, was eine handgreifliche Anwendung auf unſre Verhältniſſe findet, namentlich über foreign competition gegen Ackerbau und Viehzucht. Dann die Gegenausführungen, daß Rückkehr zur Protektion in England unmöglich ſei — dies mit der Anerkennung, daß die Gründe ihr Gewicht hätten. Schluß, daß auch wir keine Abhilfe anzugeben wüßten, und daß dieſer eigentümliche Zuſtand wohl die Folge der eigentümlichen Entwicklung Englands ſei; auf dem Feſtlande Dreißigjähriger Krieg, ſpaniſcher Erbfolgekrieg, napoleoniſche Kriege (auch 1870 war a wonderful year for England infolge unſers Krieges). Die Völker des Feſtlandes zerfleiſchen einander in Kriegen oder Revolutionen England, das ſeit 1066, abgeſehen von kleinen franzöſiſchen Landungen in Irland, keinen Feind auf ſeinem Boden geſehen hat, is making money und verhilft ſich zu den beſten Kolonien. Wenn wir eine Ära langen Friedens in Europa vor uns haben, wie es den Anſchein hat, ſo werden die Bedingungen fehlen, unter denen Englands Reichtum, wie Gladſtone ſagt, by leaps and bounds ſich vermehrt hat“ Ich ſchrieb den Artikel nach dem Material und Plane Buchers ſogleich, und er erſchien unter dem Titel: „Schutzzöllner in England“ in Nummer 47 der Grenzboten.

Am 16. November ſandte Bucher wieder Stoff zu einem Angriff auf England, der zu einem Aufſatze verarbeitet wurde, „England und die Cholera“ hieß, in Nummer 49 der Grenzboten kam und behauptete, England habe durch ſeine Zollgeſetzgebung 1817 die Handweberei in Oſtindien vernichtet, dadurch viele Leute brotlos gemacht und ſo die Wirkungen der Mißernten verſtärkt, die in Hungersnöten beſtanden hätten, die ihrerſeits Urſache geweſen wären, daß die aus Sumpfluft, Hitze und Menſchenanhäufung bei Pilgerſtätten entſtandne Cholera ein geſchwächtes, wenig widerſtandsfähiges Volk vorgefunden hätte und zur Epidemie geworden wäre. Auch die Verbreitung der Seuche nach Weſtaſien

und Europa habe England verſchuldet, weil es, um ſeinen Handel und ſeine Schiffahrt nicht zu ſtören, keine rechte Aufſicht geübt habe.

Am 24. November war ich wieder bei Bucher, um ihn an die verſprochenen Akten des Auswärtigen Amtes über den Streit der Engländer mit den Boeren zu mahnen. Er ſagte, er könne ſie gerade jetzt nicht gut entbehren, wenigſtens die von 1879 an nicht, da der Chef und Hatzfeldt jeden Tag Auskunft über die Sache verlangen könnten. Das ältere Material werde er mir ſchicken, obwohl nichts aus der Hand gegeben werden ſolle. Er iſt der Meinung, daß England einen Krieg mit dem holländiſchen Elemente in ganz Südafrika fürchte, und daß Warren ſeine Freiwilligen gewiß nur unter den dortigen engliſchen Anſiedlern werben könnte. Er äußerte dann: „Geben Sie jetzt recht genau acht auf die Nachrichten aus Afghaniſtan; dort wird es nächſtens was geben.“[1] Ich fragte: „Die engliſche Expedition, die von Quetta zur Grenzregulierung abgegangen iſt, iſt wohl an Ort und Stelle eingetroffen?“ Er antwortete: „Nein, die hat erſt Herat erreicht Aber General Lumsden, der über Teheran gereiſt iſt, befindet ſich an der Grenze und hat da entdeckt, daß ein wichtiger Punkt, Pul i Chatun — Weiberbrück, die Männer reiten daneben durch den Fluß —, eine Stelle, über die man erſt noch beſtimmen wollte, von den Ruſſen ſchon in Beſitz genommen war Daily News, das Regierungsorgan, wundert ſich und klagt darüber. .. Wahrſcheinlich wird Sie der Chef in den Grenzboten etwas über die Frage ſchreiben laſſen — ſchloß er —, mit der Norddeutſchen geht es doch nicht.“ . Ich fragte dann, ob es begründet ſei, daß Buſch bald abgehen werde und Geſandter werden ſolle, und er bejahte es. Ich: „Und dann wird Herbert ſein Nachfolger?“ Er: „Ja, gewiß.“ Ich: „Dann wird aber Hatzfeldts Stellung wackelig.“ Er: „Freilich, dann wird er überflüſſig, und das iſt wohl auch die Abſicht des Chefs. Herbert lieſt dann mit ihm beim Frühſtück die Eingänge, und er ſetzt ihm auseinander, was damit gemacht werden ſoll, und der giebt uns dann die Sachen direkt zur Bearbeitung.“

[1] Die Ruſſen hatten 1881 die Teke-Turkmenen unterworfen und durch den Vertrag am 21. Dezember 1882 mit Perſien die Grenze am Atrek weiter ſüdlich vorgeſchoben.

Am 28. November früh brachte mir Buchers Diener in einer verſchloſſenen grünen Reiſetaſche (Schlüſſel im Couvert dabei) drei dicke Konvolute Akten des Auswärtigen Amtes zur Transvaalfrage, die ich auszog und ihm nach fünf Tagen perſönlich wieder zuſtellte. Sie beſtanden aus engliſchen Blaubüchern und Depeſchen Münſters, Graf Herbert Bismarcks, Alvenslebens im Haag und des deutſchen Konſuls in Kapſtadt, umfaßten die Zeit vom 16. Juli 1881 bis 31. März 1882 — vom 1. April 1882 bis November 1882 und vom Dezember 1882 bis 15. März 1884 und wurden zu drei Aufſätzen mit dem Titel: „England und die Boers“ verarbeitet, die in den drei erſten Heften der Grenzboten von 1885 erſchienen Gleich nachher, in Nr. 4, folgte ihnen ein Artikel: „Die Luciabucht“ mit einem Schluſſe nach Äußerungen Buchers, und dieſem wieder einer über „England und Rußland in Aſien,“ der gleichfalls von Bucher angeregt worden war, und zu dem er mir Ausſchnitte aus engliſchen Zeitungen und O'Donovans Buch über Merw geſchickt hatte. Dieſer ſtand in Nr. 6 der Grenzboten. — Bei den Konvoluten der Reiſetaſche lag ein auf rotes Papier gedruckter, aus Newyork datierter, ſehr heftiger Aufruf an das Volk Europas (engliſch), den Boers zu helfen, auf den Bucher geſchrieben hatte: „Können Sie behalten.“

1885

Am 11. Februar 1885 ſchrieb ich an den Rittergutsbeſitzer A. Andrae-Roman, Neu-Torney-Stettin:

„Sehr geehrter Herr!

Lange Zeit ſehr beſchäftigt, dann krank geweſen, komme ich erſt jetzt dazu, Ihre Zuſchrift aus Kiſſingen vom 30. Juni v. J. zu beantworten Zunächſt danke ich Ihnen für die Berichtigung: Andrae-Roman, Rittergutsbeſitzer, nicht Roman von Andrä, Prediger, die ich in der zweiten Auflage von »Unſer Reichskanzler« anzubringen nicht verfehlen werde. Auch ein Satz auf Seite 158 des erſten Bandes wird nach Ihrem Schreiben geändert werden. Über die Verwendung des weitern Inhalts wäre eine mündliche Verſtändigung wünſchenswert, namentlich über die von Ihnen nur kurz erwähnte Deklarantenangelegenheit Auskunft von vertrauenswürdiger Seite wäre mir hier zunächſt für meine Privataufzeichnungen wert,

deren Quellen allenthalben in dem ernſten Streben aufgeſucht und benutzt wurden, über den gewaltigen Geiſt, den wir beide gleich verehren, die Wahrheit zu erfahren.

„Schon jetzt aber ließe ſich wohl über eine Stelle in Ihrem Briefe näheres mitteilen Ich meine die, wo Sie ſchreiben: »Die etwas kühle Stellung Bismarcks zu den Geiſtlichen als ſolchen ſchreibt ſich nicht erſt her von dem Konflikte mit der Kreuzzeitung, ſie beſtand ſchon lange vorher, hängt mit einer ähnlichen Stellung zur Kirche als ſolcher zuſammen und hat ganz andre Urſachen, auf die ich hier nicht näher eingehe.« Wollen Sie, wie ich nach Ihren lobenden Worten über mein Buch vielleicht hoffen darf, mir das Vertrauen erweiſen, mir dieſe »ähnliche Stellung zur Kirche«, dieſe »ganz andern Urſachen« mit einiger Ausführlichkeit in ihrer etwaigen Antwort zu zeichnen, ſo würden Sie mich ſehr verpflichten. Ich möchte namentlich über das, was das zweite Kapitel des Buches enthält, noch klarer und gewiſſer ſein, als ich bei der Abfaſſung desſelben ſein konnte, obwohl ich nichts verſäumt hatte, über Bismarck als religiöſen Menſchen auf den Grund zu kommen, und glauben durfte, ich ſei im ganzen wohl unterrichtet. Es liegt mir ſo viel daran, mich über dieſes wichtige Thema noch beſſer belehrt zu ſehen, daß ich mit Ihrer Erlaubnis auch bereit wäre, mir perſönlich bei Ihnen Auskunft zu holen, und bitte ich Sie, mir in ſolchem Falle Ort, Tag und Stunde dazu beſtimmen zu wollen.

„Schließlich geſtatten Sie mir gütigſt, meinerſeits einen Irrtum zu berichtigen. Ich bin nicht Legationsrat und darf mich nur unterzeichnen als

Berlin W., Lützowſtraße 14, den 11. Februar 1885.

Ihr ganz ergebner Dr. Moritz Buſch.“

Am 17. Februar nachmittags erhielt ich darauf mit der Poſt folgende Antwort:

„Berlin, den 27. 2. 85.
Wilhelmſtraße 29 I.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihr gefälliges Schreiben erwidere ich Ihnen, daß ich zur Zeit auf ein paar Tage in Berlin anweſend bin, daß ich aber ſehr beſchäftigt und in der Regel nur bis etwa neun Uhr morgens

ſicher zu Hauſe ſein werde. Ich will auch nicht verſchweigen, daß ich nach den gemachten Erfahrungen alle Urſache habe, mich in Bezug auf den Reichskanzler ſehr reſerviert auszuſprechen, zumal wenn es ſich um Veröffentlichungen handelt. Indes würde es mir eine beſondre Freude ſein, Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und Ihrem freundlichen Beſuche entgegenſehend habe ich die Ehre, mich zu zeichnen

Euer Wohlgeboren

ergebenſter

A. Andrae-Roman."

Ich ſchrieb ſogleich an ihn:

„Berlin W., Lützowſtraße 14 I.
17. Februar 1885.

Sehr geehrter Herr!

Ihrer ſoeben mir zugekommnen Erlaubnis folgend, werde ich mir morgen, Ihrer Andeutung gemäß vor neun Uhr, die Ehre geben, Sie zu beſuchen. Inzwiſchen bin ich mit beſtem Danke für Ihre Zeilen

Ihr ganz ergebner

Dr. Moritz Buſch.

Ich füge hinzu, daß ich dieſes Billet perſönlich bei Ihnen abgegeben habe."

Am 18. Februar früh von dreiviertel auf neun bis nach zehn Uhr war ich bei Andrae, der Wilhelmſtraße 29 in der Wohnung Knaks, des Paſtors der böhmiſch-lutheriſchen Gemeinde, abgeſtiegen war und mir dieſen, als er durch das Zimmer ging, als ſeinen Schwiegerſohn vorſtellte. Andrae iſt ein großer, ſtattlicher Mann mit weißem Vollbart, anſcheinend ein hoher Sechziger, der Ausſprache nach Hannoveraner, wie er ſelbſt ſagte, aus Oſtfriesland ſtammend. Er wiederholte zuerſt, daß er ſich wegen ſchlimmer Erfahrungen reſerviert verhalten müſſe, auch zweifelte er, daß wir uns verſtehen würden, da ich nach meinem Buche einen andern religiöſen Standpunkt einnehme als er. In Bezug auf erſteres erinnerte er an den von Heſekiel mitgeteilten Brief Bismarcks an ihn, von dem er ſagte: „Ich weiß wirklich nicht, wie er in die Öffentlichkeit gelangt

iſt. Ich habe ihn einigen vertrauten Freunden vorgeleſen und gezeigt, ihn aber nie aus der Hand gegeben. Er prägt ſich aber ſtark dem Gedächtniſſe ein, und ſo kam es, daß ein hoher ſchleswig-holſteniſcher Geiſtlicher ihn geradezu auswendig konnte. Er iſt dann gedruckt erſchienen, nicht erſt bei Heſekiel, ſondern vorher in einem demokratiſchen Blatte." Desgleichen wies er auf Dieſt-Daber hin, der ſich ebenfalls ſehr nach dem Grunde der Dinge erkundige und ebenfalls alles, was er erführe, gleich aufſchriebe, und den er als „geſcheit und eigentlich ehrenwert" bezeichnete. Er ſei gegen Bismarck auf Grund einer Mitteilung Moritz von Blanckenburgs aufgetreten, die auf Mißverſtändnis beruht habe. Ich verſuchte ſein Mißtrauen zu beſchwichtigen, indem ich bemerkte, was er mir über die Sache, um die es ſich handle, etwa ſagen werde, ſei zunächſt nicht für den Druck beſtimmt und werde ohne ſeine Erlaubnis überhaupt nicht veröffentlicht werden, wenigſtens gewiß nicht vor Bismarcks Tode. Ich ſammle nur für die Geſchichte, die dann ihr Recht fordern werde. Hinſichtlich der Verſchiedenheit unſrer religiöſen Anſichten ſagte ich ihm, ich habe Theologie ſtudiert und folge theoſophiſchen Wegen, wobei ich Jakob Böhme nannte. Andrae hat Bismarck ſchon vor Jahren näher kennen gelernt, iſt dann in Frankfurt am Main bei ihm zu Beſuch geweſen und ſpäter auch in Berlin mehrmals. „Ich war — äußerte er — lange eng mit ihm befreundet, darf ich ſagen. Er hörte früher gern und ſehr geduldig die Meinung andrer an; ob er ſich freilich danach gerichtet hat, iſt eine andre Sache. Jetzt wird das vielleicht nicht mehr ſo ſein, und es wäre nicht gegen die menſchliche Natur, wo jemand ſo Großes geleiſtet — freilich auch ſo viel Glück gehabt hat." Er ſprach ſich weiter voll Bewunderung über ſein politiſches Genie aus, war überzeugt, daß er ein „aufrichtiger Chriſt" ſei, und verſicherte, daß er „daraus ſchon in Frankfurt kein Hehl gemacht habe. Zu den Geiſtlichen und zur Kirche dagegen verhielt er ſich ſchon damals und noch früher kühl."

Ich fragte: „Verzeihung, wie meinen Sie das? Was verſtehen Sie unter Kirche? Die Geſamtheit der Chriſten, der Gläubigen, die Gemeinſchaft der Heiligen oder die Anſtalt mit gewiſſen Obſervanzen und Heilmitteln, Sakramente, öffentlichen Gottesdienſt, Predigt u dgl.?"

Er antwortete, daß er an den letzten Begriff gedacht habe, und fuhr fort: „Das iſt ſchon alt bei ihm und hängt mit der Art ſeiner Bekehrung zuſammen. Damals waren die Geiſtlichen in Pommern nicht, was ſie jetzt ſind. Die Mehrzahl beſtand aus Rationaliſten, und als der Umſchwung kam, ging er nicht von dieſen Kreiſen aus, ſondern von einigen Laien wie Below (nicht Below-Hohendorf, wie ich ihn unterbrechend vermutete), Senfft-Pilſach und Thadden. Die traten gewiſſermaßen als Prediger auf, neben der Kirche und, da die Geiſtlichen rationaliſtiſch dachten und predigten, in vieler Beziehung gegen ſie, in ſektiereriſcher Weiſe. Auch Blanckenburg und Bismarcks Schwiegervater in Reinfeld, ein vortrefflicher alter Herr übrigens, gehörten dazu. Sie hielten ſich etwa zu den Meinungen Gichtels [1] Andre neigten zu den Altlutheriſchen hin. [Alſo nicht zu herrnhuteriſcher Anſicht, wie ich vermutet hatte.] Bismarck kam unter ihren Einfluß und ſchloß ſich ihnen an, und darin iſt der Urſprung ſeiner ablehnenden Haltung den Geiſtlichen und der Kirche gegenüber zu ſuchen. [Gichtels »Gott in uns« und Bismarcks »nicht durch Predigermund ſich erbauen«], nicht erſt in dem Umſtande, daß unter den Deklaranten auch viele Geiſtliche waren.“

Er ſprach hierauf davon, daß Bismarck die Deklaration irrtümlich aufgefaßt habe. Holtz hat nach ihm dem Fürſten geſchrieben, er bedaure, ſich daran beteiligt zu haben, und dieſer hat ſich darüber ſehr gefreut und ihm das in einem langen Briefe ausgeſprochen. Andrae hat das Schreiben ſeines Freundes Holtz als Einzeldemonſtration gemißbilligt und vorgeſchlagen, den rechten Sinn der Deklaration in gemeinſamer Interpretation dem Kanzler auszuſprechen und die falſche Deutung, die Deklaranten hätten mit ihrer Erklärung die Artikel der Kreuzzeitung gutheißen wollen, abzulehnen. Die Herren haben das thun wollen. Bismarck aber hat ihnen durch Limburg-Stirum ſagen laſſen, er wünſche dies nicht, ſie möchten einzeln an ihn ſchreiben, und ſo iſt jene Geſamterklärung unterblieben. Moritz von Blanckenburg verkehrt nach Andraes Meinung noch jetzt mit dem Fürſten, obwohl er ihn nur ſelten

[1] Johann Georg Gichtel, geboren in Regensburg März 1638, geſtorben in Amſterdam 21. Januar 1710, theoſophiſcher Myſtiker, Anhänger Jakob Böhmes

ſieht. „Überhaupt waren ſie niemals ganz getrennt, da die Frauen beider miteinander zuſammenkamen, was noch der Fall iſt.“

Wir ſprachen dann vom Kulturkampf, und Andrae wunderte ſich, daß Bismarck ihn aufgenommen habe, da er doch habe wiſſen müſſen, daß der Kampf mit einer geiſtigen Macht ausſichtslos ſei; er möge wohl durch die Entſtehung des Zentrums dazu bewogen worden ſein Ich verteidigte ihn mit Hinweis auf die mir in Friedrichsruh diktierte Darſtellung der Sache.

Die Rede kam dann auf das Verhältnis des Chefs zum Kaiſer, und Andrae ſagte von dieſem: „Sein Verdienſt beſteht in der Schöpfung der neuen Armee und darin, daß er die rechten Leute erkannt und an ihnen feſtgehalten hat,“ woran er die Anekdote knüpfte: „Ein Miniſter, der es neben Bismarck nicht mehr aushalten konnte, bat den Kaiſer um ſeinen Abſchied. Der aber redete ihm zum Bleiben. Wir müſſen alle aushalten, ſagte er. Er ging aber doch. Der Kaiſer dagegen hat ſich nicht von ihm getrennt; er hielt es für ſeine Pflicht.“ — „Es war Notwendigkeit — erwiderte ich —, es ging nicht ohne ihn.“ Er ſagte: „Ja, aber daß er das einſah.“

Andrae erzählte noch allerhand von Hannover, unter anderm, daß die dortigen Geiſtlichen „der Obrigkeit unterthan ſein wollen, die Gewalt über ſie hat.“ Dann berichtete er folgendes: „Vor dem Kriege von 1866 gab es unter uns Konſervativen zwei Parteien: Gerlach und Marquart und daneben andre, die den Krieg mit Öſterreich für geboten hielten. Zuletzt wurde eine Verſtändigung verſucht, und wir luden Gerlach zu einer Verſammlung ein und, damit er nicht allein ſei, noch einige von ſeiner Anſicht. Er ſagte zu und kam, und hier prophezeite er uns: »Es ſind nur zwei Ausgänge möglich; entweder wir unterliegen, und dann iſt alles aus, dann wird Preußen geteilt, oder wir ſiegen, und dann muß liberal regiert werden, denn die Einigung Deutſchlands unter Preußen iſt nur auf dieſe Weiſe möglich.« Und das iſt eingetroffen: Bismarck hat Indemnität verlangt und dann jahrelang mit den Liberalen im Einklange gehandelt, ſoweit es möglich war.“

Als ich ging, ſagte Andrae mir für ſpäter weitere Mitteilungen zu, falls ich danach verlange. „Aber nicht ſchriftlich. Ich komme oft nach Berlin, und ich werde mich freuen, wenn wir uns wiederſehen.“

Mit Bucher blieb ich auch im Jahre 1885 in regem Verkehr. Ich beſuchte ihn am Neujahrstage, war am 11. Februar bei ihm, um ihm O'Donovans Oasis of Merw wiederzubringen, wo er indes krank zu Bette lag und nicht zu ſprechen war, hatte einige Tage ſpäter eine kurze Unterredung mit ihm über die Luciabucht und ſah ihn am 25. Februar wieder in ſeiner Wohnung, wo ich mich wieder länger mit ihm unterhielt. Wir ſprachen zunächſt über den Chef, von dem er berichtete, daß er jetzt vollkommen geſund, „ganz jung und rot“ ſei und „ungeheuer fleißig arbeite,“ dann über Hatzfeldt, der „aus Angſt vor einer Beteiligung an der weſtafrikaniſchen Konferenz und davor, daß ihn der Chef beauftragen könnte, im Reichstage die Intereſſen des Auswärtigen Amtes zu vertreten, Bauchgrimmen gekriegt und Urlaub genommen hat. . . . Es fehlt ihm in Wirklichkeit nichts, aber eben hat er ſich weitern Urlaub verſchafft, und da Herbert jetzt da iſt, ſo fragt ſichs, ob er überhaupt wiederkommen wird. Er wird von uns übrigens nicht vermißt, die Geſchäfte werden ohne ihn beſorgt und beſſer. Er wäre gewiß ſchon weg vom Staatsſekretariat, wenn man nur wüßte, wohin mit ihm.“ — Ich ſagte: „Keudell wird ihm ſeine römiſche Sinekure auch nicht abtreten wollen.“ — Er erwiderte: „Der macht ſich wirklich keine Sorge Man dachte, er würde jetzt was über die italieniſchen Expeditionen nach dem Roten Meere berichten, und er ſtellte auch einen Bericht in Ausſicht.[1] Was wars aber, als es ankam? Die Beſchreibung des Ballfeſtes, das er neulich gegeben hat, wie er mit der Königin Quadrille getanzt hat, wie ihm gegenüber die Annunziatenritter getanzt haben, und andre ſchöne und wichtige Sachen der Art, alles ganz ausführlich.

Dann freute ſich das entmenſchte Paar über Englands Mißgeſchick im Sudan.[2] Daran knüpfte ſich ein Geſpräch über Zentralaſien, und Bucher meinte, die Ruſſen würden jetzt allerdings Herat nicht okkupieren, aber ſo Stellung nehmen, daß ſie es bei nächſter guter Gelegenheit annektieren könnten wie Merw.[3] Er wies dann auf die Abſicht der Engländer hin, die

[1] Die Italiener beſetzten am 8. Februar 1885 Maſſaua.

[2] Durch die Erhebung des Mahdi Mohammed Achmed ſeit 1881, der am 26. Januar 1885 Chartum eroberte.

[3] Die Turkmenen von Merw unterwarfen ſich am 12. Februar 1884.

einheimiſchen Kontingente der indiſchen Fürſten, zuſammen dreihunderttauſend Mann mit 1200 Feldgeſchützen, aufzuheben, und auf die „demonſtrative Revue des Radſcha von Scindia.“ Ich gedachte der Empörung der Schwarzen von Kittah[1] gegen die engliſchen Freunde, und er ſagte: „Und in Birma droht ihnen ein Konflikt mit den Franzoſen.“[2] Auf meine Frage: „Iſt Südafrika von uns aufgegeben, oder ſchwebt die Sache mit der Luciabai noch?“ antwortete er, ſie ſchwebe noch.[3]

Ich erzählte ihm meine Begegnung mit Andrae-Roman, und er gedachte bei dem Namen Below auch zweier Brüder dieſes Namens, die nach Amerika gegangen und dort durch Pelzhandel reich geworden, dann aber nach Preußen zurückgekehrt ſeien und ein Gut gekauft, auch eine Sekte um ſich geſammelt hätten. Hepworth Dixon erzähle in ſeinem New America von ihnen.

Am 20. März nachmittags drei Uhr brachte ein Kanzleidiener, den Bucher abgeſchickt hatte, ein Bleiſtiftbillet desſelben, in dem er ſchrieb:

„S. D. möchte einen Artikel des Daily Telegr. vom 15. Januar (oder einige Tage zurück) haben, in welchem das Thema beſprochen wird, wie die Dinge ſich ändern würden, wenn erſt eine engliſche Prinzeſſin Kaiſerin von Deutſchland iſt.

Haben Sie vielleicht die Nummer?

Ihr
Br.“

Ich hatte die Nummer leider nicht aufgehoben und ſchrieb Bucher umgehend. Der Kanzleidiener, der obiges Billet gebracht, war dabei und nahm meine Antwort gleich mit. „S. D.“ iſt natürlich Seine Durchlaucht der Reichskanzler. Hieraus erklärt ſich alſo wohl ſeine neuliche Rede gegen Eugen Richters Anſpielung auf dynaſtiſchen Zuſammenhang Englands mit uns.[4]

[1] In Weſtafrika.

[2] Der König Thibe lag damals im Streite mit der britiſch-birmaniſchen Handelsgeſellſchaft, der im November 1885 zum Kriege mit England führte, und hatte im Januar desſelben Jahres einen Vertrag mit Frankreich geſchloſſen.

[3] Die Luciabai, an der der deutſche Unternehmer Emwald Rechte erworben hatte, wurde erſt 1887 mit dem Sululande engliſch.

[4] Am 16. März 1885, Politiſche Reden XI, 119 f.

Am 19. April früh wieder bei Bucher geweſen. Wollte, daß ich das kriegeriſche Auftreten der Times mit deren Verhalten bei Ausbruch des Krimkrieges vergleiche, worüber in Kinglakes Invasion of the Crimea, III, 31 Aufſchluß gegeben ſei. Meinte, jetzt ſtecke Lord Dufferin dahinter.[1] Von Krieg könne nicht die Rede ſein, da England jetzt nicht die genügenden Mittel habe, und Rußland vorläufig noch gar nicht Herat, ſelbſt nicht die letzte Gebirgslinie davor zu nehmen gedenke. Zum afghaniſchen Feldzuge von 1839 habe man engliſcherſeits für ein Heer von achtunddreißigtauſend Mann gegen hunderttauſend Mann Troß und Maſſen von Tragtieren gebraucht, und davon ſei jetzt nichts vorhanden. Es habe geheißen, bei Raul Pindi habe man zwanzigtauſend Mann vor Abdurrahman und Dufferin Revue paſſieren laſſen, in Wahrheit habe man aber dort nur elftauſend beiſammen gehabt. Die Intendantur ſei ſchlecht, Grahams Leute bei Suakin hätten nur ein Paar Stiefel mit, und als ein iriſches Regiment dort bei der Meſſe gekniet habe, habe man geſehen, daß die Mannſchaften zerlaufne Sohlen an den Füßen gehabt hätten, die mit Stücken von blechernen Konſervenbüchſen geflickt geweſen ſeien.[2] Die Soldaten, die man noch zu Hauſe habe, ſeien meiſt zu jung zur Verwendung in den Tropen. Die Engländer würden vier Monate brauchen, um von Quettah nach Herat zu gelangen, die Ruſſen könnten viel eher dort ſein Was Münſter ſich über die Chancen beider Parteien habe aufbinden laſſen, ſei Unſinn. Bucher hat das alles für den Fürſten zuſammengeſtellt, und es iſt dann in Immediatberichten an den Kaiſer gegangen. „Kronprinzens ſind — ſagte Bucher — ſehr verdrießlich und ſehr ungehalten über den Kanzler, der in Petersburg nicht vermitteln und England aus der Verlegenheit helfen will, und der ihnen in Konſtantinopel in den Weg tritt. Den Türken iſt von denen in London für die Erlaubnis zum Paſſieren der Dardanellen und des Bosporus die Beſetzung Ägyptens angeboten worden, man hat dem Sultan aber von Berlin und Wien geſagt, daß man hier auch ein Wort zur Sache habe, und

[1] Britiſcher Vizekönig von Indien.

[2] Graham ſiegte am 13. März 1884 bei Tamanib unweit Suakin und ſtand ſeitdem dort.

unſre Offiziere in Stambul[1] ſollen ſorgen, daß die Durchfahrt mit Torpedos geſperrt wird."

Am 20. ſchickte mir Bucher den dritten Band von Kinglakes Buch, und ich ſchrieb den von ihm gewünſchten Artikel, der dann unter dem Titel „Friedensausſichten und die Times" in Nr. 18 der Grenzboten erſchien.

Am 22. April war ich beim Staatsſekretär von Thile, dem ich einige Tage vorher beim Nachhauſegehen begegnet war und dabei einen Beſuch angekündigt hatte. Er war ſehr freundlich und mitteilſam, und ich unterhielt mich mit ihm von elf bis ein Uhr Er iſt 1812 geboren und von 1837 an diplomatiſch beſchäftigt geweſen, unter anderm unter Bunſen in Rom, während des Streites mit dem Papſte, der zu Bunſens Rücktritt von dem Geſandtſchaftspoſten führte, in der Schweiz, als ſich der Sonderbundskrieg vorbereitete, und in London, ſpäter ſelbſtändig als Geſandter in Athen während des Krimkrieges 1862 hat ihm Bismarck ganz unerwartet das Staatsſekretariat angetragen Er hat ſich zuerſt geweigert, weil er ſeinen Freund Sydow nicht verdrängen wollte und gemeint hatte, er werde nicht genügen, weil er mit den Arbeiten an der diplomatiſchen Zentralſtelle nicht hinreichend vertraut ſei; dann, nachdem der Miniſter ihm geſagt hatte, Sydow ſollte mit der Bundestagsgeſandtſchaft glänzend entſchädigt werden, hat er um nur interimiſtiſche Anſtellung gebeten, „zur Probe." „Darauf brachte mir — ſo erzählte er weiter — wenige Tage nach der betreffenden Unterredung der Kanzleidiener Lorenz das vom König unterzeichnete Beſtallungsdekret, und ich trat ein. Lange Zeit war Bismarck mit mir zufrieden, und ſein Verhältnis zu mir war ein gutes. Später wurde es anders, ſodaß ich ſchon vor 1870 an Rücktritt dachte. Mein Abgang vollzog ſich erſt 1872 Als da die Kaiſer von Öſterreich und Rußland in Berlin waren, ſollten ihre Botſchafter, Karolyi und Oubril, nach Bismarcks Vorſchlag zum Schluſſe mit Porzellanvaſen beſchenkt werden. Der Kaiſer ſchrieb aber an den Rand der Eingabe, das ſchiene ihm nicht paſſend, ſie ſollten den Schwarzen Adlerorden bekommen. Als ich das ſah, konnte

[1] Seit 1880 (von Grumbkow, von Kamphöoener, von der Goltz, von Hobe u. a. m.)

ichs Bismarck nicht mitteilen, weil der mit den Kaiſern bei der Revue in Tempelhof war, und da ich glaubte, es werde Seiner Majeſtät lieb ſein, wenn die Herren noch dieſen Abend bei der Schlußfeſtlichkeit mit der Dekoration bei ihm erſchienen, ließ ich ſofort die Inſignien auf der Ordenskanzlei holen und ſie ihnen überbringen. Am nächſten Tag erſchien Keudell ſchon um neun Uhr bei mir und ſagte, er komme in ernſter Angelegenheit. Als er Bismarck die Sache mitgeteilt habe, habe der ſich vor den Kopf geſchlagen, das ſei ja zum Umfallen, er möge Thile erklären, er könne nicht mehr mit ihm verkehren. Ich erwiderte, ich wolle meinen Abſchied verlangen, ob ich mich deshalb an ihn, Bismarck, oder an den Kaiſer wenden ſolle? Bismarck verwies mich, wie Keudell zurückbrachte, an dieſen, ich ſollte ſein verhaßtes Geſicht nicht wiederſehen“ Ich ſagte: „Keudell brachte Ihnen das, weil er Ihre Stelle zu bekommen hoffte.“ — Er: „Ja, vielleicht. Aber da er wußte, daß ich mich in meiner Stellung ſchon ſeit einiger Zeit nicht wohl fühle, war es nicht ſo ſchlimm, wenn er dachte, mein Nachfolger zu werden Der Kaiſer ließ mich auf mein Geſuch zu ſich beſcheiden, und ich hatte eine einſtündige Unterredung mit ihm, in der er mich zuerſt nicht gehen laſſen wollte und dann zunächſt nur einwilligte, daß ich zur Dispoſition geſtellt würde. Er war überhaupt ſehr gnädig gegen mich, und bald nachher wurde ich mit zwei (ſo verſtand ich) Orden ausgezeichnet. Bismarck hatte mich bei ihm wegen Unfähigkeit verklagt, auch käme ich nicht pünktlich zu den Geſchäftsſtunden — was er nicht wiſſen konnte, da er ſelbſt bis um zwölf Uhr ſchlief — und nähme zu lange Urlaub.“ Thile holte aus ſeinem Schreibtiſch eine ausführliche Darſtellung der Angelegenheit vor, die er ſelbſt verfaßt hatte, und die er mir vorlas.

Aus früherer Zeit teilte mir Thile noch folgendes über das 1863er Kartell mit Rußland[1] mit: „Bismarck wagte dabei viel, wir konnten uns dadurch einen Krieg mit Frankreich auf den Hals ziehen, der uns zunächſt angegangen wäre. Napoleon war wütend, weil er gar nichts von der Angelegenheit vorher erfahren hatte. Goltz ſchrieb, wenn man ihm den Vertrag mitteilen wolle, ſo werde

[1] Im Februar über die Unterſtützung Rußlands gegen den polniſchen Aufſtand. G. u. E. I, 314.

er ſich beruhigen, und ſo geſchah es. Bismarck ſchickte ihn an Goltz mit dem Auftrag, ihn dem Kaiſer allein vorzulegen, auch die Miniſter ſollten nichts davon zu wiſſen bekommen. Napoleon war erſtaunt über den Inhalt und rief aus »Das iſt ja ärger, als ich dachte!« Doch erfolgte nichts weiter darauf "

Thile hat Reumonts Buch über Friedrich Wilhelm IV. vor dem Druck in den Korrekturbogen geleſen und an deſſen Inhalt nichts auszuſetzen gefunden; nur ſei das Werk, wie alle Bücher dieſes Autors, ſehr langweilig. Er ſchilderte ihn als äußerſt häßlich, aber als guten Menſchen, der nur in der letzten Zeit ſehr ultramontan geworden ſei. Über Bunſen ſprach er ſich nicht vorteilhaft aus. Er hat mit ihm oft auf ſchlechtem Fuße geſtanden.

Ich fand Sonntag, den 31 Mai, im Daily Telegraph vom 29. Mai einen Leitartikel, der, an das Unwohlſein des Kaiſers anknüpfend, in einer für England ſehr hoffnungsvollen Weiſe die Veränderung betrachtete, die der bevorſtehende Thronwechſel in der preußiſchen Politik herbeiführen würde. Der Fürſt Bismarck würde, ſo wurde u. a. behauptet, auf den Monarchen nicht mehr den Einfluß ausüben, den er jetzt habe. Ich ging mit dem Blatte ſofort zu Bucher, dem ich es zur Mitteilung an den Chef übergab. Er warf einen Blick auf die von mir bezeichnete Hauptſtelle und verſprach, den Artikel herauszuſchneiden und ihn mit der Bemerkung, ich habe ihn gebracht, dem Kanzler ohne Verzug zu ſchicken. Jedenfalls werde er etwas dagegen thun, wahrſcheinlich mich in den Grenzboten darüber ſchreiben laſſen. Übrigens wolle er Dienstag (2. Juni) abreiſen . . Mit dem Kaiſer ſcheine es, ſo fuhr er fort, jetzt wirklich nicht gut zu ſtehen. Ich fragte nach der Bedeutung des Beſuches von Lord Roſebery.[1] Er erwiderte: „Es iſt damit in der Hauptſache ſo, wie einige Blätter meldeten: er hat den Auftrag gehabt, ſich zu erkundigen, wie der Chef über verſchiedne Fragen denkt. Unterhandlungen haben nicht ſtattgefunden Der Fürſt lud mich einmal mit ihm zu Tiſche, und da war nur von gleichgiltigen Dingen, Hunden und dergleichen die Rede. Über die Hauptſache, die afghaniſche Frage, hat Roſebery nichts geſagt, erſt der Chef hat das Geſpräch darauf gebracht." Ich fragte: „Die jetzige Ver-

[1] 22. bis 26. Mai. Bismarck-Regeſten II, 372.

ſtändigung iſt doch wohl nur eine proviſoriſche?“ — Er: „Ich denke, in fünf Jahren etwa wird die Sache wieder zur Sprache kommen, wenn man mit den Eiſenbahnen fertig iſt. Die Ruſſen wollen die Bahn von Kiſil-Arwat nach Askabad bis 1886 ausgebaut haben, und dann ſoll ſie bis Merw und bis an den Oxus in der Richtung auf Samarkand weitergeführt werden.[1] Die Engländer bauen ihre Bahn vom Indus nach Kandahar, aber nicht durch den Bolanpaß, auf dem nächſten Wege, wo ſie zwölf Meilen durch Schluchten gehen würde und von den Anwohnern bloß durch herabgerollte Felsſtücke geſperrt werden könnte, ſondern auf einem Umwege über Pſchin; aber auch dort werden ſie großen Schwierigkeiten begegnen und ſehr ſpät fertig werden.“

Um zwölf Uhr ſchon (ich war vor neun Uhr mit dem Artikel des Daily Telegraph zu Bucher gekommen) war ein Diener aus dem Palais des Reichskanzlers oder aus dem Auswärtigen Amte in meiner Wohnung, um im Auftrage Fürſt Bismarcks anzufragen, ob ich ihn um drei Uhr beſuchen könne. Hedwig ſagte ihm, nachdem ſie mirs gemeldet hatte, ja; er klingelte aber nochmals und fragte mich perſönlich, ob ich zu dieſer Stunde kommen wolle. Ich bejahte es und ging dann hin. Eine Viertelſtunde nach drei Uhr wurde ich zum Kanzler in ſein Arbeitszimmer gerufen, und erſt um vier Uhr zehn Minuten verließ ich ihn wieder.

Er ſaß ſchwarz gekleidet und mit Militärhalsbinde wie gewöhnlich an ſeinem Schreibtiſche, beſchwichtigte erſt Tiras, der aufſprang und auf mich los wollte, reichte mir freundlich wie früher die Hand und fragte, nachdem ich ihm gegenüber Platz genommen hatte, wie es mir ginge, wobei er bemerkte „Sie ſehen noch ganz ſo aus wie vorher, gar nicht verändert.“ Er ſprach dann davon, daß er in der Zeit, wo ich ihn nicht geſehen hätte, mit Arbeit überhäuft geweſen ſei. „Auch heute ſitze ich hier ſchon ſeit acht Uhr — fuhr er fort —, und ſo iſts alle Tage; nur ein Frühſtück dazwiſchen, und dabei arbeite ich, wie Sie wiſſen, auch, leſe Depeſchen und Telegramme, gebe Anweiſungen und dergleichen. Ich muß faſt alles allein machen. Hatzfeldt iſt ein vortrefflicher Bot-

[1] Die transkaſpiſche Bahn wurde ſchon am 14. Juli 1888 bis Merw eröffnet.

ſchafter, auch hier ganz gut für die Diplomaten, die hier vorſprechen, geſcheit, geiſtreich, aber kränklich, nicht fähig zu ernſter, dauernder Arbeit, nicht für die Routine, leichtſinnig, auch iſt ſein Gedächtnis ſchwach. Buſch iſt auch nicht mehr zu brauchen und muß ausſpannen. Bojanowski iſt zu Grunde gerichtet, und die Räte intrigieren gegen ihn. Mein Sohn iſt noch nicht eingearbeitet und muß noch lernen." Ich ſagte: „Aber Buſch war doch ein ſehr tüchtiger Arbeiter und kannte die Geſchäfte." — „Ja — erwiderte er —, aber er iſt es ſchon lange nicht mehr, es ging nicht mehr, das Uhrwerk, er war die letzte Zeit immer kränklich.... Herbert läßt ſich gut an, in manchen Stücken, aber er muß noch, wie die Franzoſen ſagen, faire ses caravanes, oder, wies die Engländer beſſer ausdrücken, sow his wild oats. Wiſſen Sie, faire ses caravanes, das heißt urſprünglich die Feldzüge machen, die die Malteſer gegen die Ungläubigen mitgemacht haben mußten, ehe ſie Ritter werden konnten, dann ſeine Dummheiten machen, als Anfänger, ſich die Hörner ablaufen."

Er nahm dann den von Bucher aufgeklebten Artikel des Daily Telegraph, der in einen Brief Buchers gelegt war und mit demſelben vor ihm lag, und ſagte: „Sie haben mir das geſchickt, ich danke Ihnen dafür."

Ich: „Ja, ich dachte, es werde Sie intereſſieren, beſonders in der einen Stelle, weil Bucher vor einigen Wochen einen ähnlichen Leader für Sie von mir haben wollte, da er weiß, daß ich das Blatt bekomme. Ich hatte ihn nicht aufgehoben, aber er fand ſich ſpäter anderswo vor und wurde für den Kaiſer überſetzt. Da dachte ich, es würde Ihnen lieb ſein, den hier gleich zu ſehen."

Er: „Ja, und er iſt auch von Intereſſe. Aber etwas dagegen ſchreiben oder darüber, das geht jetzt doch noch nicht wohl. Es müßte ſehr vorſichtig gemacht werden, und jetzt, unter den Umſtänden, ſähe es überhaupt nicht gut aus Es ſteht mit dem alten Herrn recht bedenklich, und wiſſen Sie, es käme mir vor wie eine Frau, der ihr Mann krank geworden iſt, gefährlich, und die darum den Leuten ſagt, wie ſie ſich dann anders einrichten würde, oder richtiger, wie wenn meine Frau ſterben will und ich mich äußere, wie ichs nach ihrem Tode halten will, mich wieder verheiraten oder nicht. Wir müſſen damit warten, bis die Stunde gekommen iſt.

wo ein Entſchluß gefaßt werden muß. Es ſcheint, daß der Kronprinz mich behalten will, aber ich werde mir überlegen, ob ich bleibe. Vieles ſpricht dagegen und manches auch dafür, aber jetzt bin ich mehr dafür, daß ich gehe und ſeinen Verſuch nicht mitmache. Ich könnte denken wie Götz von Berlichingen, als er ſich den Bauern anſchloß. Daß es nicht ſo ſchlimm wird; es ließe ſich, wenn ich bliebe, manches widerraten und verhüten oder abſchwächen. Aber wenn ich dann nicht freie Hand hätte, Kollegen wie Forckenbeck und Georg Bunſen und unaufhörlichen Verdruß mit denen, wo der alte Herr mich die letzte Zeit machen ließ, was ich für gut hielt, ſelbſt die Miniſter wählen und durch andre erſetzen. Und die Mitregentſchaft der Kronprinzeſſin, die ihn beeinflußt und vollſtändig beherrſcht. Was ſoll aber werden, wenn ich ſie ſich ſelbſt überlaſſe? Die ganze Stellung des Reichs beruht auf dem Vertrauen, das ich mir auswärts erworben habe. So bei den Franzoſen, deren Haltung ganz darauf baſiert iſt, daß ſie mir aufs Wort glauben, daß ſie denken, ſich auf mich verlaſſen zu können. Der König der Belgier ſagte neulich, daß ein geſchriebner und unterzeichneter Kontrakt ihn nicht ſo beruhige, als wenn ich ihm mündlich verſichere, es wird ſo gehalten werden. Und ebenſo mit Rußland, da baut der Kaiſer ganz und gar auf mich. Ich weiß noch, bei der Danziger Zuſammenkunft, da unterhielt er ſich lange Zeit mit mir in der Kajüte und hörte meine Meinung.[1] Der Kaiſer [Wilhelm] ſah das wohl nicht gern — daß er gar keine Notiz von den Paraden und Schauſtellungen nahm, ließ uns aber gewähren. Und die Kaiſerin, die däniſche Prinzeſſin,[2] ſagte mir: »Unſer ganzes Vertrauen ruht auf Ihnen, wir wiſſen, daß Sie uns reinen Wein einſchenken und halten, was Sie verſprechen.« ... Ich könnte ja gehen und ſehen, wie ſies ohne mich trieben, und wenn ſie mich dann wieder riefen, nachdem das Experiment mißglückt wäre, den Wagen wieder ins Geleiſe lenken. Es wäre dann bewieſen, daß es ſo nicht anzufangen iſt. Er wird wohl nur Verſuche wagen, weil er mich in Reſerve hat. Es war mit der neuen Ära auch ſo, wo der König es mit dem Liberalismus probierte, weil er zuletzt mich hatte. Aber ich bin

[1] 6. September 1881 an Bord der Jacht Hohenzollern.

[2] Dagmar, als Kaiſerin Alexandra Feodorowna.

ein alter Mann, über ſiebzig, ich habe mich neunundzwanzig Jahre für den Staat ausgeſchlachtet, und ich kann nicht mehr, was ich konnte. Ich kann den König nicht mehr überallhin begleiten, auf Reiſen, auf Jagden, in die Bäder, nicht mehr zu Manövern und Paraden reiten, daß er nicht allein iſt, mit andern — um immer gegneriſchen Intriguen und Einwirkungen gleich die Spitze abzubrechen. Wenn ich ſo fortarbeitete, würde die Krankheit wiederkommen und mein Tod ſein."

Er griff unter Bücher, die vor ihm zur Rechten lagen, und zog einen Brief Dr. Schweningers hervor, der ihm darin geſchrieben hatte, er ſei einer gefährlichen Krankheit durch geregelte Diät und möglichſte Enthaltung von geiſtiger Anſtrengung entgangen, aber er müſſe, wenn ſie nicht wiederkehren ſolle, ſich weiter dieſer Lebensweiſe befleißigen. Dann ſagte er: „Die Kronprinzeſſin iſt eine Engländerin. Es iſt bei uns immer ſo: wenn unſre Prinzeſſinnen wo anders hinheiraten, ſo legen ſie die Preußin ab und identifizieren ſich mit ihrem neuen Lande. So die Königin von Bayern, die zuletzt gar katholiſch wurde,[1] ſo die in Darmſtadt [hier verſprach er ſich offenbar und meinte Karlsruhe], ſo auch die Gemahlin des Kaiſers Nikolaus. Bei uns aber bringen ſie ihre Nationalität mit und behalten ſie und haben fremde Intereſſen.... Unſre Politik muß nicht notwendig antiengliſch ſein, aber wenn ſie engliſch ſein ſoll, ſo kann das ſehr gegen unſer Intereſſe laufen, das immer mehr mit den kontinentalen Mächten zu rechnen hat." Der Kronprinz, ſo bemerkte er noch, werde bei ſeiner Neigung zu England auch von der Rückſicht auf die Königin Viktoria geleitet. Er habe geringe Kenntnis von Staatsgeſchäften und wenig Intereſſe dafür, auch fehle es ihm an Mut. Ich erinnerte daran, daß er, Bismarck, auch ſeinem Vater auf der Eiſenbahnfahrt von Jüterbogk nach Berlin (in der Konfliktszeit) Mut einzuflößen gewußt, und er erzählte die Geſchichte nochmals, wobei er hinzufügte: „Er ſprach davon, daß ich zuerſt aufs Schafott kommen werde — man nannte mich damals den preußiſchen Strafford —, ich aber erwiderte: Was könnte es für einen ſchönern Tod geben als den für ſeinen König und ſein Recht?"[2]

---

[1] Maria, Gemahlin Maximilians II

[2] S. Bd. II, S. 419. 484.

Wir ſprachen dann noch von Braunſchweig, indem ich meinte: „Das kriegen wir doch nun, das wird doch jetzt bald preußiſch?“ Er verneinte es, indem er ſagte: „Es muß ſelbſtändig bleiben, weil, wenn die zwei Stimmen wegfielen, der Bundesrat gar nichts mehr bedeuten, Preußen dort immer die geborne Majorität haben würde. Auch wollen die Braunſchweiger ihre Selbſtändigkeit erhalten wiſſen. Ich habe, damit ſich das Stimmenverhältnis im Bundesrate nicht verändert, auch das kleine Gemüſe, das in Preußen aufgehen wollte, Waldeck u. dgl. immer abgewieſen. Es geht auch ſo, und wir dürfen die Großen nicht an uns irre werden laſſen. Auch ihr Vertrauen gehört zu meiner Politik, und ſie haben mir in den letzten Jahren immer vertraut.“

Er ſchwieg eine Weile und ſah mich an. Als ich mich erhob, um zu gehen, und ihm für die heutige Einladung und ſein mir dabei erwieſenes Vertrauen dankte und dabei bemerkte, ich ſei darüber um ſo froher, als ich geglaubt hätte, er zürne mir wegen des letzten Buches, und ich werde ihn nicht wiederſehn, klopfte er mir freundlich auf die Schulter und ſagte: „Nee, Buſchchen, zwiſchen uns bleibt alles beim alten. Mit dem Buche freilich haben Sie zu meiner Krankheit beigetragen; denn Sie haben mir damit viel Arbeit gemacht.“ Ich ſagte, das werde nicht wieder geſchehen, und gab ihm die Hand darauf.

Dienstag, den 2. Juni ging ich zu Bucher, um ihm zu ſagen, daß ich beim Chef geweſen ſei, und um ihm meine Aufzeichnung darüber vorzulegen. Er wußte ſchon, daß ich zu ihm zitiert worden war. Zu meiner Mitteilung über Gehen und Bleiben des Kanzlers unter dem künftigen Herrn bemerkte er: „Er hat auch die Franzoſen wiſſen laſſen, es wäre möglich, daß der zukünftige Kaiſer ſeine Politik nicht fortſetzen wollte, und ſo möchten ſie in Zukunft in Ägypten nur das verlangen und betreiben, was ſie den Engländern gegenüber allein vertreten und durchſetzen zu können glaubten.“

Über meine jetzt gehobne Befürchtung, der Chef habe mein Buch übel genommen, lächelte Bucher und ſagte auch ſeinerſeits, das ſei ein Irrtum, und zu der Bemerkung des Fürſten, mein Buch habe ihm viel Arbeit gemacht [er hatte damit doch wohl in erſter Reihe an die Korrektur der Fahnen gedacht], äußerte er: „Ja, darüber habe ich viel ſchreiben müſſen, an Reuß; denn Andraſſy

beklagte ſich über verſchiedne Stellen. Was er aber darin geleſen haben wollte, ſtand gar nicht drin; er hatte oberflächlich geleſen, und wir überzeugten ihn davon." — Schließlich dankte mir Bucher für meinen Bericht über die Unterredung mit dem Kanzler, den er ſehr intereſſant nannte.

In der erſten Hälfte des Juni machte ich, um mir den jetzt weichenden Blutandrang nach dem Kopfe, der mich im Winter ſehr geängſtigt hatte, ganz zu vertreiben, eine Fußreiſe von Dresden nach Nordböhmen, der Lauſitz, zurück nach Dresden, nach Moritzburg und Meißen. Zurückgekehrt nach Berlin beſuchte ich Bucher am 16. Juni, um ihn zunächſt zu fragen, wie man ſich in der Preſſe zu dem neuen Miniſterium in England ſtellen ſolle, wobei ich äußerte, Gladſtone ſei ein Vertreter des engliſchen Intereſſes geweſen, wenn auch ein ungeſchickter und ſchwachherziger, Salisbury und Komp.[1] würden für uns auch nicht bequemer ſein und vielleicht ſchlimmer, weil energiſcher. Er erwiderte, Salisbury habe ſchroffe Manieren, wie er in Berlin ſelbſt erfahren habe. Dem Chef aber könnte er vorläufig angenehmer ſein als Gladſtone, da dieſer Annäherung an Rußland geſucht hätte, und dort eine Partei wäre, die dem geneigt ſcheine. Salisbury dagegen habe ſich gegen Rußland zu ſtark ausgeſprochen, als daß eine Entente der Tories mit Petersburg jetzt viel Ausſicht hätte. Was ſpäter in dieſer Beziehung würde, wiſſe man freilich nicht, und die Entente mit Frankreich würden auch die neuen Miniſter in England ſuchen.

Er ſprach ſodann über Graf Herberts zweite Sendung nach London[2] und bemerkte, dieſelbe ſei nicht ſo geglückt wie die erſte, bei der es ſich um Angra Pequena und die Fidſchi-Inſeln gehandelt habe, und wo Herbert ſehr maſſiv aufgetreten und zu guten Reſultaten gelangt ſei. Die zweite hätte öffentlich nur als Beſuch bei Roſebery erſcheinen ſollen, bei dem Herbert gewohnt hätte. Es hätte ſich aber hier um Verhandlungen über die Luciabucht und das Gebiet am Benuë gehandelt, und dabei habe Herbert, in dieſen Angelegenheiten, den Karten u. dgl. nicht genug informiert, Roſebery,

[1] Seit 23. Juni 1885, nachdem Gladſtone im Unterhauſe ſchon am 9. Juni unterlegen war.

[2] 3.—10. März 1885, Bismarck-Regeſten II, 353

der „ein geriebner Kerl“ ſei, zu viel zugeſtanden, ſodaß das Reſultat für uns nachteilig ausgefallen ſei Die Luciabucht ſei für uns verloren. Der Engländer habe gemeint, die könnten ſie uns nicht laſſen, da ſie nicht erlauben dürften, daß ihre Kapkolonie von zwei Seiten her umfaßt würde. Am Benuë aber haben ſie nun ein großes für ſie wohlgelegnes Stück Land annektiert.

Bucher klagte darauf über „die grobe Ungeſchicklichkeit,“ die Gerhard Rohlfs bei ſeiner Miſſion nach Zanzibar an den Tag gelegt habe. „Der iſt — ſagte er — durch die Pandokratie, wie Buſch es nennt, durch den Einfluß der Söhne [des Kanzlers auf ihren Vater] dahin gekommen und hat alles verdorben. Er wurde ganz gegen das Reglement, wonach er vorher ein Examen hätte machen müſſen, zum Generalkonſul ernannt, ohne Examen, obwohl er nicht viel weiß.... Es war recht ſchlau eingefädelt mit dem Sultan Bargaſch. Der hat eine Schweſter, die an einen Deutſchen, den Hamburger Kaufmann Ruete, verheiratet iſt und jetzt auch in Deutſchland lebt. Die hat er um ihr Erbteil gebracht, und daran ſollte angeknüpft werden Sie ſollte nach Zanzibar gehen und ihren Anſpruch betreiben, und dabei konnte der Dame ein Unglück paſſieren: ihr Herr Bruder konnte ſie ſtrangulieren laſſen. Inzwiſchen ſollte Rohlfs auch hingehen und zwar über das Rote Meer, in der Stille, nicht auf einem Kriegsſchiff. Er wußte aber den Chef zu bewegen, ihn über London und das Kap reiſen zu laſſen, und hier hat er ſich über Sendung und Stellung unvorſichtig geäußert, in der Kapſtadt gegen Offiziere von der Warrensſchen Expedition [nach dem Betſchuanalande], ſodaß die Engländer Wind von der Sache kriegten und [noch unter Gladſtones Regiment, durch ihren Konſul Kirk] ihre Maßregeln treffen konnten. Auch in Zanzibar ſelbſt hat er Mißgriffe über Mißgriffe begangen, und als der Chef das erfuhr, äußerte er im Familienkreiſe, er werde ihn abberufen Paul Lindau, der ſich in der Kanzlei herumtreibt, brachte das in die Preſſe, und darauf wurde es dementiert. Später aber kam der Fürſt auf ſeine Abſicht zurück, da Rohlfs ſich ganz unbrauchbar zeigte.“ ... Herbert hat ſich, wie Bucher weiter erzählte, „für Fälle, wo er verreiſt, in Derenthall einen Vize-Unterſtaatsſekretär beſorgt. Der iſt ein Bewundrer Keudells und neun Jahre bei ihm in Rom geweſen, wo es nichts zu thun giebt, da dem alles fertig hingeſchickt wird,

und wo er wenig von der Welt kennen lernte, während andre auf verſchiedne Poſten geſchickt werden und hier mit verſchiednen Ländern und Verhältniſſen Bekanntſchaften machen. Doch hat er ſich zuletzt als Generalkonſul in Ägypten nicht übel bewieſen. Wenn der eintritt, nehme ich, um nicht den letzten Reſt von Selbſtachtung zu verlieren, gleich auf längere Zeit Urlaub.“ ... Auch Bill, der nächſtens heiratet und nach Hanau geht, hat ſich einen Nachfolger ausgeſucht, von Rheinbaben. Wir freuten uns ſchließlich, daß der Kaiſer wieder wohlauf ſei, und Bucher ſagte: „Ja und auch ganz guter Laune, wie man aus den Bemerkungen ſieht, die er zu den Sachen macht, die wir ihm vorlegen.“ Bucher will diesmal ſeinen Urlaub nach Schweningers Rat am Bodenſee in mäßiger Höhe verleben, mir aber erſt noch Adieu ſagen.

Am 10. Juli ſchickte Bucher durch einen Kanzleidiener ein großes Couvert mit der Pall Mall Gazette vom 6. und 7. Juli, worin ihre erſten beiden Artikel über The Maiden Tribute of Modern Babylon. Später ließ er die andern folgen. Sie ſchilderten in ausführlicher und höchſt ſcheußlicher Weiſe die Verkupplung ſehr junger Mädchen an reiche Londoner Wüſtlinge und ſollten vermutlich von mir zu einem Aufſatze für die Grenzboten verarbeitet werden, was ich indes unterließ. Bei der erſten Sendung lag folgendes Bleiſtiftbillet Buchers:

„10. Juli 1885.

In den fünfziger Jahren ſtiftete Shaftesbury einen Verein for the rescue of unfortunates. Man mietete einige Kaffeehäuſer in der Nähe von Haymarket, die Mitglieder wandelten auf den Straßen umher, luden die Frauenzimmer zu Kaffee, Thee und Sandwichs ein und ſuchten ſie zu bereden, ſich ſofort in ein Magdalenenaſyl bringen zu laſſen, was mit einigen gelang. Die Times ſchwieg anfangs, als aber die andern Zeitungen Berichte gebracht hatten, ſchrieb ſie einen Artikel, worin die Phraſe vorkam: we are the moral people. Es ſei richtig, daß ſich unfortunates auf den Straßen umhertrieben; aber ſie ſeien nicht Engländerinnen, ſondern Irländerinnen [die, ſofern ſie katholiſch ſind, ein ſehr geringes Kontingent liefern], Franzöſinnen und Deutſche.

Über die beigefügten Artikel iſt mancherlei zu ſagen. Die Fakten ſind ohne Zweifel richtig. Die Pall Mall Gazette iſt in den Shops

geſtopt worden. Durch die Polizei? Es geht alſo mit der Preßfreiheit nicht, die nur durch gerichtliche Strafen beſchränkt iſt.“

Bucher verreiſte darauf, und ich ſprach ihn erſt in der erſten Woche des September wieder, wo ich ihm abends auf der Voßſtraße begegnete. Er war nicht am Bodenſee, ſondern wieder in Laubbach geweſen und hatte dort nochmals Maſſage gebraucht. Er wohnte dann zur Nachkur einige Zeit in Charlottenburg, ſodaß ich ihn wieder mehrere Wochen nicht beſuchen konnte.

Am 16. Oktober kam er früh in meine Wohnung, um mir mitzuteilen, daß nach Hatzfeldts Abgang auf den ihm beſtimmten Botſchafterpoſten in London Herbert Bismarck Staatsſekretär werden ſollte, und daß dieſer ſich Holſtein zum Unterſtaatsſekretär erleſen habe. Der Chef denke zwar an einen andern, wie es ſchiene, an (Graf) Berghem, aber Herbert werde ſeine Abſicht mit Holſtein wahrſcheinlich durchſetzen. Unter dieſen Umſtänden werde er, Bucher, ſich zurückziehen, er habe bereits abermals den Fürſten um Vermittlung ſeines Abſchieds erſucht und Geſundheitsrückſichten dafür geltend gemacht, und wenn ihn der Chef durch Herbert abſchlägig beſchieden und ihm nur einen ſechsmonatigen Urlaub bewilligt habe, ſo werde er nach deſſen Ablauf doch wohl ſein Entlaſſungsgeſuch wiederholen. Er will am 1. November abreiſen und den Urlaub am Genfer See verleben. „Adieu, nun muß ich wieder in die Tretmühle,“ ſagte er beim Abſchiede.

Zweiunddreißigſtes Kapitel

Aus den Jahren 1886, 1887, 1888 und 1889

Am 5. Januar 1886, früh elf Uhr gab ich einen Brief an den Reichskanzler beim Portier ſeines Palais auf der Wilhelmſtraße ab, um mich zu melden.

An demſelben Tage und zwar ſchon um zwölf Uhr zehn Minuten brachte mir ein Kanzleidiener aus der Reichskanzlei folgende Antwort:

„Geehrter Herr Doktor!

Nachdem Ihre Zeilen dem Herrn Reichskanzler vorgelegen haben, bin ich beauftragt, Sie ergebenſt zu bitten, Sr. Durchlaucht heute nachmittag um drei Uhr die Ehre Ihres Beſuches gefälligſt erzeigen zu wollen.

In beſondrer Hochachtung

ganz ergebenſt

Sachſſe, Hofrat.“

Ich war Punkt drei Uhr im Palais und wurde ſofort vom Fürſten vorgelaſſen. Er gab mir die Hand und fragte: „Wie gehts, Büſchchen?“ Ich ſetzte mich ihm gegenüber an ſeinen Schreibtiſch. Als ich ſagte, er ſehe recht wohl aus, klagte er über Fortdauer ſeines Geſichtsſchmerzes, der nicht, wie ich vermutete, von kranken Zähnen komme, und von dem ihm Schweninger nicht habe helfen können. Deſſen Kur habe nur ſein weiteres Dickwerden gehemmt und ſein Gallenleiden gehoben. Er ſagte dann: „In der Politik giebt es jetzt nichts.“ Ich: „Ja, das ſieht man an den leeren Zeitungen; Sie ſorgen dafür, daß die nichts von Bedeutung mehr zu berichten haben, Sie haben uns wieder den Frieden erhalten.“ Er: „In Bulgarien, wo die Öſterreicher unbegreiflich ſchlechte Politik

gemacht hatten. Es war, als ob ſie dort gar keine Agenten gehabt hätten, keine Beobachter und Berichterſtatter. Sie meinten, die Geſchichte in Rumelien[1] wäre von den Ruſſen angeſtiftet und in deren Intereſſe, und nun dachten ſie: Läſſeſt du deinen Bulgaren los, ſo laſſe ich meinen Serben marſchieren. Offenbar haben ſie dieſem mehr verſprochen, als ſie halten konnten, und ſich dann, als der Krieg für Milan ſchlecht ablief,[2] beide Teile zu Feinden gemacht. Khevenhüller iſt zu derb aufgetreten. Der hat dem Fürſten gedroht,[3] wenn er nicht binnen vierundzwanzig Stunden Halt machte, ſo rückten die Öſterreicher gegen ihn vor, und die Serben wurden dann auch zum Stillſtand genötigt und lahm gelegt. Nun klagen die Bulgaren: Wenn ihr uns nicht in den Weg getreten wäret, ſo ſtünden wir heute in Belgrad, und die Serben wieder behaupten, wenn man ſie nicht zur Ruhe verwieſen hätte, ſo würden ſie mit friſchen Kräften ihre Schlappen ausgewetzt haben. Sie betreiben in Wien eine Politik der Beichtväter und der Bankiers; die Länderbank, die den Serben das Geld zum Kriege gegeben hat, verfährt wie in Paris die Caiſſe d'Escompte und hat ähnlichen Einfluß. Es iſt, wie wenn der Bankier Cohn in Deſſau auf unſre Politik Einfluß üben wollte. Man mußte in Wien wiſſen, daß England die Ereigniſſe in Rumelien eingefädelt hatte und hinter dem Fürſten ſtand, der ſchon ſeit Jahren mit dem Kaiſer Alexander verfeindet war, und der ein geſcheiter Kopf, aber falſch und unzuverläſſig iſt. Und das weiß man in Petersburg. Der Battenberger iſt heute das Haupthindernis, wenn die bulgariſche Angelegenheit nicht befriedigend geordnet werden kann. Der Kaiſer traut ihm auch jetzt nicht, trotz ſeiner neulichen lobenden Äußerung über die ruſſiſchen Offiziere.[4] Es mußte von außen her, durch einen Einmarſch, Ordnung geſchaffen werden; aber wer ſollte einmarſchieren? Mit den

[1] Die Vereinigung Oſtrumeliens mit Bulgarien unter Fürſt Alexander im September 1885.

[2] Im November und Dezember 1885.

[3] Am 28. November. Graf Khevenhüller war öſterreichiſcher Geſandter in Belgrad.

[4] Er belobte die am 23. September aus der bulgariſchen Armee ausgetretnen ruſſiſchen Offiziere wegen ihrer Verdienſte um die Ausbildung des ſiegreichen Heeres.

Ruſſen ging es nicht, und mit den Öſterreichern ebenſowenig.“ Ich: „Darf ich wohl fragen, wie Ihr Urteil über die geiſtigen Eigenſchaften des Kaiſers Alexander lautet?“ Er: „Er iſt beſſer als ſein Ruf in unſern Blättern, verſtändiger, eine einfachere Natur und vor allem ehrlicher. Ganz anders wie ſein Vater, männlicher, kein Phantaſie- und Gefühlsmenſch. Er iſt ein ordentlicher Familienvater, hat nichts mit Weibern zu thun, keine Schulden. Da er nichts zu verbergen hat, ſo hat er nicht nötig, an Vorſpiegelungen zu denken, an Winkelzüge und Täuſchungen. Nur hängt er von kirchlichen Einflüſſen ab.“ Ich: „Pobedonoszew?“ Er: „Ja und andre.“ Er erzählte dann: „Als die Verwicklung mit den Engländern in Afghaniſtan ſpielte und er in Kopenhagen war,[1] telegraphierte ihm Giers ein über das andre mal und bat ihn, zurückzukommen. Er blieb aber, indem er ſagte: Giers hat die Hoſen voll, mag aber ſelbſt ſehen, wie er zurecht kommt.“ Ich verſetzte: „Mir wurde er als dumm, ſehr dumm bezeichnet, indes war das aus baltiſcher Quelle.“ Er: „Das iſt im allgemeinen zuviel behauptet, aber bei denen an der Oſtſee begreiflich. Die armen Leute! Aber wir können ihnen nicht helfen, ſie liegen zu weit weg von uns. Es kommt oft in der Geſchichte vor, daß die göttliche Vorſehung ſolche edlere Gemeinweſen und Völkerteile in größern, aber unedlern untergehen und aufgeſogen werden läßt. Aber hier iſt das doch unklug von der Regierung und mehr ein Schade für Rußland als für uns, wenn man ſich dieſes Geſtüt für gute Generale wie Todtleben und für tüchtige Diplomaten ruiniert, das ſie in dem baltiſchen Adel haben. Sie denken nicht mit Unrecht an die Einheit des Reiches wie bei den Polen, aber daß ſie ſoweit gehen und ſo grob zu Werke gehen, und daß ſie namentlich das niedre Volk gegen die höhern Stände aufwiegeln! Ich habe ſchon oft gedacht, warum nicht mehr von ihnen verkaufen und auswandern. Aber die Unterdrückung iſt mehr ein Nachteil für ſie als für uns, und

[1] Die Verwicklungen ſpielten im März und April 1885, das ruſſiſche Kaiſerpaar aber war vom 6. September bis Anfang Oktober in Kopenhagen. Gemeint hat alſo Fürſt Bismarck die „Verwicklungen“ im weitern Sinne, die bis zu dem Vertrage vom 10. September dauerten, oder er hat zwei zeitlich etwas auseinander liegende Dinge in der Erinnerung zuſammengeſchoben. Selbſt wenn die Schuld daran Buſch träfe, wäre ſie nicht groß.

übrigens haben die baltiſchen Deutſchen niemals zum Deutſchen Reiche gehört, wenn ſie auch immer mit dem deutſchen Volksleben eng zuſammenhingen.“

Ich fragte: „Kann ich wohl wiſſen, wie Durchlaucht jetzt mit dem Kronprinzen ſtehen? Sie haben ja neulich bei ihnen gegeſſen.“ Er: „O ganz gut und ſchon ſeit mehreren Monaten, auch mit ihr Als es mit dem Kaiſer zu Ende zu gehen ſchien, näherte er ſich mir, weil er ſah, daß er jetzt am Rande ſtand, wo er ins Waſſer ſpringen und ſchwimmen mußte, und ſeitdem haben wir immer gut miteinander geſtanden. Er will mich behalten, und wenn er als König befiehlt, muß ich wohl bleiben, obwohl ich krank bin und Ruhe bedarf, auch werden wir uns vorher verſtändigen müſſen. Es handelt ſich darum, daß er jemand für die auswärtige Politik hat. Im Innern ginge es ſchon, mit Böttticher, der das ganz gut beſorgt, nur daß er etwas heftig iſt, ſodaß zuweilen Waſſer dazu gegoſſen werden muß.“ Er ſprach dann gegen das kollegialiſche Syſtem und für Einheitlichkeit der Verwaltung.

Ich gedachte des Kaiſers und ſeines Regierungsjubiläums[1] und bemerkte, man hätte da einen guten Text zu Predigten gehabt: die Stellen im Buche Sirach, wo es heiße: „Das Werk lobt den Meiſter, und einen weiſen Fürſten ſeine Hände“ und weiterhin namentlich: „Es ſtehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerate; derſelbe giebt ihm einen löblichen Kanzler,“ desgleichen: „Einem weiſen Knechte muß der Herr dienen, und ein vernünftiger Herr murret nicht darum.“ (Ich hatte darauf ſchon in den Grenzboten Nr. 1 vom 31. Dezember v. J. aufmerkſam gemacht.) Er lächelte und ſagte, nachdem er bemerkt hatte, der Kaiſer ſei gewiſſenhaft gegenüber dem Staatsintereſſe und wiſſe dem ſein Selbſtgefühl unterzuordnen: „Er hat mir, obwohl er nach ſeiner Vergangenheit gewohnt war, zu regieren und zu kommandieren, immer viel freie Hand gelaſſen, während ſein Bruder mit keinem ſelbſtändigen Miniſter auszukommen imſtande geweſen wäre.“

Ich kam dann auf die iriſche Kriſis und die engliſchen Parteien zu ſprechen und bemerkte, da ſähe man doch, was der Parlamentarismus leiſtete, und wohin ein Reich mit ihm käme. Es wäre

[1] 2 Januar 1886.

mit unſern Liberalen in betreff Poſens und der polniſchen Sache überhaupt ähnlich geweſen, aber glücklicherweiſe hätten ſie nicht die Bedeutung gehabt wie die in England. Er ſagte dazu: „Der Parlamentarismus geht nur, wo bloß zwei Parteien miteinander ringen und wechſeln, und wo die Vertreter der Geſetzgebung wohlſituiert, nicht egoiſtiſch ſind, nicht nötig haben, ſtrebſam für ſich zu ſein. Ich bin kein Abſolutiſt. Der Parlamentarismus iſt gut, auch bei uns, als Veto gegen den Willen unverſtändiger Regierungen und ſchlechter Monarchen, als Kritik. In England waren es bisher im Parlament zwei große Parteien, die in ihren Grundſätzen in der letzten Zeit nicht ſehr auseinander gingen und beide das Beſte des Landes wollten, nichts für ſich. Es waren die Vertreter von ein paar hundert Familien, die ſoviel hatten, daß ſie kein Bedürfnis nach mehr fühlten und nur an das Wohl der Geſamtheit denken konnten, was im Grunde ja auch vom Könige gilt, der auch nicht nötig haben ſoll, an ſein Intereſſe zu denken. Jetzt kommen die Irländer als dritte hinzu und die Radikalen, die noch gefährlicher als jene ſind. Bei uns iſt das ſchlimmer: wir haben acht oder zehn Parteien, und die Führer ſind Streber, die ſich verbeſſern wollen, Miniſter werden, auch dem Kapitale dienen und nicht umſonſt.“

Er ſprach hierauf vom Kulturkampfe und wie der Papſt jetzt ganz wohlgeſinnt ſei. Ich ſagte: „Dem haben Sie ja mit der Vermittlung im Streite mit Spanien[1] einen großen Gefallen gethan und eine Bedeutung zugewieſen, für die er alle Urſache hat, dankbar zu ſein.“ Er lächelte und ſagte: „Nun, er hat mir auch ſeinen beſten Orden gegeben[2] und einen recht ſchmeichelhaften Brief dazu geſchrieben.“ Wir redeten dann von andern Orden, und ich fragte: „Wieviel mögen Sie jetzt wohl davon haben? Ich glaube 1872 waren es 64 Stück.“ Er: „Soviel warens wohl nicht. Seitdem iſt aber noch Siam und andres Aſiatiſches dazugekommen.“ Ich: „Auch Japan war dabei mit den beiden großen Barbiermeſſern, der Kiſte mit den Schwertern, mit denen Sie zum Daimio erhoben

[1] Über die Karolinen im Oktober 1885.

[2] Den Chriſtusorden in Brillanten, 31. Dezember 1885. Bismarck-Regeſten II, 385.

wurden.“ Er: „Sogar der Kaiſer von China hat mir Geſchenke gemacht, z. B. einen großen Elefantenzahn mit eingeſchnittenen Figuren, Blumen, Häuſern und Vögeln, alles tief ausgearbeitet, faſt zum Durchſehen, man ſoll acht Jahre daran geſchnitzt haben. Laſſen Sie ſich ihn doch mal oben zeigen. Er ſteht in der Ecke auf dem ſchwarzen Kamin oben im zweiten Zimmer neben dem großen Saal.“ Er klingelte einem Diner und befahl ihm, mich, wenn ich ginge, hinaufzuführen.

„Warum haben wir nur die Luciabai nicht bekommen können?“ fragte ich. „Ach — erwiderte er —, die war nicht ſoviel wert, als es anfangs ſchien. Leute, die dort Intereſſen eigner Art verfolgten, hatten ſie wichtiger dargeſtellt, als ſie in Wirklichkeit war. Dann wollten die Boers nichts Rechtes in der Sache thun, ſie hätte für uns Wert gehabt, wenn ſie nicht ſo weit von Transvaal läge. Den Engländern erſchien ſie ſo wichtig, daß ſie erklärten, nicht darauf verzichten zu können, und ſie haben uns zuletzt viel zugeſtanden, in Neuguinea und Zanzibar. Wir durften nicht zu viel auf einmal in die Hand nehmen von kolonialen Punkten, und wir hatten deren ſchon genug für den Anfang. Wir mußten es jetzt mehr mit ihnen halten, mit den Engländern, während wir, wie Sie wiſſen, mehr auf der Seite Frankreichs geſtanden haben. Wie die Wahlen beweiſen, hat hier aber jeder, der was bedeuten will, Feindſchaft gegen uns an den Tag zu legen.“

Ich erkundigte mich nach dem Branntweinmonopol, und er erwiderte: „Das werden ſie wohl nicht bewilligen, aber einbringen werden wirs. Sie ſehen uns immer als Leute an, die Böſes vorhaben, gegen das Land und gegen ſie ſelbſt, gegen ihre Befugnis und Wirkſamkeit, und denen die Stange gehalten und imponiert werden muß von den Vertretern des Volkes, zu dem wir nicht gehören ſollen. Wir thun doch nur unſern Dienſt, und zu dem gehört, daß wir nach beſtem Wiſſen den Vorteil des Staates wahrnehmen.“

„Bucher iſt nun auch fort — bemerkte ich —, auf langen Urlaub vorläufig.“ Er: „Ja, weil er wohl ſchon zehnmal aus Geſundheitsrückſichten um ſeinen Abſchied gebeten hat. Da habe ich ihm endlich Urlaub auf ſechs Monate mit vollem Gehalt gegeben. Er war uns ein vortreffliches Lexikon zum Nachſchlagen bei allen

Gelegenheiten; denn er hat viel geleſen und geſammelt bei ſeinem guten Gedächtnis. Auch iſt er ein guter, anſtändiger Menſch“ — worin ich ihm lebhaft beiſtimmte.

So war es beinahe vier Uhr geworden, und ich erhob mich, als er einen Moment ſchwieg. Ehe ich ging, bat ich, mich es wiſſen zu laſſen, wenn er glaube, ich könne in der Preſſe etwas für einen beſtimmten Zweck thun, was er verſprach. Draußen führte mich der Diener hinauf und durch den großen Saal, wo noch ein Chriſtbaum und Tiſche mit der Beſcherung ſtanden, nach einem Zimmer, deſſen Fenſter auf den Garten hinausgingen, und in dem ſich große Ölporträts (in ganzer Figur), Kaiſer Wilhelm (im Hermelin) und der Kaiſer von Öſterreich und Rußland, desgleichen ein Bild der Kaiſerproklamation in Verſailles (jetzt bloß der Rahmen, das Gemälde ſelbſt wird gefirnißt) und auf dem ſchwarzen Kamin der chineſiſche Elefantenzahn, faſt zwei Meter lang, befanden. In einem andern Zimmer ſah ich ein vortreffliches neues Porträt des Kanzlers (von Angely, ſagte der Diener) und auf einem Sofa lehnend das Bruſtbild Papſt Leos XIII von Lenbachs Hand.

Am 7. oder 8. Mai war ich in Buchers Wohnung, um mich zu erkundigen, ob er zurückgekehrt ſei. Er war ſchon am 28. April wieder eingetroffen und ſagte mir, daß er ſich bei Berghem amtlich, bei Rantzau privatim gemeldet, den Fürſten aber, der ihm ſeinen Urlaub inzwiſchen verlängert hätte, noch nicht geſprochen habe. Er iſt von Clarens aus abermals um ſeinen Abſchied eingekommen, hat aber auf das Geſuch noch keinen Beſcheid. Will ſich eventuell zur Dispoſition ſtellen laſſen und mit Benutzung der Archive geſchichtliche Arbeiten machen, worüber er ſich ſchon mit Sybel beſprochen hat. Inzwiſchen beſieht er ſich Berlin, die Panoramen und andres ihm bis jetzt noch Unbekannte, und will, wie in Clarens, botaniſieren. Wir verabredeten einen gemeinſamen Ausflug nach Tegel und der Jungfernheide. Den Tag wollte er mir ſchriftlich beſtimmen. Wir ſprachen von Herbert Bismarck, den er als ſehr fleißig rühmte, und von dem Stillſtand im Kampfe mit Rom, von dem er glaubte, er werde nur ein zeitweiliger ſein. Gab mir ſchließlich Pufendorfs „Bericht von dem Zuſtande des H. R. Reichs Teutſcher Nation“ (Leipzig, Gleditſch und Weidmann) in deutſcher Überſetzung von 1715 mit, zugleich als Probe des damaligen deutſchen Stils.

Am 14. Mai gegen Abend brachte mir Buchers Diener folgenden Brief von ihm nebſt der darin erwähnten Anlage:

„14. Mai 1886.

Verehrter Freund!

Bei dem wechſelnden Wetter hat ſich mein Zipperlein wieder gemeldet, ſodaß ich weite Wege nicht machen kann. Was ſich inzwiſchen mit mir zugetragen hat, erſehen Sie aus der anliegenden Piece meiner Perſonalakten, die ich mir gelegentlich zurückerbitte. Jetzt, wo ich nichts bin, mir den Titel anhängen zu laſſen, erſcheint mir abſurd und läſtig. Als Exzellenz müßte ich mich entſprechend verhalten, könnte nicht, wie ich in Clarens gethan, mit der Botaniſiertrommel auf dem Rücken in der Jungfernheide umherlaufen und mir einen abgeriſſenen Knopf ſelber annähen. Die fortſchrittlichen Blätter werden mich wahrſcheinlich verhöhnen, daß ich nicht erreicht habe, was ihnen wichtiger erſcheint als mir; doch das iſt mir, wie der Chef in Verſailles ſagte, Farcimentum. Wenn mein Beinwerk wieder imſtande iſt, melde ich mich.

Der Ihrige

Bucher.“

Dabei befand ſich ein Briefbogen mit folgendem Bericht:

„Nachdem ich von Clarens aus um Verabſchiedung oder Stellung zur Dispoſition gebeten habe, ließ der Reichskanzler mich am 12. Mai rufen, redete mir zu, zu bleiben, und machte mir, um mich vor den unaufhörlichen Störungen zu ſchützen, einen Vorſchlag, der jedoch unausführbar geweſen wäre und mich in eine ganz unbefriedigende Stellung gebracht hätte. Als ich ihm dies auseinandergeſetzt und meine Bitte um Stellung zur Dispoſition wiederholt hatte, ſagte er zweimal:

„Ich bin bereit, zu thun, was Sie verlangen, bin auch bereit, mehr zu thun.

„Ich erwiderte: Wenn ich zur Dispoſition geſtellt wäre, würde ich ſo zufrieden ſein, wie ich überhaupt ſein könnte

„Darauf er: So ſchreiben Sie mir das, damit ich dem Kaiſer ſagen kann, daß Sie nichts weiter wünſchen.

„Am 13. ſchickte ich das umſtehende Schreiben an ihn ab:

Berlin, den 13. Mai 1886.

Durchlauchtigſter Fürſt!

„Obwohl Ew. Durchlaucht mir mehrmals einen längern Urlaub zur Herſtellung meiner Geſundheit zu bewilligen die Gewogenheit gehabt haben, ſo bin ich von der großen Nervoſität nicht befreit worden, die ſich infolge langjähriger rheumatiſcher Leiden bei mir eingeſtellt hat. Dieſelbe macht mich, wie ich mich leider habe überzeugen müſſen, für den Geſchäftsbetrieb des Auswärtigen Amtes unfähig. Zu einer ruhigen Arbeit ohne Störungen fühle ich mich dagegen noch imſtande und würde es dankbar erkennen, ſo oft Euer Durchlaucht mir eine ſolche zu übertragen Anlaß finden ſollten. Ich erneure daher meine gehorſamſte Bitte,

„Bei Seiner Majeſtät dem Kaiſer zu beantragen, daß ich zur Dispoſition geſtellt werde, und würde in der Gewährung derſelben meine Wünſche nach jeder Seite hin erfüllt ſehen. Ich habe damit den Ausdruck meines ehrerbietigen und herzlichen Dankes zu verbinden für die Güte und Nachſicht, die Eure Durchlaucht mir ſeit dem Jahre 1864 erwieſen haben.

Ew. Durchlaucht

gehorſamſter

Bucher."

Am 15. Mai war ich früh 10¼ Uhr in Buchers Wohnung, um ihm den Pufendorf und die Anlagen zu ſeinem letzten Briefe wieder zu bringen. Der Diener aber hatte Befehl, niemand hineinzulaſſen, „weil General Klapka bei ihm ſei, dieſer werde indes bald gehen." Ich ging darauf dreiviertel Stunden im Tiergarten ſpazieren, als ich aber um elf Uhr wieder anfragte, war der Beſuch noch immer bei Bucher.

Am 24. Mai machte mir Bruno Bucher aus Wien, der als Deputierter zur Eröffnung der Jubiläumsausſtellung nach Berlin gekommen war, ſeinen Beſuch. Er hatte ſeinen Bruder, obwohl er ihm ſeine Ankunft brieflich gemeldet hatte, nicht zu Hauſe getroffen. Lothar war verreiſt, der Diener hatte nicht wiſſen wollen, wohin. Es mußte eine plötzliche Abreiſe geweſen ſein; denn Bruno hatte

ſeinen Brief noch ungeöffnet auf dem Tiſche ſeines Bruders liegen ſehen. Ich vermutete, Lothar ſei nach Friedrichsruh zitiert worden, wo Fürſt Bismarck ſeit einigen Tagen iſt.[1] Dieſe Vermutung wurde mir von Bruno am 25. beſtätigt, mit dem ich an dieſem Abend einige Stunden in Geſellſchaft Hehns bei Schultz verbrachte. Der Diener hatte ihm jetzt, wo er ihm geſagt hatte, er ſei der Bruder, mitgeteilt, er habe nach Friedrichsruh telegraphiert, und der Herr Geheimrat werde Mittwoch zurückkommen. Sollte der Fürſt Bucher nochmals haben zureden wollen zu bleiben? Oder hätte er etwa mit ihm Rückſprache wegen Bearbeitung der Aufzeichnungen oder einiger davon genommen, von denen er im Herbſt 1883 in Friedrichsruh zu mir geſagt hatte: „Dann ſollen Sie (im Falle ſeines Rücktritts, für den ich mich hatte melden wollen) meine Papiere ordnen. Es iſt noch viel Gutes darunter.“ Bucher würde ſich in wichtigen Punkten ſicher beſſer dazu eignen. Oder endlich — dürfte man bei Buchers Reiſe nach Friedrichsruh am Ende an Klapkas neulichen Beſuch bei ihm denken? In den nächſten Tagen erfährt man wohl von ihm ſelbſt Genaueres über den Ausflug zu Gamaliel im Sachſenwalde.

29. Mai. Ich war heute vormittag bei Bucher und fand ihn zu Hauſe. Er iſt nicht in Friedrichsruh geweſen, ſondern in Hamburg bei Kuſſerow, der ihn eingeladen und ihm Hamburg und ſeine Umgebung, Butenalſter, Blankeneſe u. a. gezeigt hat. Er hat die Kabinettsordre des Kaiſers, in der er zur Dispoſition geſtellt wird, und die Verfügung des Reichskanzlers, mit der ſie ihm zugeſtellt worden iſt, ſchon mehrere Tage und ließ mich die Verfügung durchleſen. Darin werden ihm dreiviertel ſeiner bisherigen Bezüge (die 9900 Mark Gehalt und 1200 Mark Wohnungsgeldzuſchuß betragen haben) zugeſichert, und zum Schluß dankt ihm der Kanzler für ſeine langjährigen Dienſte und fügt „von Herzen“ gute Wünſche für ſeine Zukunft hinzu. Der „unausführbare Vorſchlag“ vom 12 Mai, der Bucher „in eine ganz unbefriedigende Stellung gebracht hätte,“ hat darin beſtanden, daß der Kanzler Bucher mit dem Titel Exzellenz im A. A. zu verbleiben aufgefordert hat, nur, um nach B.s Wahl größere Aufſätze zu bearbeiten, nicht aber den ge-

[1] 20. Mai bis 15. Juni. Bismarck-Regeſten II, 406 f. Über Buchers Rücktritt ſ. auch Poſchinger III, 239 ff.

wöhnlichen Dienſt weiter zu thun. „Ich habe früher gegen Orden und Titel geſprochen, und ich wäre ſo das fünfte Rad am Wagen geweſen,“ ſagte er. Unter den größern Aufſätzen, die er beabſichtigt, hat er an die Erweiterung und Fortſetzung einer Denkſchrift über England und Afghaniſtan gedacht, die er früher für den Kaiſer und auf Radowitzens Rat auch für den Kronprinzen gemacht hatte, und zu deren Ergänzung er von den engliſchen Generalen (es ſind nacheinander drei geweſen) in Clarens gutes, neues Material bekommen hat. Erzählte unter anderm, die Armee von Bengalen, deſſen Bevölkerung nicht kriegstüchtig iſt und ſich nicht anwerben läßt, beſteht in der Kavallerie aus Sikhs, in der Infanterie aus Ghurkas, Nepaleſen, Mietsſoldaten, ähnlich den Schweizern — point d'argent, point de Suisses —, „die für beſſern Sold auch unter ruſſiſcher Fahne dienen würden.“ Er will nun wegen andrer Arbeiten nochmals mit Sybel reden, „ob der inzwiſchen Material dazu gefunden hat. Jetzt ordne ich meine Bücher und Papiere. Dann gehts auf Reiſen, im Sommer wahrſcheinlich wieder in die Schweiz, zuerſt aber nach Schleſien, wohin Stirum mich eingeladen hat. Im Winter wird hernach gearbeitet.“ Von einer etwaigen Beſchäftigung mit Bismarcks Privatpapieren war nicht die Rede, und nach Klapkas Beſuch zu fragen hielt ich mich nicht für berechtigt.

Wir blieben auch ferner gute Freunde, Bucher nahm mehrmals an den Mittwochszuſammenkünften teil, die ich mit Hehn bei Trarbach hatte, und ich beſuchte ihn im Herbſt und Winter 1886 wiederholt, auch im Januar 1887, als er wieder von einem Beſuche bei Stirum zurückgekehrt war und ich ihm das Honorar für den Aufſatz: „Zwei Minderer des Reichs“ (Gladſtone und Windthorſt, der Vergleich auf Verlangen Bismarcks angeſtellt) zu überbringen hatte, den er für die Grenzboten geſchrieben hatte, und der in Nr. 41 abgedruckt worden war. Dies war am 13. Januar. Bucher ſagte mir dabei, er habe den Entwurf zur Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes gemacht. Bismarck ſei damals (nach der Rückkehr von Nikolsburg im Herbſt 1866) in Putbus ſchwer krank geweſen. Savigny habe die Sache (als Staatsſekretär) beſorgen ſollen, ſich mit Keudell zuſammengeſetzt und den Auftrag durch einige Veränderungen der alten Verfaſſung des Deutſchen Bundes erledigen zu können geglaubt. Bucher habe die Motive dazu verfaſſen müſſen.

Als der Chef zurückgekommen ſei, habe er ihn rufen laſſen, Savignys Leiſtung für unbrauchbar erklärt und ihm, Bucher, mit Beihilfe „eines kleinen Buchs,“ wahrſcheinlich eines Auszugs aus dem Pölitzſchen Werke über die verſchiednen Konſtitutionen, die Grundzüge einer Verfaſſung für den neuen Bundesſtaat diktiert, die er dann mit Hilfe eines Chiffreurs und, als dieſer nicht mehr hätte ſchreiben können, eigenhändig ausgearbeitet habe. Das habe ihm einen Nachmittag und eine Nacht bis an den Morgen gekoſtet. Der Chef habe, nachdem er nur wenig daran geändert hatte, die Verfaſſung ſofort zwölf mal im Auswärtigen Amte abſchreiben laſſen.[1] Bucher erzählte dann noch von Reudells Ungeſchick. Als er nach Rom gegangen ſei, habe ihm der Chef ſeine Anſichten über Italien zu perſönlicher Information auseinandergeſetzt und dabei geſagt, wir würden eine Wendung nach Frankreich hin nicht dulden. Reudell habe gemeint, er ſolle dies Visconti Venoſta mitteilen und es auch gethan. Der Chef habe dies gemißbilligt und ihn angewieſen, bei der erſten Gelegenheit dem italieniſchen Miniſter zu erklären, ſeine Äußerungen ſeien nur der Ausdruck ſeiner perſönlichen Anſichten geweſen. Er habe aber unterlaſſen, zu berichten, daß er dieſer Weiſung nachgekommen ſei. Endlich ſagte mir Bucher auf meine Frage Näheres über das Schickſal der Briefe, die Bismarck an Laſſalle geſchrieben und dieſer bis zu ſeinem Tode aufbewahrt habe. Als er nach der Schweiz abgereiſt ſei, habe er die Schlüſſel ſeiner Wohnung Holthoff übergeben. Auf die Nachricht von ſeinem Tode ſei Laſſalles Schweſter, eine in der Scheidung von ihrem Manne begriffne Frau Friedland, die mit dieſem früher in Prag, dann bei ihrer Mutter in Breslau gelebt habe, nach Berlin gekommen, habe Holthoff, der hübſchen Damen nichts habe abſchlagen können, die Schlüſſel abgelockt, ſich dann in den Beſitz des Nachlaſſes ihres Bruders geſetzt und deſſen Papiere durchſtöbert, wobei ihr auch die Bismarckbriefe in die Hände gefallen ſeien. Sie habe dieſe an ihren Schwiegerſohn geſchickt, der früher Offizier, damals aber Hofjunker oder etwas der Art in Meiningen geweſen ſei, und dieſer habe ſie bald darauf Bismarck zurückgeſtellt — d. h. die Originale.

[1] Vgl. Poſchinger, Ein Achtundvierziger. Lothar Buchers Leben und Werke III, 131 ff. Fürſt Bismarck und der Bundesrat I, 1. Sybel, VI, 24.

Am 13. Januar ſagte mir Glanz bei der Heimkehr von Siechen, „der Profeſſor“ (Scheibler, mit dem er zuſammenwohnt) ſei auf Rottenburgs Veranlaſſung beim Fürſten geweſen, um von ihm einen guten Einfall zu hören, der in ein Witzblatt kommen ſolle. Derſelbe werde durch Trojan, mit dem Scheibler bei Siechen abſeits geſprochen hatte, in die nächſte Nummer des Kladderadatſch beſorgt werden. Ich möge das jedoch als Geheimnis betrachten. Erfuhr ſpäter, daß das Gedicht: Der neue Sindbad (Nr. 3) hieraus entſtanden ſei.

Am 15. ſchrieb ich an den Fürſten, wenn er mir bei der jetzigen Kriſis einen Auftrag zu geben habe, ſo bitte ich ihn, mich geneigteſt wiſſen zu laſſen, wann ich denſelben von ihm empfangen könne. Erſt am 26. bekam ich durch emen Kanzleidiener aus der Reichskanzlei einen Brief ohne Unterſchrift, in dem mir angezeigt wurde, der Reichskanzler bitte mich, ihn morgen um zwei Uhr zu beſuchen.

Ich ging infolgedeſſen am 27. Januar 1887 nachmittags zwei Uhr ins Palais auf der Wilhelmſtraße, wo, während ich warten mußte, erſt Rottenburg, dann die drei kleinen Rantzaus und deren Bonne durch das Vorzimmer gingen, wo außer ſeinen beiden Säulen mit Sofas, ſeinem Billard und ſeinem Bücherſchrank jetzt auch eine eichene Staffelei mit der großen Liebenowſchen Eiſenbahnkarte von Europa ſtand. Um 2¼ rief Theiß mich zum Fürſten hinein. Er kam auf mich zu, gab mir die Hand und fragte, wie es ginge. Ich erwiderte: „Gut, und wie man lieſt, geht es Ihnen ebenſo“ Er: „Na, in den letzten Tagen nicht. Beklemmung und Stiche hier (er fuhr über die Bruſt), ich glaube, etwas wie Lungenentzündung,“ was ſehr zu bezweifeln war, da er ganz geſund und rot ausſah. Als er Tiras weggejagt und ich mich ihm gegenüber an ſein Doppelpult geſetzt hatte, fragte er: „Na, was haben Sie denn in der letzten Zeit in der Preſſe gemacht?“ Ich antwortete: „Allerlei Sachen über die Lage in den Grenzboten. Das Eigentliche haben Sie ihnen im Reichstage geſagt, reichlich und überzeugend für alle Vernünftigen. Ich fürchte aber, es wird nicht lange vorhalten. Die Dummen werden nicht alle, und wenn Sie erleuchtet haben, wird ſofort geſorgt, daß es wieder dumm und dunkel in den Köpfen wird. Die Kaplanspreſſe füllt immer wieder nach mit Verdrehungen

und Lügen, und die großen und kleinen Blätter der Fortſchrittspartei thun nach Kräften desgleichen. Daneben helfen die kleinen Juriſten in der Provinz wühlen und hetzen.“ Er: „Jawohl und die Winkelkonſulenten. Ich glaube auch, daß bei der Leichtgläubigkeit des Publikums wenig Beſſerung für die Wahlen zu erwarten iſt.“ Ich: „Es iſt ſchade, daß man den Herren Volksvertretern, wie ſie ſich nennen, den Kliquenvertretern, nicht von vornherein wenigſtens das Hineinreden in militäriſche und auswärtige Fragen verfaſſungsmäßig abgeſprochen hat. Das ſollte nur ausnahmsweiſe, wo ſie nutzen können, und nach beſondrer Aufforderung von ſeiten der Regierung ſtattfinden können. Bei der Norddeutſchen Verfaſſung iſt eine ſolche Beſtimmung unterblieben.“ Er ſagte, das ſei doch nicht ganz ſo, aber allerdings ſei damals manches Unrichtige hineingekommen, da er zuerſt krank geweſen ſei und das „Kriegsminiſterium,“ eiferſüchtig auf das „Militärkabinett,“ verſchiedne unpraktiſche Beſtimmungen hineingebracht habe. Er ſetzte mir dann die jetzige rechtliche Lage, ungefähr, wie er ſie dem Reichstage dargelegt hatte, auseinander, wobei er mir die betreffenden Verfaſſungsparagraphen (zunächſt § 60) vorlas und kommentierte. Er ſchloß mit den Worten: „Es kann wieder zu einem Konflikt kommen, wenn ſich die drei gleichberechtigten Gewalten nicht verſtändigen bei der Gefahr. Das erſte und wichtigſte, was wir brauchen, iſt ein ſtarkes und feſtes Heer; denn das verbürgt uns unſre Freiheit nach außen hin, unſre Exiſtenz, unſern Beſitz gegenüber den uns von dorther drohenden Feinden. Wir könnten uns die am Ende auch ohne die jetzige Verfaſſung wahren und gewiß beſſer ohne einen ſolchen Reichstag, wie der letzte, der viel weniger ein Ausdruck unſrer Einigkeit als unſrer Spaltung, unſers Partikularismus und faſt nur ein Hemmſchuh bei der Wahrnehmung unſrer wichtigſten Intereſſen war. Ich könnte den Kaiſer gleich dazu kriegen, hier eine Änderung zu treffen und die Bundesregierungen ebenfalls. Aber das muß noch abgewartet werden — wie die Wahlen ausfallen und vielleicht die nächſten. Zuerſt tritt, wenn kein beſſerer Reichstag zuſtande kommt, nach Ablauf des Kompromiſſes, des Septennats, die Beſtimmung in Kraft, die dem Kaiſer nach Maßgabe der Bevölkerungszahl des Reiches auszuheben geſtattet, wobei ihn nur finanzielle Rückſichten beſchränken. Immer aber behält er die Be-

fugnis, ſoviel Soldaten zu nehmen, als er für nötig hält, und für die müſſen natürlich auch die Koſten bewilligt werden. — Aber, was ich Ihnen ſagen wollte, ich habe mich vor dem Reichstage über die gegenwärtige Stellung Rußlands zu uns beruhigt geäußert.[1] Doch da iſt manches Bedenken verſchwiegen worden, was nicht zu meiner Abſicht geſtimmt hätte, was ſich aber in der Preſſe andeuten ließe — mit Behutſamkeit. Ich ſprach hier nicht ſowohl zu den Mitgliedern des Reichstages und zum deutſchen Publikum, als nach auswärts, auch nach einer Stelle hin, der ich mein Vertrauen auf ihre Einſicht, ihr Wohlwollen und ihre Friedensliebe zu erkennen geben wollte, und die ſolches Vertrauen zu ſchätzen weiß — der Kaiſer Alexander —, namentlich, wenn es von einer Seite kommt, der er ſelbſt unbegrenztes Vertrauen ſchenken darf und ſchenkt.[2] Es iſt ganz richtig: der Kaiſer und Giers erblicken jetzt in Deutſchland keine Gefahr für Rußland und denken infolgedeſſen an keinen Angriff auf uns, und ſie würden vermutlich auch für die nächſte Zeit auch keine feindſelige Stellung zu uns einnehmen, wenn alles ſo bliebe, wie es gegenwärtig in Deutſchland und Rußland ſteht. Die Situation kann ſich indeſſen ändern. Es giebt neben dem Kaiſer eine Art öffentlicher Meinung, Parteien, die ſchon jetzt berückſichtigt werden müſſen, und die bei einem Kampfe Deutſchlands mit Frankreich umſomehr Einfluß auf die Entſchlüſſe der Krone gewinnen könnten, als ſie mit ihren Anſichten und Forderungen ein wirkliches Intereſſe Rußlands zu vertreten ſcheinen würden. Sie haben da die Panſlawiſten mit ihrem Haſſe gegen die Deutſchen und ihrer Hinneigung zu Frankreich. Dann ſind da die Polen und die liberalen Ruſſen, die einen Krieg mit uns in der ſtillen Hoffnung herbeiwünſchen, er werde mit einer Niederlage Rußlands endigen, und die werde ſie an ihr letztes Ziel bringen, den Polen die Unabhängigkeit verſchaffen und den andern eine Konſtitution. Dieſe Parteien würden, wenn ein deutſch-fran-

[1] Vor allem in der Rede vom 11. Januar 1887 über den Geſetzentwurf vom 25. November 1886, die Erhöhung der Friedenspräſenzſtärke des deutſchen Reichsheeres betr. Politiſche Reden XII, 179. Es war die Zeit, wo Boulanger franzöſiſcher Kriegsminiſter war.

[2] Vgl. G. u. E. II, 257 f.

zöſiſcher Zuſammenſtoß erfolgte, ſtärker als jemals bisher nach oben drücken, mit ihren Blättern und ihren Verbündeten in der Armee, in den Miniſterien und in Hofkreiſen, und ſchon die Möglichkeit, daß ſie die dort herrſchende Einſicht und Friedfertigkeit erſchütterten mit ihrem Drängen — was ja unter dem vorigen Kaiſer der Fall war, vor dem letzten Türkenkriege, wie Sie wiſſen —, ſchon das würde uns nötigen, an unſrer Oſtgrenze gegen die zweihunderttauſend Mann, die Rußland in ſeinen weſtlichen Provinzen ſtehen hat, ein Beobachtungskorps von mindeſtens hunderttauſend Soldaten aufzuſtellen und damit unſre gegen Frankreich verfügbaren Streitkräfte erheblich zu ſchwächen. Ferner würde, geſetzt den Fall, daß wir trotzdem die Oberhand behielten, die öffentliche Meinung in Petersburg und Moskau und, von ihr beſtürmt, zuletzt auch die Regierung ſchwerlich dulden, daß wir unſern Sieg ſo ausnutzten, wie es geſchehen müßte, zu gründlicher Schwächung Frankreichs für die nächſten dreißig oder vierzig Jahre; denn das wäre eine Stärkung des Deutſchen Reiches, die auch in Rußland ſchwere Bedenken und Beklemmungen hervorrufen könnte. Endlich aber iſt beinahe mit Sicherheit anzunehmen, daß die Ruſſen, während wir im Weſten beſchäftigt ſind, Öſterreich angreifen werden, dem eine Verſtärkung ſeiner Wehrkraft noch mehr notthut als uns die der unſrigen, und das dieſe Pflicht bis jetzt mit ſträflichem Leichtſinn vernachläſſigt hat, und da müßten wir doch wohl zuletzt helfen. Alles das konnte ich natürlich nicht ſagen, und es muß auch in der Preſſe mit Vorſicht behandelt werden."

Ich bemerkte: „Ich weiß nicht, ob es richtig iſt, wenn ich mich vor einem Kriege mit Rußland nicht ſo ſehr deshalb fürchte, weil ich eine Niederlage für wahrſcheinlich halte, als deshalb, weil ich nicht ſehe, was wir ihm bei einem Siege abnehmen könnten, um uns für die großen Koſten, die er uns verurſachen würde, zu entſchädigen." Er: „Gewiß, und für die großen Menſchenverluſte. Das hält mich auch vom Kriege mit Frankreich ab. Auch da heißt es: Was kannſt du armer Teufel geben!" Ich: „Die Milliarden waren zuletzt auch kein Segen, wenigſtens nicht für unſre Induſtrie; denn ſie veranlaßten Überproduktion. Nur die Bankiers haben dabei verdient, und auch von denen nur die großen." Wir kamen davon auf die Börſe und die jetzige Baiſſe, und er äußerte hierbei: „Bleich-

röder ſagte mir neulich, er habe auch mobil gemacht, und zwar zu rechter Zeit, ſchon lange.“

Ich erzählte, in der Börſenzeitung habe ich geleſen, ein kleines ſüddeutſches Blatt berichte, der Kaiſer ſei über die Ablehnung der Militärvorlage höchſt aufgebracht geweſen und habe im Beiſein Bismarcks und des Kronprinzen von einem Schritte geſprochen, der, wenn er ihn gethan hätte, das größte Bedauern hervorgerufen haben würde. Man habe dabei an ſeine Abdankung gedacht. Wer aber ſollte wohl den Auftritt weiter getragen und in die Öffentlichkeit gebracht haben? Er ſagte: „Von der Geſchichte iſt nur das eine richtig, daß er ſehr böſe über die Oppoſition war. Von einer Abdankung iſt nicht die Rede geweſen. Wohl aber wäre er zu einem Schritte zu haben, der aller Verlegenheit in militäriſchen Dingen, die der Reichstag bereiten kann, ein Ende machen würde.“ Er ſprach darauf wieder über die Parteien der Oppoſition, über deren Lügenhaftigkeit, deren Legenden: er wolle das allgemeine Wahlrecht beſeitigen oder beſchränken, mit einer gefügigen Vertretung das Tabak- und das Branntweinmonopol einführen, „und was noch, die Leibeigenſchaft wieder herſtellen zum Beiſpiel. Die Dummheit der Wähler allein glaubt das, ſie ſelber, Richter und ſeine Apoſtel ſelbſt denken nicht daran, daß ſo was beabſichtigt iſt. Es iſt einfacher Wahlſchwindel, grob und dreiſt, nach dem Goethiſchen Rezept: Willſt du ſie betrügen, ſo mach es nur nicht fein. Und Windthorſt, der verlogne —, treibt es ähnlich mit ſeiner Geſellſchaft von Kaplänen und ſieht bald die Freiheit, bald die Kirche bedroht, um zu verbergen, daß er das Reich nicht zur Ruhe kommen laſſen und den Welfen Wege zur Rückkehr nach Hannover bahnen möchte. Sie ſind alle Heuchler, tragen alle Masken, ich bin der einzige in dem parlamentariſchen Mummenſchanz, der keine Larve vor dem Geſichte hat. Partikulariſten ſind ſie, die einen wie die andern, trotz aller Verſicherungen, die Deutſchfreiſinnigen Partikulariſten der Partei, die andern territoriale Partikulariſten. Alle ſtreben nach Zerſetzung und Auflöſung. Aber ein preußiſcher König von heute könnte am Ende vom Reiche abſehen und für ſich allein beſtehen, wenn ſie nicht wollen.“

Ich fragte: „Wie ſtehen Sie denn jetzt mit dem alten Herrn?“ Er: „Mit dem Papſte? O ganz vortrefflich, auch in dieſer An-

gelegenheit. Auch er vertraut mir und hat Urſache, an meine Billigkeit zu glauben. Ich ſagte ihnen, ich würde noch weiter gehen, und meinte damit, ich würde ſelbſt einen päpſtlichen Nuntius in Berlin gern ſehen. Aber der Kaiſer will nicht, der denkt, da muß er auf ſeine alten Tage noch katholiſch werden. Auch die Miniſter ſind dagegen, aber ohne Grund. Ich fürchte mich nicht, im Gegenteil, es würde dadurch beſſer werden. Jetzt iſt Windthorſt der Nuntius, der Vater der Lügen. Wir wiſſen jetzt genau, wie ers mit Rom treibt, wir haben Briefe von ihm in den Händen. Ein wirklicher Nuntius könnte nicht ſo lügen gegen uns und den Papſt, der wohlwollend und vernünftig iſt. Er wäre ein kirchlicher Diplomat, der keine andern Ziele als kirchliche hätte und ſich bei der Regierung nicht um den Kredit bringen und unmöglich machen dürfte. Er hätte die Funktionen ſeines Auftraggebers auszuführen, aus Rom, nicht aus Gmunden, und das wären friedfertige Inſtruktionen, förderlich für den Beſtand des Reichs, wie jetzt der Wunſch des Papſtes, daß das Zentrum für die Militärvorlage ſtimmt.“ Ich: „Ich dachte vorhin eigentlich an den Kaiſer und Ihr Verhältnis zu ihm.“ Er: „Auch mit dem ſtehe ich ſchon lange aufs beſte, und wir ſind, abgeſehen von der Nuntiatur, in allen Stücken einer Meinung und eines Willens. Und der Kronprinz iſt jetzt auch ganz, was ich wünſchen muß, und ſie iſt mir gleichfalls vollkommen wohlgeſinnt.“ Ich: „Die Gladſtonianerin? Das iſt ja hocherfreulich.“ Er: „Ja, die denken jetzt ganz verſtändig. Die haben keine Veränderung im Sinne, wenn der alte Herr einmal gehen muß, und haben mirs oft ſchon geſagt. Sie haben nur noch Furcht, daß ich nicht bleiben will. Und ich möchte wirklich manchmal, es wäre nicht ſo, ich möchte lieber fort und meine letzten Tage in Friedrichsruh zubringen und den Dingen bloß zuſehen.“ Ich: „Und den Doktor Buſch, wie Durchlaucht vor drei Jahren dachten, meine Papiere ordnen laſſen.“ Er: „Auch das, ja. Aber ſolange noch ein preußiſcher König mich braucht und behalten will, muß ich bleiben.“ Ich: „Und Ihr Werk würden Sie doch auch nicht im Stiche laſſen und in die Hände von Leuten wie Virchow und Forckenbeck fallen ſehen wollen. Sie ſprachen zu mir einmal von Götz von Berlichingen und Metzler, dem Bauernanführer.“ Er: „Daß ich wenigſtens das Schlimmſte verhüten könnte, wenn ich bliebe. Ein ſolcher Fall iſt jetzt nicht

mehr zu erwarten. Die täuſchen ſich ſehr, wenn ſie hoffen, es wird mit dem neuen König weſentlich anders. Aber beſchwerlich iſt meine neue Stellung jetzt, wo ich nicht mehr die Kräfte habe, lange und vielerlei durcheinander zu arbeiten, und wo es doch ſo viel zu thun giebt. Alle Miniſter kommen und fragen bei mir um Sachen an, die mich eigentlich nichts angehn, und machen mich dafür verantwortlich, ſelbſt das Hausminiſterium, wo Schleinitz, der faule Kerl, alles vernachläſſigt hat, und wo Stolberg oft nicht da iſt. Aber man muß ſeine Pflicht und Schuldigkeit thun. Was Sie da von meinem Werke ſagen, ſo ſieht es groß aus, iſt aber doch nur ein irdiſches, vergängliches. Was iſt zuletzt groß? Deutſchland iſt groß, die Erde iſt größer, und doch wie klein im Sonnenſyſtem, und nun gar in der uraniſchen Welt. Und wie lange wird es dauern?“ Ich: „Hegel hat behauptet, die Erde ſei der einzige Stern mit geiſtigem Leben, Denken und Geſchichte.“ Er: „Weil er darauf philoſophierte. Gewiß giebt es Welten, wo viel Bedeutenderes gedacht wird und geſchieht. Aber ſo ſind dieſe Profeſſoren (er nannte Virchow, Du Bois-Reymond und fragte, wie heißt er gleich, der dritte Phyſiker, ich riet »Helmholtz«), die thun, als ob ſie alles wüßten, während ſie doch in ihrer Wiſſenſchaft zwar viel, aber auch da im letzten Grunde nichts wiſſen, geſchweige von anderm. Sie kommen bis zur Zelle, aber wo hat die ihre Urſache?“ Ich: „Ich ſtelle mir die Welt als Punkt vor, den man den Urgrund von Gott nennen kann, und der ſich zur Kugel ausdehnt und das Nichts ausfüllt.“ Er. „Und es doch ewig beſtehen läßt.“ Ich erhob mich, um Abſchied zu nehmen. Er gab mir die Hand und ſagte: „Ich freue mich, daß Sie ſo wohl ausſehen und ſich gar nicht verändert haben. Und die vielen Haare noch. Zeigen Sie mal.“ Ich bückte mich, daß er den Scheitel ſehen konnte, und er ſagte: „Ja, es iſt echt, ich dachte, ſie trügen eine Perücke. Aber der Bart wird weiß, den ſollten Sie abſchneiden und ſich den Schnurrbart färben laſſen, da wären Sie ganz jung.“

Der wichtigſte Teil dieſer Unterredung, die um drei Uhr endigte, wurde in dem Artikel „Die Kriegswolke im Weſten“ verarbeitet, der in Nr. 6 der Grenzboten erſchien und dem Fürſten zugeſchickt wurde.

Am 28. April brachte ein Kanzleidiener früh zehn Uhr einen Brief, in dem es hieß. „Der Herr Reichskanzler würde Herrn

Dr. Moritz Buſch dankbar ſein, wenn derſelbe ihm heute etwa um 2½ Uhr die Ehre ſeines Beſuchs ſchenken wollte. Berlin, den 28. April 1887.“ (Keine Unterſchrift.) Ging zu angegebner Stunde hin, hörte vom Portier, daß Rottenburg mich vorher ſprechen wolle, erfuhr von dieſem, daß der Fürſt zwei Aufgaben für mich habe: eine Darſtellung der Patriotenliga und einen Aufſatz über den Hammerſteinſchen Antrag wegen der evangeliſchen Kirche,[1] und wurde um drei Uhr von Theiß zum Fürſten hineingerufen, bei dem ich dann bis 3¾ Uhr blieb. Er klagte wieder viel über Unwohlſein und Schlafloſigkeit ſowie über Geſchäftsüberbürdung von allen Miniſterien her. „Aber über das vorausgeſehene Sterbejahr ſind Sie doch mit Ihrem letzten Geburtstage hinweg,“ ſagte ich, indem ich ihn an ſeine Äußerungen in Verſailles und Varzin erinnerte[2] und hinzufügte, jetzt erlaube ich mir ihm zum erſtenmale zum Geburtstage zu gratulieren, weil der letzte ein wichtiger Abſchnitt ſei. Er lächelte und ſagte: „Ja, ein Abſchnitt. Ich hatte bemerkt, daß in meinem Leben gewiſſe Abſchnitte mit Veränderungen, Wechſeln waren, körperlich und geiſtig, eine beſtimmte Anzahl von Jahren (ich glaube, er ſagte elf), die ſich wiederholte, und daraus hatte ich mir mit kabbaliſtiſchen Zahlen herausgerechnet, daß ich einundſiebzig Jahre alt werden und 1886 ſterben würde. Jetzt, wo das nicht eingetroffen iſt, werde ichs wohl auf drei- oder vierundachtzig bringen.“ Er kam dann auf das zu ſprechen, was ihn bewogen hätte, mich beſtellen zu laſſen, und zwar hatte er damit nicht Hammerſtein und Genoſſen, ſondern die Verlegenheit der Ultramontanen gegenüber der Kaplanokratie, der Demokratie der mittlern und niedern Geiſtlichkeit, im Auge, die man zur Mithilfe gegen die Regierung aufgeboten hätte, und die ſich jetzt disziplinlos nicht dem Papſte habe fügen wollen. Er verglich dieſe Verlegenheit mit der des Goethiſchen Zauberlehrlings und ſprach von „antipäpſtlichen Katholiken.“ Er ſchloß: „Ich mag das nicht in unſern Blättern ſagen laſſen; wir

[1] Herr v. Kleiſt-Retzow ſtellte am 6. März 1887 einen Antrag im Herrenhauſe, der Staat möge auch der evangeliſchen Kirche größere Selbſtändigkeit gewähren, und im Abgeordnetenhauſe war ein ähnlicher von Hammerſtein zu erwarten. Fürſt Bismarck bekämpfte dieſe Abſicht durch die Rede vom 22. April. Politiſche Reden XII, 390 ff.

[2] S. V. I, 429 u. II, 487 f.

brauchen das Zentrum noch für die Zucker- und Branntweinſteuer.“ Ich erwähnte dann die Patriotenliga, und von dieſer lenkte das Geſpräch auf die Reichslande ab. Als ich bemerkte, es wäre doch vielleicht möglich, dieſe mit Preußen zu vereinigen oder mit Bayern und Baden zu teilen, erwiderte er: „Mit Preußen, das würde die Oppoſition im Abgeordnetenhauſe, wo es ja leidlich geht, um dreißig Stimmen verſtärken. Die Bayern wollen auch nichts davon und noch weniger die in Baden, die haben eine heilloſe Angſt vor ſolchen Sachen. . . . Ja, wenn wir zur Zeit Karls des Großen lebten, könnten wir die Elſaſſer nach Poſen verſetzen und die dortigen Bewohner zwiſchen den Rhein und die Vogeſen, oder auch eine menſchenleere Wüſte zwiſchen uns und den Franzoſen machen. So aber müſſen wirs anders verſuchen.“ Wir ſprachen vom Kronprinzen, von dem er meinte, er ſolle einen Polypen im Halſe haben,[1] und es wäre kein Wunder, daß er nicht geſund würde, da nicht zugelaſſen würde, daß in ſeinem Zimmer mehr als elf Grad Wärme wären, er in Ems zum Beſuche kalter und zugiger Berge und zur Fahrt über den Rhein bei Sturm und Regen veranlaßt würde u. dgl. Ich ſagte ihm, Dieſt-Daber wolle ja ſeinen Prozeß wieder aufnehmen laſſen Er entgegnete: „Wie will er denn das machen?“ Dann gab er mir eine Darſtellung der Angelegenheit, die urſprünglich eine Verleumdungsklage gegen Dieſt geweſen und dann durch Klotz in eine Anklage gegen ihn (Bismarck) verwandelt worden wäre, die mit ſeiner Rechtfertigung geendigt hätte Er ſchloß: „Dieſt leidet am Verfolgungswahnſinn, d. h aktiv, er muß verfolgen, und zuletzt iſts wohl Größenwahn.“ Wir kamen davon auf ſein Vermögen, indem ich äußerte: „Nur um zu zeigen, was für Aberglaube in dieſer Hinſicht unter den Leuten herrſcht — da ſagte mir neulich ein ſonſt verſtändiger Kaufmann, Sie beſäßen wenigſtens hundert Millionen.“ Er ſetzte mir darauf ſeine Vermögensverhältniſſe ausführlich auseinander, ſprach von dem Werte der einzelnen Güter, von dem, was ſie einbrächten, und davon, daß er nicht an Mehrung ſeines Kapitalbeſitzes — „wie es meine Söhne gern hätten“ —, ſondern an Abrundung und Verbeſſerung ſeiner Güter denke. Er

[1] Schon zu Anfang des Jahres 1887 litt der Kronprinz an einer hartnäckigen Heiſerkeit, und am 6. März ſtellte eine ärztliche Unterſuchung eine kleine harte Geſchwulſt am linken Stimmbande feſt, den Anfang des Krebsleidens.

erinnerte an Chorow und Sedlitz, an die Güterkäufe am Sachſenwalde und ähnliches: „Ich kann nicht anders — ſagte er —, wenn ein Nachbar mit einer Koppel in das Meinige hineinragt, und es ſteht eine hübſche Baumgruppe darauf, und ſie ſoll niedergeſchlagen werden, da muß ich die Koppel haben.“ Oft bezahlte er bei ſolchen Käufen zu teuer, auch würden die Güter von den Beauftragten häufig nicht gut verwaltet, und ſo habe er wohl in günſtigen Jahren, bei hohen Holzpreiſen u. dergl. hunderttauſend Thaler, mehrmals aber gar keine Überſchüſſe über die Ausgaben gehabt. „Ich lebe übrigens – fuhr er fort — auf dem Lande koſtſpieliger als in Berlin, und meine Pferde kommen mich mit ihrem Futter in Varzin höher zu ſtehen als hier. Könnte ich meine Güter für das verkaufen, was ſie vielleicht wert ſind, ſo würde ich wohl vier Millionen dafür bekommen.“ Wegen des Materials zu den Aufſätzen wies er mich an Rottenburg, der mir zu dem über die Patriotenliga die Anklageſchrift des Oberreichsanwalts Teſſendorff in Leipzig (vom 21. April 1887) gegen zehn Reichsländiſche (an der Spitze Koechlin-Claudon aus Mülhauſen, am Ende Humbert aus Metz) mit einer Geſchichte und Charakteriſtik des Bundes, zu dem über die „antipäpſtlichen Katholiken“ einige Tage ſpäter einen Bericht des Oberpräſidenten von Weſtfalen an den Kultusminiſter und etwa ein Dutzend Zeitungsausſchnitte aus den Akten durch einen Kanzleidiener unter dem Siegel der Reichskanzler überſandte. Der Artikel über Déroulèdes Herde wurde noch für Nr. 19 der Grenzboten fertig, wo er unter dem Titel „Die Patriotenliga“ erſchien, der andre kam unter der Überſchrift „Verlegenheiten im Zentrum“ in Nr. 20 (vom 12. Mai). Beide wurden von mir für den Kanzler in deſſen Palais perſönlich abgegeben.

Mit Bucher waren Hehn und ich im Mai und Juni regelmäßig alle Mittwochabende (bald bei Huth, bald bei Trarbach) zuſammen, und er ſchrieb mir für die Grenzboten den Aufſatz „Maharadſcha Dhulip Sing,“ der in Nr 26 abgedruckt wurde, ſagte auch für das Blatt einen weitern zu, der die Regierung der Königin Viktoria mit der der Queen Beß vergleichen ſollte — natürlich nicht zum Vorteile und Ruhme der erſten. Er teilte mir dabei mit, daß der Chef, bei dem er vor kurzem geſpeiſt, und der ihn eingeladen hätte, ihn nächſtens in Friedrichsruh zu beſuchen,

etwas der Art an Viktorias Jubiläum geknüpft zu ſehen wünſche. Am 28. Juni reiſte Bucher nach der Drachenhöhle im Sachſenwalde ab, was er mir am 27 durch eine Karte meldete. Nach ungefähr zehn Tagen war er wieder in Berlin. Er hatte fünf derſelben in Friedrichsruh und die übrige Zeit bei Kuſſerow in Hamburg zugebracht und erzählte, Gamaliel ſcheine jetzt keine rechte Luſt mehr zu haben, den Artikel über die engliſchen Königinnen abſchießen zu laſſen, er wolle ſich die Sache noch überlegen, aber keinesfalls ſolle der Artikel in die Grenzboten kommen, da ſie des Zuſammenhangs mit ihm verdächtig wären.

In der letzten Hälfte des Juli reiſte Bucher nach Großpeterwitz zu Stirum, ſeinem Freunde und Geſinnungsverwandten, der ihn eingeladen hatte, ein paar Wochen bei ihm zu verbringen. Aber ſchon am 3. Auguſt erhielt ich von ihm ein Billet, worin er ſchrieb, wenn ich einen Abend wieder mit ihm bei Trarbach oder in einem Bräu ſein wolle, möge ichs ihn wiſſen laſſen. Dabei lag ein Beitrag zu dem von mir beabſichtigten Grenzbotenartikel über das ihm vom Verfaſſer zugeſandte Buch Conventional Cant, its Results and Remedy von Sidney Whitman in Geſtalt eines Leaders der Pall Mall Gazette: How Un-English. Ich ging am 4. zu ihm, und er berichtete, daß es dem Fürſten in Varzin nicht gut ergehe; er habe wieder einmal Geſichtsſchmerz gehabt und dagegen, der Weiſung des Arztes ungehorſam, Morphium genommen, was ihm ſo übel bekommen ſei, daß Schweninger ſchon zweimal zu ihm hätte reiſen müſſen. Bucher iſt nur acht Tage in Großpeterwitz geweſen, weil die dortige Luft (eine Stauung des Schweidnitzer Waſſers zu einem See verbreitet hier des Abends kalte Nebel) ihm nicht zugeſagt hat. Er hat in der Nachbarſchaft des Stirumſchen Schloſſes fleißig botaniſiert, im Walde u. a. mit der einen Tochter des Grafen die wilde Balſamine (Noli me tangere) entdeckt, von der er ein ſäuberlich aufgeklebtes Exemplar mit andrer botaniſcher Beute dieſes Ausflugs zeigte. Abends trafen wir uns beim Bräu im Münchner Kindl, wo er mir allerlei erzählte, z. B. wie er bei ſeiner erſten Miſſion nach Madrid[1] den Nachſtellungen der fran-

[1] im April 1870, vgl. oben S. 165 und Bd. I, 80, Anm. 1 Näheres bringt jetzt darüber v. Werthern in der Biographie des Generals v. Verſen, 78 ff.

zöſiſchen Geheimpolizei zu entſchlüpfen gewußt habe. In Düſſeldorf, wo er den alten Fürſten von Hohenzollern im Jägerhof aufzuſuchen gehabt hat, iſt ihm der Portier des Gaſthofes am Bahnhofe, wo er abgeſtiegen war, nachgeſchlichen, um ihn von einem Fenſter in der Nähe des Jägerhofs zu beobachten. Der alte Fürſt, deſſen Gemahlin ſehr bigott iſt, hat ihm zu verſtehen gegeben, daß er der Kandidatur ſeines Sohnes nicht geneigt ſei, weil dieſer als König von Spanien dem kirchlichen Banne verfallen könne. Auf Buchers Fahrt nach Paris hat man ihm die Krampe ſeines ſtarken Lederkoffers aufgebrochen. In dem dortigen Hotel haben ihn der Wirt und die dame du comptoir nach ſeinem weitern Reiſeziele auszuforſchen verſucht, und die Krampe iſt nicht ordentlich repariert worden, „vermutlich nicht aus Nachläſſigkeit, ſondern abſichtlich.“ Er hat vorgegeben, nach London zu wollen, hat jedoch, als ihn am nächſten Tage der Fiakerkutſcher nach dem Bahnhofe für Calais habe fahren wollen, wo ihn wahrſcheinlich ein Detektiv zur Begleitung erwartet habe, unterwegs befohlen, die Richtung zu ändern und nach dem Bahnhof für Orleans zu kutſchieren, und iſt ſo glücklich der für ihn beſtimmten Überwachung entgangen. In Madrid hat man ihm Photographien für den Papa Hohenzollern in Düſſeldorf, den er auch bei der Rückkehr zu beſuchen hatte, namentlich ein Bild des ſchönen Palaſtes am Manzanares mitgegeben, „der dem alten Herrn mehr Luſt zur Sache machen ſollte, und ſie gefielen ihm wirklich ſehr wohl.“ Wir ſprachen darauf vom Großherzog von Heſſen, der Czapska und der „gebieteriſchen Einmiſchung der ehemaligen königlichen Schwiegermama (Victoria) in die Heirat der beiden, die in einer Schrift, vermutlich nach Mitteilungen der Polin ſelbſt, ſehr draſtiſch und in der Hauptſache ſicher wahrheitsgemäß geſchildert iſt, und die nicht verhindert hat, daß das Verhältnis halb geheim fortgeſetzt wird.“

Er knüpfte daran den Tadel, daß der Fürſt ſo oft mit ſeinen Privatſekretären gewechſelt und auch unſichre Kantoniſten auf dieſen Poſten geſtellt habe, nachdem Karl von Bismarck (-Bohlen) abgegangen war. Brinken, Landsberg und Kurowski ſeien zwar zuverläſſige Leute geweſen, aber von Hermann von Arnim ſei das keineswegs zu rühmen, der vielmehr mit ſeinem Schwager konſpiriert und ihm Berichte über den Chef erſtattet habe, was er mit Beiſpielen be-

legte, die aus ſeiner eignen Wahrnehmung herrührten. Er erwähnte in dieſem Zuſammenhange auch des Pamphlets des Freiherrn Otto von Loe, „Fürſt Bismarck. Urkundliche Beiträge zum Ruhme eines großen Mannes,“ das er ſich aus der Bibliothek des Auswärtigen Amtes geliehen hatte, und das er mir am 5. Auguſt auf zwei Tage zum Durchleſen überſchickte. Loe iſt bei der Geſandtſchaft in Kopenhagen geweſen und dann, nachdem ihn Bismarck wegen ungehörigen Verhaltens gegenüber der Äußerung eines andern Diplomaten über den Reichskanzler kalt geſtellt hatte, fleißiger Mitarbeiter von Joachim Gehlſens Reichsglocke. Seine Schrift iſt ein Seitenſtück zu Arnims Pro Nihilo, voll Verdrehung und Übertreibung, ſehr bitter und boshaft, aber bei einigermaßen Verſtändigen kaum gefährlich für ihr Urteil.

Im Winter 1887/88 war ich faſt jeden Mittwoch und jeden Sonntag mit Bucher und Hehn abends bei Knoop auf der Potsdamer Straße zuſammen, und erſterer erzählte dort beim Moſelkutſcher vielerlei Intereſſantes vom Kanzler und aus ſeinem eignen Leben. Einmal beſuchte er mich auch in meiner neuen Wohnung in Moabit, um mir den erſten Band der Selbſtbiographie des Herzogs Ernſt von Koburg-Gotha wiederzubringen, den ich ihm mit einem Grenzbotenartikel ſeines Wiener Bruders Bruno („Ein Traum“) geliehen hatte.

Am 1. März 1888 erhielt ich folgende Zeilen aus der Reichskanzlei: „Euer Hochwohlgeboren würden mich zu großem Danke verpflichten, wenn Sie die Güte haben wollten, mich an einem der nächſten Tage zwiſchen elf und halb ein Uhr oder von zwei bis vier Uhr in der Reichskanzlei mit Ihrem Beſuche zu beehren. Der Herr Reichskanzler hat mich beauftragt, mit Euer Hochwohlgeboren eine Angelegenheit zu beſprechen. Rottenburg.“

Ich ging am 2. März früh zu ihm, und er ſagte mir, der Fürſt wünſche, daß ich die Partie der Beuſtſchen Schrift „Aus drei Vierteljahrhunderten,“ die ſich im zweiten Bande Seite 346 ff. finde, in der Preſſe beſpreche, und wolle mir zu dem Zwecke mündlich Mitteilung machen, doch ſolle ich mich vorher aus dem Buche über den Gegenſtand informieren. Ich möge, wenn dies geſchehen ſei, ihm, Rottenburg, dies mit ein paar Zeilen anzeigen, er werde es alsdann dem Kanzler berichten und mich Tag und Stunde wiſſen

laſſen, wo dieſer mich zu empfangen bereit ſei. Ich verſchaffte mir das Beuſtſche Werk noch denſelben Tag von Hehn, las die betreffenden Stellen, die von Öſterreichs Haltung kurz vor unſerm Kriege mit Frankreich und während des Kriegs und dem Streit Beuſts mit Gramont handeln, mehrmals ſorgfältig durch und meldete Rottenburg am 5., daß ich nunmehr genügend über den Gegenſtand unterrichtet zu ſein glaube, weitere Informationen darüber aus dem Munde des Reichskanzlers zu verſtehen und paſſend verarbeiten zu können. Es erfolgte indes keine Antwort darauf, die mich zum Chef eingeladen hätte — ohne Zweifel, weil dieſer durch die Krankheit des Kaiſers Wilhelm, die mit deſſen Ableben endigte, und dann durch den Regierungsantritt ſeines Sohnes von wichtigern Angelegenheiten und Fragen als Beuſts einſtiger Politik in Anſpruch genommen war.

Bucher erzählte — zufällig, vorahnend oder über das, was einige Tage ſpäter allgemein bekannt wurde, unterrichtet und darauf vorbereitend? — mir und Hehn am 28. März abends bei Knoop: „Die Prinzeſſin Viktoria, Tochter unſers neuen Kaiſerpaares, jetzt ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, ſollte ſich ſchon vor längerer Zeit verheiraten, und zwar mit dem Battenberger, der damals noch Fürſt von Bulgarien war,[1] aber ſchon Organ der engliſchen Politik. Er hatte die Enkelin der Königin von England auf ſeiner europäiſchen Rundreiſe in Berlin kennen gelernt, und war von den Eltern einmal mit ihr allein gelaſſen worden. Man dachte an eine Heirat, wahrſcheinlich von der Großmama in London dazu angeregt, die ihren Diener gegen Rußland durch die Verbindung mit unſerm Hofe ſicherer ſtellen wollte. Der Plan ſprach ſich herum und kam auch dem Chef zu Ohren. Natürlich mißfiel er ihm, und er verhehlte ſeine Bedenken auch dem Kaiſer nicht, ſondern machte ihm erſt mündlich, dann ſchriftlich, in einer Denkſchrift, die ich ausarbeiten mußte, Vorſtellungen. Es würde uns in Petersburg in ſchlechtes Licht ſetzen, und es ginge nicht an, daß eine preußiſche Prinzeſſin in den Fall kommen konnte, Sofia gezwungen zu verlaſſen. Der Kaiſer ſah das ein und verbot ihnen die Geſchichte, was der Kronprinzeſſin ſehr wider den Strich gegangen ſein wird.[2]

[1] Er dankte am 3. September 1886 ab.

[2] Es war im Mai 1884. Wie Kaiſer Wilhelm dem Kanzler am 4. Mai ſchrieb, hatte er und die Kaiſerin damals ſchon vor einigen Monaten „inſtink-

6. April. Am Geburtstage des Chefs hat Prinz Wilhelm, jetzt Kronprinz, sich bei ihm, als er gratulierte, selbst zum Diner eingeladen und während des Diners einen Toast ausgebracht, der nach einigen Blättern etwa folgendermaßen gelautet hätte: „Das Reich gleicht einem Armeekorps, das bei einem Feldzuge seinen Oberbefehlshaber verloren hat, während der Offizier, der ihm im Range am nächsten steht, schwer verwundet daniederliegt. In diesem kritischen Augenblicke wenden sich sechsundvierzig Millionen treue deutsche Herzen in Beängstigung und Hoffnung der Fahne und ihrem Träger zu, von dem alles erwartet wird. Der Träger dieser Fahne ist aber unser erlauchter Fürst, unser großer Kanzler. Möge er uns führen! Wir wollen ihm folgen Möge er lange leben.“[1] Das wäre viel vom Mitgliede eines regierenden Hauses: „Unser großer Kanzler“ — von der kaiserlich-königlichen Hoheit vor kurzem schon einmal in einer Rede gesagt — „möge er ausführen, wir wollen ihm folgen“ — viel Anerkennung, viel bescheidne Selbstverleugnung und ehrliche Unterordnung vom Kaiser der Zukunft. Gott segne ihn dafür mit Sieg unter dieser Fahne! Gestern wurde ein Wiener Telegramm der Kölnischen Zeitung bekannt und von den Blättern der Freisinnigen mit kaum verhehltem Jubel begrüßt, nach dem Bismarck mit einem Abschiedsgesuche umginge.

Ich gab heute früh 10¾ Uhr im Palais beim Portier zu sofortiger Beförderung an den Chef einen Brief ab, worin ich schrieb:

mäßig eine Ahnung gehabt,“ daß diese Verbindung beabsichtigt sei und von der Königin Viktoria eifrig gefördert werde, um der Heirat ihrer Tochter Beatrice mit dem Prinzen Heinrich von Battenberg durch die Heirat einer preußischen Prinzessin mit einem Battenberg „mehr Relief zu geben.“ Daher habe die Kronprinzessin schon im Sommer 1893 einen Besuch des Fürsten herbeigeführt, um in den beiden jungen Leuten eine Neigung zu erwecken. Der Kaiser war aber durchaus dagegen und ließ den Eltern keinen Zweifel darüber, daß er eine derartige Verbindung niemals zulassen werde. Die Familie Battenberg sei nicht ebenbürtig, auch nicht durch die Erhebung in den Fürstenstand; daran sei auch durch die Wahl Alexanders zum Fürsten von Bulgarien nichts geändert worden. Dazu sei dessen jetzige Lage zu prekär, auch pekuniär zu unsicher, und das bulgarische Volk zu unzivilisiert und roh, sodaß eine preußische Prinzessin ihm nicht anvertraut werden dürfe.

[1] Der Wortlaut nach der Kreuzzeitung vom 6. April 1888 in den Bismarck-Regesten II, 459.

„Euer Durchlaucht bitte ich im Hinblicke auf die durch die Blätter gehende überraſchende Nachricht der Kölniſchen Zeitung ſich geneigteſt erinnern zu wollen, daß ich wie bisher ſo auch in der Zukunft ganz und unbedingt zu Ihrer Verfügung bereit bin und es immer bleiben werde.“

7. April. Um elf Uhr brachte ein Kanzleidiener einen von heute datierten Brief aus der Reichskanzlei folgenden Inhalts: „Der Herr Reichskanzler bittet Euer Hochwohlgeboren, ihm heute nachmittag zwei Uhr die Ehre Ihres Beſuchs erweiſen zu wollen. Ergebenſt der Ihrige. Rottenburg.“ Ich erſchien pünktlich. Doch kam, als ich ins Vorzimmer getreten war, der Juſtizminiſter Friedberg und wurde vor mir zum Chef hineingeführt. Erſt nach drei Viertelſtunden entfernte er ſich wieder. In der Zwiſchenzeit ſtellte ſich auch der Miniſter von Puttkamer ein, ging jedoch nach einer Unterhaltung mit Rottenburg wieder. Dieſer kam darauf zu mir und meinte, es ſei zweifelhaft, ob mich der Fürſt heute empfangen könne, da er ſehr angegriffen ſei. Doch habe er ihn benachrichtigt, daß ich um zwei Uhr da ſein werde. Wenn er mich rufen laſſe, ſo möge ichs „kurz machen.“ Ich erwiderte, das hinge vom Kanzler, nicht von mir ab, doch wolle ich ihm anbieten, falls er nicht disponiert ſei, an einem andern Tage wiederzukommen. 2¾ Uhr führte Theiß mich zu ihm hinein

Er war in Interimsuniform und ſah recht wohl aus, klagte aber, nachdem er mir die Hand gedrückt und nach meinem Befinden gefragt hatte, über nervöſe Aufgeregtheit und Schlafloſigkeit. „Nur Opium und Morphium verhelfen mir zu einigem Schlafe,“ ſagte er. „Ich bin überarbeitet und habe überdies, wie Sie geleſen haben, mit denen in Charlottenburg in der letzten Zeit Verdruß gehabt. Die Ärzte wollen durchaus, daß ich aufs Land gehe. Schweninger prophezeit mir, wenn das nicht geſchieht, alle nur denkbaren Nervenkrankheiten mit Einſchluß des Typhus. Dazu kommt, daß ich nach Varzin ſollte, wegen der Waſſerverwüſtung. Die Wipper hat alle Mühlen weggeriſſen, und der Wiederaufbau kann Hunderttauſende koſten. Aber ich kann nicht fort; denn wer weiß, was ſie machen, wenn ich den Rücken wende. . . . Sie wiſſen aus den Zeitungen, daß ich daran denke, meinen Abſchied zu nehmen, wegen Konflikten und Hofeinflüſſen, nicht mit dem Kaiſer, der vielmehr verſtändig iſt

und meine Anſicht teilt.[1] Es handelt ſich jetzt um die Heirat des Battenbergers mit der Prinzeſſin Viktoria, die von der Königin von England ins Auge gefaßt iſt und ſchon früher, vor drei Jahren, unter dem hochſeligen Herrn, von der Tochter der jetzigen Kaiſerin lebhaft betrieben wurde, erſt geheim. Ich machte ſchon damals, als ichs erfuhr, Vorſtellungen dagegen, auch ſchriftlich beim Kaiſer, und er ließ ſich von meinen Gründen überzeugen und weigerte ſich, ſeine Einwilligung zu geben. . . . Übrigens kann das nicht in Frage kommen vor den politiſchen Bedenken und Gefahren, die die Sache hat. Die alte Königin ſtiftet gern Ehen, wie alle alten Frauen, und ſie mag den Prinzen Alexander für ihre Enkelin auserſehen haben, weil er ein Bruder ihres Schwiegerſohnes, des Mannes ihrer Lieblingstochter Beatrice iſt. Sie hat aber offenbar politiſche Zwecke im Sinne, eine dauernde Entfremdung zwiſchen uns und Rußland, und wenn ſie zum Geburtstage der Prinzeſſin herkäme, ſo wäre die Gefahr dringend, daß ſie ihren Willen durchſetzte. Sie iſt in Familienangelegenheiten keinen Widerſpruch gewohnt, ſie brächte den Paſtor gleich in der Reiſetaſche mit und den Bräutigam im Koffer, und die Trauung ginge ohne Verzug von ſtatten. Der Battenberger wäre vielleicht auch ſchon hier, wenn ich nicht dazwiſchen getreten wäre, abratend, denn ſie hat es eilig, die in London."

Ich fragte nach dem Befinden Seiner Majeſtät in Charlottenburg. „Iſts wirklich Krebs, und wie lange kann es noch dauern?"
Er: „Krebs, und Bergmann hat ſchon ſein Urteil abgegeben: es

[1] Der Fürſt reichte am 4. April ſein Entlaſſungsgeſuch ein für den Fall, daß die Verlobung der Prinzeſſin mit dem Fürſten Alexander beſchloſſen werden ſollte, worüber er ſchon am 31. März in Charlottenburg verhandelt hatte. (Bismarck-Regeſten II, 459.) Der Großherzog von Baden, der damals dort war, wirkte in demſelben Sinne auf den Kaiſer ein und ſagte ihm, als er Gelegenheit hatte, dieſen allein zu ſprechen, an demſelben 31. März: „Ohne Bismarck kannſt du unmöglich regieren." Auch der Kronprinz Wilhelm war durchaus gegen die Heirat, er verkehrte in dieſen Tagen mehrfach mit dem Reichskanzler (Bismarck-Regeſten II, 459. 460), perſönlich und ſchriftlich. Kaiſer Friedrich ſelbſt wollte von Anfang an von der Sache nichts wiſſen, vor allem, weil er den Battenberger nicht für ebenbürtig hielt, und hat es, wie Fürſt Bismarck ſpäter erzählte, dieſem „ſehr gedankt, daß er ihm den Battenberger vom Leibe hielt." Trotzdem fiel die Entſcheidung in der Frage und damit in der Kanzlerkriſis erſt am 10. April. Bismarck-Regeſten II, 460.

iſt eine Frage von drei Wochen oder drei Monaten. Äußerlich merkt man ihm nicht viel an, er hält ſich gerade und geht mit raſchen Schritten. Nur iſt er im Geſicht (er zeigte mit zwei Fingern zwiſchen Backenknochen und Naſe) in den letzten Tagen ſchmaler geworden und ſieht abgeſpannt und niedergeſchlagen aus, infolge von Gemütsbewegungen. Sie haben ihn geradezu gemartert, als er nicht wollte. . . . Freilich iſt bis jetzt noch nichts erreicht als ein Aufſchub. Wenn die Heirat doch noch zuſtande kommt, ſo kann ich nicht mehr Miniſter bleiben, ich habe dann kein Vertrauen mehr auf die Zukunft. . . . Ich büße in Petersburg das Vertrauen auf meine Ehrlichkeit ein, das ich mir wieder mühſam erworben habe, beim Kaiſer Alexander, nach allerhand Verhetzungen.[1] Sie wünſche zwar dringend, daß ich bleibe, in Charlottenburg, auch ſie. Ich werde behandelt wie Watte und Sammet. Der Erlaß[2] ſprach das auch aus, er machte mir aber, da er zu viel Anerkennung enthielt, weniger Freude und Hoffnung, eher Bedenken, daß er nicht aufrichtig ſei, und daß etwas dahinter ſtecke. Wenn ich das bloß aufhalten kann, nicht ganz verhindern, dieſe engliſchen Einflüſſe auf unſre Politik, wenn ich nicht mehr mit Erfolg kritiſieren kann, wenn ſie auf meine Stimme nicht hören wollen, warum ſoll ich mich da noch weiter quälen und ſchinden? Ich will nicht bloß Schandbeckel ſein für die Thorheiten andrer Leute. Wenns noch der Kaiſer wäre, der alte, mit dem ich auf dem Holzweg gehen ſollte, aber mich von dieſer Engländerin benutzen zu laſſen, für ihre Laune, für fremde Intereſſen, zu Gefahr und Schaden für uns.“ Ich ſagte: „Ja, der Kaiſer war doch ein prächtiger alter Herr, ein wirklicher König, voll Pflichtgefühl und gutem Willen, und er wußte, was er an Ihnen hatte.“ Er „Ein zuverläſſiger Kamerad, der einen nicht fallen ließ.“ Ich: „Zwar hat er Ihnen das Leben zuweilen ſauer gemacht und Sie gelegentlich nicht gut behandelt.“ Er: „Ja, aber dann geſchah es nicht aus böſem Willen, ſondern aus Mißverſtändnis und geringer Kenntnis der Sache. Er war, wenn es ſich um Wichtiges handelte, zuerſt oft auf dem falſchen Wege, ließ

[1] Der Fürſt hat hier die gefälſchten Briefe über die Haltung Deutſchlands in der bulgariſchen Frage im Auge, deren Unechtheit er dem Zaren am 18. November 1887 perſönlich bewies.

[2] des Kaiſers vom 12. März 1888.

ſich aber immer zuletzt auf den richtigen bringen. So wollte er in der Konfliktszeit, als er keinen Miniſter mehr kriegen konnte, abdanken. Als ich zu ihm nach Babelsberg gerufen wurde,[1] hatte er die Abdikationsurkunde ſchon fertig unterzeichnet. Wenn ich keine Miniſter finde, mit denen ich ſo regieren kann, wie ich es für nötig halte, ſo mag mein Sohn es verſuchen, ſagte er. Ich erklärte, ich wolle ein ſolcher Miniſter ſein. Auch gegen die Majorität? fragte er. Auch gegen die Majorität, erwiderte ich. Nun, dann iſts gut, ſagte er, und damit zerriß er die Urkunde und zu gleicher Zeit einen ganzen Bogen liberaler Zugeſtändniſſe, die er mir vorher vorgeleſen hatte.“ Ich: „Dann, wie Sie ihm ſpäter nach Jüterbogk entgegenfuhren, und er von den Damen in Baden in Angſt wegen drohender Revolution verhetzt war und niedergeſchlagen das Schafott fürchtete, und Sie ihm mit dem Appell an ſeine Ehre Mut einſprachen, ihm an ſein Offiziersportepee griffen, wie Sies einmal gegen mich ausdrückten“ Er. „Ja, und bei andern Gelegenheiten hatte er zuviel Mut, wollte er zu raſch voran und zuviel haben. So wollte er ſich 1864 ohne Öſterreich nach Jütland hineinſtürzen, und in Nikolsburg den Krieg fortſetzen bis nach Wien.“ Ich erinnerte an den dortigen Weinkrampf. „Dann hätte er zuerſt lieber ein halbes Sachſen, ein halbes Hannover, Ansbach und Baireuth und von Öſterreich ein Stück Böhmen gehabt, bis ichs ihm als unpraktiſch ausredete.“[2] — „Und 1870 die Militärverſchwörung in Mainz vor dem Einmarſche in Frankreich und ſpäter in Verſailles den Anſprüchen der Bayern gegenüber,“ verſetzte ich. „Gewiß - ſagte er , wo ſie dem Bayer geradezu Gewalt anthun wollten und dann ihm Rechte vorzuenthalten beabſichtigten, die er verlangen konnte.“ Ich ſagte: „Der Ausdruck Schanddeckel läßt mich auch an das Gegenteil denken: Monarchen werden oft mit fremden Federn geſchmückt; wie bei einer Schlacht, ſo iſts auch auf politiſchem Felde.“ „Nun ja — erwiderte er —, aber wenn es nur geſchieht und gelingt, das iſt die Sache, wenn es nur gemacht wird; wer es macht, iſt gleichgiltig.“

Er beſann ſich einen Augenblick und fuhr darauf fort: „Die neue Kaiſerin iſt immer eine Engländerin geweſen, ein Kanal für

---

[1] 22. September 1862. Vgl. Oncken, Zeitalter Wilhelms II, 752 Anm.

[2] S Band, I, 434; II, S. 115.

engliſche Einflüſſe bei uns, ein Werkzeug für ihre Zwecke, ſie iſt es in ihrer jetzigen Stellung noch mehr, und in dem Battenberger ſoll ein zweites geſchaffen werden.[1] In England will man kein foreign influence; Sie wiſſen, wie Palmerſton und andre den Prince-Conſort mit ſeiner Einwirkung auf die Königin, angeblicher und wirklicher, anklagten, hinderten und verfolgten. Wir aber ſollen das dulden und als ſelbſtverſtändlich betrachten. Wir ſind ihnen eine untergeordnete Raſſe, beſtimmt, ihnen zu dienen. So denkt auch die Königin, und ihre Tochter nicht minder, ſie treiben das als Kompagniegeſchäft, und ich möchte Ihnen vorſchlagen, dieſes Thema bei der jetzigen Gelegenheit einmal ausführlich zu behandeln, diplomatiſch darzuſtellen und geſchichtlich, wie von England ſeit alter Zeit und immer von neuem verſucht worden iſt, uns für ihre Zwecke zu beeinfluſſen und, oft gegen unſer Intereſſe, in ihrem Nutzen, zu ihrer Sicherung und für die Erweiterung ihrer Macht zu verwenden, zuletzt durch Töchter und Freundinnen der Königin Viktoria. Ich bitte Sie, dabei eine kleine Schrift zu benutzen, die unter dem Titel »Mitregenten und fremde Hände in Deutſchland« vor zwei Jahren in der Schweiz erſchienen iſt. Der anonyme Verfaſſer iſt mir nicht anonym, es iſt der Herzog Ernſt von Koburg, und die Darſtellung iſt im ganzen richtig.“ Ich ſagte: „Das muß ſie wohl ſein, er gehört ja dazu: Leopold von Belgien, Viktoria in London, Viktoria in Berlin und Stockmar, auch Joſias Bunſen in ſeiner Blütezeit.“[2] Er ſagte: „Ja, aber jetzt nicht mehr, wie Sie in der Broſchüre leſen werden. Sie können jedoch weiter ausholen. Thun Sie einen Rückblick auf die engliſche Politik in den letzten Jahrhunderten.“ Ich: „Schon früher muß etwas der Art dageweſen ſein, ein Engländer war ſogar deutſcher Kaiſer, Richard von Cornwallis, vor Rudolf von Habsburg.“ Er: „Ja, aber beſchränken Sie ſich auf die neue Zeit bis zurück zum Anfange des vorigen Jahrhunderts. Immer ging die engliſche Politik in dieſer Periode darauf aus, unter den Mächten des Kontinents Zwietracht zu ſtiften oder zu erhalten, nach dem Satze duobus litigantibus tertius gaudet, und

[1] G. u. E. II, 305.

[2] Der langjährige preußiſche Geſandte in London unter Friedrich Wilhelm IV. bis 1854, im Anfange des Krimkrieges das gefügige Werkzeug der weſtmächtlichen Politik. Freiherr Chriſtian von St., der Vertraute des Prinz-Gemahls Albert.

ſich der einen gegen die andern zu bedienen, ſodaß ſie zu Englands Vorteil geſchwächt und geſchädigt wurden. Erſt richtete ſich dieſes Beſtreben gegen Frankreich, dann gegen Rußland, erſt ward der Kaiſer in Wien, der für ſie Krieg führen mußte, dann ſollten wir uns für ſie ſchlagen. Erinnern Sie an den öſterreichiſchen Erbfolgekrieg und die Schlacht bei Dettingen.[1] Gewiß war damals von der werdenden Univerſalmonarchie in Frankreich jeder andre Staat Europas bedroht in ſeiner Freiheit und ſeinem Beſtande, keiner aber ſo ſehr wie England. Dann denken Sie an den Siebenjährigen Krieg, wo die Engländer ſich den Löwenanteil an der Siegesbeute nahmen, obwohl ſie nur wenig gewagt und geleiſtet hatten, verhältnismäßig, wo wir ihnen die franzöſiſchen Kolonien eroberten. In der letzten Zeit verſuchten ſie uns gegen die Ruſſen auszuſpielen, die ihnen am Bosporus und mehr noch an der Grenze Indiens gefährlich geworden ſind. Wir ſollen ihre ſchwachen militäriſchen Kräfte ergänzen, die ruſſiſchen in der Flanke bedrohen und feſthalten, wenn ſie marſchieren wollen. Zuerſt ſollten wir während des Krimkrieges, wo beiläufig die Franzoſen wenig Grund hatten, ſich mit an den Wagen zu ſpannen, da ſollten wir uns ganz gegen unſer Intereſſe mit den Weſtmächten dem Kaiſer Nikolaus entgegenſtellen. Ich habe das damals verhindern helfen.[2] Später, 1863, wollte England den Aufſtand der Polen zur Schwächung Rußlands begünſtigt ſehen, wobei wir uns einen alten Freund, der ein noch beſſerer Freund für unſre Zukunft werden konnte, verſcherzt und keine zuverläſſige Freundſchaft im Weſten dafür eingetauſcht hätten, wohl aber in den Polen einen alten Feind geſtärkt, einen natürlichen Bundesgenoſſen Frankreichs geſchaffen. 1877, als der ruſſiſch-türkiſche Krieg ſich ankündigte, ſollten wir ihn durch Einſpruch in Petersburg verhindern, im Intereſſe der Menſchlichkeit, wie die Times demonſtrierte, und die Königin Viktoria uns ans Herz legte, in einem Brief an den Kaiſer, der von Auguſta übermittelt und befürwortet wurde, und in zweien an mich.[3] Menſchlichkeit, Friede und Freiheit iſt immer ihr Vorwand, wenn es nicht Chriſtentum und Ausbreitung der Segnungen der Geſittung unter Wilden und

[1] 27. Juni 1743.

[2] Vgl. G. u. E. I, fünftes Kapitel.

[3] Das Letzte wird beſtritten, aber hier ſteht Zeugnis gegen Zeugnis.

Halbbarbaren sein kann, zur Abwechslung. In Wahrheit aber schrieben die Times und die Königin im Interesse von England, das mit dem unsern nichts gemein hatte. Das Interesse Englands ist, daß das Deutsche Reich mit Rußland schlecht steht, unser Interesse, daß wir mit ihm so gut stehen, als es der Sachlage nach möglich ist. Danach habe ich in der letzten Zeit gestrebt, und es ist gelungen, trotz verschiedner Gegenwirkungen, und nun soll der Battenberger benutzt werden, meinen Erfolg zu nichte zu machen, dem Kaiser Alexander neue Zweifel zu erwecken, und die moskowitische Presse mit Vorwänden zu versehen, die sich hören lassen, wenigstens den Schein für sich haben, daß wir Hintergedanken hätten. Der Prinz Alexander, den man der Tochter des deutschen Kaisers zum Bräutigam bestimmt hat, würde, wenn er hereinheiratete, ein dauerndes Organ des englischen Einflusses bei uns sein, nicht bloß scheinen — das ist der Kern des Planes, betonen, wiederholen Sie das —, soweit sich dieser Einfluß gegen Rußland richtet. Er ist eigentlich ein Pole, durch seine Mutter, die als ein Fräulein Hauke heiratete, eine weder alte noch angesehene, auch sonst nicht gerade empfehlenswerte Familie. Ein Onkel von ihm wurde 1863 fahnenflüchtig, um unter dem Namen Bosak eine Bande polnischer Insurgenten zu führen. Er war dann Mitglied einer internationalen Sozietät für Putsche und Barrikadenbau in der Schweiz und Italien und zog zuletzt 1870 mit Garibaldi der französischen Republik gegen die Deutschen zu Hilfe und kam dabei um. Solche Verwandtschaft mag den Engländern und ihren Gehilfen in Berlin nicht anstößig sein, in das preußische Königshaus, für die Tochter des deutschen Kaisers paßt sie entschieden nicht, und Kaiser Friedrich fühlt und sieht das auch und vielleicht noch mehr wie andre; denn er hat eine sehr hohe Vorstellung von seiner Familie und seiner Würde. Aber abgesehen davon, wichtiger ist, daß der Battenberger dem Kaiser Alexander von Grund der Seele verhaßt ist, vielleicht die verhaßteste Persönlichkeit, die er kennt."

Ich sagte: „Der unerhört schroffe Brief, wie er im Verkehr zwischen Fürsten kaum ein Seitenstück haben wird, die Streichung aus den Armeelisten."[1]

[1] Nach der Umwälzung in Ostrumelien im September 1885.

Er erwiderte „Ja und andres“ Er hatte dieſen Zorn aber auch reichlich verdient, durch Falſchheit und Verrat. Als Neffe der verſtorbnen Kaiſerin[1] war er in Petersburg geeignet befunden worden, das ruſſiſche Intereſſe in Bulgarien wahrzunehmen als Fürſt, und das war berechtigt, durch den Dank, den man ihnen dort ſchuldig war für die Befreiung, was auch ihr letztes Ziel dabei war, das eigentliche Ziel des Kriegs von 1877. Zuerſt regierte er auch in dieſem Sinne, dann aber ließ er ſich mit den Engländern ein, die ein Großbulgarien wollten, das ihren Zwecken diente, wie Rumänien, auch durch Dank verpflichtet; ein neues Königreich im Wege Rußlands ſollte ſich daraus entwickeln. Das war ſchon lange eingefädelt und durch verſchiedne Maßregeln vorbereitet, aber der Fürſt verſuchte immer durch ſchöne Worte die Verſtimmung, die ſie hervorriefen, zu beſchwichtigen und den Argwohn, der erwacht war, als unbegründet darzuſtellen mit bündigen Verſprechungen. Noch zuletzt gab er Giers die Zuſicherung, ſich jeder Veränderung in Oſtrumelien zu enthalten, und bald nachher brach die Revolution in Philippopel aus,[2] mit ſeinem Vorwiſſen und ſeiner Mitwirkung. Es wäre ein Wunder, gegen alle menſchliche Art, wenn ihn der Kaiſer Alexander nicht tödlich haßte für dieſe Unehrlichkeit, dieſen Vertrauensbruch. Er wird ihm nie verzeihen, ihn immer als entſchiednen Feind betrachten, der überdies durch ſeine Verdrängung erbittert iſt, und ſeine Aufnahme unter die Mitglieder des deutſchen Kaiſerhauſes müßte ihn mit einem Argwohn erfüllen, der ihm mit keiner Kunſt auszureden ſein würde. Er würde eine bleibende Bedrohung des Friedens ſein. Er wird uns deshalb nicht den Krieg erklären, gleich und ohne weiteres wie Napoleon bei ähnlicher Veranlaſſung 1870, aber er wird alte Zweifel an unſrer Aufrichtigkeit, die wir widerlegt haben, dadurch beſtätigt finden, und die ruſſiſche Preſſe wird ihre Hetzereien mit der frühern Heftigkeit und Bosheit wieder beginnen und mit mehr Erfolg. Es iſt jetzt nicht ausgemacht, daß die Ruſſen gegen uns marſchieren würden, wenn die Franzoſen uns wieder anfielen, aber wenn Ruß-

[1] Einer heſſen-darmſtädtiſchen Prinzeſſin.

[2] 18. September 1885 mit der Entſetzung des Generalgouverneurs Gawril Paſchas.

land uns einmal den Krieg erklärt, iſt Frankreich gewiß ſogleich dabei. Und ein ſolcher Krieg wäre doch keine ſo ſichere Sache für uns und ein großes Unglück, auch wenn wir ſiegten, weil wir unter allen Umſtänden Menſchen und Geld verlieren und indirekt Schaden erleiden würden, durch Störung von Arbeit und Handel, und weil wir zuletzt weder den Franzoſen noch den Ruſſen ſoviel abnehmen könnten, daß es die Verluſte aufwöge. Nur den Engländern könnte es zugute kommen, es wäre ein engliſcher Krieg, wenn die Heirat des Battenbergers Rußland bewöge, ſich dem franzöſiſchen Angriffe doch anzuſchließen. Wir ſind gut gerüſtet, aber es würden jedenfalls große Maſſen gegen uns ins Feld geführt werden, und Öſterreich hat ſeine Wehrkraft noch nicht ſo angeſpannt und entwickelt, wie es könnte und ſollte. Auf Italien aber iſt kein rechter Verlaß. Die Franzoſen können dort doch wieder Boden und Freundſchaft gewinnen, wenn andre Parteien an die Regierung kommen, ſogar die Republik iſt möglich, und Italien kann ſich mit Wiederaufnahme der irredentiſtiſchen Pläne und Anſprüche gegen Öſterreich kehren.“

Ich ſagte: „Das will ich mir alles gegenwärtig halten und den Aufſatz ſo gut machen, als ich kann. Vielleicht darf ich auch auf die Mitwirkung der engliſchen Damen gegen die Beſchießung von Paris hinweiſen.“

„Thun Sie das — verſetzte er —, aber denken Sie bei dem Artikel auch an das Preßgeſetz, hübſch vorſichtig, diplomatiſch und nicht zu malitiös, und immer hervorheben, daß es auswärtige Einflüſſe ſind, die gegen mich laufen, nicht der Kaiſer, ſondern die regierende Frau und deren Mutter.“ — — — „Aber wird es nicht ein ungünſtiges Licht auf den Kaiſer werfen, ihn ſchwach und bemitleidenswert erſcheinen laſſen, wenn man ſagt, er wolle den Battenberger nicht, könne aber dahin gebracht werden, ſich dem Verlangen der Damen zu fügen?“ Er entgegnete: „Das braucht nicht direkt geſagt zu werden. Überdies iſt es ſo, und mit dem verſtorbnen Kaiſer war es ähnlich, der hatte auch mit weiblichen Einwirkungen zu kämpfen und war mir dankbar, wenn ich ihm dagegen beiſtand. Er ſagte dann gewöhnlich: »Machen Sies nur ſo, daß ſie ihren Willen zu haben glaubt, es aber ſo kommt, daß wir thun, was ſich gehört.« Ich kam im ganzen gut mit ihm aus.“

Nachdem ich etwas länger als dreiviertel Stunden bei ihm geweſen war, und er mich noch auf ein wunderliches kleines Kunſtwerk aufmerkſam gemacht hatte, das vor ihm auf dem Schreibtiſche aufgeſtellt war und aus einer ſehr großen grauen Perle in einem Geſtelle mit Diamanten und Rubinen beſtand, die wie ein Windhundkopf geſtaltet war und eine goldne Tabakspfeife im Munde trug[1] -- „ein Geſchenk aus Mexiko," erklärte er —, empfahl ich mich, während er ſich ſchlafen legen wollte. Draußen ſagte mir Theiß, während ich drin geweſen ſei, habe der Großherzog von Baden ihm ſeinen Beſuch machen wollen, er habe ihm jedoch bemerkt, der Fürſt „hätte eine Konferenz," und da ſei er wieder gegangen. Ich begab mich direkt zu Bucher hinaus, um ihm die Beſprechung mit dem Chef möglichſt wörtlich zu berichten und ſie mir ſo beſſer einzuprägen. Er hatte die Koburgiſche Broſchüre und gab ſie mir mit Auch erzählte er mir folgendes Beiſpiel von der Angliſierung der jetzigen kaiſerlichen Familie weiblichen Teils: „Die Prinzeſſin Viktoria, die Battenbergerin in spe, hatte einmal einen Streit mit ihrem Bruder, deſſen Gegenſtand eine häusliche Einrichtung war. »Das alles iſt doch bei uns viel beſſer,« meinte ſie. »Was, bei uns — fragte er —, uns, was ſoll das heißen?« — »Je nun, bei uns in England.«"

Als ich um ſechs Uhr nach Hauſe zurückkam, lag folgender inzwiſchen eingetroffner Brief mit eingelegtem Ausſchnitt aus dem Deutſchen Tageblatt auf dem Tiſche: „Berlin, 7. April 1888. Geehrter Herr Doktor! Fürſt Bismarck bittet Sie, den heute beſprochnen Artikel an die hierneben angeſchloſſenen Ausführungen der Times gefälligſt anknüpfen zu wollen, damit er nicht aus der Luft gegriffen erſcheine Ergebenſt der Ihrige, Rottenburg "

Am 8. April früh dreiviertel zwölf Uhr klingelte der Kanzleidiener mit dem ſchwarzen Barte und übergab folgendes Billet: „Der Herr Reichskanzler bittet Sie, ihm heute um zwei Uhr die Ehre Ihres Beſuchs ſchenken zu wollen." War um dieſe Zeit im Palais und wurde ohne längern Aufenthalt vorgelaſſen. Er lag auf einer Chaiſelongue am Fenſter und las die Kölniſche Zeitung. Ich mußte mir einen Fauteuil an ſeine Seite rücken, und er ſagte:

[1] Es ſoll thatſächlich ein menſchlicher Kopf ſein.

„Da iſt das hier in der Kölniſchen Zeitung über die Times und gegen ſie, und hier die Frankfurter Zeitung, das könnten Sie in dem, was wir geſtern beſprachen, auch noch erwähnen und, wo nötig, widerlegen. Es kommt vorzüglich darauf an, daß der Kaiſer auf meiner Seite ſteht. Es muß hier (er zeigte auf das rot unterſtrichne Wort »Kaiſer«) noch eine Silbe angeſetzt werden Kaiſerin. Es iſt ein Widerſtreit zwiſchen den beiden: ſie will den Battenberger, und zwar als Engländerin, er will ihn nicht, erſtens aus politiſchen Gründen, wie ich, dann, weil er ihn geradezu haßt, weil ihm die Mesalliance nicht gefällt; denn er iſt ſehr ſtolz auf ſeine Dynaſtie und Stellung. Zwei Kaiſerinnen bekämpfen ſeine Anſicht und meine, die von Indien und die von Deutſchland, und Viktoria Tochter debattiert ihn nieder mit ihrer Heftigkeit, ſie iſt ihm mit der Zunge überlegen, wie ſie es immer war, und er iſt ihr jetzt um ſo weniger gewachſen, als er leidend iſt und Verdruß ſchlecht verträgt. Auch iſt er ein ſehr guter Familienvater. Schon einmal war ich dabei, wo ſie ihm mit ihrer Weiberlogik und Redefertigkeit ſo hitzig zuſetzte, daß er zuletzt ſchwieg und ganz nieder geſchlagen daſaß. Er freut ſich da jedesmal, wenn ich ihm beiſpringe gegen die ſtreitbare Frau.“ Ich erzählte ihm Buchers Hiſtorie von der Prinzeſſin Viktoria und ihrem Bruder. „Ja — ſagte er —, das iſt ſehr glaublich. Sie ſpricht mit den Töchtern zu Hauſe nur engliſch, die deutſche Kaiſerin, die Sprache des auserwählten Volkes, und die Prinzeſſinnen ſchreiben ihrem Vater engliſche Briefe.“

„Dann — fuhr er fort — ſehen Sie hier. Da iſt von meiner Anhänglichkeit an die Dynaſtie die Rede. Nun ja, doch war es mehr der Vater, der alte Herr. Ich wollte immer ſchon gehen mit deſſen Ableben, und wenn ich blieb, ſo war doch beſtimmt anzunehmen, daß es auf Grund einer Verſtändigung geſchah, nach der ich meine bisherige Politik fortſetzen konnte und vor foreign influence und dem Hineinreden und Mitregieren der Damen geſchützt war,[1] das aber niemals ſo arg getrieben wurde wie jetzt. Ferner bitte ich Sie, auf die freiſinnigen Blätter, auf dieſe Hofjakobiner, hinzuweiſen — brauchen Sie das Wort —, die ihre Parole von

[1] Vgl die Unterredung mit dem damaligen Kronprinzen 1885, G u. E II, 305.

Charlottenburg bekommen, durch die Weiber an der Spitze der Adreſſe, die Helmholtz, die Schrader, die Stockmar, deren verſtorbner Mann Sekretär der Kaiſerin war, als Kronprinzeſſin. Dieſe byzantiniſchen Heuchler, dieſe Demokraten, die ärger ſchweifwedeln und kriechen als der tollſte Abſolutiſt, möchten mich aus einem Diener des Staates und ſeines Oberhauptes zu einem Knechte des Hofes erniedrigen, während ich doch das Recht und die Pflicht habe, eine eigne Meinung mir zu bilden und feſtzuhalten wie jeder andre, und noch mehr, da ich die Verantwortlichkeit trage, wenn Mißgriffe begangen werden in wichtigen Fragen und offenbare Thorheiten, wie die hier.“ Er beſprach dieſes Thema noch einige Minuten. Dann wollte er nochmals die Schrift des Herzogs Ernſt benutzt wiſſen und ließ Rottenburg kommen, um ihm zu ſagen, daß eine andre Verwendung nicht das gleiche bringe, wie mein Auszug. „Wiſſen Sie denn beſtimmt — fragte ich, als Rottenburg fort war —, daß ers (der Herzog) geſchrieben hat? Es iſt ſtark von ihm, aber dem Stil nach, der etwas nachläſſig iſt, könnte ers ſein, auch kennt er die Sache, da er der Königin nahe ſteht.“ He himself told me so, erwiderte er lächelnd. Ich ſprach noch von ſeiner Autobiographie und nannte ſie übel geordnet und weitſchweifig. „Ja — verſetzte er —, er hat etwas von dem Fehler Beuſts: er vermag nichts, auch das kleinſte nicht, zu unterdrücken und zu verſchweigen, was er gethan, verſucht und geſammelt hat.“ Ich fragte nach dem Auftrage über Beuſts Buch. „Das muß jetzt unterbleiben, wo es ſich um Wichtigeres handelt — erwiderte er —, vielleicht ſpäter. Aber laſſen Sie ſich vorläufig den Band geben; ich habe da einiges angeſtrichen, was mir nicht richtig zu ſein ſcheint. Jetzt aber werde ich zu ſchlafen verſuchen. Mein Puls geht jetzt durchſchnittlich in der Minute fünfzehn Schläge mehr als unter der vorigen Regierung.“ Ich ging mit guten Wünſchen, daß es bald beſſer werde, nachdem ich etwa zwanzig Minuten bei ihm geweſen war, machte in den nächſten drei Tagen den gewünſchten Aufſatz und ſchickte ihn den Grenzboten, die ihn in Nr. 17 unter dem Titel „Fremde Einflüſſe im Reiche“ brachten.

13. April. Am 10. hatte die Kaiſerin im ehemaligen kronprinzlichen Palais in Berlin mit Bismarck eine zweiſtündige Unterredung. Zwei Tage nachher wußten die Zeitungen, daß die Batten-

bergiſche Frage gelöſt ſei, und zwar im Sinne Bismarcks. Viktoria hätte, ſich ſelbſt beſiegend, die tragiſche Szene mit ſchönem Pathos in den Worten gipfeln und verhallen laſſen: „Ich opfere das Glück meiner Tochter auf dem Altare des Vaterlandes.“ Heute abend aber erzählte Bucher: „Es hat ſich bei der ganzen Geſchichte nicht mit einem Worte um den Exhoſpodar gehandelt, ſondern um finanzielle Themata, Kronfideikommiß, Krontreſor, andre Geld- und Beſitzfragen und ihre Rechte und Anſprüche.“

25. April. Bucher bezeichnete heute abend bei Knoop die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern, bei der er mitgewirkt hat, als „Falle für Napoleon“[1] und fügte hinzu, weder der Kaiſer

[1] S. Bd. I, 30 Anm. und oben S. 165 ff. Es handelt ſich um eine Anſicht Buchers, die man nicht ohne weiteres als objektive hiſtoriſche Wahrheit betrachten darf. Daß Bismarck die ſpaniſche Kandidatur im Intereſſe Deutſchlands nach Kräften befördert hat, iſt unbeſtreitbare hiſtoriſche Thatſache. Ob er dabei nur als Privatmann ſeinen perſönlichen Rat, der König nur als Chef des Hauſes Hohenzollern ſeine Zuſtimmung gab, was noch H. Kohl im Wegweiſer 114 ff. beſonders betonen zu müſſen glaubt, iſt ebenſo unzweifelhaft rechtlich bedeutſam wie ſachlich gleichgiltig, denn auch als Privatmann blieb Bismarck eben Bismarck, als Chef ſeines Hauſes König Wilhelm eben König von Preußen und Oberhaupt des Norddeutſchen Bundes. Die Sache ſteht, ſoweit wir jetzt ſehen können, wohl ſo. Bismarck ſah den Krieg gegen Frankreich als unvermeidlich an, da dies den ſchlechthin unerträglichen Anſpruch erhob, kraft des Prager Friedens der deutſchen Einheit hindernd in den Weg zu treten. Es war alſo ſeine Pflicht, den Krieg, der durchaus kein „Präventivkrieg“ war, im günſtigſten Augenblick und unter den günſtigſten Umſtänden zu beginnen. Nun wußte er ohne Zweifel, daß ein Angriffsbündnis zwiſchen Frankreich, Öſterreich und Italien dem Abſchluß nahe ſei, vielleicht kannte er noch mehr von den Einzelheiten. Unter dieſen Umſtänden war er entſchloſſen, alle Minen ſprengen zu laſſen. Wie er im Frühjahr 1866, als der Krieg mit Öſterreich bevorſtand, den Prinzen Karl, den Bruder Leopolds, drängte, die Wahl zum Fürſten von Rumänien anzunehmen (Aus dem Leben König Karls von Rumänien I, 16 ff. 21), gegen den Willen und das damalige Intereſſe Öſterreichs, um dieſem einen unter Umſtänden unbequemen Nachbar auch im Südoſten zu ſchaffen, ſo wollte er Leopold nach Spanien verpflanzen, nicht gerade, um die wenig bedeutende Bundesgenoſſenſchaft Spaniens zu gewinnen, wohl aber, um den Franzoſen an ihre Südgrenze eine Macht zu ſtellen, deren Haltung ſie im Kriegsfalle nicht ſicher waren. Ob ihnen dies ſtörend erſcheinen würde oder nicht, war ihm gleichgiltig, denn zu derlei Rückſichten fühlte er damals keine Verpflichtung mehr. Daß ſie daraus einen Kriegsgrund machen würden in dem Augenblicke, wo ſie mit Öſterreich und Italien noch nicht ganz im reinen waren, das war vernünftigerweiſe kaum anzunehmen, obwohl B. auch dieſe Möglichkeit

Wilhelm noch der Kronprinz habe von dieſem Charakter des Manövers Bismarcks, über das er nach ſeiner Reiſe auch dem Kronprinzen Vortrag gehalten hatte, eine Ahnung gehabt, die Kandidatur vielmehr als Gelegenheit aufgefaßt, den Glanz ihres Hauſes zu mehren.

28. April. Begegnete heute nachmittag Bucher auf der Kaiſerin-Auguſta-Straße. Er ſagte lächelnd „Soeben habe ich eine überraſchende Nachricht erhalten. Die Königin Viktoria hat ſich in Charlottenburg ganz vernünftig aufgeführt.[1] Sie hat die Haltung des Chefs gegenüber dem Battenberger Heiratsplane als in der Ordnung bezeichnet, und ſie hat ihrer Tochter zugeredet, ſich zu ändern: es ſei ja ſchön von ihr, daß ſie ihr Vaterland nicht vergeſſen habe und ihm zu nützen ſuche, wo ſie könne; ſie bedürfe aber auch die Liebe der Deutſchen und möchte danach ſtreben. Schließlich hat ſie auch den Kronprinzen Wilhelm mit ſeiner Mutter wieder verſöhnt.“ Ich fragte: „Haben Sie das aus guter Quelle?“— „Aus ſehr guter,“ erwiderte er.

29. April. „Wir ſind in der Lage — ſo las ich heute früh in der Berliner Börſenzeitung —, mitzuteilen, daß der vielberufne Schmähartikel der Grenzboten gegen die Kaiſerin Viktoria den höchſten Unwillen des Reichskanzlers erregt hat, wie das ja auch nicht anders zu erwarten war, und daß Fürſt Bismarck ſeiner Verurteilung einen ſehr ſcharfen Ausdruck gegeben hat. In dieſem Sinne erſcheint der ſympathiſche Artikel, mit dem die Norddeutſche Allgemeine Zeitung den Beſuch der Königin von England beſpricht, beſonders bedeutungsvoll.“ Wohl die Stimme der Firma Bleichröder, der das Blatt dient, und über der die Flagge des großbritanniſchen Generalkonſulats weht. Wohlunterrichtet? Möglich, ja wahrſcheinlich. Verleugnung? Warum nicht? Ganz in der

im Auge behalten haben wird; auch hat ja die Hohenzollernſche Thronkandidatur an ſich den Krieg gar nicht herbeigeführt, ſondern erſt die ſcharfe Zurückweiſung der dreiſten Forderungen Benedettis an den König in Ems, der ſelbſt darüber innerlich empört war, durch die von Bismarck redigierte und allen Höfen mitgeteilte Emſer Depeſche vom 13. Juli. Dieſe Redaktion vollzog Bismarck natürlich in dem vollen Bewußtſein, daß ſich damit der Krieg entſchied, und Deutſchland hat es ihm zu danken, daß dieſer ſo, und daß er in dieſem Momente ausbrach, wie das H. von Treitſchke ſchon damals offen ausgeſprochen hat.

[1] Sie traf am 24. April in Berlin ein.

Ordnung. Tempora mutantur. Bei mir ihm gegenüber aber niemals, und bei ihm mir gegenüber für die Zukunft wohl auch nicht.[1]

Mein „Schmähartikel“ wurde, wie ich ſehe, übrigens auch vom Daily Telegraph und der Neuen Freien Preſſe mit Entrüſtung erwähnt. Jener nannte dabei die Grenzboten a publication which for well known reasons is read with attention throughout Germany, dieſe ſprach von einer Taktloſigkeit, die man ſchwarz auf weiß ſehen müſſe, um ſie für möglich zu halten. Vortrefflich! So kam, was ich geſchrieben hatte, in weitern Kreiſen unter die Leute.

16. Juni. Nachdem es eine Zeit lang in der Preſſe gemunkelt hatte, der letztverſtorbne Kaiſer[2] habe ein Tagebuch hinterlaſſen, worin Bismarck nicht in idealem Licht erſcheine, und daß es gegenwärtig in den Händen der Königin von England ſei, wird jetzt (Berliner Börſenzeitung vom 13. abends) vom Matin und andern franzöſiſchen Blättern eine andre Verſion der Sache aufgetiſcht, die folgendermaßen lautet: Fürſt Bismarck hat bei Lebzeiten des Kaiſers Wilhelm eine offne Darlegung der europäiſchen Lage und ſeiner politiſchen Anſichten verfaßt und dem Kaiſer überreicht in der Annahme, er werde ſeinen Sohn überleben und das Schriftſtück ohne Zwiſchenhand vom Großvater auf den Enkel kommen. Nun ſtarb aber Wilhelm I. vor ſeinem Sohne, Friedrich III. beſtieg den Thron und fand die Denkſchrift Bismarcks vor. Alle Bemühungen des Fürſten, die Denkſchrift wieder zu erhalten, waren vergebens, und als Friedrich III geſtorben war, fand ſich, daß das Schriftſtück, das die geheimſten Gedanken und Pläne des Kanzlers enthielt, in den Beſitz der Königin Viktoria übergegangen war, die ſich nun weigert, es herauszugeben. — In dieſer Geſtalt, wohl vom Geſchlecht der allſommerlichen Seeſchlangen, aber doch vielleicht nicht ganz und gar ohne Sinn und Kern. Jedenfalls könnte ein Tagebuch des letzten Kaiſers exiſtieren und von deſſen Gemahlin bei ihrer Frau Mutter in Sicherheit gebracht worden ſein.

Am 20. September erhielt ich von Grunow das im Oktoberheft der Deutſchen Rundſchau veröffentlichte Kriegstagebuch Kaiſer Friedrichs, das ich für Nr. 40 der Grenzboten ohne Zweifel an

[1] Siehe unten Seite 246.

[2] Kaiſer Friedrich war ſoeben, am 15. Juni, verſchieden.

ſeiner Echtheit im großen und ganzen beſprach. Am 24. ließ Rottenburg mich bitten, um 2½ Uhr zu ihm zu kommen. Ich ging hin, und er zeigte mir einen von Schreibershand geſchriebnen Brief des Reichskanzlers, wonach er mich erſuchen ſollte, nach Friedrichsruh zu kommen[1] und meine Aufzeichnungen aus dem Kriege mitzubringen, es ſcheine Falſches in dem Tagebuch des K. Fr. zu ſtehen. Verſprach am nächſten Vormittage hinzureiſen, wogegen Rottenburg dem Grafen Rantzau telegraphieren wollte, den Zug von acht Uhr dreißig Minuten, der in Friedrichsruh nicht hält, dort halten zu laſſen. Es ſollte von meinem Beſuche nichts in die Zeitungen kommen. Ich ſagte, ſoweit das von mir abhänge, verſtünde ſich das von ſelbſt. Erhielt abends ſechs Uhr durch Kanzleidiener folgendes eigenhändige Billet von Rottenburg. „Herr W. Geh. Oberregierungsrat Dr. v. Rottenburg läßt bitten, morgen früh nicht abzureiſen, ſondern um zehn Uhr vormittags in der Reichskanzlei zu ſein, da andre Dispoſitionen getroffen worden ſind. Berlin, den 24. September 1888.“

Den 25. September 7¼ früh iſt wieder ein Kanzleidiener da, der wieder einen eigenhändigen Brief des Geheimrats bringt. Derſelbe lautet: „Euer Hochwohlgeboren darf ich ganz ergebenſt bitten, Ihre Aufzeichnungen aus den Jahren 1870/71 morgen gefälligſt mitbringen zu wollen.

Berlin, 24. 9. 88.

Verehrungsvoll

Der Ihrige

Rottenburg “

War pünktlich um zehn Uhr im Vorzimmer des Kanzlers, wo ich den Staatsſekretär von Schelling (mittelgroß, rotes Geſicht, weiße Haare, desgleichen Schnurrbärtchen) traf, der vor mir zum Fürſten hineingerufen wurde. Dieſer war, wie Rottenburg, während ich wartete, mir mitteilte, angekommen und wollte mich ſehen, doch würde ich vielleicht jetzt nicht vorkommen, in welchem Falle ich 2½ Uhr wiederkommen möge. R. erkundigte ſich auch, ob ich in dem Tagebuche der Rundſchau ſchon Unrichtiges gefunden habe. Ich erwiderte, bis jetzt nur Kleinigkeiten, und ich hielte es im ganzen für echt, nur nicht vollſtändig. Schelling blieb eine halbe

[1] Wo der Fürſt ſeit dem 12 Juli war. Bismarck-Regeſten II, 462.

Stunde. Als er ging, kam Rantzau vom Fürſten heraus und ſprach mit Rottenburg, worauf dieſer mich nochmals bat, um 2½ wieder zu kommen; der Chef ſei jetzt zu beſchäftigt, um mit mir ſprechen zu können. Als ich dann aber wieder erſchien, ſagte er mir, der Fürſt habe immer noch keine Zeit für mich, und er reiſe ſchon heute abend wieder nach Friedrichsruh, es werde alſo nichts übrig bleiben, als daß ich ebenfalls dorthin käme, und es würde gut ſein, wenn ich ſchon den nächſten Tag mich dahin aufmachte und das kurz vor der Abfahrt ihm telegraphierte, ſodaß er das Anhalten des Zuges auf der dortigen Station veranlaſſen könnte. Ich verſprach mit dem Zuge zu kommen, der acht Uhr dreißig Minuten vom Lehrter Bahnhofe abgeht und gegen ein Uhr in Fr. eintrifft, auch die Aufzeichnungen mitzubringen, worum er wieder gebeten hatte.

26. September. Kam gegen ein Uhr in Friedrichsruh an, wo Rottenburg und ein Wagen warteten, und zwar zugleich auf Graf Solms, unſern Botſchafter in Rom, der auch mit mir ausſtieg. Als wir zuſammen nach dem nahen Hauſe des Fürſten gingen, ſagte uns der Geheimrat, der Fürſt ſei ſpazieren gegangen, um ſich zu erholen, da er letzte Nacht viel gearbeitet habe. Um 2¼ Uhr fand ich ihn beim Frühſtück, bei dem außer ihm und mir auch die Fürſtin, Rantzau und Gemahlin, Exzellenz Solms und eine „Priorin“ (Name vergeſſen) zugegen waren und der Chef wie früher in Varzin und hier Schriftſtücke las, unterzeichnete oder ſonſt erledigte. Nach dem Eſſen gab Rottenburg auf ſeinen Befehl mir eine Denkſchrift über das Tagebuch der Rundſchau, die an den Kaiſer gerichtet war und nächſten tags im Reichsanzeiger veröffentlicht werden ſollte.[1] Als ich ſie in ſeinem Büreau zu leſen begann, kam der Chef herein, ließ ſie ſich geben und korrigierte einiges daran, ſchrieb auch ein paar Worte dazu. Ich las ſie dann oben auf meinem Zimmer vollends durch, worauf der Kanzleidiener Kleiſt ſie abholte. Unterhielt mich darauf mit den drei kleinen Rantzaus, die am Wagenſchuppen vor dem Hauſe bei der großen Tanne ſeitwärts mit Bogen und Pfeilen nach einer improviſierten Scheibe ſchoſſen, gab ihnen Ratſchläge in der Sache und erwarb mir dadurch ver-

[1] Der Immediatbericht vom 23. September, abgedruckt in den Bismarck-Regeſten II, 464 ff.

mutlich das Wohlwollen der noch recht kindlichen und natürlichen Bürſchchen. Dann mit Solms ein Stückchen in den Park am Ufer der Aue hinein. Als ich zurückkam, hielt der Wagen angeſpannt vor der Hausthür, und der Chef ließ mir ſagen, er führe aus, ob ich mit wolle? Natürlich wollte ich, und wir machten nun eine etwa zweiſtündige Fahrt zunächſt nach Silt, dann nach Schönau, zuletzt hinunter nach der Villenbrücke und durch den Buchenwald am rechten Ufer der Aue nach Hauſe.

Der Fürſt ſprach unterwegs mit zwei Forſtleuten über die diesjährige Seltenheit der Rebhühner und über unberechtigte Fiſcher, dann mit einem Kuhhirten bei einer Herde über die Wicken, in denen ſie weidete, weiterhin mit Verwaltern bei Kartoffelſuchern und Knechten, die mit Ochſen pflügten, über Saatenſtand und Viehbefinden. Dazwiſchen lange Unterhaltung mit mir, über die Art, wie das kronprinzliche Tagebuch zu behandeln ſei, die er mit der Frage einleitete: I'm afraid you have forgotten your English, und als ich mit No, Sir, by no means geantwortet hatte, des Kutſchers wegen engliſch fortſetzte: „Zunächſt müſſen wir es, wie Sie geleſen haben werden, als Fälſchung behandeln — begann er —, wo ſich ſchon manches darüber ſagen läßt. Dann, wenn ſie die Echtheit beweiſen, durch Vorlegung des Originals, weiteres auf andern Wegen.“

Ich ſagte, mir ſchiene es im ganzen echt zu ſein, aber unvollſtändig, und andrerſeits interpoliert, wofür ich Beiſpiele anführte. Sagte ihm auch, daß ich, unbekannt mit ſeinen Plänen, die Sache ſchon vor acht Tagen nach meiner Anſicht in den Grenzboten beſprochen und in gewiſſen flagranten Punkten vorſichtig verurteilt habe. Doch könne ich noch eine andre Wendung nehmen. Ich teilte ihm dabei den Anfang des betreffenden Aufſatzes aus dem Gedächtnis mit. Er erwiderte: „Sie hatten ja recht; ich ſelber halte das Tagebuch für noch echter als Sie ... Aber fürs erſte müſſen wir es bezweifeln.“ Es war ſodann die Rede von den Einzelheiten des Tagebuchs.

Ich fragte, ob er mit dem Kaiſer über die Angelegenheit geſprochen habe, und er bejahte es, indem er ſagte: „Er war ganz wütend (quite in a rage) und will ſcharf eingeſchritten wiſſen gegen die Veröffentlichung.“ Er kam auf das Verlangen nach Reichs-

miniſtern, die wir ja haben, ohne den Titel und Namen. Der Reichskanzler iſt der ſtändige Miniſterpräſident, ſtändig, weil bei uns die Macht des Kaiſers größer iſt, verfaſſungsmäßig, als wo die wechſelnde Majorität des Parlaments regiert. Ich äußerte die Vermutung, Guſtav Freytag möge das Tagebuch im Auftrage der Kaiſerin Friedrich zurecht gemacht und eingeſandt haben, was ich mit ſeiner politiſchen Denkart, ſeiner intimen Stellung zu den beiden Viktorien und vorzüglich mit dem Auftrage für Braters Blatt in Frankfurt (Sommer 1863) begründete. Er hingegen meinte, der Streich ſei wohl auf den Litteraten Hengſt zurückzuführen, der dem Hofe, beſonders den Damen, in der Preſſe Dienſte leiſte. Er wiederholte alsdann die Hauptpunkte der Denkſchrift, die ich vorher geleſen hatte, und die, wie ich jetzt beſtimmter erfuhr, ein Bericht iſt, den der Kanzler dem Kaiſer auf deſſen Befehl in dieſen Tagen über das Tagebuch der Deutſchen Rundſchau erſtattet hat, und fügte verſchiedne Einzelheiten hinzu.

„Der Kronprinz — ſagte er — war 1870 nur teilweiſe in unſre Verhandlungen eingeweiht, weil der König fürchtete, er werde ſeiner Frau oder direkt der Königin Viktoria und ihrem Hofe, wo man mit den Franzoſen ſympathiſierte, darüber ſchreiben. Zweitens aber konnte er uns dadurch ſchaden, daß er von unſern deutſchen Bundesgenoſſen zu viel wollte und an Zwangsmaßregeln dachte, zu denen ſeine guten Freunde aus Baden und Koburg rieten, Roggenbach zum Beiſpiel, der immer ein Narr war (who always was a fool). Er war alſo über die Geſchäfte nur oberflächlich informiert. Dennoch muß es auffallen, daß in den Aufzeichnungen, die doch Tag für Tag niedergeſchrieben ſein wollen, ſo viele falſche Eindrücke, Vermiſchungen, Verwechslungen und chronologiſche Irrtümer vorkommen. Manches hiervon kann der Kronprinz unmöglich geſchrieben haben; es muß von ſeiner Umgebung oder von dem Herausgeber herrühren. Da ſoll ich Mitte Juli nach Varzin zurückgewollt haben, weil der Friede nicht mehr gefährdet ſei, während er doch wußte, daß ich den Krieg für unvermeidlich anſah und zurücktreten zu wollen erklärt hatte, als der König nachzugeben Miene machte.[1] Es iſt ferner nicht denkbar, daß der Kronprinz ſich

[1] G. u. E. II, 184

ſchon frühzeitig bemüht haben will, Nichtpreußen das Eiſerne Kreuz zu verſchaffen, während er doch in Verſailles gegen dieſe von mir zuerſt vorgeſchlagne Maßregel war.[1] Erſt hier ſoll ſodann der Streit zwiſchen ihm und mir über die Zukunft Deutſchlands ſtattgefunden haben,[2] wo er ſich doch an frühere Meinungsdifferenzen dieſer Art erinnern mußte, die zu ſehr lebhaften Auseinanderſetzungen geführt hatten, die man nicht leicht vergißt. Es war ſchon vor oder gleich nach Sedan, bei Beaumont oder bei Donchery,[3] und die Unterhaltung fand in einer langen Allee ſtatt, wo wir nebeneinander hinritten. Wir gerieten dabei mit unſern Anſichten über das, was nützlich und moraliſch zuläſſig wäre, hart aneinander, und als er von Gewalt und Zwangsmaßregeln gegen die Bayern ſprach, erinnerte ich ihn an Markgraf Gero und die dreißig Wendenfürſten, auch an die Mordnacht von Sendling. Als er aber bei ſeiner Meinung blieb und ſie mir zur Ausführung empfehlen wollte, ſagte ich ihm (wohl nicht ganz ſo ſchroff und unverblümt), das könne vielleicht ein Prinz, aber kein Edelmann verſuchen. Es wäre Treuloſigkeit, Mißhandlung und Verrat an Bundesgenoſſen geweſen, die ihre Schuldigkeit gethan hätten, ganz abgeſehen von der Unklugheit eines ſolchen Attentats, wo wir ſie weiter nötig hatten.[4] Auch das kann der Kronprinz kaum ſelbſt geſchrieben haben, was das angebliche Tagebuch über meine Stellung zur Kaiſerfrage im Jahre 1866, über meine Abſichten in betreff der Infallibilität und über die Oberhausidee und die Reichsminiſterien anführt. Er hat 1870 nicht mehr zweifeln können, daß das Kaiſertum, wie er ſichs 1866 vorſtellte, damals weder nützlich noch erreichbar geweſen wäre, ja das Kaiſertum überhaupt nicht. Er wollte 1866 keinen Kaiſer, ſondern einen König von Deutſchland; die übrigen Könige und Großherzoge ſollten wieder werden, was ſie geweſen ſeien, bloße Herzöge — als ob das ſo leicht geweſen wäre! Das Oberhaus war ſchon in Beaumont oder Donchery zwiſchen uns beſeitigt worden, desgleichen die

[1] Tagebuch vom 23. Auguſt 1870.

[2] Nach dem Tagebuche am 16. November 1870 in Verſailles.

[3] ſ. Bd. I, S. 169, Anm. 1. Tagebuch des Kronprinzen vom 3. September 1870.

[4] Vgl. G. u. E. II, 116.

Reichsminiſter.[1] Endlich mußte er auch wiſſen, daß die Unfehlbarkeit für mich wenig Bedeutung hatte, daß ich ſie für einen Mißgriff des Papſtes anſah, und daß ich dem Könige geraten hatte, ſie wenigſtens während der Dauer des Krieges auf ſich beruhen zu laſſen. Daraus mit dem Tagebuche zu ſchließen, daß ich ſie nach dem Kriege zu beſtreiten vorhabe, hätte wohl der Kronprinz ſchwerlich fertig gebracht, und ſo iſt die betreffende Stelle wohl nicht von ihm. Wenigſtens müſſen wir jetzt und bis auf weiteres an der Echtheit dieſer und andrer Aufzeichnungen zweifeln."

Er ſprach noch von Bray, der als öſterreichiſch geſinnt 1870 die bayriſche Mobilmachung aufgehalten habe, und von König Ludwig, der, damals gut deutſch denkend, „unſer einziger einflußreicher Freund in Bayern geweſen ſei". Indem er auf die kronprinzliche Idee von 1866 und deſſen Oberhaus zurückkam, bemerkte er: „Ein Kaiſer oder König von Norddeutſchland hätte eine Spaltung zwiſchen Nord- und Süddeutſchland herbeigeführt, wie ſie im Zollverein nicht vorhanden war, und ein Oberhaus mit Fürſten und Gewählten war unmöglich." Ich gedachte darauf des Umſtandes, daß Baden und Koburg ihn in Verſailles mit Denkſchriften ſolchen Inhalts und mündlichen Ratſchlägen, Anfragen und ähnlichem beläſtigt hätten. Dann erzählte ich von Buchers Bericht über das verſtändige Auftreten der Königin von England in Charlottenburg. Er beſtätigte ihn, indem er hinzufügte, er habe bei der Beſprechung mit ihr[2] die Ermahnungen, die ſie an ihre Tochter gerichtet habe, zum Teil veranlaßt. Als ich, daran anknüpfend, fragte, ob es wahr ſei, was Bleichröders Börſenzeitung über ſeine ſtrenge Verurteilung meines Aufſatzes „Fremde Einflüſſe im Reiche" berichtet habe, und hinzuſetzte, ich würde es rebus mutatis ganz begreiflich gefunden und mich ebenſo geäußert haben, ſagte er lächelnd: „Abſurd. Ganz im Gegenteil, ich habe mich ſehr anerkennend darüber ausgeſprochen, mehrmals, und er war auch ganz vortrefflich, der Aufſatz, und die Koburgiſche Broſchüre war mit Geſchick dabei verwendet."

Als wir zuletzt in der Dämmerung in der Nähe des Penſionats

[1] Nach dem Tagebuche erklärte ſich B. am 25. Oktober 1870 gegen ein Oberhaus.

[2] Am 25. April 1888, Bismarck-Regeſten II, 460. Vgl. oben S. 239.

auf dem rechten Ufer der Aue vorbeifuhren, begrüßte uns eine dort aufgeſtellte Kinderſchar, wohl eine Schule mit ihrem Lehrer, mit dreimaligem Hurra „Die werden den graubärtigen Herrn neben mir für einen rumäniſchen oder bulgariſchen Miniſter gehalten haben, der mich beſucht,“ ſagte er. „Da behalte ich etwas von der Ovation — erwiderte ich — und nehme mirs zum Andenken mit nach Berlin.“ Der Chef ſagte mir zuletzt noch, ich möchte morgen in meinem Tagebuche nachſehen, ob ſich in der Veröffentlichung der Deutſchen Rundſchau noch andre chronologiſche oder ſonſtige Ungehörigkeiten fänden, und ihm darüber berichten

Nach dem Diner, das um ſieben Uhr begann und etwa eine Stunde dauerte, wurde im Nebenzimmer Kaffee und Kognak getrunken, während der Fürſt auf einem Sofa in der Ecke hinter dem Tiſche mit der Lampe Zeitungen las und aus langen Pfeifen Tabak rauchte. Wir ſekundierten ihm dabei mit Cigarren. Ich unterhielt mich bei Rantzau, der jetzt auf ſeinen Poſten in München abreiſen will, über Friedrich den Achten und meinen Verkehr mit ihm und ſeinen „Miniſtern,“ ſowie über das damalige Treiben in Schleswig-Holſtein. Dann brachte mir die Fürſtin ein von ihr angelegtes Buch, in das ich meinen Namen und das Datum ſchreiben mußte — vor mir verſchiedne vornehme und berühmte Leute, Zeitgenoſſen, Miniſter, Botſchafter, Geſandte und dergleichen. Wird einmal ein intereſſantes Dokument ſein. Später Solms oben auf dem Gange vor ſeinem und meinem Zimmer begegnet und ihm in der Eile ein bischen (wohlverdientes) Lob über ſeinen ſcharfen diplomatiſchen Geruchsſinn in den Monaten vor dem franzöſiſchen Kriege beigebracht, was ihn bewog, mich auf ſeine Stube einzuladen und mir hier ausführlich ſeine Erlebniſſe und Leiſtungen in jener Zeit auseinanderzuſetzen — leider franzöſiſch, wodurch mir einiges entging.[1]

Am 27. früh ſprach ich den Botſchafter, als er im Begriffe ſtand, wieder nach Berlin und Rom abzureiſen, nochmals. „Adieu, alter Freund, und wenn Sie nach der ewigen Stadt kommen, beſuchen Sie mich doch gewiß. Aber das, was ich Ihnen geſtern abend von Pariſer Geſchichten mitgeteilt habe, kommt nicht in Ihre

[1] Graf Solms-Sonnenwalde, damals (1887—93) Botſchafter in Rom, 1863—70 Botſchaftsrat in Paris, war am 26. und 27. September in Friedrichsruh. Bismarck-Regeſten II, 466.

Memoiren.“ — „Nein, Exzellenz, bloß kurze Erwähnung des Geſprächs, ohne Details. Ich weiß Ihr Vertrauen zu ehren wie das von andern Leuten.“ — „Ja, ich bin überzeugt, daß Sie von unſern Sachen viel erfahren haben, was nicht in Ihren Büchern ſteht.“

Ich ging am Vormittage mein Tagebuch, wie der Chef gewünſcht hatte, durch, bis zum Aufenthalte in Ferrières. Beim Frühſtück bemerkte der Fürſt, indem er mir zum Anfang Hering empfahl: „Die ſind geſund, und ich nehme immer davon, ſeit Schweninger mir den Fiſch empfohlen hat, der übrigens ein ſehr feiner und edler und nur deshalb gering geachtet iſt, weil er häufig vorkommt und wenig koſtet. Ich habe gewiß ſeit 1883, wo ich damit anfing, ſchon über tauſend Stück gegeſſen.“ Abends nach Tiſche ſagte der Fürſt, während er von ſeiner Zeitung aufblickte, ganz plötzlich: „Ja, von 1840 an haben die Fürſten angefangen zu degenerieren. Da will ich Ihnen (er ſah mich an) ein Beiſpiel erzählen oder zwei. 1858, wo der ſpätere Kaiſer Wilhelm noch nicht für ſeinen Bruder die Regentſchaft führte, war eine reaktionäre Intrigue im Gange, der Manteuffel nicht fremd war, und bei der ich auch mitthun ſollte. Sie ging darauf hinaus, den kranken König zur Zurücknahme ſeiner Vollmacht zu bewegen und dann die Königin Eliſabeth durch die Miniſter regieren zu laſſen. Ich aber that nicht mit, ſondern reiſte zu ihm nach Baden — oder wars ein andrer ſüddeutſcher Ort — und ſagte ihm (dem Prinzen von Preußen) das alles. Er war jedoch nicht erſchrocken über den Plan, ſondern erklärte ſich ſofort bereit, zurückzutreten, es war ihm alſo ganz gleichgiltig. Ich aber ſtellte ihm vor: Was ſoll da werden? Es iſt doch Ihre Pflicht, auszuhalten. Laſſen Sie ſogleich Manteuffel herkommen. Der kam denn auch, nachdem er ein Weilchen gezögert und ſich entſchuldigt hatte, er ſei krank, und die Geſchichte unterblieb.[1] — Dann in Babelsberg, als ich hinberufen wurde, um Miniſter zu werden, da hatte er die Abdikationsurkunde ſchon unterzeichnet in ſeiner Verzweiflung, und erſt als ich mich erbot, auch gegen das Parlament, die Majorität, mit ihm auszuhalten, zerriß er das. Er hatte jetzt Mut und Vertrauen gekriegt und

[1] Es war in Baden-Baden am 15. Juli 1858. G. u. E. I, 198. Bismarck-Regeſten I, 152.

Gefühl für ſeine königliche Pflicht, die ihm bis dahin in ſeiner ſchlimmen Lage ganz einerlei geweſen war, und die er hernach feſt genug hielt.“ Über den jetzigen Kaiſer bemerkte er, nachdem er vorher geſagt hatte, der hochſelige Herr habe es ihm mit dieſem Pflichtgefühl bis gegen ſeine letzten Jahre hin zuweilen ſchwer gemacht, da ſein Verſtändnis der Dinge nicht raſch geweſen ſei, und er ſich nur langſam in Neues hineingefunden habe: „Der beſitzt davon mehr, auch mehr Mut und Unabhängigkeit vor Hofeinflüſſen, aber er geht in ſeiner Zuneigung zu mir zu weit. Wie rückſichtsvoll war er, als er das vorige mal hierherkam[1]! Da wunderte er ſich, daß ich ihn bis elf Uhr erwartet hatte, was ſein Großvater nicht imſtande geweſen wäre, und früh wartete er auf mich und ſtand, obwohl er ſonſt viel früher auf iſt, erſt um neun auf, weil er dachte, ich ſchliefe ſo lange. Ich wuſch mich eben und war halb nackt, als er mir die Hand auf die Schulter legte, und ich zog ſchnell wenigſtens meinen Schlafrock an, um einigermaßen anſtändig mit ihm konferieren zu können.“ [1]

Ich ſagte: „Ja, Durchlaucht, jetzt haben Sie, was Ihnen zu wünſchen war, wie es ſcheint, zur Genüge: ein gelehriger und dankbarer Schüler und warmer Verehrer ſteht als Gebieter und Maßgebender im Staate neben Ihnen, und wir, Ihre Leute, freuen uns von Herzen darüber und hoffen, daß es ſo bleibe. Nur an Kleinigkeiten und Nebenſachen wird man bei ihm zuweilen etwas ausſtellen dürfen, zum Beiſpiel an der Form ſeiner Kundgebungen.“ Er erwiderte: „Ja, in der Rede von der Strecke[2] hätte er wohl genug gethan, wenn er geſagt hätte: Und wenn ich als der letzte auf dem Schlachtfelde ſtehen bleibe, ſo ſoll nichts verloren werden, was wir gewonnen haben. Aber das iſt jugendliche Lebhaftigkeit, die ſich

[1] Kaiſer Wilhelm II. kam auf der Rückreiſe von Petersburg, Stockholm und Kopenhagen am Abend des 31. Juli 1888 in Friedrichsruh an und reiſte am 1. Auguſt nach Berlin weiter. Bismarck-Regeſten II, 462 f.

[2] Am 16. Auguſt 1888 bei der Enthüllung des Prinz-Friedrich-Karl-Denkmals in Frankfurt a. O. ſagte der Kaiſer: „ wir — wiſſen — daß wir lieber unſre geſamten achtzehn Armeekorps und 42 Millionen Einwohner auf der Strecke liegen laſſen, als daß wir einen einzigen Stein von dem, was mein Vater und der Prinz Friedrich Karl errungen haben, abtreten.“ Kaiſerworte 1888—1898 (Hannover, Duncknann, 1898), S. 76 f.

mit der Zeit ſchon geben wird. Beſſer zu viel jetzt, als zu wenig Feuer.“ — Ich ſprach dann mit der Gräfin Rantzau und empfahl ihr Luftkur, tiefes Atemholen im Freien. Er ſah von der Zeitung auf und ſagte: „Lungengymnaſtik. Die habe ich auch gebraucht und brauche ſie gelegentlich noch.“

Am 28. früh las ich bis zum Frühſtück weiter in meinem Kriegstagebuche und ſtieß auf Verſchiednes, was für den Zweck des Chefs brauchbar zu ſein ſchien. Zum Eſſen hinunter gerufen, fand ich am Tiſche einen Privatbeſuch vor, der mir als Geheimer Legationsrat Brauer vorgeſtellt wurde. Er iſt ein ſtattlicher Mann von etwa ſechsunddreißig Jahren und ſpricht mit Anklang an ſüddeutſchen Dialekt. Es war vom Kronprinzen und ſeinen Aufzeichnungen die Rede, wobei ſich der Chef der aufwartenden Diener wegen wieder des Engliſchen bediente. Ich erlaubte mir zu bemerken, nach Seite 138 meines Tagebuchs ſcheine er doch am 16. November in Verſailles ein Geſpräch über die deutſche Frage mit Seiner Königlichen Hoheit gehabt zu haben. Er entgegnete: „Ja, dann hat er aber das frühere damit vermiſcht; auch kann ich ihm nicht empfohlen haben, dem Könige die Entwaffnung der Bayern vorzuſchlagen.“ Ich erwiderte, das ſei doch nur ſpöttiſch, ironiſch gemeint geweſen, ein Rat von ſolcher Ungeheuerlichkeit, daß man ihn nicht ernſt habe nehmen können.[1]

Als er aufſtand, um nach ſeinem Arbeitszimmer zu gehn, folgte ich ihm, um ihm draußen unter vier Augen zu ſagen, daß ich in meinem Tagebuche einige Stellen gefunden hätte, die jetzt für ihn Intereſſe haben würden, wobei ich beſonders Flemmings Depeſche über Mohls Bericht namhaft machte. Er wollte ſich das nachmittags anſehen und mich dazu rufen laſſen.[2]

Am 29. vor dem Frühſtück bat ich Rottenburg, den Chef zu fragen, ob unſer Geſchäft jetzt beendigt ſei und ich wieder heimreiſen könnte. Ich bekam aber bis abends, obwohl ich Rottenburg an die Sache erinnert hatte, keinen Beſcheid und litt inzwiſchen oben auf meiner Stube verdrießlich an Arbeitshunger und Langeweile, und ſpazieren zu gehn war unthunlich, da es bis zum Einbruch der Dämmerung regnete.

[1] S. Bd. I, S. 407 434.
[2] S. Bd. I, S 251.

Sonntag, den 30. September kam um die Mittagſtunde Rottenburg zu mir herauf und ſagte: „Ich habe die Frage wegen der Heimreiſe dem Chef vorgetragen, er wünſcht aber, daß Sie wenigſtens noch einige Tage bleiben, damit es wie ein Beſuch ausſieht, nicht, als ob Sie deshalb herbeigerufen worden wären. Wie ſchreibt ſich übrigens Commercy?“ Ich erwiderte: „Mit zwei m und y.“ — „Er wird Sie wahrſcheinlich über den dortigen Aufenthalt fragen.“ Ich ſah nach und fand, daß wir am 23 Auguſt um zwei Uhr mittags dort angekommen und am 24. in der zwölften Stunde weitergefahren waren, daß der Chef dort mit dem König eine Beſprechung gehabt hatte, und daß wir Walderſee und Alvensleben bei Tiſche gehabt hatten.[1] Sagte das dem Chef beim Frühſtück, bei dem er, beiläufig, wie die Tage vorher, meinen Gruß beim Hereintreten mit „Guten Morgen, Büſchlein“ erwiderte, und bei dem man auf Anordnung der Fürſtin neben andern guten Dingen für mich eine Terrine Erbsſuppe mit Speck auftrug, ein Leibgericht von mir, wie ich bei einer Unterhaltung über Delikateſſen am Freitag verraten hatte. Der Fürſt ſprach über die mangelhafte Kenntnis der neuſten Geſchichte, die das Tagebuch zeige, wenn es Kaiſer und Reich wie neue Ideen behandle: „Das war lange vor der Geburt des Kronprinzen ſchon die Sehnſucht vieler. Die Burſchenſchaft ſang und trank darauf gleich nach den Befreiungskriegen, und als ich nach Göttingen kam, brachte ich es mit, und wäre, wenn ſie nicht ſo menſur- und bierſcheu geweſen wäre, bei ihr eingeſprungen und dann mit in die Unterſuchung verwickelt worden.“[2] Er erzählte darauf als weitere Probe für ſein damaliges politiſches Denken die Wette mit Coffin,[3] von dem er übrigens jetzt wußte, daß er nicht geſtorben ſei. „Dann war 1848 ſchon der Kaiſer auf der Tagesordnung, nur ging es nicht, vorzüglich, weil man dabei auch an andres dachte. Im Norddeutſchen Bunde war das Reich ſchon als Anfang vorhanden, und nur Bayern war noch nicht zu haben. Auch 1870 noch nicht, und ich hatte Mühe, ſie herumzukriegen. Andrerſeits hatte ich ſchwere Kämpfe mit unſerm allergnädigſten Herrn, der lange

[1] S. Bd. I, 98 ff.
[2] Vgl. G. u. G. I, 1 f.
[3] S. Bd. II, 126.

nichts vom Kaiser wissen wollte. Aber wollen Eure Majestät denn immer ein Neutrum bleiben? fragte ich ihn eines Tags. — Wieso? Was meinen Sie damit? Je nun, daß Sie bis jetzt das Präsidium sind.[1] Wenn ich den Chef beim Frühstück recht verstand, handelt es sich bei der Frage nach Commercy darum, daß er dort schon dem Könige die Verleihung des Eisernen Kreuzes an Süddeutsche empfohlen hat. „Moltke — sagte er — wollte durchaus nicht und fragte, ob er denn schon einen bayrischen Orden hätte."

Abends beim Diner ist der General Leszczinsky in Uniform unter den Gästen. Der Chef trägt ebenfalls Uniform. L. erweist sich in allerlei Gesprächen bei und nach Tische als unterrichteter und wohlgesinnter Mann Er hat die Feldzüge in Baden, Schleswig-Holstein, Böhmen und Frankreich mitgemacht und ist auch sonst viel herumgekommen Jetzt steht er in Hamburg, wohin er heute noch zurückkehrt Auch Brauer reist heute nacht elf Uhr wieder heim nach Berlin.

Montag, 1. Oktober. Früh neun Uhr kommt Rottenburg auf meine Stube und fragt nochmals, wann wir in Commercy gewesen seien. Sage ihm das. Es handelt sich in der That darum, daß der Chef hier zum erstenmale mit dem König über die Verleihung des Eisernen Kreuzes auch an Nichtpreußen, namentlich an Bayern, gesprochen hat. Rottenburg und ich machten abends einen weiten Spaziergang über die Aumühle bis ins Holsteinische hinein und beredeten ähnliche Ausflüge nach andern Richtungen, vorzüglich durch den Sachsenwald, den mehrere gute Straßen durchschneiden, und der sich jetzt leicht herbstlich zu färben beginnt. Rottenburg ist ein liebenswürdiger, aufgeknöpfter Mann, dem man bald gut wird, gescheit, wohlunterrichtet, besonders auch in Sozialwissenschaften, reich an Personenkenntnis, wie es scheint, eine tüchtige Arbeitskraft. Er stammt aus Danzig und hat sich Studien halber fünf Jahre in London aufgehalten

Nach Tische bewog mich etwas in der Unterhaltung, dem Fürsten von dem Briefe Andraes an mich und meiner Begegnung mit ihm zu erzählen. Er bemerkte dazu, Andrae sei ein eitler und intriganter Mensch, und die Geschichte mit Stirum sei nicht wahr. Übrigens

[1] Vgl. G. u. E. II, 115.

habe nicht bloß Holtz, ſondern auch ein großer Teil der übrigen Deklaranten an ihn, Bismarck, einzeln Entſchuldigungsbriefe geſchrieben, wozu die Fürſtin äußerte, Andrae ſei einer der ärgſten Deklaranten geweſen. Ich erfuhr dabei, daß ihre Mutter ſich zu den Gichtelianern gehalten habe, und daß Below-Hohendorf deren Großkophta ſei, welchen Ausdruck die Dame übrigens nicht brauchte. Der Chef las dann in dem Buche „Bismarck unter drei Kaiſern“ und blätterte weiter, legte es aber bald weg und ſagte, als ich mich erkundigte, ob etwas daran ſei: „Ach nein. Fabrikarbeit, mit Schere und Kleiſtertopf zuſammengeleſen aus Zeitungen und ähnlichem, ohne viel Verſtändnis und ordentlichen Zuſammenhang.“

Bei dem Spaziergange hatte ich Rottenburg meine Sehnſucht nach Arbeit geklagt und ihm geſagt, daß ich vor Langeweile ſchon meine Zuflucht zu den drei Bänden von Hallbergers „Über Land und Meer“ genommen hätte, die in meinem Zimmer lagen. Er hatte mir Schmidts Buch über die erſte franzöſiſche Revolution zu ſchicken verſprochen, es aber unterlaſſen In meiner Not faßte ich mir jetzt ein Herz, wandte mich an den Chef ſelbſt und fragte ihn, ob er mir nicht etwas zu thun geben könne, und wenn es auch nur etwas zu chiffrieren, zu dechiffrieren oder abzuſchreiben wäre, vielleicht etwas Irrelevantes, „meinetwegen Liſten oder Rechnungen.“ Er lächelte und erwiderte nach einigem Nachſinnen· „Vielleicht fände ich morgen eine intereſſante Beſchäftigung für Sie; ich werde nachſehen.“

Dienstag, den 2 Oktober früh bei ſchönem Wetter von elf bis ein Uhr durch den Wald nach Daſſendorf und zurück gewandert. Beim Frühſtück erfuhr ich von Rottenburg, der Fürſt wolle mir eine Anzahl Briefe zur Durchſicht geben, und als dieſer aufſtand, ſprach er an der Thür leiſe mit ihm, worauf Rottenburg zu mir zurückkam und mir mitteilte, der Chef ginge jetzt, um oben die Papiere zu ſuchen Nach einer Viertelſtunde etwa ließ der Fürſt mich in ſein Arbeitszimmer rufen, wo er mehrere große Pakete mit Schriftſtücken vor ſich liegen hatte „Ich habe Ihnen einmal verſprochen — hob er an —, Sie ſollten mir meine Papiere ordnen. Hier iſt ein Teil davon Briefe und andres aus der Frankfurter und der Petersburger Zeit, hier z. B. die Gerlachſche Korreſpondenz und da Briefe von Friedrich Wilhelm IV. an mich.“ Er las mir

einen von dieſen vor und ſagte dann: „Ich denke, Sie werden darunter noch mehr Intereſſantes finden; ich ſelbſt weiß jetzt nicht mehr genau, was alles dabei iſt. Nun nehmen Sie ſichs mit hinauf und machen Sie ſich einen Plan, wie ſie zu ordnen ſind, ich glaube, chronologiſch wird am beſten ſein.“ Wer war froher als ich! Soviel Vertrauen! Soviel Ausſicht auf neue Kenntnis! Erfüllung einer ſchwach gewordnen großen Hoffnung. Vergnügt über die Maßen eilte ich mit meiner Laſt hinauf und machte mich ohne Verzug daran, ſie vorläufig aufs Geratewohl in einzelnen Stücken zu koſten. Die Sichtung des Schatzes ſollte am folgenden Morgen beginnen und die nächſten Tage fleißig und mit möglichſt wenig Unterbrechung fortgeſetzt werden.

Am 3. Oktober waren Oberförſter Lange, ein Verwalter des Fürſten und ein Wieſenbauingenieur Gäſte beim Diner. Am 4. aß der techniſche Leiter der Zollgebietsabſcheidung in Hamburg mit uns. Am 5. kam Schweninger an, der ſich recht nett benahm und faſt zärtlich wurde, als ich oben ſeine unleugbaren Verdienſte um die Wiederherſtellung der Geſundheit des Kanzlers pries. Er wollte von hier zu einer kranken Edeldame im Mecklenburgiſchen, war jedoch noch am 6. in Friedrichsruh, wo er von allen Mitgliedern der Familie wie ein Freund des Hauſes behandelt wurde. Am 8. war wieder der Oberförſter und mit ihm ein wohlhabender Holzhändler und Kohlengrubenbeſitzer aus Weſtfalen beim Diner zu Gaſte, und zwei Stunden ſpäter ſollte der Miniſter Bötticher aus Berlin eintreffen. Beim Eſſen erzählte der Fürſt, er habe früher und noch als Miniſter bei Hoffeſten zuweilen mit Prinzeſſinnen tanzen müſſen, bis ihm „der alte Herr“ (König Wilhelm) ſein Mißfallen darüber ausgeſprochen habe. Als er ſich entſchuldigt hätte „Was ſoll man machen, Majeſtät, wenn Prinzeſſinnen befehlen?“ ſei es ihnen verboten worden. Keudell ſei ebenfalls ein leidenſchaftlicher Tänzer geweſen, desgleichen Radowitz, dieſem aber habe es der König auch abgewöhnt.

Nachzutragen, daß der Kanzler geſtern wieder einmal darauf zurückkam, wie König Wilhelm 1866 den Sieg anders verwerten wollte als er. „Er dachte an Nordböhmen, halb Sachſen, halb Hannover, Ansbach und Baireuth u. ſ. w., und es war ſchwer, es ihm auszureden.“ Ferner, daß ich heute beim Frühſtück dem Chef

mitteilte (der Dienerſchaft halber engliſch), ich dächte in zwei oder drei Tagen mit meiner Arbeit zu Ende zu kommen und ihm die Papiere, geordnet und nach Jahrgängen in Leinwandcouverts gelegt, wieder überreichen zu können. Er erwiderte (gleichfalls engliſch): „Da haben Sie ſich dazu gehalten bei der Menge. Aber dann habe ich noch andres für Sie, die Sache iſt noch nicht zu Ende, es iſt noch viel mehr da, Neueres und vielleicht Wichtigeres für Sie. Haben Sie wohl Bedeutendes unter dem jetzigen gefunden?“ Ich bejahte es, und er wies auf den Gegenſatz zwiſchen Gerlach und dem Miniſter Manteuffel hin, der aus den Briefen an ihn hervortrete, und erwähnte Niebuhrs,[1] von dem er bemerkte: „Dem ging es, wie es vielen frommen Leuten von ſeiner Art zu gehen pflegt: er hatte keinen Takt, er hielt ſich für den Geſandten des geſalbten Königs und als deſſen Vertreter ſelber für geſalbt.“

Am 9. Oktober war ich zwei Wochen in Friedrichsruh, und am 10. ſollte das letzte Couvert gefüllt werden, als unerwartet eine wichtige Nebenarbeit dazwiſchen kam. Aus dem Hausminiſterium waren zwei Dokumente eingetroffen, ein kürzeres und ein längeres Kriegstagebuch des Kronprinzen, ſpätern Kaiſers Friedrich III., beide von ihm ſelbſt geſchrieben, das erſte vermutlich ein Auszug, vielleicht auch die Urſchrift des harmloſern Teils des letztern, das zweite, offenbar großenteils erſt nach dem Kriege verfaßt und mit vielen Zuſätzen verſehen. Beide ſollten hier noch durchgeſehen werden, und ich ſollte, wie Rottenburg mir ſagte, als er mir das Betreffende überbrachte, mich dabei inſoweit beteiligen, daß ich das letzte Drittel von beiden Manuſkripten prüfte, während der Chef das erſte und der Geheimrat das zweite vornahm. Später half ich dieſem auch bei ſeiner Aufgabe, weil die Sendung ſchon nach zwei Tagen wieder nach Berlin zurückgehen ſollte. Das Tagebuch der Deutſchen Rundſchau iſt nicht aus dem kürzern, ſondern aus dem weit umfänglichern des Hausminiſteriums gemacht worden, deſſen Interpolationen vielfach politiſcher Natur und oft äußerſt charakteriſtiſch ſind, aber wahrhaft ſtaatsmänniſche Gedanken vermiſſen laſſen. Das inter-

[1] Marcus Niebuhr, Sohn des großen Hiſtorikers, geb. 1817, eifriges Mitglied der Kreuzzeitungspartei, mehrfach zu diplomatiſchen Sendungen verwandt, 1854 Kabinettsrat, ſtarb 1860. Allg. Deutſche Biogr. XXIII, 662 f. Einige Briefe Niebuhrs aus den Jahren 1851–55 im Bismarck-Jahrbuch VI, 18 ff.

polierte Tagebuch geht bis München, den 17. Juli 1871,[1] dann giebt es noch ein paar Seiten über den damaligen Aufenthalt in England und Wilhelmshöhe.

Am 9. Oktober erſchien Exzellenz Böttticher beim Frühſtück. Geſcheites, praktiſches Geſicht, Napoleonsbart, große Statur. Bringt, als er ſich vom Kaminſims Feuer für ſeine Cigarre holt, auch mir a light. Chef ſagt, als er wie gewöhnlich das Dejeuner mit Leſen und Unterzeichnen von amtlichen Sachen beſchließt, plötzlich von einem Schriftſtücke aufblickend, zu Böttticher gewendet: „Unentwegt — das kann Buſch nicht leiden.“ Der Miniſter ſah mich lächelnd an. „Ja — verſetzte ich —, und diesbezüglich iſt mir ein noch viel ſcheußlicheres Modewort, jenes iſt aus der Schweiz, dies aus Wien zugelaufen.“ Er lobte dann auch gegen Böttticher den Hering und erzählte, daß er ihn regelmäßig eſſe, woran er Mitteilungen über weitere Geſundheitsmittel knüpfte, z. B. daß er hier täglich bei gutem Wetter zwei, ſelbſt drei Stunden reite oder weite Gänge mache; ſein Penſum ſei im letztern Fall fünftauſend Schritt, aber es werde nicht ſelten mehr.

Die mir vom Chef zum Ordnen übergebnen Schriftſtücke waren am 12. Oktober ſämtlich durchgeſehen, chronologiſch zu einander gelegt und mit Rotſtift fortlaufend von eins bis dreihundertundacht numeriert und wurden nun in acht große Couverts gepackt, die jedes mit den Jahren, den erſten und letzten Monatsdaten und der erſten und letzten Nummer der darinliegenden Stücke bezeichnet wurden. Weitere Inhaltsangabe, die ich angeboten hatte, hatte der Fürſt als überflüſſig abgelehnt. Die Papiere beſtanden meiſt aus Briefen und zum kleinern Teil aus Berichten, Denkſchriften, Konzepten und Telegrammen.

Freitag, den 12. Oktober war eine rundliche, ſchwarzſeidne Dame, wahrſcheinlich in den erſten Vierzigern, erſt beim Frühſtück, dann abends beim Diner zugegen, eine Frau von Patkowski aus Oſtpreußen, Tochter Kaiſerlingks, des Jugendfreundes unſers Chefs. Ich erbat mir auf drei Tage Urlaub vom Fürſten und verabſchiedete mich von ihm und den Damen des Hauſes. —

---

[1] Der Kronprinz zog am 16. Juli an der Spitze der bayriſchen Truppen in München ein.

Sonnabend, den 13., mittags 12¾ Uhr fort nach Berlin. Als ich hinunter nach Rottenburgs Büreau ging, um ihn, der mich zum Waggon begleiten wollte, abzuholen, begegnete ich im Vorzimmer dem Chef. „Schön — ſagte er lächelnd —, daß ich Sie noch vor der Reiſe treffe. Die Frau von Patkowski reiſt mit Ihnen, und daß Sie mir die kleine hübſche, runde Dame nicht unterwegs attackieren.“ — „Die Zeit iſt vorbei, Durchlaucht, auch reiſt die erſter, ich zweiter Klaſſe.“ — „Nun, durch das Arrangement wäre ſie allerdings ſicher.“ Ich wünſchte ihm für die Tage meiner Abweſenheit Fortdauer ſeines guten Befindens und das zum Spazierengehen und Ausreiten geeignete Wetter. „Ja — erwiderte er —, ich thue, was ich kann, um Krankheit abzuwehren, aber einmal wird es doch kommen und wahrſcheinlich bald. Es wird ein plötzliches Zuſammenbrechen ſein, im Stehen.“ Er ſah aber — Gott ſei Dank und unberufen! — durchaus nicht danach aus, als er mit friſcheſter Farbe und gerader Haltung, die Dame am Arme, mit uns nach der Station wandelte.

Mittwoch, den 17. Oktober, früh 8½ Uhr wieder von Berlin nach Friedrichsruh abgereiſt. In Hagenow ſagt mir der Oberſchaffner bei Beſichtigung meines Billets, in Friedrichsruh werde nicht angehalten. Ich: Es wäre aber deshalb telegraphiert, und ich würde beim Reichskanzler erwartet. Er: Schön, dann müßte ich jedoch meinen Namen ſagen. Ich: Das könne ich nicht. Er: Dann müſſe er mit dem Stationsvorſteher in Büchen ſprechen. Das geſchah, und der Mann mit der roten Mütze kam an die Waggonthüre und meinte, ich müßte mich legitimieren. Lehnte das, da keine Fremden von meinem Aufenthalte beim Fürſten wiſſen ſollten, rundweg ab, ich hätte meine Ankunft um ein Uhr einem Beamten des Kanzlers gemeldet und würde an der Station erwartet. Er beſtand auf ſeinem Verlangen; was ich behaupte, könne jeder ſagen, und als ich bei meiner Weigerung blieb, verſetzte er barſch: „Gut, dann werden Sie in Friedrichsruh Rede ſtehen.“ So kam ich ans Ziel, wo der Stationsvorſteher mich natürlich nicht examinierte, ſondern den Übereifer ſeines Kollegen entſchuldigte. Der Wagen erwartete mich, ebenſo Rottenburg. Ich erfuhr von ihm, daß Rudolf Lindau zum Beſuche da ſei, den ich dann auch beim Frühſtück ſah. Der Fürſt lächelte über das Abenteuer Büſchleins. Als ich darauf vom

Vatikan und der ſchneidigen Bemerkung Prinz Heinrichs gegen den Kammerherrn des Papſtes, ein deutſcher Kaiſer warte nicht im Vorzimmer (Zeitungsgerücht), erzählte,[1] ſagte er: „Dem Prinzen iſt die Reiſe nach Rom vermutlich von [dem Kammerherrn] Seckendorff angeraten worden, der jetzt am Hofe [der Kaiſerin Viktoria] allmächtig iſt.“ Die Fürſtin kam wieder auf Andrae-Roman zu ſprechen und wiederholte, daß er einer der ärgſten Deklaranten geweſen ſei.

Ich hatte die drei kleinen Rantzaus früher jeden Abend nach dem Diner ein Weilchen auf einem Sofa des Nebenzimmers wälzen oder, wie ichs nannte, „wabbeln, „brätzeln“ oder „zerwurzeln“ müſſen und war von ihnen dafür durch ſchöne Purzelbäume auf dem Teppich belohnt worden. Als ich mich jetzt bei der Mama nach dem Befinden der Bürſchchen erkundigte und äußerte, ſie würden nun wieder gewabbelt und gewurzelt ſein wollen, erwiderte ſie, das möge ich ihnen heute verſagen, zur Strafe, weil die beiden ältern ſich am Morgen hochmütig und unartig gegen die Gouvernante betragen hätten. Der Fürſt ſagte, dafür müſſe es Hiebe geben. Die Gräfin entgegnete, ſie hätten dafür nicht baden dürfen, auch hätte es Ohrfeigen geſetzt. Er aber bemerkte: „Das iſt nicht genug für ſolche Ungehörigkeit; da müſſen die andern Backen was kriegen, mit Rute oder Stöckchen.“ Er erzählte dann, wie er einmal Herbert und Bill gezüchtigt hätte, als ſie Haſelnüſſe geholt und darauf vor dem Forſtbeamten davongelaufen wären. „Es war nicht wegen der Nüſſe, ſondern weil ſie den alten Mann genötigt hatten, ihnen durch Geſtrüpp und Wurzeln nachzuſetzen, bis ich ſie griff und durchprügelte, was ihn ſehr zu verwundern ſchien.“ Ich erkundigte mich bei ihm, ob unartige Prinzen von ihren Gouvernanten oder ſonſt mit ihrer Erziehung Beauftragten gezüchtigt werden dürften, oder ob dieſe es den Eltern ſagen müßten, damit dieſe die Abſtrafung beſorgten. Er bejahte das erſtere und erzählte, daß die Erzieherin des Kaiſers Wilhelm II., als ſie ihn einſt thätlich beſtraft hätte, gegen ihn geäußert habe: „Prinz, wenn ich das thun muß, ſo ſchmerzt mich das ſo ſehr wie Sie, Königliche Hoheit.“ — „So — habe er darauf geſagt —, auch da, wo es bei uns weh

[1] Beim Beſuche Kaiſer Wilhelms II in Rom und im Vatikan im Oktober 1888 (beim Papſte am 12. Oktober)

thut?“ Es wurde viel über die drollige Wißbegier des Knaben gelacht. Als wir aufſtanden und Lindau ſich verabſchiedete, um heimzureiſen, fragte der Chef mich: „Herr Doktor, gehen Sie jetzt auf Ihre Stube?“ — „Ja, Durchlaucht.“ — „Da werde ich Sie von dort rufen laſſen; ich möchte Ihnen noch was zeigen.“ Nach einer Viertelſtunde holte mich der Diener nach dem Arbeitszimmer des Fürſten, und dieſer übergab mir ein großes Paket Briefſchaften. „Die ſind vom alten Kaiſer,“ ſagte er, worauf er mir einiges davon vorlas. Dann wollte er ſie wie die frühern Schriftſtücke geordnet haben — „wieder bloß chronologiſch, nach dem Datum.“ Er fragte: „Wird das Ihnen aber nicht zu viel werden?“ Ich verneinte es lebhaft; dazu ſei ich da, und ich freue mich, ihm zu dienen und zugleich etwas zu meiner Information leſen und mitnehmen zu können. Er fuhr fort: „Und hier iſt auch einer von dem alten Bodelſchwingh — Schwindelbod. Und da ſind andre (auf ein zweites Paket deutend), die Korreſpondenz mit Andraſſy zum Beiſpiel, im Sommer 1879, da werden Sie Information genug finden.“ Er nahm einen dritten Haufen. „Die ſind vom Kaiſer Friedrich als Kronprinzen, auch einer von ihr, aus der Villa Zirio.“ Er wollte ſie in ein Fach des Schreibtiſches legen. Ich bat ihn, ſie mir auch mitzugeben. „Na (lächelnd), haben Sie denn noch nicht genug, Büſchlein?“ — „Es wird gut ſein, der Überſicht und raſchen Einordnung wegen, daß ich gleich alles, was da iſt, mitbekomme.“ — „Es iſt aber noch mehr da, und ſchon das iſt ſchwer zu tragen.“ Ich kriegte indes alles, was er bei der Hand hatte, und ſchaffte es hinauf, um nächſten Vormittag mit der Durchſicht zu beginnen. Doch ließ es mir nicht Ruhe bis dahin, und ich las ſchon dieſen Nachmittag einige Stücke als Probe, z. B. den langen Brief der Kronprinzeſſin aus San Remo (vom 22. November 1887), der dem Kanzler über die Krankheit ihres Gemahls und die Ärzte berichtete, und Bodelſchwinghs Schreiben, an das der Chef oben mit Bleiſtift „alter Heuchler“ geſchrieben hatte. Dann vor dem Diner weiter Spaziergang mit Rottenburg durch den Wald, wo die Chauſſee nach Möhnſen ihn durchſchneidet. Lebhafte Unterhaltung über allerhand Ernſtes und Heiteres dabei, z. B. über Darwin und deſſen Würdigung von ſeiten des Chefs, der viel von ihm hält.

Donnerstag, den 18. Oktober früh mit der Sortierung und

Legung der Schriftſtücke angefangen. Ihre Numerierung und Verpackung in Couverts ſoll nach gründlicher Durchſicht des Ganzen erfolgen. Sehr ſchöner Herbſttag draußen, nachmittags mit brennender Beleuchtung der Stämme und Wipfelgruppen des Waldes unter rein blauem Himmel. Beim Frühſtück, wo Schweninger wieder da war, dem Chef die kronprinzliche Empfehlung Geffckens an ihn und ſeine mit einer Charakteriſtik begründete, ablehnende Antwort[1] gegeben, die ich tags vorher unter den Schriftſtücken gefunden hatte. Freut ſich über die Entdeckung, die Rottenburg zur Abſchrift und Verwendung erhält. Gleich nachher ſtellt ſich auch Schweinitz, unſer Botſchafter in Petersburg, ein, grauköpfiger, ſtattlicher Herr mit Schnurrbart, der wenig und leiſe ſpricht. Beim Diner außer Schweinitz auch ein ſtark bebarteter Gaſt in Jagdjoppe — Major von Goldammer aus Frankfurt, der Weidmann, der neulich zur Bekümmernis des Oberförſters — „wenns noch Graf Herbert wäre!“ — den Vierzehnender aus des Chefs Gehege, der auf ſein erpachtetes Jagdrevier ausgebrochen war, geſchoſſen hatte. Morgen ſoll Bleichröder ſeine Aufwartung machen.

Sonnabend den ganzen Vormittag und zwei Stunden nach dem Frühſtück die Papiere nach den Daten übereinander gelegt. Am Frühſtück nehmen Bleichröder und ſein jüdiſch ausſehender Sekretär teil. Der Bankier erzählt Anekdoten von Amſchel Rothſchild und Saphir und ſpricht von Lehndorffs Geſchäften. Gegen Abend abermaliger Ausflug mit dem Geheimen Oberregierungsrat. Beim Diner bemerkte ich, Bleichröder habe ſich ſeit 1871, wo ich ihn in Verſailles bei Tiſche geſehen hätte, faſt gar nicht verändert. „Ja, perſönlich nicht — verſetzte der Fürſt —, aber in ſeinem Vermögen weſentlich.“

Ich äußerte, es werde behauptet, das betrage jetzt vierzig Millionen. Die Fürſtin meinte, das wäre gewiß eine zu hohe Schätzung.

Sonntag, den 21. Oktober, mit dem Studium und der Numerierung der chronologiſch gelegten Papiere begonnen, wobei manches anders als vorher zu ordnen war.

Montag, den 22. Oktober war beim Frühſtück und ſpäter beim

[1] Die erſte vom 6. Januar, die zweite vom 8. Januar 1876, ſ. S. 266.

Diner Graf Herbert zugegen, der am Dienstag wieder nach Berlin abreiste. Montag nach dem Kaffee sagte ich dem Chef, die Sichtung der Papiere sei jetzt im besten Zuge. Es wäre aber weit mehr, als es anfangs geschienen hätte, und es könnte noch acht bis zehn Tage dauern, bis ich sie ihm geordnet wie die ersten übergeben könnte. Er erwiderte: „Nehmen Sie sich nur Zeit. Nun kommt aber in diesen Tagen der Kaiser her. Da lassen Sie sich nicht sehen; am besten, Sie gehen für diese Zeit nach Hamburg. Sonst fragt er, wer der ist, und was er hier macht. Da muß ichs ihm sagen, und da ist er neugierig, und zuletzt legt er Beschlag auf die ganze Geschichte, was mir doch gar nicht passen würde."

Dienstag und Mittwoch fleißig sortiert, numeriert und exzerpiert. Abends mit dem Geheimrat bis eine Stunde vor dem Diner weiten Spaziergang gemacht. Mittwoch beim Diner der Hamburger Kaufmann Merck und Frau zugegen, sie recht hübsch, 27 Jahre alt, er ein mittlerer Vierziger. Donnerstag wieder sehr eifrig mit den Briefschätzen des Chefs hantiert. Beim Frühstück spricht der Fürst davon, daß die reichen und Einfluß besitzenden Hammoniter[1] früher sehr österreichisch gesinnt gewesen seien, wobei er des Millionenvorschusses der Wiener Politik im Jahre 1857 erwähnt und die damalige Ungefälligkeit und Ungeschicklichkeit der preußischen tadelt. Die Fürstin bemerkt, auch jetzt hielten diese Kreise nicht viel von Preußen, aber Bismarck imponiere ihnen, und zwar sehr. Sie erklärte mir dann, daß die Mercks Nachbarn von ihnen seien und am Saume des Waldes ein Landhaus mit vierzig Morgen bewohnten, den Rest eines Gutes, das sich ein sächsischer Offizier erheiratet, und von dem später der Fürst 600 Morgen gekauft habe. Dieser sagt mir auf mein Befragen, der Kaiser werde Montag abend eintreffen und am Dienstag nach dem Frühstück wieder abreisen. Werde also für etwa dreißig Stunden hier unsichtbar werden.

Freitag beim Frühstück fragte mich der Chef: „Sie, Busch, was halten Sie von Goethes Trauerspielen und Dramen überhaupt?" Ich erwiderte, er wäre weniger Dramatiker als Lyriker, aber der Faust wäre, abgesehen vom zweiten Teile, doch ganz wundervoll.

[1] Nämlich die Hamburger (Hammonia = Hamburg).

„Ja — ſagte er —, gewiß. Auch der Götz ebenfalls; aber Egmont, der Mann in Stella, Taſſo und die andern mit ihrer Hauptperſon ſind doch lauter Weißlingen, ſchwache, weichliche, ſentimentale Menſchen, keine Männer wie bei Shakeſpeare, immer er ſelber, der auch was Weibliches hatte und nur die Weiber nachfühlen und gut darſtellen konnte.“ Ich empfahl ihm ſchließlich Viktor Hehns „Gedanken über Goethe“ und wies namentlich auf das erſte und zweite Kapitel hin. — Gegen Abend wieder große Fußwanderung mit Rottenburg, während der Fürſt nach Schwarzenbeck, die Fürſtin — vermutlich zu Beſtellungen für den Beſuch des Kaiſers — wieder nach Hamburg gefahren iſt. Beide ſind beim Diner wieder da, woran auch der Forſt- oder Oberforſtmeiſter von Schleswig-Holſtein und Oberförſter Lange teilnehmen. Infolgedeſſen iſt bei Tiſche viel von Waldwirtſchaft, Baumarten und andern hölzernen Gegenſtänden die Rede.

Am 29. Oktober 12 Uhr 20 Minuten, bald nachdem der Kaiſer nach Hamburg durchgefahren war, fort und eben dahin. Am 30. nachmittags wieder zurück nach Friedrichsruh, wo ich etwa halb ſechs Uhr eintraf. Bei Tiſche ſagte der Fürſt, der ſehr aufgeräumt war, der allergnädigſte Herr habe ihn ganze fünf Stunden in Anſpruch genommen, und ſpäter, beim Kaffee, bemerkte er gegen mich: „Dieſen Nachmittag hat er mich drei Stunden hintereinander reden laſſen. Ich ſtand wie auf der Kanzel, und das hat mich recht matt gemacht.“ Alle äußerten ſich, der Kaiſer ſei ungemein natürlich und liebenswürdig geweſen, und die Fürſtin fand, daß er namentlich recht von Herzen lachen könne. Ich hörte, den nächſten Tag ſolle Miniſter Mittnacht eintreffen. Ich hatte am Tage meiner Fahrt nach Hamburg früh bis zwölf Uhr die letzten von Bismarcks Papieren durchgeleſen, die bis zum Jahre 1887 gingen und mit der Nummer 735 ſchloſſen.

Mittwoch beim Frühſtück Miniſter Mittnacht anweſend; Mittelgröße, mager, ziemliche Glatze, Haar und Backenbart ergraut, ſchielt ein wenig. Es wird unter andern Dingen von den Schwerins geſprochen, und die Fürſtin ſagt von einem, er ſei ein recht hübſcher Mann geweſen, aber dumm, ſehr dumm, wozu der Chef bemerkte: „Die Schwerins ſind meiſt dumm, aber ſelten hübſch. Der Miniſter war nicht gerade dumm, wollte aber oft mit dem Kopfe durch die

Wand.“ Während des Eſſens traf ein Roſenſtrauß für den Fürſten ein, mit dem die Geberin, ein Fräulein Ottilie Hoffmann aus Bremen, laut der ihn begleitenden Zeilen die Verdienſte des Chefs um das Vaterland anerkannte und belohnte. Später ließ der Chef für ſich und den Gaſt aus Stuttgart anſpannen. Als ſie hinaus gingen, ſagte er zu mir, da ich bei Tiſche faſt gar nicht geſprochen hatte: „Iſt Ihnen was paſſiert? Sie ſehen ſo verhagelt aus.“ Ich erwiderte: „Mir fehlt nicht das mindeſte, Durchlaucht; im Gegenteil, ich bin vergnügt, daß ich mit meiner Aufgabe jetzt fertig bin und Ihnen das Betreffende ſäuberlich geordnet und verpackt heute oder morgen wieder zuſtellen kann.“ Beim Diner, woran der württembergiſche Miniſter wieder teilnahm, war der Chef, wie immer in den letzten Tagen, aufgeräumt und geſprächig. Beim Kaffee dagegen rauchte er ziemlich wortkarg ſeine drei Pfeifen Varinas und las Zeitungen, obwohl Mittnacht, deſſen geſcheites Geſicht und entſchloſſenes Kinn oben im Signalement auch zu erwähnen waren, dicht neben ihm ſaß. Es kam mir vor, als ob der Chef mit dem Herrn Kollegen etwas mehr hätte reden können.

Donnerstag, den 1. November ſagte ich dem Fürſten beim Frühſtück, ich werde ihm die Papiere nun ſogleich oder morgen früh geordnet und verpackt zurückgeben; er erwiderte indeſſen, es hätten ſich noch einige neuere gefunden, die zur Sammlung gehörten, nahm mich mit in ſein Arbeitszimmer und übergab mir die Papiere ebenfalls zur Ordnung, wobei er hinzufügte, in Varzin befänden ſich deren noch viel mehr, eine ganze Kiſte voll, darunter Privatbriefe von geſchichtlicher Bedeutung; die ſolle ich ihm ſpäter gleichfalls ſichten und chronologiſch zurechtlegen.

Freitag, den 2. November früh neue Schriftſtücke geleſen, ſortiert und numeriert, die darauf in ein neues Couvert kamen — nichts von beſondrer Bedeutung darunter.

Die Sammlung war jetzt in zehn Stoffcouverts verpackt, leicht verklebt und jedes einzelne Couvert bis auf die letzten mit der Aufſchrift „Politiſche Schriftſtücke, zweite Hälfte, meiſt Korreſpondenz zwiſchen Kaiſer Wilhelm und Kronprinz Friedrich Wilhelm einerſeits und dem Miniſterpräſidenten reſp. Reichskanzler von Bismarck andrerſeits“ bezeichnet, woran ſich Anfang- und Enddaten ſowie die Nummern der inliegenden Stücke ſchloß. Die erſte Nummer (im

Anſchluß an die letzte der frühern Sammlung) war 309, die letzte 752, das erſte Datum der 19. Oktober 1862, das letzte der 29. Oktober 1888. Das zehnte Couvert enthielt undatierte und zeitlich nicht genau oder überhaupt nicht zu datierende Konzepte u. dergl. — wahrſcheinlich aus den Jahren 1862 bis 1882.

Mittags vor dem Frühſtück übergab ich dem Chef die Couverts mit den Papieren perſönlich. Nachmittags ſchien er ſie ſich angeſehen zu haben; denn als er vor dem Diner, wie gewöhnlich, mit ſeinen beiden Hunden herüber kam, gab er mir die Hand und bedankte ſich, wobei er ſeine Verwunderung darüber äußerte, daß ich mit einer ſolchen Maſſe von Briefen und Denkſchriften in ſo kurzer Zeit fertig geworden ſei. Ich ſagte, wenn er die in Varzin liegenden auch geordnet haben wolle und keinen Geeignetern dazu wiſſe, ſo möchte er mich bei ſeiner nächſten Reiſe nach der hinterpommerſchen Herrſchaft davon in Kenntnis ſetzen, damit ich käme und die Sache beſorgte. Ich werde glücklich ſein, ihm zu dienen und dabei geſcheiter zu werden. Beim Diner fehlte Rottenburg. Er war nach Hamburg gefahren, um dort mit Verwandten zuſammenzutreffen. Bei Tiſche wurde zuerſt von einem Herrn von Bülow geſprochen, der beim Frühſtück Gaſt des Chefs geweſen war. Ich erfuhr, daß ich in ihm den famoſen Führer der lauenburgiſchen Ritterſchaft mir gegenübergeſehen hatte, dem Bismarck vor der Huldigung erſt auf dem Ratzeburger See, dann beim Schwure in der dortigen Kirche den Standpunkt klar gemacht hatte[1] Er iſt viel harmloſer, als ich ihn mir vorgeſtellt hatte. Der Chef kam ſpäter auf die von mir geordneten Briefe des Kronprinzen von 1863 und ſeine Bleiſtiftbemerkungen zu dem einen davon zu ſprechen Ich ſagte: „Abſalom! Und wie Sie ihm nach dem auf der Rückſeite Befindlichen geantwortet haben können, Sie gedächten einmal nicht zu ſeinen Miniſtern zu gehören.“ — „Ja — verſetzte er —, und das Citat: Leichtfertig iſt die Jugend mit dem Wort.“ Er knüpfte daran einen Rückblick auf die verſchiednen Phaſen, in denen der Kronprinz ihm im Verlaufe ſeines Lebens gegenüber geſtanden hätte: „Zuerſt 1848 oder 49. Er war damals noch recht dünn und ſchmächtig. Da machte er ſich ſehr an mich, und als ſies ihm ver-

[1] Siehe Bd. II, 519-20.

boten, in Potsdam, ſuchte er mich des Abends in der Dunkelheit zu treffen und mir die Hand zu geben. Dann der grobe Brief von 1863, ſpäter, ſeit 1864 aus Flensburg beſſer. Dann wieder liberale Ratſchläge, Auguſtenburgerei, Empfehlung Geffckens und Friedbergs, Parteinahme für Cumberland.“[1]

[1] Am 4. Juni hatte ſich der Kronprinz beim Könige brieflich gegen die Preßverordnungen vom 1. Juni ausgeſprochen, am 5. in Danzig ſich öffentlich gegen ſie erklärt. Am 30. Januar 1863 antwortete er von Stettin aus auf einen Brief Bismarcks vom 10. Juni, in dem dieſer ſich über den Proteſt des Kronprinzen gegen die Preßverordnungen beſchwert und ihn vor die Wahl geſtellt hatte, dem Miniſterium ſeine Aufgabe zu erleichtern oder zu erſchweren: Das erſte thue er nicht, denn er ſtehe in grundſätzlichem Widerſpruch mit den Preßverordnungen, da ſie nach allgemeiner Überzeugung nicht verfaſſungsmäßig ſeien und die Stimmung nur verſchlimmern würden. Bismarck werde auf dieſem Wege von der Deutelei an der Verfaſſung allmählich bis zum Anraten des nackten Verfaſſungsbruchs getrieben werden. Miniſter, die den König auf ſolche Wege führten, betrachte er als die allergefährlichſten Ratgeber für Krone und Vaterland. Den Sitzungen des Staatsminiſteriums werde er nicht mehr beiwohnen, um nicht den Gegenſatz immer wieder ausſprechen zu müſſen, aber in der Äußerung ſeiner Meinung werde er ſich keinen Zwang auferlegen, auch ein ferneres öffentliches Auftreten unter Umſtänden nicht ſcheuen. Vgl. darüber G. u. E. I, 316 ff., wo auch S. 309 der Inhalt jenes Stettiner Briefes kurz angegeben wird. In einem zweiten kurzen, ſcharfen Briefe vom 3. September erklärte ſich der Kronprinz nach der ſoeben verfügten Auflöſung des Abgeordnetenhauſes für einen „entſchloſſenen Gegner des Miniſteriums“ (G. u. E. II, 322) und legte dem Könige ſeine Auffaſſung in einer ausführlichen Denkſchrift dar, die Bismarck von Gaſtein aus mit widerlegenden Erläuterungen verſah (G. u. E. II, 324 ff.). Auch während des däniſchen Krieges befand ſich der Kronprinz bekanntlich im Gegenſatze zur Politik Bismarcks. In einem Schreiben aus Flensburg vom 17. April 1864, am Tage vor dem Düppelſturm, der Antwort auf zwei Briefe Bismarcks vom 11. und 12. April, vermißt er ein feſtes Programm der preußiſchen Politik und findet nur das eine Prinzip bei ihr, nach den Umſtänden zu handeln. Dahinter ſtecken wohl Hintergedanken einer preußiſchen Vergrößerungspolitik. Nach ſeiner Meinung würde eine ſolche die ganze deutſche Politik Preußens völlig verfälſchen und ihm Europa gegenüber wahrſcheinlich eine Niederlage bereiten. Es wäre nicht das erſte mal, daß Preußen verſuchte, feiner als alle andern zu ſein, um ſich ſchließlich zwiſchen zwei Stühle zu ſetzen. Ebenſo iſt bekannt, wie energiſch direkt und indirekt der Kronprinz dem Entſchluſſe zum Kriege mit Öſterreich 1866 entgegenwirkte. Dabei arbeiteten auch der Herzog von Koburg und die Königin Viktoria von England mit. Als der Herzog im März in dieſem Sinne an den König geſchrieben hatte, legte der Monarch Bismarck dieſes Schreiben und die Frage vor, ob er überhaupt rate, es zu beantworten. Bismarck ſprach ſich am 3. April

Beim Diner erzählte der Fürſt auch, als er vier oder fünf Jahre alt geweſen wäre, ſei er einmal nach Eckartsberge in Sachſen gekommen, und da habe er auf den Bergen Ziegen geſehen und gefragt, das wären wohl Gemſen, worauf er die Antwort erhalten habe: Sächſiſche Gemſen. Beim Kaffee ferner Unterhaltung über Barzin und Reinfeld. Der Fürſt hat Barzin nicht, wie mir einmal erzählt worden war, von Bleichröder, ſondern vom Grafen Blumenthal gekauft, auch nicht für 400000, ſondern für 500000 Thaler.

---

entſchieden dagegen aus. Der Herzog habe ſich ſeit vier Jahren an jeder Intrigue gegen die auswärtige Politik des Königs beteiligt, habe demokratiſche Wahlen in Preußen durch ſein Geld unterſtützt, ſich an den Vereinen zur Volksbewaffnung beteiligt, 1864/65 den Herzog von Auguſtenburg ungünſtig beeinflußt und verſucht, durch den Kronprinzen und die Königin Viktoria auf den König einzuwirken, um dieſen zur Nachgiebigkeit zu beſtimmen und Bismarck „als Urſache alles Übels“ darzuſtellen. Er, der Miniſter, ſei bereit, auf der Stelle zu gehn, aber er ſehe keine Möglichkeit, daß irgend ein andrer Miniſter eine andre Politik als die bisher verfolgte und in dem Konſeil vom 28. Februar genehmigte [den Beſchluß, es um Schleswig-Holſtein auf einen Krieg ankommen zu laſſen] mit Ehren antreten könne. Demgemäß möge der König dem Herzog nicht antworten. In der That unterblieb die Antwort. Als aber die Kreuzzeitung kurz darauf zwei „Schmähartikel“ gegen den Herzog brachte, die genaue Sachkenntnis verrieten, war der König doch ſehr ungehalten und forderte Bismarck in einem Schreiben vom 8. April auf, „dieſem Unweſen [der Kreuzzeitung] ein Ende zu machen.“ Der Miniſter antwortete ſofort, bekannte ſich offen als Urheber der beiden Artikel, bat aber den König, nicht das Übermenſchliche von ihm zu erwarten, daß er ruhigen Blutes bleibe, wenn er ſehen müſſe, wie ihm ſein ſchwerer, aufreibender Dienſt abſichtlich erſchwert werde durch die Ungnade ſolcher hochgeſtellter Perſönlichkeiten, denen das Gelingen preußiſcher Politik, denen der Ruhm des Königs und des königlichen Hauſes nach menſchlicher Erwartung mehr als alles am Herzen liegen müſſe. Nur wenn er deren Wünſche beim König amtlich vertreten wolle, könne er Frieden haben. Noch am 1. Mai mußte er den König mit dem Hinweis auf die wachſende Beunruhigung in der Hauptſtadt mahnen, die Rüſtungen energiſcher zu betreiben; Roon werde am nächſten Tage einen Bericht des Staatsminiſteriums über dieſe Frage vorlegen. Die Folge war, daß der Miniſterrat am 3. Mai unter dem Vorſitze des Königs und in Gegenwart des Kronprinzen die Mobiliſierung von 150000 Mann beſchloß. Bismarck-Regeſten 1, 279. — Die Empfehlung Geffckens datiert vom 5. Januar 1876 wurde unter dem 8. von Bismarck mit der Begründung zurückgewieſen, daß G. zum Katholizismus, zu auguſtenburgiſcher Geſinnung und zu hanſeatiſchem Partikularismus neige, was der Kronprinz (12 Januar) nicht Wort haben wollte. Friedberg ſchlug er zweimal, am 12. Mai und am 30. Juni 1876, zum Sekretariat im Reichsjuſtizamt vor

und ſpäter erſt Sedlitz für 70000, dann Chorow für 120000 Thaler dazu erworben. Die Fürſtin erzählte, wie wohlfeil früher dort die Güter geweſen ſeien, und lobte die ſchöne Lage mehrerer davon. Ihr Vater habe ehemals außer Reinfeld und Viartlum noch zwei Güter beſeſſen.

Sonnabend verabſchiedete ich mich von dem Fürſten und ſeiner Gemahlin im Speiſezimmer, nachdem ich noch mein den kleinen Kantzaus gegebnes Verſprechen erfüllt hatte, mit ihnen das „Haus“ zu beſehen, das ſie an der Straße nach Daſſendorf zu bauen begonnen hatten. Es waren Baumäſte aus dem benachbarten Walde, die ſie quer über einen Graben gelegt hatten, und ich riet zu Verbeſſerungen mit Heidekraut und gefallnen Blättern, an die die kleinen Architekten unter meiner Leitung mit Eifer gingen. Zuletzt bedankte ſich der größte naiv höflich „für die guten Ratſchläge, die ich ihnen erteilt hätte,“ und hoffte, ich werde bald wieder kommen. Beim Abſchied im Hauſe wurde mir Ausſicht dazu eröffnet. Der Chef ſagte, indem er mir die Hand reichte: „Adieu, Büſchlein, vielleicht ſetzen wir unſer Geſchäft ſchon bald in Varzin fort. Ich muß nur erſt nach Berlin.“ Die Fürſtin trug mir Grüße an Bucher auf. Die Gräfin kam herunter, um mich mit ihren Kindern nach der Station zu begleiten. Vorher zeigte ſie mir noch die ſtattliche Wanduhr und den Schrank mit Schreibmaterialien, den deutſche Fabrikanten ihrem Vater verehrt hatten, und die im zweiten Parterrezimmer vom Flur ſtehen, und ſchenkte mir zum Andenken einen der Federhalter von Porzellan aus den Schubladen des Schrankes. An der Station bat ſie mich, ihr meine Photographie und das Niggerlied: I'm coming from Alabama zu ſchicken, das ich ihr die letzten Abende mehrmals hatte vorſingen müſſen, und das ich ihr hier noch ein paarmal wiederholen mußte. Auch wünſchte ſie meinen Beſuch, wenn ſie das nächſtemal in Berlin bei den Eltern wäre. Rottenburg erſchien ebenfalls an der Station, um herzlich Abſchied von mir zu nehmen. Die drei kleinen Grafen riefen mir noch, als ich im Wagen war, nach: „Bald wieder, Herr Doktor!“ Photographie und Lied gingen in den nächſten Tagen an die Gräfin ab. Die Grüße an Bucher, die ſie mit denen ihrer Frau Mutter vereinigt hatte, wurden getreulich ausgerichtet. Alle werden, denke ich, mir ein freundliches Andenken bewahren.

1889

Sonntag, den 10. Februar 1889 von einem Kanzleidiener auf drei Uhr zum Chef beſtellt, war ich pünktlich im Vorzimmer, wo auf Billard und Sofa die marokkaniſchen Geſchenke umherlagen, allerlei Buntes und mit Gold Geſticktes, ein großer Teppich, Schuhe, Seidenſtoffe u. dergl. und ein Ölbild des Königs von Siam (junger Mann, braunes Geſicht, ſchwarzes Schnurrbärtchen, weiße Uniform, viele Orden), ein andres, denſelben in orientaliſcher Kleidung auf dem Throne darſtellend, an der Wand lehnte. Vor mir wurde Miniſter Bötticher zum Fürſten gerufen, und ich unterhielt mich, bis an mich die Reihe kam, mit Rottenburg. Der Fürſt war, als ich bei ihm eintrat, in Uniform. Erkundigte ſich nach meinem Befinden, ich mich nach dem ſeinen. Er klagte über Schlafloſigkeit und ſagte, er könne nicht mehr ohne künſtliche Mittel zu Schlafe kommen. Als er dann fragte, womit ich mich in der Zwiſchenzeit beſchäftigt habe, und ich des Grenzbotenartikels über ihn und den Kronprinzen bei den Verſailler Verhandlungen mit den Bayern erwähnte, wollte er ihn ſehen, worauf er ſagte: „Da möchte ich Sie bitten, doch daran anzuknüpfen und auf Geffckens Auszug aus dem Tagebuche des Kronprinzen zurückzukommen, oder richtiger, aus einem der drei oder vier Tagebücher aus dem Kriege und aus ſpätern Jahren. Die letztern ſind eigentlich keine Tagebücher. Ein Tagebuch iſt eine Reihe von täglichen Aufzeichnungen, in denen man hinſchreibt, was man erfahren und erlebt hat, unmittelbar nachher wie ein Touriſt, und ſo verhält es ſich auch mit dem einen, dem urſprünglichen. Das iſt kurz, beſchäftigt ſich vorzüglich, wie es der Krieg mit ſich brachte, mit militäriſchen Dingen und enthält ſo gut wie gar keine politiſchen Betrachtungen. Die andern ſind ſpäter interpoliert, nach Geſprächen, die er mit guten Freunden oder ſolchen, die er dafür hielt, Geffcken, Roggenbach u. ſ. w. gehabt hatte. Er bildete ſich dabei ein, daß er das ſchon 1870 ſelbſt gedacht habe. Auch engliſche Briefe und Einflüſſe werden dabei mitgewirkt haben. Ich ſage, er bildete ſich das ein und glaubte daran; denn er war ein ſehr wahrheitsliebender Herr. Die guten Freunde waren Mißvergnügte, Streber und Intriganten, Leute, die ſich zu großen Dingen berufen fühlten, die es beſſer wußten und konnten

als die Regierung, die gern mitgethan hätten, aber nicht durften, es waren verkannte Talente, ſitzen geblieben und kalt geſtellt — ſagen Sie, politiſche Winkelkonſulenten oder Pfuſchdoktoren. Er zeigte ihnen das Tagebuch, und ſie machten ihre Bemerkungen dazu, die er dann eintrug. Sie hatten gefunden, daß es in dieſer Geſtalt eine nützliche Unterlage für die Zukunft abgeben könne. Die verſchiednen Umgeſtaltungen ſind darauf zurückzuführen. Aber der Kronprinz liebte auch das Abſchreiben, wie er ähnliche Beſchäftigungen, z. B. das Siegeln liebte. Und er hatte Zeit dazu; denn der König hielt ihn faſt von allen politiſchen Geſchäften fern, er redete beinahe niemals von ſolchen Sachen mit ihm und verbot auch mir, ihm davon Mitteilung zu machen. Von 1863 an gab es ununterbrochen Kämpfe zwiſchen den beiden, und mehrmals kam es dabei zu heftigen Auftritten, wo der Kronprinz angefahren wurde und er (macht die Gebärde) verzweiflungsvoll nach oben blickte und die Arme emporhob. So auch in Verſailles bei der Kaiſerfrage,[1] wo der allergnädigſte Herr zuerſt durchaus nichts von unſern Vorſchlägen wiſſen wollte und einmal ſo zornig wurde, daß er mit der Fauſt neben dem Tintenfaſſe auf den Tiſch ſchlug, ſodaß es hoch aufhüpfte und faſt zum Fenſter hinausgeflogen wäre. Und hier können Sie den Bericht des Tagebuchs über dieſe Angelegenheit ergänzen. Wie es überhaupt lückenhaft und unvollſtändig iſt, ſo fehlt bei ihm auch der erſte Akt der Verhandlungen, wo ich den Kronprinzen von ſeiner wohl aus Baden ſtammenden Anſicht abzubringen hatte, daß die Kaiſeridee undeutſch, Deutſchland ſchädlich ſei, wobei er aber nur an die mittelalterlichen Kaiſer, an Römerzüge und an Karl den Fünften dachte. Er wollte deshalb nur einen König von Deutſchland oder der Deutſchen, und die andern drei Könige ſollten wieder den Herzogstitel annehmen: Herzog von Bayern, von Schwaben, von Sachſen. Daran knüpfte ſich die Idee der Vergewaltigung, ſie ſollten nach Verſailles eingeladen werden, und hätte man ſie einmal da, ſollte es heißen: Jetzt friß Vogel oder ſtirb. Ich erwiderte ihm, das wäre Verrat, Untreue und Undank, und dazu gäbe ich mich nicht her, auch weil es keinen Beſtand hätte. Auf gütlichem Wege aber ließen ſich die Könige nicht degradieren. Dann ſtellte

[1] Vgl. oben S. 246 ff 251 ff.

ich ihm die Vorzüge der Kaiſeridee vor, etwa wie ich ſpäter an den König von Bayern ſchrieb. Die Könige würden ſich lieber einem Landsmanne, der den Titel deutſcher Kaiſer führte, als einem Könige von Preußen, einem etwas robuſtern Nachbarn, der an die Spitze Deutſchlands geſtellt werden ſollte, unterordnen und ihm Rechte im Kriege und Frieden einräumen. Im Volke aber habe der Kaiſer mehr Eindruck hinterlaſſen als die wenigen Fürſten, die ſich nach Karl dem Großen deutſche Könige genannt hätten, wie z. B. Heinrich der Finkler; es hoffe bei der Erneuerung des Reiches auf einen Kaiſer als Schlußſtein. Der ſitze im norddeutſchen Kyffhäuſer und im ſüddeutſchen Untersberge. Man denke ſich dabei keinen römiſchen Kaiſer, keine Römerzüge und keinen Anſpruch auf Weltherrſchaft, die gegen das wahre Intereſſe der Nation wäre; es ſei vielmehr eine rein nationale Idee, die damit repräſentiert werde, und die auch uns vorſchwebe, die Idee der Einigung nach Zwietracht und Verfall, der neuen Macht und Sicherheit durch die Einigung, dieſe Konzentrierung zu gleichen Zielen aller Glieder. Solche Gedanken hätten 1818 ſchon in der Burſchenſchaft gelebt, 1848 wären ſie in der Paulskirche zu Worte gekommen, 1863 hätte Öſterreich mit ſeinem Verfaſſungsentwurf für den Fürſtentag etwas ähnliches im Sinne gehabt. Nur dachte es dabei in erſter Linie an ſein eignes Intereſſe.“ „Später war bei der Gründung des Norddeutſchen Bundes von einem Kaiſer desſelben die Rede, und man ſah davon nur deshalb ab, weil es eine Spaltung gegeben hätte, weil Bayern und Württemberg ſich in dieſem Falle uns damals gewiß nicht und auch ſpäter wahrſcheinlich nicht angeſchloſſen hätten. Aus ähnlichen Gründen wies ich im Februar 1870 Lasker zurück mit ſeinem Anſinnen, Baden in den Bund aufzunehmen, weil das ein Druck auf deſſen ſüddeutſche Nachbarn geweſen wäre. Die Überzahl der Könige überzeugte ihn allmählich, und er war nunmehr für den Kaiſer. Dieſen ganzen erſten Akt hat er im Tagebuche vergeſſen. Er ſchreibt da, als ob er die Kaiſeridee erfunden und gleich anfangs angeregt hätte, während ſie lange ſchon in allen Schichten des Volkes lebte als Hoffnung und er zuerſt nichts von ihr wiſſen wollte. Nun kam der zweite Akt, wo wir allerdings zuſammen den alten Herrn in der Präſektur für uns zu gewinnen ſuchten. Der wies es zuerſt heftig ab und geriet

in Zorn, als wir dabei beharrten. Ich fragte, ob er denn ewig ein Neutrum bleiben wollte. Was meinen Sie damit? Was für ein Neutrum? ſagte er verdrießlich. Nun das Präſidium, erwiderte ich. Es half aber auch nichts. Dann verſtand er ſich einigermaßen dazu, wenn er den Titel Kaiſer von Deutſchland führen dürfe. Ich ſetzte ihm auseinander, daß dies gegen die Verträge ſei und den Territorialbeſitz ganz Deutſchlands ausdrücken würde. Er meinte, der Zar nenne ſich auch Kaiſer von Rußland. Ich widerſprach und ſagte, der Titel ſei ruſſiſcher Kaiſer (er zitierte den ruſſiſchen Ausdruck); er blieb aber bei ſeiner Meinung, bis er Schneider darüber befragte und der mir Recht geben mußte.“ [1]

Er hatte in ſeinem Berichte einmal der Anweſenheit Schleinitzens bei dieſer Verhandlung Erwähnung gethan. Ich fragte jetzt: „Was wollte oder ſollte denn der da? Als was war er zugegen, als Hausminiſter, als ehemaliger Chef des auswärtigen Dienſtes, oder in welcher andern Eigenſchaft?“

Er lächelte und verſetzte: „Als Vertreter der Königin, die ihn hergeſchickt hatte, um gegen das Bombardement zu wirken, es dem König auszureden. Mit der Kaiſerfrage hatte er nichts zu thun. Er war immer der Courmacher Auguſtas geweſen. . . . Er war überhaupt nur durch ihre Gunſt Miniſter geworden.“

Wir ſprachen dann noch von Sybels Schrift „Die deutſche Nation und das Kaiſerreich,“ [2] die er mir mitgab, von Moriers grobem Briefe an Graf Herbert, der ganz ungerechtfertigt geweſen ſei, da man den Herrn gar nicht beſchuldigt habe, Bazaine direkte Nachrichten über die Bewegung der deutſchen Truppen gegeben zu haben, und ferner von der elenden Haltung der deutſchfreiſinnigen Preſſe, die hier wie in der Mackenzieſchen und der Geffckenſchen Sache und auch ſonſt immer für jeden Feind Deutſchlands und ſeiner Intereſſen Partei ergriffe, wenn er nur gegen ihn ſei, endlich von Samoa, wobei der Chef den dortigen deutſchen Konſul der

[1] Russkij imperator; der große Titel lautet indes: Kaiſer aller Reußen, d. h. aller ruſſiſchen Länder, Imperator wsjech Rossij.

[2] Die Schrift, die Erweiterung einer akademiſchen Rede in München 1859, erſchien 1862 und gab zu einem lebhaften Streite über die Auffaſſung des mittelalterlichen Kaiſertums Veranlaſſung. Vgl. C. Varrentrapps biographiſche Einleitung zu den Vorträgen und Abhandlungen von H. von Sybel (1897) 99. 106 ff

Eigenmächtigkeit beſchuldigte.[1] Er hätte, erklärte er, die Truppen nur auf Befehl von Berlin, oder wenn ſie ſelbſt angegriffen worden wären, ins Feuer ſchicken ſollen, und ſei nun für den verhältnismäßig großen Verluſt verantwortlich. Die Unterredung hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, und der Kanzler ſagte, als ich ging, nun wolle er ein wenig zu ſchlafen verſuchen. Der von ihm gewünſchte Artikel wurde im Laufe der nächſten Woche gemacht und ſollte dann in Nummer 8 der Grenzboten mit der Überſchrift: „Die Kaiſerfrage und Geffckens Tagebuchblätter“ erſcheinen. Vorher legte ich aber dem Kanzler einen Korrekturabzug vor, worin er eine Anzahl Änderungen vornahm, die Rottenburg mir zur Übertragung auf meinen Abzug in ſeiner Kanzlei diktieren mußte. Darauf ſchickte ich dieſen an Grunow (Sonnabend, den 16. Februar); aber ein paar Stunden nachher kam Rottenburg, mit dem ich bei Profeſſor Scheibler diniert hatte, zu dieſem mit der Nachricht vom Chef zurück, ich möchte telegraphieren, der Artikel ſolle bis auf weiteres zurückgeſtellt werden. Er war auch in der abgeſchwächten Geſtalt zu gefährlich erſchienen.

Sonntag, 17 Februar, mittags zwölf Uhr kam ein Kanzleidiener von Rottenburg und brachte einen Brief von ihm: „Verehrter Herr Doktor! Darf ich Sie bitten, mich heute um drei Uhr in der Reichskanzlei gefälligſt aufſuchen zu wollen? Ich habe einen wichtigen Auftrag. Stets der Ihrige

Rottenburg.“

Als ich um drei Uhr zu ihm kam, ſagte er mir, der Chef wolle jetzt den Artikel gedruckt haben, aber mit noch einer kleinen Änderung. Wir telegraphierten deshalb an Grunow, er ſolle noch dieſen Abend die ihm geſandte Korrektur mir zuſchicken, ich werde ſie ihm umgehend wieder zuſtellen. Sie kam bis Montag früh neun Uhr nicht. Ich telegraphierte deshalb: „Wo bleibt Korrektur. Bitte umgehend Antwort.“ Um zehn erhielt ich ſie und fuhr ſofort zu Rottenburg, wo wir die letzten Änderungen des Chefs auf ſie übertrugen und die Fahnen eingeſchrieben an Grunow abſandten, der den Artikel noch in Nr. 8 bringen konnte. Per tot discrimina rerum!

[1] Am 18. Dezember 1888 während des dortigen Bürgerkrieges zwiſchen den Königen Mataafa und Tamaſeſe.

Dreiunddreißigſtes Kapitel

Aus dem Jahre 1890

Im Februar 1890, einige Tage nach der Veröffentlichung der kaiſerlichen Erlaſſe in der Arbeiterſchutzfrage,[1] hatte Bucher bei Adam ſchon über die Schwierigkeiten einer internationalen Verſtändigung in der Sache geſprochen und vermutet, daß der Kaiſer hier wohl mehr unternehme, als der Kanzler gutheiße.

Heute Montag, 24. Februar, ſagte er gleichfalls im Paradieſe, als Hehn noch nicht da war, zu mir: „Ich habe einen Auftrag für Sie, den ich erledigen möchte, ehe der Staatsrat kommt. Heute ließ mich der Drache kommen und fragte, ob ich noch Verbindungen mit engliſchen Zeitungen hätte; dann wollte er mich bitten, eine Betrachtung über die Wahlen[2] hineinzubringen. Ich bedauerte, keine ſolchen Beziehungen mehr zu haben, aber vielleicht könnten Sie an den Daily Telegraph ſchreiben und ihn veranlaſſen, den Artikel aufzunehmen. Er ſagte: »Buſch, wie geht es dem denn? Der ſoll ja einen Schlaganfall gehabt haben.« — Ich erwiderte: »Ach nein, der hat ſich vorige Pfingſten durch Zug eine Erkältung und beſonders ſtarke Heiſerkeit zugezogen, aber das hat ſich in der Zwiſchenzeit gebeſſert, und jetzt befindet er ſich ganz wohl.« — Sie merken wohl, der Schlaganfall iſt von Freund Holſtein.“ (Wahrſcheinlich ganz harmlos von Scheibler durch Rottenburg zum Chef gelangt.) Ich verſetzte: „Zwar ſchreibe ich ſeit Jahren ſchon nicht mehr für das Blatt, aber man ſchickt mirs noch täglich zu, und einer von ſeinen Mitredakteuren und Leitartikelſchreibern, Kingſton, hat mein Buch »Unſer Reichskanzler« ins Engliſche überſetzt Ich

[1] Über die Einladungen zur Arbeiterſchutzkonferenz vom 4. Februar. Bismarck-Regeſten II, 496.

[2] Zum Reichstage am 20. Februar.

denke daher, daß ſie einen Aufſatz von mir über das vom Fürſten angeregte Thema aufnehmen würden. Jedenfalls will ichs verſuchen.“ Er zog darauf ein Couvert aus der Taſche und ſagte: „Hier habe ich zu Papier gebracht, was mir über den Gegenſtand ſprachen. Es ſind im weſentlichen ſeine Worte, über die Haupturſache des Ausfalls der Wahlen, den er vorzüglich dem Erlaſſe zuſchreibt. Machen Sie daraus den Artikel, und ſehen Sie zu, daß Sie ihn in London anbringen. Es liegt ihm viel daran, und er möchte ihn, wenn er abgedruckt iſt, ſehen.“ Ich verſprach, den Aufſatz nächſten Morgen zurecht zu machen und abzuſchicken, ihn auch, wenn die Aufnahme erfolgt ſei, im Abdruck dem Chef perſönlich zu übergeben, wobei ich fragen werde, ob ich ihm in der Angelegenheit noch anderweit dienen könne. Er berichtete dann noch, daß Gamaliel mit den Erlaſſen überhaupt nicht zufrieden ſei, auch ſonſt mit vielem nicht, und daß er in ſeiner Stellung bisher nur verblieben ſei, weil er gehofft habe, der Kaiſer werde ihm Herbert zum Nachfolger geben. Er wiſſe aber wohl ſchon, daß dieſer Wunſch ſich nicht erfüllen werde. Ich ſolle übrigens, wenn ich zum Chef komme, recht laut und deutlich reden, da er nicht mehr ſo gut wie früher höre, auch jeden Widerſpruch vermeiden, da er nach Rottenburgs Mitteilungen jetzt ſehr verdrießlich und reizbar ſei. Buchers Notizen (das Original von mir aufgehoben) lauteten „Den Einfluß der kaiſerlichen Erlaſſe auf die Wahlen beleuchten. Die alten Sozialdemokraten (Republikaner) thaten, als ob die Erlaſſe ein Sieg ihrer Beſtrebungen wären. Viel Unzufriedne — und was in der Welt iſt zufrieden? — Die bisher durch royaliſtiſches Gefühl — und unſer Volk iſt im Grunde royaliſtiſch — abgehalten waren, zu der Sozialdemokratie überzugehen, glaubten jetzt mit gutem Gewiſſen für ſie ſtimmen zu können. Die Bourgeoiſie hat der Kaiſer vor den Kopf geſtoßen, die Großinduſtriellen ſind geradezu erbittert, weil ſie in den Erlaſſen eine Aufhetzung ihrer Arbeiter ſehen. Die kleine Bourgeoiſie, Zwiſchenhändler, shopkeepers, ſehen ihre materiellen Intereſſen nicht direkt bedroht, denn eine Steigerung der Preiſe der Fabrikate wiſſen ſie abzuwälzen; aber ſie finden ſich in ihrer politiſchen Stellung durch den vierten Stand bedroht. Viele ſind daher von den regierungsfreundlichen, den Kartellkandidaten, für die ſie vorigesmal geſtimmt

hatten, abgefallen und haben mit den Freiſinnigen geſtimmt, deren Führer ein doppeltes Geſicht haben. Welches Gewicht die Stimmung der Bourgeoiſie hat, zeigt die Erfahrung während der Konfliktsjahre. Sie wollte ſich damals der Herrſchaft à la Louis Philipp bemächtigen. Der Maſſe des Volks war das gleichgültig oder verborgen, doch fielen die wiederholten Wahlen immer gleichartig aus. Der Kaiſer hat das nicht erlebt, und es iſt ſchwer, ihm das Verſtändnis beizubringen, weil er von zu vielen Byzantinern umgeben iſt, die ihn in ſeinem Selbſtvertrauen beſtärken. Unter den als »zerſplittert« bezeichneten Wahlzetteln auf dem Lande in den öſtlichen Provinzen befanden ſich viele, die auf Kaiſer Wilhelm lauteten

„Summa: Ohne die Erlaſſe würden die Wahlen ungefähr wie vor drei Jahren abgelaufen ſein.“[1] Ich baute daraus den Artikel für den Daily Telegraph und ſandte ihn am 26. Februar der Redaktion auf Fleet Street zu

Sie nahm aber dieſe Einſendung nicht auf, vermutlich weil ſie ſich durch ihren regelmäßigen Berichterſtatter über die Sache beſſer unterrichtet glaubte, oder nicht gegen den Kaiſer Partei nehmen zu dürfen meinte.

Am 15. März fand ich abends beim Nachhauſekommen ein Couvert vor mit einer Einladung, dem Fürſten Bismarck nächſten Mittag 11½ Uhr „die Ehre meines Beſuchs erweiſen zu wollen.“ (Original aufgehoben) Ich ging infolge deſſen zur angegebnen Zeit in das Palais Wilhelmſtraße 77 und kam bald vor. Der Chef war in Interimsuniform im vordern Arbeitszimmer und reichte mir die Hand mit „Guten Tag, Büſchlein.“ Dann lächelnd: „Immer noch der ſchöne Bart!“ Er ging darauf nach der größern Hinterſtube und rief mich nach. Es ſtanden da mehrere Kiſten mit Schriftſtücken, darunter auch ein großer Koffer mit ſolchen und ein größerer Schrank mit Aktenſtößen war halb ausgeräumt. Er zog die eine Schublade des Schreibtiſchs auf und nahm eine dunkelgrüne Mappe, in der in Friedrichsruh die Korreſpondenz mit Andraſſy[2] gelegen hatte, heraus, dann auch die dort von mir in

[1] Alſo ſehr günſtig für die Kartellparteien, wie 1887

[2] Von 1879, ſ. Anhang.

chronologiſcher Ordnung gefüllten Couverts und ſagte: „Die ſollen Sie mir durchſehen, zuerſt die Friedrichsruher noch einmal, dann die Varziner und andre, neue, es ſind ihrer noch viele. Ich habe Ihnen damals geſagt, wir wollen das Geſchäft fortſetzen. Haben Sie noch Luſt dazu?“ Ich: „Unzweifelhaft, Durchlaucht, ich bin nur zu glücklich darüber Dachte ſchon mehrmals daran zu erinnern, wollte aber nicht zudringlich erſcheinen und ſo lieber Ihre Aufforderung abwarten.“ Er: „Nun, da ſind andre (auf den Koffer deutend) und hier in der grünen Mappe noch neuere. Sie ſollen die Friedrichsruher noch einmal durchgehen und mir die geſchichtlich wichtigen davon bezeichnen, dann alle andern chronologiſch numerieren und Verzeichniſſe von den wichtigen anlegen. Denn ich will jetzt meine Memoiren ſchreiben, und dabei ſollen Sie mir helfen. Ich gehe nämlich. Sie ſehen, ich bin ſchon beim Packen. Meine Papiere ſollen gleich fort; denn wenn ſie noch lange hierbleiben, legt man mir am Ende Beſchlag darauf.“[1] Ich ſprach meine Verwunderung aus. Er: „Ja, es iſt meines Bleibens hier nicht mehr, und je eher, je lieber.“ Ich: „Aber doch nicht gleich, Durchlaucht?“ Er: Es handelt ſich um drei Tage, vielleicht um drei Wochen; aber ich gehe beſtimmt, es iſt nicht mehr zum Aushalten . So iſt mir auch ſehr zweifelhaft, wie ich die Papiere ſicher fortbringen kann. Sie können ja zu Ihnen geſchafft werden, aber wie?“ — „Ich könnte die wichtigern ja paketweiſe ſelber mitnehmen und alle zuerſt zu Hehn bringen, dann vielleicht nach Leipzig.“ Er: „Hehn — wer iſt das?“ Ich ſagte es ihm, und daß Hehn ganz zuverläſſig ſei. Er: „Ich könnte ſie auch nach Schönhauſen ſchaffen, wo Sie ſie von Friedrichsruh aus abholen könnten Ich möchte, daß Sie die wichtigſten abſchreiben ließen und die Abſchriften behielten, bis auf weiteres.“ Ich: „Wenn ein Fremder ſie abſchriebe, ſo könnte er ja doch zu andern davon reden, den Inhalt verraten.“ Er: „Ach, das fürchte ich nicht. Das könnte er

[1] An dieſem 15. März hatte Fürſt Bismarck die entſcheidende Unterredung mit dem Kaiſer über die von dieſem gewünſchte Aufhebung der Kabinettsordre vom 8. September 1852, die es den Miniſtern zur Pflicht machte, über wichtigere Dinge dem König nur mit Vorwiſſen des Miniſterpräſidenten Vortrag zu halten, und über Windthorſts Beſuch beim Reichskanzler. Bismarck-Regeſten II, 497.

ja wohl, aber ich habe keine Geheimniſſe darunter — überhaupt keine. Wenn ich in Friedrichsruh bin, ſo kommen Sie hin, und dann arbeiten wir zuſammen. Zuerſt aber wollte ich, Sie brächten einen Brief Friedrich Wilhelms IV. in die Preſſe, den ich am Schluſſe eines neuen Buchs — ich weiß den Titel nicht mehr, es iſt aber Fabrikarbeit — in ganz falſcher Geſtalt — Unmöglichkeiten und Sinnloſigkeiten — gefunden habe. Ich habe den richtigen in Abſchrift, kann ihn aber in Ihren Couverts nicht finden. (Sucht in denen von 1852.) Doch, da iſt er. Nehmen Sie ihn mit, ſchreiben Sie ihn ab und geben Sie mir das Original dann wieder." Ich ſchlug vor, ihn in den Grenzboten abdrucken zu laſſen. Er: „Gut, aber er muß aus Wien kommen, und der Abdruck mit dem falſchen Exemplar motiviert werden, als Berichtigung." Er kam alsdann, während ich ihm Papiere in eine Kiſte packen half, auf die Erlaſſe zu reden und erklärte: „Das iſt nur Unkenntnis der Dinge, und daraus kann gar nichts werden, aber er glaubt es nicht, daß es bloß verwirrt und ſchadet."[1] Ich berichtete, daß der Artikel über den Einfluß der Erlaſſe auf die Wahlen gemacht und abgeſandt, von dem Daily Telegraph aber nicht abgedruckt worden ſei. Er: „Er iſt aber ganz richtig, denn von allen Seiten gingen Berichte ein über die ſchlechte Wirkung der Erlaſſe auf die Wähler." Er fragte dann, wie alt ich ſei: Ich: „Neunundſechzig, aber mein Vater wurde ſechsundachtzig, und meine Mutter vierundachtzig." Er: „Na, achtzig würde ich mir draußen auf dem Lande auch gefallen laſſen." Er verſprach, als ich ging, mir die neuſten Papiere (die in der grünen Mappe lagen) zur Durchſicht, chronologiſchen Sortierung und Abſchrift zu ſchicken. Ich dankte für ſein großes Vertrauen; es wäre aber auch am Orte; denn, wie ich ihm ſchon 1877 einmal geſagt, er ſei mein Herr und mein Heiland. Er: „Frevel, aber mein Vertrauen haben Sie ſich verdient."

Am 17. März kam um elf Uhr ein Kanzleidiener mit Droſchke: der Fürſt laſſe mich bitten, ſofort zu ihm zu kommen. Als ich

[1] Der Kaiſer ſagte damals zum Fürſten, er wolle nicht Kartätſchenprinz heißen, wie ſein Großvater, er wolle nicht bis an die Knöchel im Blute waten. „Wenn Ew. Majeſtät jetzt nachgeben — bemerkte der Kanzler —, werden Sie noch viel tiefer hinein müſſen."

ins Vorderzimmer mit den beiden Säulen trat, war Bleichröder bei ihm und ſpäter Herbert, und ſo mußte ich warten. Endlich ſagte mir Rottenburg, der mir vorher erklärt hatte, er ginge auch ab, die Herren ſeien zum Frühſtück hinaufgegangen, er wollte mich aber nochmals beim Fürſten melden. Nach einigen Minuten kam er mit einer Einladung des Chefs, mit ihm zu frühſtücken Ich fand oben an der Tafel einen Neffen oder Vetter des Fürſten, dem ich als „Büſchlein“ vorgeſtellt wurde, und der ſich erinnerte, mit mir in Verſailles diniert zu haben — wohl der damalige Dragonerleutnant mit roſenfarbnem Kragen. Später kam auch die Fürſtin hinzu und Graf Herbert. Zuerſt war von einem engliſchen Geſandten die Rede, der Gräfin Marie geheiratet hätte, wenn ihr Vater nicht vor ihm als einem Verſchwender gewarnt worden wäre. „Ich bin auch überhaupt gegen die Heiraten mit Ausländern — ſagte der Chef — beſonders bei Diplomaten.“ Dann ſprach er von dem angeblichen zweiten Beſuche Windthorſts, der dem Kaiſer mißfallen hatte,[1] aber Zeitungsfabel iſt und dementiert werden ſoll. „Solcher Verkehr iſt übrigens nützlich,“ ſagte er. „Es iſt gut, daß ich dadurch Fühlung mit den Parteien habe, und ſo bin ich immer zugänglich für ſie geweſen Jeder Abgeordnete konnte ſich zu jeder Zeit, bei Tag und bei Nacht, bei mir melden laſſen und wurde gleich angenommen. Aber ſie haben es wenig benutzt; ſie wollen bei ihrer Fraktion nicht für gouvernemental gelten, um ſchimpfen zu können, ich unterhielte keine Beziehungen zu ihnen. Nur die Ultramontanen kamen zuweilen, ſo Windthorſt, Schorlemer, Huene, auch der verſtorbne Frankenſtein. Die Kartellparteien ließen ſich faſt gar nicht ſehen.“ Er empfahl mir den Kaviar, der auf dem Tiſche ſtand; „den hat mir der Miniſter des kaiſerlichen Hauſes in Petersburg geſchickt, und ich nehme an, daß auch der Kaiſer Alexander ſolchen ißt, er iſt das beſte in ſeiner Art, was ich bis jetzt gehabt habe.“ Er lobte auch den Moſel und den Yquem auf dem Tiſche. Herbert legte ihm, als er erſchien, eine Karte zu den Verhandlungen vor, die über die Aufteilung in Oſtafrika mit England ſchweben, und

[1] Windthorſt war in dieſen Tagen nur einmal, am 12. März, beim Reichskanzler Vgl. J. Knoop, Ludwig Windthorſt 239 ff Poſchinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 226 ff

der Chef gab ſeine Meinung über die Grenzen ab.[1] Zuletzt ließ er für uns einen feinen, alten Kornbranntwein ſervieren. Dann mußte ich mit ihm wieder hinunter gehen, wo er mir aus der grünen Mappe auf dem Schreibtiſche des großen Zimmers neun oder zehn Abſchriften ſeiner Hand von Briefen gab, die er von 1872 bis 1887 an Kaiſer Wilhelm I. gerichtet hatte. „Die ſchreiben Sie ab und behalten Ihre Abſchriften an ſich, die Originale, auch den Empfehlungsbrief von 52[2] bringen Sie mir wieder.“

Ferner übergab er mir in einem großen Couvert neuere Briefe und Berichte, damit ich ſie ihm chronologiſch ordne und die wichtigern für die Memoiren mit kurzer Inhaltsangabe bezeichne „Dieſe bringen Sie mir morgen oder übermorgen zurück,“ ſagte er, und ich verſprach das für Donnerstag. Wir gingen darauf in das andre Arbeitszimmer, und ich ſagte, ich könne immer noch nicht glauben, daß er ginge, es ſchiene ganz unmöglich. Er: „Unmöglich? Es iſt jetzt Thatſache, es iſt raſcher gegangen, als ich meinte.[3] — — — Er will den alten Mentor nicht mehr haben. . . . Aber er möchte Herbert behalten; nur geht das nicht, das wäre wie ein zuſammengekoppelter Güterzug, da bliebe ich immer mit verantwortlich, auch läßt der ſich wohl von mir Vorſchriften und Tadel gefallen, aber nicht vom Reichskanzler Bötticher. (Er hielt alſo wohl dieſen beſtimmt zu ſeinem Nachfolger und wußte noch nichts von einer Wahl Caprivis.) Und zuletzt haben ſie ſeinen Vater ſchlecht behandelt.“ Ich ſchlug vor, die Briefe Wilhelms I. oder doch einige davon in Druck zu geben und nannte die Grenzboten, aus denen ſie vielfach in andre Blätter übergehen würden. Es ſchien ihm zu gefallen. „Ich werde ſie darauf anſehen, wenn Sie mir die Originale zurückbringen. Wenn Sie mich dann nicht wiederſehen, ſo melden

---

[1] Das Abkommen vom 1. Juli 1890 war nicht im Sinne des Fürſten Bismarck. Siehe ſeine Äußerung am 11. Oktober 1892 bei Poſchinger, Tiſchgeſpräche I, 229

[2] Von Friedrich Wilhelm IV. an Kaiſer Franz Joſeph, datiert vom 5. Juni 1852, für die Sendung Bismarcks nach Wien. G. u. E. I, 83 ff

[3] Am 17. März erhielt der Reichskanzler die amtliche Aufforderung des Kaiſers, von ſeinen Ämtern zurückzutreten, die am Abend wiederholt wurde. Bismarck-Reg. II, 498, am 18. reichte er ſein Entlaſſungsgeſuch ein, am 20. wurde es genehmigt. Den Text ſiehe bei Buſch, Bismarck u. ſein Werk 110 ff.

Sie ſich bald in Friedrichsruh. Jetzt will ich ein bischen ausreiten.“ Als ich ging und auf der Schwelle ſtand, klopfte er mir liebkoſend von hinten auf die Schulter. Draußen ſagte Rottenburg wieder, er ginge auch, ſeine Nerven hielten das nicht mehr aus. Hübſch von ihm.

Donnerstag, 20. März brachte ich dem Fürſten die Originale ſeiner Briefe an Kaiſer Wilhelm I. wieder; er ſah ſie durch und genehmigte den Abdruck der drei erſten in den Grenzboten, wobei er hinzufügte: „Wir wollen erſt die bringen, die ſich auf Familienſachen beziehen, und ſehen, welchen Eindruck ſie machen; dann können wir die übrigen folgen laſſen und ſpäter vielleicht noch andres aus der Sammlung.“ Ich: „Vielleicht auch Artikel.“ Er (lächelnd): „Auch das vielleicht. Auch Hamburger Blätter würden ſo was aufnehmen. Die Norddeutſche Allgemeine, die mir die Aktiengeſellſchaft zur Verfügung geſtellt hat, habe ich den Konſervativen (wohl denen vom freikonſervativen Flügel) als Organ empfohlen.“

Sonnabend, den 22. März ſtellte ich ihm die neunundbreißig neuen Schriftſtücke in einem Couvert, chronologiſch geordnet, numeriert und die wichtigſten außen bezeichnet und inhaltlich angegeben, wieder zu. Der Chef ſah ſich meine Inhaltsangaben auf dem Couvert an und bemerkte: „Das ſind wirklich wichtige Sachen. Aber nehmen Sies wieder mit, und bewahren Sies vorläufig zu Hauſe auf.“ Dann jedoch beſann er ſich und ſagte: „Nein, wenn man Sie mit einem großen Couvert kommen und gehen ſieht — lieber ſo kommen Sie.“ Er ging in das hintere Arbeitszimmer und an eine in der Mitte ſtehende große Kiſte; ich folgte, und er bog den Deckel einer grünen Mappe zurück, die unter einer runden Schachtel darin verpackt war. „Das ſind Karten,“ ſagte er. „Da legen Sies dazwiſchen, und merken Sie ſich für den Fall, daß ichs vergeſſen ſollte, wo es liegt, wenn wir in Friedrichsruh die Memoiren machen. — Ich ſchicke gegen dreihundert Kiſten und andre Sachen fort und dreizehntauſend Flaſchen Wein. Das iſt viel; aber es ſind viele Geſchenke dabei. Doch habe ich, als ich noch Geld hatte, auch mehrmals Poſten von gutem Sherry gekauft, der ſoll für meine Kinder ſein. Wenn ich vierzehn Tage in Friedrichsruh bin, ſchreiben Sie und fragen an, wann

Sie zu längerm Aufenthalt kommen können, um mir bei den Memoiren zu helfen. Ich muß einen Privatſekretär haben, dem ich diktieren kann, und der kleinere Geſchäfte brieflich erledigen kann. Das iſt aber nichts für Sie, ich habe Sie zu was beſſerm beſtimmt. Ich habe daher Schweninger gebeten, mir zu dem Zwecke einen jungen Arzt zu beſorgen, der auch bei Unpäßlichkeiten und Unfällen zur Hand ſein würde, z. B wenn ich beim Ausreiten Schaden nähme. Es iſt für ihn nicht unerheblich, es wird ihm immerhin ein paar tauſend Mark eintragen. Machen Sie ſich frei für unſer Geſchäft.“ Ich erwiderte, ich wolle mich einrichten, vorläufig ein halbes Jahr bei ihm zu bleiben und ſpäter, wenn es nötig ſei, nach einer kurzen Urlaubspauſe, noch einmal. Wir gingen darauf wieder in das vordere Zimmer, und er ſagte, nachdem wir uns geſetzt hatten: „Nun möchte ich Sie für jetzt bitten, wenn Sie noch Einfluß auf die Preſſe haben, einen Irrtum aufzuklären, dem ich in dieſen Tagen wiederholt begegnet bin, in Zeitungsartikeln, auch in Zuſchriften von hohen Stellen, z. B. aus England, mit Vermutungen und Vorwürfen: ich hätte meinen Abſchied verlangt aus Furcht vor großen Kriſen und den Kaiſer im Stiche gelaſſen aus Angſt vor der durch die Wahlen verſtärkten Oppoſition im Reichstage Das hätte man ſchon bei einem Rückblicke auf meine Geſchichte und meinen Charakter nicht glauben ſollen, bei einer Erinnerung an den Konflikt vor 1866, wo die Oppoſition viel ſtärker und gefährlicher war, und bei meiner Treue gegen meine königlichen Herren, die ich auch bei ſpäterer Gelegenheit bekannt und bethätigt habe. Aber es iſt auch thatſächlich unwahr. Im Gegenteil· ich wollte erſt im Sommer gehen, ich erbot mich, inzwiſchen die kaiſerliche Politik im neuen Reichstage zu vertreten und den Kampf mit der Oppoſition aufzunehmen. Es wurde mir aber nicht vergönnt.“ — — Er ſtand dann auf, beugte ſich über den Schreibtiſch, ſtemmte die Hände auf die Platte und fragte, indem er mir lächelnd ins Geſicht blickte: „Aber ſagen Sie mal, Herr Doktor, trinken Sie viel Wein?“ Ich erwiderte: „Am Tage überhaupt nichts Geiſtiges, auch nicht bei Tiſche, abends zwei Schoppen dünnen ſauern Moſel.“ — „So — ſagte er —, neulich machten Sie mir den Eindruck, als hätten Sie eine Flaſche Burgunder im Leibe, und Sie haben doch vor kurzem einen kleinen

Verdruß gehabt. (Schlaganfall?) Sonſt mißbillige ich es gar nicht; denn ich ſelber trinke feſte. Aber nehmen Sie ſich in acht, ich möchte Sie doch noch lange behalten.“ Es wurde dann nochmals ausgemacht, daß ich ihm in vierzehn Tagen nach ſeiner Ankunft in Friedrichsruh ſchreiben ſolle, jetzt aber, um mich zu erkundigen, wann ich ihm einen kürzern Beſuch machen dürfe zur Beſprechung über längern Aufenthalt.

Montag, den 24. März wurde ich nochmals von einem Kanzleidiener mit Droſchke zum Chef geholt. Mußte von 11¾ bis ein Uhr im Vorzimmer warten, weil Caprivi allein oben mit dem Fürſten frühſtückte. Sah dann den neuen Reichskanzler, als er endlich ging. Rottenburg ließ ſich von Scherbler zum Roten Adler zweiter Klaſſe mit Eichenlaub gratulieren. Der Chef ſaß, als ich zu ihm gerufen wurde, in einer Cauſeuſe vor ſeinem Schreibtiſche. Ich reichte ihm die heutige Poſt, die Rottenburg mir für ihn mitgegeben hatte. Er las den kleinen Leitartikel vom 23. (von mir aufgehoben) vor und ſagte: „Die wollen ſich auch lieb Kind machen. Das kommt von Hofherren, die vertuſchen wollen. Sagen Sie doch etwas dagegen. Können die Freiſinnigen noch ärger auf mich ſchimpfen? Nicht der ſchlechteſte, ſondern der beſte Dienſt, der mir geleiſtet werden kann, iſt die richtige Beantwortung der Frage, ob der Rücktritt ein freiwilliger war oder ein unfreiwilliger, und die lautet: ein unfreiwilliger. Patriotiſche Pflicht aber iſt nicht, die äußerſte Zurückhaltung zu beobachten, ſondern die Wahrheit zu ſagen.“ — Ich fragte, ob er noch lange bliebe. „Nein – erwiderte er —, morgen oder übermorgen.“ Ich: „Dann darf ich alſo wegen der Beſprechung längern Aufenthalts, wie verabredet, in vierzehn bis fünfzehn Tagen an Durchlaucht ſchreiben und anfragen?“ Er: „Sie können auch eher ſchreiben, und kommen Sie recht bald.“

Der gewünſchte Artikel ging als Anhang zu dem neulich beſtellten an die Grenzboten ab, die ihn in Nummer 14 unmittelbar nach einem längern (wahrſcheinlich Kayſerſchen) brachten, der ungefähr wie die Poſt predigte. Die drei erſten Briefe Bismarcks[1] an Wilhelm I. erſchienen an der Spitze von Nr 14; ſie lauteten:

[1] Obwohl dieſe Briefe (bis auf den letzten, Nr. 10) im Bismarck-Jahrbuch abgedruckt ſind, teilen wir ſie doch hier mit, weil dieſe Publikation verhältnismäßig wenig verbreitet iſt.

1[1]

Varzin, 1. Auguſt 1872.

Eure Majeſtät haben meiner Frau und mir durch die huldreiche Teilnahme an unſerm Familienfeſte eine große Freude bereitet und wollen unſern ehrfurchtsvollen Dank gnädig entgegennehmen.

Mit Recht heben Eure Majeſtät unter den Segnungen, für die ich Gott zu danken habe, das Glück der Häuslichkeit in erſter Linie hervor, aber zum Glück gehört in meinem Hauſe, für meine Frau ſowohl, wie für mich, das Bewußtſein der Zufriedenheit Eurer Majeſtät, und die ſo überaus gnädigen und freundlichen Worte der Anerkennung, welche das allerhöchſte Schreiben enthält, ſind für kranke Nerven wohlthuender als alle ärztliche Hilfe. Ich habe im Rückblick auf mein Leben ſo unerſchöpflichen Anlaß, Gott für ſeine unverdiente Barmherzigkeit zu danken, daß ich oft fürchte, es könne mir ſo gut nicht bis zu Ende gehen. Für eine beſonders glückliche Fügung aber erkenne ich es, daß Gott mich auf Erden zum Dienſte eines Herrn berufen hat, dem ich freudig und mit Liebe diene, weil die angeſtammte Treue des Unterthanen unter Eurer Majeſtät Führung niemals zu befürchten hat, mit einem warmen Gefühl für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes in Widerſtreit zu geraten. Möge Gott mir auch ferner zu dem Willen die Kraft geben, Eurer Majeſtät ſo zu dienen, daß ich mir die allerhöchſte Zufriedenheit erhalte, von der ein ſo gnädiges Zeugnis heut vor mir liegt, in Geſtalt des Handſchreibens vom 26.[2] Die Vaſe, die rechtzeitig eintraf, iſt ein wahrhaft monumentaler Ausdruck Königlicher Huld, und dabei ſo ſolide, daß ich hoffen darf, nicht „die Scherben,“ ſondern das Ganze wird meinen Nachkommen die gnädige Teilnahme Eurer Majeſtät an unſrer Silberhochzeit vergegenwärtigen

Die Offiziere des 54. Regiments hatten die kameradſchaftliche Freundlichkeit gehabt, ihre Muſik von Kolberg herzuſchicken. Sonſt waren wir, wie die ländlichen Verhältniſſe es mit ſich bringen, auf den engern Familienkreis beſchränkt, nur der frühere amerikaniſche Geſandte in London, Motley, ein Jugendfreund von mir, war zufällig zum Beſuch hier. Außer Ihrer Majeſtät der Kaiſerin hatte

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 267

[2] Abgedruckt in den Bismarck Regeſten II, 50, ſiehe unten.

Se. Majeſtät der König von Bayern und Ihre K. H. Prinz Karl und Friedrich Karl und Se. Kaiſerliche Hoheit der Kronprinz mich mit telegraphiſchen Glückwünſchen beehrt.

Mit meiner Geſundheit geht es langſam beſſer; gearbeitet habe ich allerdings gar nicht, doch hoffe ich für die Zeit der Kaiſerbeſuche mich zum Dienſt bei Eurer Majeſtät melden zu können.

v. Bismarck.

21[1]

Varzin, 13. November 1872.

Allergnädigſter König und Herr

ich bin ſehr niedergeſchlagen darüber, daß ich auf Eurer Majeſtät huldreiches Schreiben vom 9. c. nicht ſofort nach Berlin kommen und mich Eurer Majeſtät in der ſchwebenden Kriſis zur Verfügung ſtellen konnte, um ſo mehr, als ich gegen Ende des vorigen Monats glaubte, daß ich bald ſo weit hergeſtellt ſein würde. Ich befand mich ſeit meiner Rückkehr von Berlin in fortſchreitender Zunahme der Kräfte und ließ mich dadurch und [durch] das Intereſſe zur Sache, im Widerſpruche mit den dringenden Mahnungen des Arztes, verleiten, auf Graf Eulenburgs wiederholte Aufforderungen einzugehen, indem ich durch Eingaben an Eure Majeſtät, durch Korreſpondenzen mit den Miniſtern und mit Gliedern des Herrenhauſes auf den Gang der Dinge zu wirken ſuchte. Es iſt das auf dieſem Wege und aus der Ferne gewiß ſehr gewagt, da mir die aufklärende Diskuſſion und die Kenntnis der Gegengründe fehlt, und ebenſo die ausreichende Arbeitshülfe. Ich hoffte aber, daß es nur wenige Tage dauern werde, bis die Geſchäfte wieder in ruhigeres Fahrwaſſer gelangten. Dieſer Verſuch hat mich aber leider zu raſch überführt, wie mein Arzt Recht hat, und wie gering der Vorrat meiner neu geſammelten Kräfte war. Ich bin ſehr entmutigt darüber, denn meine Einwirkung auf die Geſchäfte wird eher eine ſtörende geweſen ſein, und die wenigen Tage der Arbeit und der Gemütsbewegung, welche nervenkranke Reizbarkeit damit verbindet, haben hingereicht, mir die Ermattung meiner geiſtigen Arbeitskraft wieder klar zu machen. Ich fürchte, daß ich verbrauchter bin, als ich mir ſelbſt eingeſtehen mag, und dieſe Sorge, ſowie das Gefühl der Beſchämung darüber,

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 31

daß ich in ſo wichtigen Momenten nicht auf meinem Poſten und zu Eurer Majeſtät Dienſt bin, drücken mich nieder, wenn ich mir auch ſage, daß ich mich in Demuth dem Willen Gottes zu ergeben habe, der meiner Mitwirkung nicht bedarf und meinen Kräften ihre Schranken zieht. Meine Unruhe findet ihr Gegengewicht in dem Vertrauen, welches Eure Majeſtät am Schluſſe Ihres Schreibens ausſprechen, und welches ich von Herzen teile, daß Gottes Gnade, die Eurer Majeſtät Regierung bisher geſegnet hat, auch weiterhelfen werde. Der Weg, den Eure Majeſtät im Conſeil gebilligt haben, kann ebenſo gut wie der von mir vorgeſchlagne zu denſelben Zielen führen, wenn nur kein Bruch mit dem jetzigen Abgeordnetenhauſe dazwiſchen kommt, und wenn meine Collegen unter ſich einig bleiben. Das werden ſie Eurer Majeſtät zuliebe thun, wenn auch bisher manche Anzeichen von Divergenzen bis hierher erkennbar wurden. Ich fürchte, daß meine Correſpondenzen mit den einzelnen unter ihnen, je nachdem ſie Fragen an mich richteten, die Elemente der Verſtimmung gelegentlich vermehrt haben, und daß Mißverſtändniſſe mir gegenüber dadurch entſtanden ſind, daß der Inhalt meiner Berichte nur denen, an die ſie gerichtet waren, vollſtändig bekannt wurde. Ich habe daher Roon gebeten, mich nur dann zuzuziehen, wenn Eure Majeſtät es beſonders befehlen, und ihn benachrichtigt, daß ich mit den einzelnen Collegen nicht mehr correſpondieren würde.

Auf dieſe Weiſe wird meine Heranziehung, ſo lange mir Gott nicht zu beſſern Kräften hilft, allein in Eurer Majeſtät gnädige und nachſichtige Hand gelegt ſein. Meine Hoffnung und meine Bitte zu Gott iſt, daß mir bald wieder vergönnt ſein möge, unter Eurer Majeſtät Auge ſelbſt wieder meine Pflicht zu thun, und die Beruhigung wieder zu gewinnen, die in der Arbeit liegt.

v. Bismarck.

3[1]

Berlin, 24. Dezember 1872.

Eurer Majeſtät

danke ich ehrfurchtsvoll und herzlich für das ſchöne und auszeichnende Geſchenk zum Weihnachtsabend.[2]

[1] Bismarck Jahrbuch IV, 43 f.

[2] Eine Nachbildung des Standbildes Friedrichs des Großen von Rauch in Bronzeguß.

Mein Vater war 1783 bei Leib-Carabinier eingetreten und hat noch die Ehre gehabt, Friedrich dem Großen bei der Revue als Junker vorgeſtellt zu werden, bei welcher Gelegenheit der große König geruht hat, ihm das Beiſpiel ſeines Großvaters, des bei Czaslau gebliebnen Majors von Bismarck (von damals vacant von Schulenburg, ſpäter Bayreuth-Dragonern) in gnädig anerkennender Weiſe als Muſter vorzuhalten. Dieſe und viele andre aus dem Munde meines Vaters überkommende lebendige Mittheilungen aus der großen Zeit, welche das vor mir ſtehende Kunſtwerk vergegenwärtigt, und zu denen ich eine wohlerhaltene Reihe von Briefen meines Großvaters aus den Feldlagern des Siebenjährigen Krieges rechnen kann, bilden die dauernden Eindrücke meiner Kindheit, und ich habe es jederzeit bedauert, daß es mir nach dem Willen meiner Eltern nicht erlaubt war, lieber vor der Front als hinter dem Schreibtiſche meine Anhänglichkeit an das angeſtammte Königshaus und meine Begeiſterung für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes zu bethätigen Auch heut, nachdem Eurer Majeſtät Gnade mich zu den höchſten ſtaatsmänniſchen Ehren erhoben hat, vermag ich das Bedauern, ähnliche Stufen nicht als Soldat mir erſtritten zu haben, nicht ganz zu unterdrücken. Verzeihn Eure Majeſtät am Heiligen Abend einem Manne, der gewohnt iſt, an chriſtlichen Gedenktagen auf ſeine Vergangenheit zurück zu blicken, dieſe Ausſprache perſönlicher Empfindungen. Ich wäre vielleicht ein unbrauchbarer General geworden, aber nach meiner eignen Neigung hätte ich lieber Schlachten für Eure Majeſtät gewonnen, wie die Generäle, die das Denkmal zieren, als diplomatiſche Kampagnen. Nach Gottes Willen und nach Eurer Majeſtät Gnade habe ich die Ausſicht, in Schrift und Erz genannt zu werden, wenn die Nachwelt die Erinnerung an Eurer Majeſtät glorreiche Regierung verewigt. Aber die herzliche Anhänglichkeit, die ich, unabhängig von der Treue jedes ehrlichen Edelmannes für ſeinen Landesherrn, für Eurer Majeſtät Perſon fühle, der Schmerz und die Sorge, die ich darüber empfinde, daß ich Eurer Majeſtät nicht immer nach Wunſch und nicht mehr mit voller Kraft dienen kann, werden in keinem Denkmal Ausdruck finden können, und doch iſt es nur dieſes perſönliche Gefühl in letzter Inſtanz, welches die Diener ihrem Monarchen, die Soldaten ihrem Führer, auf Wegen wie

Friedrich II. und Eure Majeſtät nach Gottes Ratſchluß gegangen ſind, in rückſichtsloſer Hingebung nachzieht. Meine Arbeitskraft entſpricht nicht mehr meinem Willen, aber der Wille wird bis zum letzten Athem Eurer Majeſtät gehören

v. Bismarck.

Der Brief Friedrich Wilhelms IV. (vgl. oben Seite 279 A. 2) war ebenfalls (in Nr. 13) abgedruckt worden; und alle wurden von vielen andern Blättern reproduziert.

Ich ſchalte hier zunächſt die übrigen Briefe Bismarcks an Wilhelm I. ein, die ich auf ſeinen Wunſch abſchrieb.

4[1]

Varzin, 13. Auguſt 1875.

Eurer Majeſtät huldreiches Schreiben vom 8. c. aus Gaſtein habe ich mit ehrfurchtsvollem Danke erhalten und mich vor allem gefreut, daß Eurer Majeſtät die Kur gut bekommen iſt, trotz allen ſchlechten Wetters in den Alpen. Den Brief der Königin Victoria beehre ich mich wieder hinzuzufügen; es wäre ſehr intereſſant geweſen, wenn Ihre Majeſtät ſich genauer über den Urſprung der damaligen Kriegsgerüchte ausgelaſſen hätte. Die Quellen müſſen der hohen Frau doch für ſehr ſicher gegolten haben, ſonſt würde Ihre Majeſtät Sich nicht von neuem darauf berufen, und würde die engliſche Regierung auch nicht ſo gewichtige und für uns ſo unerfreuliche Schritte darangeknüpft haben. Ich weiß nicht, ob Eure Majeſtät es für thunlich halten, die Königin Victoria beim Worte zu nehmen, wenn Ihre Majeſtät verſichert, es ſei Ihr „ein Leichtes, nachzuweiſen, daß Ihre Befürchtungen *nicht* übertrieben waren.“ Es wäre ſonſt wohl von Wichtigkeit, zu ermitteln, von welcher Seite ſo „kräftige Irrthümer“ nach Windſor haben befördert werden können. Die Andeutung über Perſonen, welche als „Vertreter“ der Regierung Eurer Majeſtät gelten müſſen, ſcheint auf Graf Münſter zu zielen. Derſelbe kann ja ſehr wohl, gleich dem Grafen Moltke, akademiſch von der Nützlichkeit eines rechtzeitigen Angriffs auf Frankreich geſprochen haben, obwohl ich es nicht weiß und er niemals dazu beauftragt worden iſt. Man kann ja ſagen,

[1] Bismarck Jahrbuch IV, 35 ff.

daß es für den Frieden nicht förderlich iſt, wenn Frankreich die Sicherheit habe, daß es unter keinen Umſtänden angegriffen wird, es mag thun, was es will. Ich würde noch heute, wie 1867 in der Luxemburger Frage, Eurer Majeſtät niemals zureden, einen Krieg um deswillen ſofort zu führen, weil wahrſcheinlich iſt, daß der Gegner ihn bald beginnen werde; man kann die Wege der göttlichen Vorſehung dazu niemals ſicher genug im voraus erkennen. Aber es iſt auch nicht nützlich, dem Gegner die Sicherheit zu geben, daß man ſeinen Angriff jedenfalls abwarten werde. Deshalb würde ich Münſter noch nicht tadeln, wenn er in ſolchem Sinne gelegentlich geredet hätte, und die engliſche Regierung hätte deshalb noch kein Recht gehabt, auf außeramtliche Reden eines Botſchafters amtliche Schritte zu gründen, und sans nous dire gare, die andern Mächte zu einer Preſſion auf uns aufzufordern. Ein ſo ernſtes und unfreundliches Verfahren läßt doch vermuten, daß die Königin Victoria noch andre Gründe gehabt habe, an kriegeriſche Abſichten zu glauben als gelegentliche Geſprächswendungen des Grafen Münſter, an die ich nicht einmal glaube. Lord Ruſſell hat verſichert, daß er jederzeit ſeinen feſten Glauben an unſre friedlichen Abſichten berichtet habe. Dagegen haben die Ultramontanen und ihre Freunde uns heimlich und öffentlich in der Preſſe angeklagt, den Krieg in kurzer Zeit zu wollen, und der franzöſiſche Botſchafter, der in dieſen Kreiſen lebt, hat die Lügen derſelben als ſichere Nachrichten nach Paris gegeben. Aber auch das würde im Grunde noch nicht hinreichen, der Königin Victoria die Zuverſicht und das Vertrauen zu den von Eurer Majeſtät Selbſt dementierten Unwahrheiten zu geben, die Höchſtdieſelbe noch in dem Briefe vom 20. Juni ausſpricht Ich bin mit den Eigentümlichkeiten der Königin zu wenig bekannt, um eine Meinung darüber zu haben, ob es möglich iſt, daß die Wendung, es ſei „ein Leichtes nachzuweiſen," etwa nur den Zweck haben könnte, eine Übereilung, die einmal geſchehen iſt, zu maskieren anſtatt ſie offen einzugeſtehen.

Verzeihen Eure Majeſtät, wenn das Intereſſe des „Fachmannes" mich über dieſen abgemachten Punkt nach dreimonatlicher Enthaltung hat weitläufig werden laſſen.

Die türkiſchen Sachen können kaum große Verhältniſſe annehmen, wenn die drei Kaiſerhöfe einig bleiben, und dazu können

Eure Majeſtät am erfolgreichſten wirken, weil wir die Einzigen ſind, die zunächſt und noch ſehr lange keine directen Intereſſen auf dem Spiele ſtehend haben. Im Übrigen kann es für uns nur nützlich ſein, wenn die öffentliche Aufmerkſamkeit und die Politik der andern Mächte ſich einmal einer andern Richtung als der deutſch-franzöſiſchen Frage eine Zeit lang zuwenden.

Da Eure Majeſtät die Gnade haben, meiner Geſundheit zu erwähnen, ſo melde ich darüber ehrfurchtsvoll, daß die ſechs Wochen lang durchgeführte Kiſſinger Kur mich doch mehr als im vorigen Jahre angegriffen hat. Ich bin ſehr matt geworden, kann wenig gehen und noch gar nicht reiten. Ein Regime von Malz- und Soolbädern ſoll dem nun wieder abhelfen, und haben die 4 erſten in der That gut gewirkt. Ich hoffe daher, daß die nächſten ſechs Wochen mich wieder geſchäftsfähiger machen werden, wenn ich auch fürchte, daß ich auf Eurer Majeſtät huldreiche Nachſicht in höherm Maße rechnen muß, als meinem Pflichtgefühl zuläſſig ſcheint. Meine Frau und Tochter danken ehrfurchtsvoll für Eurer Majeſtät huldreiche Erinnerung und empfehlen ſich der allerhöchſten Gnade.

v. Bismarck.

5[1]

Friedrichsruh, 3. Dez. 1878.

Zu meiner tiefen Betrübnis bin ich nicht im Stande, Eurer Majeſtät meine ehrfurchtsvolle Begrüßung übermorgen gemeinſam mit meinen Kollegen darbringen zu können. Ich vermag nur ſchriftlich Eurer Majeſtät den herzlichen Wunſch zu Füßen zu legen, daß Gottes Segen in der wiederübernommenen Regierung Eurer Majeſtät Troſt und Genugthuung gewähren möge für die Verbrechen und den Undank der Menſchen, welche Eure Majeſtät im Herzen ebenſo ſchwer als äußerlich haben verwunden müſſen.

Der plötzliche Übergang der Gaſteiner Kur in die Arbeiten des Reichstags ſcheint meine Herſtellung gehindert zu haben, ſodaß ich heute noch nicht wieder ſo wohl bin, wie ich im September war Wenn aber Eure Majeſtät die Gnade haben wollen, mir noch 4 bis 6 Wochen arbeitsfreie Zeit und Waldluft zu geſtatten, ſo darf ich hoffen, daß es mir mit Gottes Hilfe gelingen werde,

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 46.

mich im Januar für die Arbeiten zu Vorbereitung des Reichstags mit friſchen Kräften zu Allerhöchſtdero Verfügung ſtellen zu können. Die Reichstagsverhandlungen werden in dieſem Jahre wegen der Nothwendigkeit tief eingreifender finanzieller und wirthſchaftlicher Reformen beſonders ſchwierig und vorausſichtlich von harten Kämpfen der Parteien untereinander und gegen Eurer Majeſtät Regirung begleitet ſein. An einem ſchließlichen günſtigen Erfolge, auf dem finanziellen wie auf dem wirtſchaftlichen Gebiete, zweifle ich aber nicht, wenn es gelingt, die Einigkeit des Staatsminiſteriums in ſich und mit den wichtigern Bundesregirungen zu erhalten, und der Regirung diejenige Feſtigkeit und Entſchloſſenheit zu bewahren, die Eurer Majeſtät Führung uns in allen ſchwierigen Lagen gewährt hat, und der wir, nächſt Gott, ſo große Erfolge verdanken.

v. Bismarck.

61[1]

Friedrichsruh, 25. December 1883.

Eurer Majeſtät danke ich in Ehrfurcht und von Herzen für das huldreiche Weihnachtsgeſchenk,[2] und insbeſondre für die gnädigen Worte, welche dasſelbe begleiteten. Sie geben mir die volle Befriedigung, die ich auf dem Niederwald empfunden haben würde, wenn ich dem Feſte hätte beiwohnen können. Eurer Majeſtät Zufriedenheit mit mir hat für mich höhern Wert, als der Beifall aller Andern. Ich danke Gott, daß er mein Herz ſo geſtimmt hat, denn Eurer Majeſtät Zufriedenheit habe ich erwerben können, den Beifall der Andern aber ſelten und vorübergehend. Ich danke aber auch Eurer Majeſtät für die Unwandelbarkeit, mit welcher Allerhöchſtdieſelben mir in dem langen Zeitraum von mehr als 20 Jahren, unbeirrt durch die Angriffe meiner Gegner und durch meine eignen mir wohlbekannten Fehler, in den ſchwierigſten und in den ruhigen Zeiten ſtets Ihr Vertrauen bewahrt haben und mir ein huldreicher Herr geblieben ſind. Weiter bedarf ich auf dieſer Welt, neben dem Frieden mit dem eignen Gewiſſen vor Gott, nichts mehr. Gottes Segen iſt mit Eurer Majeſtät Regiment geweſen und hat Eurer

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 53 f.

[2] Eine bronzene Nachbildung des eben eingeweihten Nationaldenkmals auf dem Niederwald.

Majeſtät vor andern Monarchen, die Großes ausgeführt haben, den Vorzug verliehen, daß Allerhöchſt dero Diener mit Dankbarkeit gegen Eure Majeſtät auf ihre Dienſtleiſtungen zurückblicken. Die Treue des Herrſcher erzeugt und erhält die Treue ſeiner Diener.

Meine Frau dankt ehrfuchtsvoll für Eurer Majeſtät huldreiche Grüße in dem gnädigen Schreiben vom 21. c., auf welches ich geſondert antworte Es geht ihr langſam beſſer, nachdem ich einige Wochen ſehr beſorgt um ſie geweſen bin. Sie beauftragt mich, ihre unterthänigſten Empfehlungen und Glückwünſche zum Jahreswechſel Eurer Majeſtät zu Füßen zu legen. Ich ſelbſt bin augenblicklich körperlich wieder rüſtiger, wie ſeit mehreren Jahren und habe geſtern die Freude gehabt, mit meinen beiden auf Urlaub hier anweſenden Söhnen einen mehrſtündigen Ritt im Walde machen zu können. Wenn ich für geiſtige Arbeiten meine Nerven noch nicht ſo anſpannen darf, wie der Dienſt es fordert, ſo hoffe ich auch hierin auf weitere Beſſerung, wenn Eure Majeſtät mir huldreich geſtatten, noch bis zum Ende des nächſten Monats hier zu bleiben. Gott ſchenke Eurer Majeſtät ein frohes Feſt, in Geſundheit und Zufriedenheit.

v. Bismarck.

71[1]

Varzin, 2. September 1884.

Eure Majeſtät haben den Gedenktag von Sedan für mich zu einem beſonders freudigen und ehrenvollen gemacht durch die huldvolle Verleihung des Ordens pour le mérite, und Allerhöchſtdieſelben haben die Bedeutung dieſer Auszeichnung durch die überaus gnädigen Worte der ſie begleitenden Ordre vom geſtrigen Tage erhöht.[2] Es macht mich glücklich, daraus zu erſehen und mir im Hinblick auf eine lange Reihe von Jahren zu vergegenwärtigen, daß Eure Majeſtät Gnade und Vertrauen mir ſtets ohne Wandel zur Seite geſtanden haben, und daß Eurer Majeſtät Nachſicht auch die Abnahme meiner Kräfte deckt. Eurer Majeſtät Anerkennung und Wohlwollen iſt an ſich die höchſte Befriedigung, die ich auf dieſer Welt erſtrebe, aber ich habe auch meine Freude daran, wenn

[1] Bismarck-Jahrbuch IV, 55.

[2] Abgedruckt in den Bismarck-Regeſten II, 327

die Welt es erfährt, daß ich im Beſitz des von mir erſtrebten Gutes, der Gnade meines irdiſchen Herrn, unausgeſetzt bin und bleibe. Sie zu verdienen werde ich ſtets in Treue und Eifer bemüht ſein und mich deſſen würdig erhalten, daß Eurer Majeſtät höchſte und kompetente Autorität mir „Herz und Sinn eines Preußiſchen Soldaten“ zuerkennt. Ein höheres Lob erſtrebe ich nicht, wie das in dieſen Worten liegende, wenn ſie Eurer Majeſtät Unterſchrift tragen.

Am 11. hoffe ich Eurer Majeſtät meinen wiederholten Dank perſönlich zu Füßen zu legen und Allerhöchſtdieſelben in erwünſchtem Wohlſein ſehen zu dürfen.

v. Bismarck.

8[1]

Berlin, 25. Dezember 1884.

Eurer Majeſtät danke ich ehrfurchtsvoll für das ſchöne Weihnachtsgeſchenk. Das Kunſtwerk mahnt mich einigermaßen an meine eigne Situation: während der Centaur beide Hände braucht, um das rieſige Horn auf die Schulter zu legen, hängt ſich das Weib mit ſeiner ganzen Laſt in ſeine Barthaare; ſo macht es mit mir, während ich mit Eurer Majeſtät und des Landes Dienſt alle Hände voll zu thun habe, die Oppoſition im Parlament; ſie rauft an mir auf die Gefahr hin, mich im Tragen der Geſchäftslaſt zu ſtören. Dabei iſt ſie leider viel häßlicher als das weibliche Weſen, das der Künſtler dem Centauren an den Bart gehängt hat. Ich werde mich indeſſen nicht abhalten laſſen, die Laſt, die ich in Eurer Majeſtät Dienſt trage, freudig und feſt auf der Schulter zu halten, ſolange mir Gott die Kraft und Eurer Majeſtät Gnade erhält.

Mit den herzlichſten und ehrfurchtsvollſten Wünſchen für Eure Majeſtät Feſtfeier verbinde ich vorbehaltlich mündlicher Wiederholung diejenigen für das kommende Jahr.

v. Bismarck.

9[2]

Friedrichsruh, 26. September 1887.

Eurer Majeſtät danke ich in Ehrfurcht für das huldreiche Handſchreiben zum 23. c. und für das gnädige Geſchenk der Abbildung

[1] Bismarck Jahrbuch IV, 56 f.

[2] Bismarck Jahrbuch IV, 60 f.

des Palais,[1] in welchem ich ſo viele Jahre die Ehre gehabt habe, Vortrag zu halten und die allerhöchſten Befehle entgegenzunehmen. Eine beſondre Weihe erhielt der Tag für mich durch die Begrüßung, mit welcher Ihre Königlichen Hoheiten die Prinzen Wilhelm und Heinrich mich in Eurer Majeſtät Auftrag beehrten. Auch ohne dieſe neuen Gnadenbeweiſe war das Gefühl, mit welchem ich den 25. Jahrestag meiner Ernennung zum Miniſter begrüßte, das Gefühl des herzlichſten und ehrfurchtsvollen Dankes gegen Eure Majeſtät. Miniſter ernennt jeder Landesherr, aber es iſt in neuerer Zeit kaum vorgekommen, daß ein Monarch einen Miniſter-Präſidenten 25 Jahre hindurch in bewegten Zeiten, wo nicht alles gelingt, gegen alle Feindſchaften und Intrigen hält und deckt. Ich habe in dieſer Zeit manchen frühern Freund zum Gegner werden ſehn, Eurer Majeſtät Gnade und Vertrauen ſind aber für mich unwandelbar gleich geblieben. In dem Gedanken daran liegt für mich reicher Lohn für jede Arbeit und Troſt in Krankheit und Einſamkeit. Ich liebe mein Vaterland, das Deutſche wie das Preußiſche, aber ich hätte ihm nicht mit Freuden gedient, wenn es mir nicht vergönnt geweſen wäre, es zur Zufriedenheit meines Königs zu thun. Die hohe Stellung, welche ich der Gnade Eurer Majeſtät verdanke, hat zur Unterlage und zum unzerſtörbaren Kern den Brandenburgiſchen Lehnsmann und Preußiſchen Offizier Eurer Majeſtät, und deshalb beglückt mich Eurer Majeſtät Zufriedenheit und wäre mir jede Popularität ohne dieſelbe für mich wertlos und betrübend. Ich habe am 23., neben vielen Telegrammen und Zuſchriften aus dem In- und Auslande, ſehr gnädige Grüße und Wünſche von Ihren Majeſtäten von Sachſen und Würtemberg, von Seiner Königlichen Hoheit dem Regenten von Bayern, den Großherzögen von Weimar, Baden und Mecklenburg und andern regierenden Herren erhalten, auch von Seiner Majeſtät dem König von Italien und dem Miniſter Crispi. Die beiden letztern ſtreiften die Politik und waren ſchwierig zu beantworten; da der Text derſelben Eure Majeſtät vielleicht intereſſiert, ſo habe ich das Auswärtige Amt zur Einſendung derſelben veranlaßt.

[1] Zum fünfundzwanzigjährigen Miniſterjubiläum

Ich bitte Gott, daß er mir noch länger die Freude gönne, Eurer Majeſtät zu allerhöchſter Zufriedenheit zu dienen.

v. Bismarck.

10

Friedrichsruh, 30. Dezember 1887.

Eurer Majeſtät danke ich ehrfurchtsvoll für das huldreiche Handſchreiben vom 23. c.[1] und für die Gnadenbeweiſe, von denen dasſelbe begleitet war; einmal für den Hornhumpen mit den weidmänniſchen Ausſchmückungen, den ich durch dieſe als für Eurer Majeſtät herzoglich Pommerſchen Ober-Landjägermeiſter beſtimmt anſehe und in Varzin aufſtellen werde. Vor allem aber bin ich beglückt durch die Anerkennung, welche mein Sohn durch ſeine Ernennung zum Wirklichen Geheimrat erhalten hat, weil ich aus derſelben erſehe, daß Eure Majeſtät mit ſeinem Dienſte zufrieden iſt, und er damit den Zweck erfüllt, zu dem ich ihn erzogen habe. Ich bitte um Eurer Majeſtät fernere Nachſicht mit ihm, in der Gewißheit, daß er ſie durch ſeine Anhänglichkeit verdienen wird, auch da, wo ihm die Erfahrung noch mangelt.

In betreff meines allerunterthänigſten Vorſchlags bezüglich der weitern Vorbereitung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm für die Staatsgeſchäfte würdige und teile ich die Beſorgniſſe, welche Eurer Majeſtät die Sorge für das Befinden Sr. Kaiſerlichen Hoheit einflößt; ich habe die Frage pflichtgemäß angeregt, getraue mich aber nicht, ſie weiter zu vertreten, weil ich die Rückwirkung von Verſtimmungen Sr. Kaiſerlichen Hoheit auf Höchſtderen Geſundheit nicht verantworten möchte. Vielleicht läßt ſich dem Ziele, welches im Staatsintereſſe angeſtrebt wird, in unauffälliger Weiſe näher treten, es würde das nicht ſchwierig ſein, wenn der Prinz in Berlin ſtatt in Potsdam wohnte; ich bitte ehrfurchtsvoll um die Erlaubnis, Eurer Majeſtät darüber Vortrag zu halten, wenn ich wieder in Berlin bin, wie ich es im nächſten Monat zu ſein hoffe. In der Zwiſchenzeit bitte ich unterthänigſt, daß Eure Majeſtät mir den Verſuch geſtatten wolle, Se. Kaiſerliche Hoheit zu bewegen, daß Höchſtdieſelben aus eigner Initiative den Antrag bei Eurer

[1] Dieſer Brief iſt jetzt abgedruckt in den Gedanken und Erinnerungen II, 300 ff

Majeſtät ſtellen, daß dem Prinzen ein Civiladlatus in der beabſichtigten Weiſe gegeben werde. Graf Radolinski, der heut bei mir iſt, hält dieſen Verſuch nicht für ausſichtslos, weil der Kronprinz nur über die Frage verſtimmt geweſen ſei, ob ſeiner väterlichen Autorität Rechnung getragen worden oder nicht. Wenn Se. Kaiſerliche Hoheit bewogen werden könnte, das Erſtrebte und ſtaatlich Nützliche ſelbſt zu beantragen, ſo würde damit jede Schwierigkeit gehoben ſein. Mißlingt der Verſuch, ſo iſt es kein Unglück, da der Kronprinz mir leicht eine abſchlägige Antwort geben kann, Eurer Majeſtät aber nicht. Bis dahin könnte das bisherige Verfahren in Beſchäftigung des Prinzen bei einigen der Miniſterien in bisheriger Weiſe, der Intention Eurer Majeſtät entſprechend, fortgeſetzt werden.

Durch Graf Stolberg habe ich erfahren, daß Se. Kaiſerliche Hoheit die Beförderung des Grafen Radolinski zur Exzellenz angeregt hat. Ich erlaube mir, dieſen Antrag des Kronprinzen ehrfurchtsvoll zu befürworten, einmal weil die Gewährung günſtig, die Ablehnung aber nachteilig auf Stimmung und Befinden Sr. Kaiſerlichen Hoheit zurückwirken würde, dann aber auch weil Graf Radolinski einer ſolchen Auszeichnung würdig iſt; er hat bei großem Vermögen und umfänglichen Privatgeſchäften ſeine bequeme Stellung im diplomatiſchen Dienſte aufgegeben und dafür lediglich aus Gehorſam gegen Eurer Majeſtät Wünſche die jetzige, durch manche Rivalität erſchwerte und unter Umſtänden dornenvolle, bereitwillig übernommen, und es iſt zu wünſchen, daß ein Kavalier von ſeinem Anſehen und ſeiner Rechtlichkeit darin erhalten bleibe. Er iſt außerdem einer der wenigen für Eure Majeſtät und dem preußiſchen Staat ganz ſichern polniſchen Edelleute, ähnlich wie der verſtorbne Graf Raczynski, und ſchon dieſe Eigenſchaft verdient meines Erachtens eine auszeichnende Anerkennung. Eine ſolche würde ihm dem Herkommen nach auch dann nicht entgehen, wenn er, ohne Hofbeamter zu ſein, als regierungsfreundlicher Magnat in der Provinz Poſen auf ſeinen Gütern lebte.

Eure Majeſtät bitte ich meine herzlichen und ehrfurchtsvollen Glückwünſche zum Neuen Jahre huldreich entgegenzunehmen. Ich hoffe ſie noch im Laufe des Januar mündlich erneuern zu können, und mich, ſo geſund wie ich in dieſem Leben überhaupt noch zu

werden Ausſicht habe, mit dem Reichstage zuſammen bei Eurer Majeſtät melden zu dürfen. v. Bismarck.

Einige Tage nach der letzten Zuſammenkunft mit mir reiſte der Chef nach Friedrichsruh ab.[1] Am 11. April ſchrieb ich ihm nach dieſem Orte folgende Zeilen.

„Hochverehrter Fürſt,
Euer Durchlaucht

bittet der ehrerbietigſt Unterzeichnete, ihm geneigteſt zu beſtimmen, wenn er ſich zu der verabredeten Beſprechung über einen längern Aufenthalt in Friedrichsruh wegen Ordnung und Ausziehung von Schriftſtücken bei Eurer Durchlaucht melden darf. Er hat ſich ſo eingerichtet, daß er zwei Tage nach Empfang Ihrer Antwort zu jener vorläufigen Beſprechung abreiſen kann und einige Tage zu ſonſtiger Verfügung über ihn in Friedrichsruh verweilen könnte.

Berlin NW, Lübeckerſtraße 10, zwei Treppen.
11. April 1890.

Eurer Durchlaucht
ehrerbietigſt ergebner
Dr. Moritz Buſch.“

Mehr als eine Woche blieb ich ohne Antwort hierauf, wohl aber ging durch die Zeitungen die Nachricht, der Fürſt habe in Dr. Rudolf Chryſander (bisher Aſſiſtent bei Profeſſor Schweninger) einen Privatſekretär gefunden, der ihm bei Abfaſſung ſeiner Denkwürdigkeiten an die Hand gehen werde. — Nach einer zweiten Preßnotiz ſollte ihm auch ein Redakteur der Hamburger Nachrichten dabei helfen, und zuletzt ſchrieb Bucher:

„Lieber Buſch!

Brief von Herbert. Der Papa erinnert an das Verſprechen, ihn zu beſuchen, will wiſſen, ob ich anfangs Mai kommen kann, nicht zu ſo einem kurzen Beſuche wie vor zwei Jahren (wo ich nur drei Tage dort war), ſondern zu einem längern Aufenthalt, da es ihm lieb ſein würde, wenn ich bei der Ordnung ſeiner Papiere helfen wollte. So paßt mir die Sache wenig, ich

[1] Am 29. März.

hatte mich darauf gefreut, den Mai mit angenehmer Geſellſchaft in Baden zu genießen. Aber ablehnen konnte ich doch nicht, habe alſo geantwortet, ich würde mich anfangs Mai melden, wenn der Monat einigermaßen ſeinem Rufe entſpräche. Sollte die Witterung noch ſehr rauh ſein, ſo würde ich um die Erlaubnis bitten, etwas ſpäter zu kommen. Natürlich würde es mir eine Ehre und eine Freude ſein, mich nützlich zu machen.

„Wir werden alſo zuſammen angeſpannt werden, und vielleicht wünſcht er das Ordnen abgemacht zu haben, ehe er ins Bad geht. Wenn Sie vor mir nach Friedrichsruh kommen, ſo vergeſſen Sie die Briefmarken nicht.

Ever yours

Bucher.“

Ich ging noch denſelben Tag zu ihm, wünſchte ihm Glück zu Herberts Schreiben und teilte ihm meine Beſorgnis mit, daß jetzt wohl aus meiner Berufung nach Friedrichsruh nichts werden werde. Vielleicht ſei mein Brief vom 11 nicht in ſeine Hände gelangt, vielleicht hätte der eine Artikel über den Rücktritt des Fürſten in den Grenzboten ihn an mir irre gemacht. Der ſei aber von Kayſer und vor dem meinigen, der gleich dahinter ſtehe und wörtlich dem Auftrage des Chefs entſpreche, bei Grunow eingetroffen. Bucher beruhigte mich bei dieſer Vermutung, ſagte aber, Kayſer ſei wirklich, ebenſo wie Lindau und Holſtein, abgeſchwenkt. Die Briefmarken ſollte ich ihm für eine Dame aus Gelbern, die er ſehr ſchätzt, und deren Photographie er mir zeigte, von den Couverts unter den Papieren des Fürſten ablöſen, worum er mich ſchon einige Tage vorher gebeten hatte. Obwohl er es für ganz unmöglich erklärt hatte, daß der Chef jetzt in betreff der Papiere von mir abſehe, fühlte ich mich nicht ſicher, und ſo ſchrieb ich einige Tage nachher an den Fürſten „Eingeſchrieben“

„Hochverehrter Fürſt,

Eurer Durchlaucht

erlaubte ſich der ehrerbietigſt Unterzeichnete, wie in Berlin verabredet, am 11. d. M. die Frage vorzulegen, wann er Ihnen zur Beſprechung über einen längern Aufenthalt in Friedrichsruh behufs

Ordnung und Auszeichnung Ihrer Schriftſtücke ſeine Aufwartung machen dürfe, woran er die Bemerkung knüpfte, er habe ſich ſo eingerichtet, daß er zwei Tage nach einer Antwort abreiſen könne.

„Da ihm dieſe Antwort bis heute nicht zugekommen iſt, ſo fürchtet er, daß Eure Durchlaucht mein Schreiben nicht erhalten hat, was mir ſehr unlieb ſein würde, da man daraus ſchließen könnte, ich habe meine Zuſage vergeſſen oder behandle ſie nachläſſig, während der Gegenſtand mir doch mehr wie alles andre am Herzen liegt. Ich richte daher an Eure Durchlaucht die ebenſo ehrerbietige als dringende Bitte, mich recht bald benachrichtigen zu laſſen, ob mein Brief vom 11. April in Ihre Hände gelangt iſt.

Berlin NW., Lübeckerſtraße 10,
19. April 1890.

Eurer Durchlaucht
ehrerbietigſt ergebner
Dr. Moritz Buſch.“

Darauf erhielt ich vom Grafen Herbert folgende Zuſchrift:

„Friedrichsruh, 19./4. 1890.

Eurer Hochwohlgeboren gefälligen Brief von geſtern hat mein Vater dankend erhalten und läßt Ihnen ſagen, er behielte ſich vor, Sie mit der Bitte um Sichtung einiger Schriftſtücke hierher einzuladen; einſtweilen iſt er noch durch Beſuche und die durch den Umzug bedingten Einrichtungen zu ſehr in Anſpruch genommen, um die Papiere ſchon in allernächſter Zeit in Angriff nehmen zu können

„In vorzüglicher Hochachtung bin ich der Ihrige
H. Bismarck.“

Vierzehn Tage, nachdem mich Bucher durch Poſtkarte benachrichtigt hatte, daß er nach Friedrichsruh abgereiſt ſei, ſchrieb ich ihm dahin:

„Lieber Bucher,

Vor einigen Tagen erfuhr ich von Profeſſor Scheibler (Freund von Rottenburg und Schweninger), daß ich in Friedrichsruh geweſen ſei und noch dort vermutet werde. Ich konnte mit gutem Gewiſſen erklären, daß er irre und nichts der Art im Gange ſei. Die Zeitungen hätten es ja aber gebracht, und der Klabberadatſch

hätte von Büſchlein erzählt, wie es mit dem Kanzler im Sachſenwalde ſpazieren ginge — ich glaube in Verſen. Wahrſcheinlich iſt nun, daß der Fürſt das Zeug geleſen, und möglich, daß er mit Verdruß gedacht hat, ich habe es direkt oder indirekt veranlaßt, was mir freilich nicht entfernt eingefallen iſt. Ich wüßte dann, weshalb ich bisher noch keine Einladung nach Friedrichsruh erhalten habe, und weshalb ich vielleicht überhaupt auf eine ſolche verzichten muß. Für dieſen Fall bitte ich Sie, dem Fürſten zu ſagen, die neuern Schriftſtücke ſeien von mir auf ſeinen Befehl in die Mappe mit den Landkarten in der großen Kiſte gelegt worden. Es ſind unter den neununddreißig Stücken wichtige Sachen, und er wollte daran erinnert ſein.

„Erhalte ich nun bis Ende Mai keinen Ruf nach Friedrichsruh, ſo reiſe ich am 2. Juni zur Erholung zuerſt nach Leipzig und dann nach dem Rochlitzer Berge, und da es immer noch denkbar iſt, daß der Chef mich ſpäter einladen läßt, und ich dem ohne Aufſchub entſprechen möchte, ſo teile ich Ihnen, der die Aufforderung bei der Abweſenheit des Grafen Herbert wahrſcheinlich zu beſorgen haben würde, meine Adreſſe während der kleinen Tour mit.

2. bis 4. Juni: Leipzig, Emilienſtraße 10, III, bei Kaufmann E. Benke,

5. bis 14. Juni: Rochlitz (Königreich Sachſen) auf dem Berge.

„Sie würden mich aber zu großem Danke verpflichten, wenn Sie die Güte hätten, mir recht bald oder doch vor Pfingſten hierher (Berlin) ein paar Zeilen zu ſchreiben, wenn Sie es können, benachrichtigen, ob ich noch hoffen darf, berufen zu werden, damit ich mich mit meinen Arbeiten danach einrichten kann.

Yours truly

Moritz Buſch.“

Mit dieſem Schreiben kreuzte ſich der folgende Brief Buchers:

„Fr., 15. Mai 1890.

Ich ſchreibe aus zwei Gründen unter Deckadreſſe: 1. weil Sie mich über Ihre where-abouts nicht benachrichtigt haben; 2. weil der Verdacht eines ſchwarzen Kabinetts nicht ausgeſchloſſen iſt. Alſo Vorſicht, wenn Sie hierher an mich ſchreiben. Ich habe einen

großen Stoß zu ordnen und zu regiſtrieren gehabt und mich dabei überzeugt, daß Sie die Sachen abgeſchöpft hatten. Was ich unter die Hand bekam, war recht indifferent, Glückwünſche, Dankſagungen, Telegramme, Meldungen von Adjutanten u dergl.; darunter einige von Ihnen rot und blau numerierte Pieces, alle unbedeutend, offenbar gerade deswegen aus der betreffenden Mappe entfernt und zu dem großen Haufen geworfen. Eine neue Ladung, wahrſcheinlich ähnlichen Inhalts, ſteht in Ausſicht. Dabei helfe ich dem Sekretär bei Dankſchreiben in fremden Sprachen. Von einer Verarbeitung des Materials iſt bis jetzt keine Rede. Ich ſoll bleiben, bis H. zurück iſt von England, wahrſcheinlich bis Ende dieſes Monats. Er iſt körperlich wohl und beruhigt ſich allmählich."

Ich zeigte ihm ſogleich den Empfang ſeiner Zeilen an und erinnerte an die Schlußbitte meines frühern Briefes. Er antwortete wieder in Einlage in einem an Hedwig Hämmerling adreſſierten Couvert: „17. Mai 1890. Um Ihre unerledigten Fragen beantworten zu können, müßte ich ihn interpellieren, und dazu habe ich bis jetzt keine Gelegenheit gefunden Ich erwähnte, daß ich rot und blau numerierte Pieces gefunden hätte, nannte Sie jedoch nicht, um nicht zu verraten, daß Sie mir von Ihrer Thätigkeit erzählt haben. Er antwortete: »Rangieren Sie die nur chronologiſch ein« und äußerte ſich nicht über die Mappen, aus denen ſie ſtammten, noch über den Ordner derſelben. Nach Ihrem rekommandierten Briefe und der Antwort darauf ſcheint es mir nicht in Ihrem Intereſſe zu liegen, daß ich gleichſam dränge Es kommt dazu, daß er davon ſpricht, nächſtens eine längere Touriſtenreiſe anzutreten nach Ländern, die er noch nicht kennt*) — gewiß ein ſehr glücklicher Ausweg. Ich nehme an, daß er erſt nach ſeiner Rückkehr im Herbſt an die Arbeit gehen wird Und dann wird er ſich ja ſeiner Abrede mit Ihnen erinnern. Meinen Glückwunſch zu dem gelben Familienereignis. [Dem Auskriechen dreier kleiner Kanarienvögel, das ich ihm gemeldet hatte.] Sobald die Abreiſe approximative feſtſteht, ſchreibe ich Ihnen."

Am 20. Mai traf mich ein Gehirnſchlag, verbunden mit einer

*) Nach den Vereinigten Staaten, ſagte mir Rottenburg Sonntag den 18. Mai bei Scheiblers Frühſtück und ſetzte hinzu „Da ſollten Sie ihn begleiten."

Lähmung, von der ich mich erſt im Verlauf von ſechs Monaten größtenteils (d. h. bis auf veränderte Handſchrift und rauh gebliebne Stimme) wieder erholte. Am 10. Juli kam aus Friedrichsruh ein Billet an Frau Hämmerling: „Liebe Frau Hämmerling. Es iſt das Gerücht hierher gelangt, daß der Dr. ernſtlich erkrankt ſei. Bitte, geben Sie mir mit einigen Zeilen Auskunft, wie es ſich damit verhält. Wenn die Nachricht, wie ich hoffe, falſch iſt, ſo wird er ja ſelbſt ſchreiben.“

Auf Frau Hämmerlings die Wahrheit meldende Antwort erwiderte er mit einem Briefe an mich:

„Lieber Buſch,

Welchen herzlichen Anteil ich nehme, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen; ich ſchreibe, um Sie in einer Beziehung zu beruhigen, um Ihnen zu ſagen, daß Sie hier nichts verſäumt haben und in den nächſten Wochen nichts verſäumen werden. Ich habe fünf- bis ſechstauſend Briefe chronologiſch zu ordnen gehabt, die aus den fünfziger Jahren bis heute reichen, und die durcheinander lagen wie Mäuſedreck und Koriander, durcheinander in betreff der Zeit und des Inhalts. Leider bekam ich ſie nicht auf einmal, ſondern nach und nach in vier oder fünf Kiſten, ſodaß ich jedesmal die umfängliche Operation von vorn anfangen mußte, die Maſſe erſt nach Dekaden zu trennen, dann die Dekaden in Jahrgänge, die Jahrgänge in Monatshaufen und dieſe endlich nach Tagen zu ordnen hatte. Und jedenfalls hat er noch viel hinter ſich, das mir noch bevorſteht. Es iſt wenig Politiſches darin, und in dem Wenigen wieder wenig über auswärtige Politik. Auf meine Andeutung, ob es nicht zweckmäßig ſei, die Bettelbriefe, ärztlichen Ratſchläge, Weltverbeſſerungspläne, donnernde Lebehochs und feurige Salamander in den Kamin zu ſtecken, wollte er nicht eingehen. Sie werden ſich alſo durch den ganzen Wuſt, von dem ich nur die wirtſchaftlichen Rechnungen und dergleichen ausgeſondert habe, durchzuſchlagen haben, wenn es an das Verarbeiten geht. Wann es dazu kommen wird, iſt noch nicht abzuſehen. Mit der komiſchen, ſich ſelbſt ironiſierenden Verzweiflung, die Sie an ihm kennen, beklagt er ſich, daß er jetzt gar keine Zeit habe, zu nichts kommen könne. Vorläufig ſcheint er ſich ſelbſt damit zu rechtfertigen, daß doch erſt der

ganze Stoff chronologiſch geordnet ſein müſſe, worüber wohl noch vierzehn Tage vergehen werden, obgleich ich mich daran halte. Und dann wird er allerdings ſeine Lebensweiſe und ſeine Tageseinteilung etwas ändern müſſen. Aus den geplanten Reiſen wird ſchwerlich etwas werden, aber wenn er auch hier bleibt, wird er nicht eher an die Arbeit gehen, als bis Sie, wie F. H. mir ſchreibt, wieder hergeſtellt ſein werden. An eine Heranziehung Poſchingers iſt kein Gedanke; er weiß, daß der Mann unfähig iſt, etwas zu geſtalten.

„Er ſelbſt und Graf Herbert laſſen Ihnen ihre Teilnahme ausdrücken. Mit dem Wunſche guter Beſſerung

truly yours

Bucher."

Nach einigen Wochen ſchrieb mir Bucher aus Berlin wieder.

„Eben aus Friedrichsruh zurückgekehrt.

„Wann treffe ich Sie zu Hauſe? Ich gehe in einigen Tagen nach Laubbach 7. Juli. L B." Wir hatten am 8. eine Unterredung. Dann erhielt ich noch folgenden Brief von ihm aus Berlin:

„Ich muß Ihnen noch einen kleinen Beitrag zu Ihren Memorabilien geben. Als der Graf Herbert den Beamten ein Abſchiedseſſen gab, lehnten vier die Einladung ab, alle vier verdankten alles dem Fürſten. K hat ſeit dem 20. März kein Lebenszeichen gegeben. Durch Beſuche in Friedrichsruh haben der allerhöchſten Ungnade getrotzt Lehndorff, Stirum, Krupp, Stumm, Kardorff. Nachdem Böttticher, der ſeine Beförderung dem Fürſten verdankt, dem Kaiſer geſagt hatte, Bismarck ſei Morphiniſt, ließ Seine Majeſtät Schweninger kommen und fragte ihn danach. Schweninger antwortete »Majeſtät, das iſt eine elende Verleumdung, und ich kenne die, von denen ſie ausgeht.« H. hat ſich ſchon ſeit Jahren an Walderſee gehängt, in dem er den kommenden Mann zu ſehen glaubte, er ergeht ſich jetzt in Reden über die vielen Mißgriffe Bismarcks.

„Im Gegenſatz gegen dieſe nette Geſellſchaft. Kurz vor meiner Abreiſe von Friedrichsruh ſprach Bismarck bei einer Ausfahrt mit einem alten Bauer über die ungünſtige Witterung. »Ja, antwortete

der Bauer in Platt, der liebe Gott hat uns ganz vergeſſen, er giebt uns keinen Sommer und nimmt uns den Kanzler.«“

Am 5. September beſuchte mich Bucher, der am 3. oder 4. von Laubbach wieder hier eingetroffen war, und am 6. war ich bei ihm. Das Bemerkenswerteſte aus ſeinen Mitteilungen iſt, daß er in Friedrichsruh einen Brief Hermann Wageners an den Fürſten gefunden hat, aus dem hervorgeht, daß Wagener ſchon im Jahre 1876 beauftragt geweſen iſt, eine Denkſchrift über die Arbeiterverſicherung zu verfaſſen. Der alte Kreuzzeitungsmann iſt in dieſer Zeit, wo Bismarck wohl zuerſt ernſtlich an praktiſche Beſchäftigung mit der Arbeiterſache und an poſitive Bekämpfung der Sozialdemokratie gedacht hat, ſein Gehilfe und Berater dabei geweſen, nicht aber Bucher, der Geſinnungsgenoſſe von Laſſalle und Rodbertus, wie Poſchinger wiſſen will. Bucher ſtellte ausdrücklich in Abrede, daß der Kanzler je mit ihm über dieſe Frage verhandelt hätte. Wir verabredeten abendliche Zuſammenkünfte beim Bier, es wurde aber zweimal nichts daraus, und am 20. September ſchrieb Bucher:

„Lieber Buſch,

Auch das letzte mal konnte ich nicht zum Auguſtiner kommen, weil ich mich unter den Händen des Zahnarztes befand, der mit mir Kehraus gemacht hat. Zu Anfang der Woche erhielt ich eine Einladung von B., ihn in Varzin zu beſuchen. Ich antwortete vorläufig mit einer Andeutung des Hinderniſſes und werde, nachdem dasſelbe beſeitigt, morgen abreiſen. Wenn etwas, das Sie intereſſieren könnte, zur Sprache kommt, ſo ſchreibe ich Ihnen. Gute Beſſerung

der Ihrige

Bucher“

Kurz darauf kam von ihm folgender Brief:

„Varzin, 3. Oktober.

Lieber Buſch,

Ich habe Ihre Empfehlung ausgerichtet; er freut ſich, daß es Ihnen beſſer geht, und wünſcht Ihnen fortdauernde Geneſung Die Zuſtände ſind hier wie in Friedrichsruh. Es wird nichts produziert und viel Zeit mit Zeitungen verbracht. Die Artikel in Nummer 431

und 433 der Börſenzeitung, allegiert in Nummer 459, haben den Wunſch veranlaßt, die Nummern der Grenzboten zu ſehen, gegen welche in Nummer 431 und 433 polemiſiert wird — Vorwurf der Bourgeoiſie, daß ſie den landesväterlichen Abſichten widerſtrebe. Können Sie uns das betreffende Heft aus Ihrer File leihen oder, wenn Sie es nicht beſitzen, von Grunow verſchaffen? Das Wetter iſt ſeit geſtern niederträchtig, gegen achtzig alte Buchen im Park abgebrochen. Einige Tage war Lord Roſebery hier, der von Schottland hierher geſpritzt war und ſich Danzig und Marienburg anſieht. Mit allen guten Wünſchen

Bucher."

Ich erwiderte ihm, ich wolle das gewünſchte Heft ſofort abſenden, wiſſe aber nicht, welches er meine, und bitte daher um Angabe der Nummer. Er antwortete auf dieſen meinen eigenhändigen Brief:

„Varzin, 14. Oktober 1890.
Hochkirch und Jena.

Lieber Buſch!

Ich bedaure, daß Sie ſich ſelbſt gequält und nicht, wie ich vorausgeſetzt hatte, Ihren Sekretär benutzt haben. Freilich freue ich mich auch über den großen Fortſchritt, den Sie gemacht haben, ſeit ich bei Ihnen war. Die beiden Nummern der Börſenzeitung, von denen ich mir Exemplare verſchaffte, erwieſen ſich nicht als die richtigen, enthalten nicht die Polemik gegen die Grenzboten, ich kann Ihnen daher das betreffende Heft der letztern nicht bezeichnen und muß die Sache fallen laſſen, woran auch nichts gelegen iſt; er beſchäftigt ſich ohnehin immer noch zu viel mit der Preſſe. Indeſſen hat er ſeit einigen Tagen angefangen zu diktieren, aber ohne rechten Zuſammenhang, abwechſelnd aus verſchiednen Jahren. Es iſt alſo vorläufig nur Rohmaterial.

„Hin und wieder gelangen Nachrichten über das Auswärtige Amt hierher. H., den vor zehn Jahren kein Menſch ernſt nahm, macht alles und läſtert nicht nur den Fürſten, was er ſchon ſeit Jahr und Tag gethan hat, ſondern ſchimpft auch auf Herbert, der in unbegreiflicher Verblendung ihn bis zuletzt gehalten hat. Auch H.,

Sardanapaul, wie ſein Vetter L. ihn getauft hatte, hat ſeinen Abfall proklamiert. Ich will aber auch einen anſtändigen Mann erwähnen, Graf Arco, Geſandter in Waſhington, iſt auf einige Tage hier zum Beſuch — rara avis. Nun beſſern Sie ſich weiter.

Yours truly

Bucher."

Gratulierte ihm zum Geburtstage, 25. Oktober. Erhielt über ſieben Wochen keine Antwort und dachte ſchon an allerhand Verdrießlichkeit. Da kam er am 22. Dezember früh ſelbſt, und einige Tage ſpäter war ich bei ihm. Er berichtete, der Fürſt befinde ſich körperlich ganz vortrefflich, wie es ſcheine, er mache ſich Bewegung, habe guten Appetit und trinke eher zu viel als zu wenig bei Tiſche, auch klage er nicht mehr über Schlafloſigkeit, geiſtig aber, namentlich in Sachen des Gedächtniſſes „gehe er auseinander," womit Bucher meinte, er könne ſich nicht genügend mehr konzentrieren, halte beim Erzählen die Einzelheiten nicht mehr recht feſt und komme leicht ab von ſeinem Thema, auch erzähle er die Sachen heute ſo, morgen anders. „Er wollte, daß ich für das Weihnachtsfeſt zu ihm nach Friedrichsruh ginge, aber ſie gab mir zu verſtehen — und zwar recht deutlich —, daß ihr das nicht recht wäre, ſo bin ich denn hier und für einige Wochen mein eigner Herr." „Auf Schweningers Betreiben hat er ſich endlich entſchloſſen, mir täglich aus ſeinen Erinnerungen zu diktieren, wobei ich ſtenographiſch nachſchreibe. Aber es ſind nur Bruchſtücke ohne Zuſammenhang und mit häufigen Irrtümern, beſonders in den Daten.[1] So über 1848, was ganz intereſſant war, aber erſt mit Wolfs Chronik verglichen und berichtigt werden mußte. — Chryſander macht ſich recht nützlich, auch als Arzt, er hat mir zum Beiſpiel gute Dienſte bei meiner Gicht geleiſtet. (Noch waren an ſeiner einen Hand mächtige Knoten zu ſehen.) L. iſt, wie der Fürſt aus guter Quelle erfahren hat, in Hamburg beim Korreſpondenten (oder bei den Nachrichten) und in München bei der Allgemeinen Zeitung geweſen und hat dort

[1] Über die Schwierigkeiten ſeiner Memoiren äußerte ſich der Fürſt ſchon am 9. Juli 1890 zu Julius Rütershaus, Herausgeber des Frankfurter Journals, Poſchinger, Tiſchgeſpräche I, 385. Penzler, Fürſt Bismarck nach ſeiner Entlaſſung I, 112. Er hatte damals eben, am 6. Juli, ein Abkommen mit dem Hauſe Cotta getroffen, ſ. G. u. E. I, Vorwort.

gegen ſeinen alten Chef und Gönner gewühlt, wobei er das Blatt für den Fall, daß es fortführe, für den Kanzler Partei zu ergreifen, „mit Maßregelung bedroht“ habe.

Am Mittwoch fragte ich Bucher, wie der Fürſt über Caprivi denke. Er wußte nur, daß der Fürſt mit ſeinem Nachfolger (wohl noch in Berlin bei einem Frühſtück) eine Unterredung gehabt habe, bei der Caprivi geäußert habe, wenn ihn der Kaiſer mit einem Armeekorps an eine Stelle ſchicke, wo er den Untergang zu erwarten habe, ſo werde er remonſtrieren; werde der Befehl darauf wiederholt, ſo bleibe er auf dem Poſten und erwarte das Weitere. Von der in Ausſicht genommnen Selbſtbiographie fürchtete er, es werde wohl nichts daraus werden. „Zwar hat er mich ſchon einen ganzen Haufen ſtenographieren laſſen, und es iſt natürlich manches Neue und Wertvolle darunter, aber oft iſt ein Bericht nicht zuverläſſig, und vorzüglich glaubt er manchmal was geſagt oder gethan zu haben, was er hätte ſagen oder thun ſollen, was er aber unterlaſſen hat oder wenigſtens ſo, wie er behauptet, nicht geſagt oder gethan haben kann Und vom Wichtigſten hört er zuweilen ganz auf, wie ein verſiegendes Waſſer, und kommt nicht wieder darauf zurück. So fing er neulich an, von ſeinem Verhältnis zu Napoleon vor 1870 zu ſprechen, ließ es aber dann fallen, und ich brachte ihn ſeitdem nicht wieder zu zuſammenhängender Erzählung davon. Es iſt aber noch ein andrer Übelſtand. Er könnte bei den Aufzeichnungen an die Geſchichte denken, an eine Erinnerung nach dem Tode, ein Vermächtnis für die Zukunft, und das wäre, da vieles nur er vollſtändig und richtig wiſſen kann, gewiß ganz lobenswert und nützlich. Er hat aber, wie es ſcheint, mehr noch was andres im Auge: er denkt noch an die Gegenwart und will auf ſie einwirken, er will warnen und belehren, und danach wählt er oft den Gegenſtand gar nicht aus ſeinem Leben und bisweilen einen ſolchen, den er nicht gehörig kennt, der aber ihm als dazu paſſend erſcheint, ſeine Betrachtung daran anzuknüpfen. So hat er Angſt, der Kaiſer werde nicht genau und beſonnen genug zwiſchen Wien und Petersburg lavieren und es einmal verſehen und ſich den Öſterreichern zu ſehr nähern. Nun will Bismarck aber das nicht gerade heraus ſagen und warnen, ſondern denkt an einen Rückblick auf den Vertrag von Reichenbach anzuknüpfen, wo die Verhältniſſe ähnlich ge-

legen hätten, und man in Berlin ebenfalls nicht ordentlich gewußt hätte, was man wollte, und mit wem man es eigentlich halten ſolle. Man hätte nur zeigen wollen, daß man auch eine Macht ſei — a mere show of power.[1] Ich habe aber jetzt den Ranke nachgeleſen, und danach verhielt ſichs gar nicht ſo. Herzberg leitete damals noch die Angelegenheiten, und der war ſich ganz klar darüber, was er wollte, nämlich Danzig und andre Weichſelſtädte zur Abrundung für Weſtpreußen.“

Bucher fuhr fort: „Was ich jetzt gethan habe, kann ein andrer Stenograph auch beſorgen, es wäre bloß, daß noch ein andrer Fremder ins Vertrauen gezogen werden müßte. Aber die Sache kritiſieren und redigieren, dazu habe ich keine Luſt, wieviel auch Schweninger bittet und drängt; da giebt es zu viel Mühe und Verantwortlichkeit. Und dazu fehlt es an Büchern zum Nachſchlagen und Vergleichen. Zwar iſt ſeit fünfundzwanzig Jahren wohl kaum ein geſchichtliches oder politiſches Buch erſchienen, wovon man ihm nicht ein Exemplar geſchickt hätte. Aber die Fürſtin hat als Bibliothekar darüber verfügt und ſie ſo in die verſchiednen Räume, in die Keller, wo ſie verſtocken und verfaulen, auch in die Fremdenzimmer verteilt, daß nichts zu finden iſt, wenn man es braucht.“

Bucher gab mir zu, daß der Chef den Zeitungsaushorchern gegenüber nicht vorſichtig und gegen den Hof nicht vornehm genug verfahren ſei und ſeinen Verdruß ſehr habe merken laſſen. Indes habe er in betreff der Ausfrager nicht uneben bemerkt: „Wer viel wiſſen will, erfährt viel, wenn es auch nicht immer die lauterſte Wahrheit ſein muß; beſonders gilt dies von den Geſchäftsreiſenden der Preßfirmen, die ja nicht mit der Wahrheit handeln.“ Über ſeine Stimmung äußerte Bucher: „Er lieſt fleißig Zeitungen, iſt aber im allgemeinen gleichgiltig gegen Politiſches, ›auch meine Wirtſchaft intereſſiert mich nicht mehr ſo ſehr,‹ ſagte er einmal. Es iſt das nicht mehr die alte Wurſtigkeit im vornehmen Gefühle der Leichtigkeit und Überlegenheit, der Kraft zu raſcher Überwältigung, im ſorgloſen Blick von der Höhe; es iſt die teilnahmloſe Gleichgiltigkeit, der müde Überdruß.“

[1] Vgl. jetzt G. u. E. I, 271 ff., wo die Sache genau in dem hier angedeuteten Sinne behandelt wird.

Vierunddreißigſtes Kapitel

Aus den Jahren 1891, 1892 und 1893

2. Januar 1891. War früh bei Bucher. Schweninger ſorgt eifrig für Beſchäftigung des Fürſten aus mediziniſchen Gründen, er fürchtet, er werde ſonſt noch verſtimmter und verdrießlicher, ja zuletzt gemütskrank werden

Bei Beſprechung der Aufzeichnungen des Chefs hat Bucher, als er deren lehrhafte Abſichten bemerkt hatte, auf Nicolls Recollections and Roflections als auf eine Art Vorbild hingewieſen. Er glaubt bald wieder nach Friedrichsruh fortzumüſſen, obgleich es wahrſcheinlich zu nichts führen wird. „Gott beſſers!“ ſeufzte er bei unſerm Abſchied auf der Schwelle. Ja wohl, Gott beſſers!

Erſt am 21. Februar erhielt ich wieder ein Lebenszeichen von ihm und zwar in Geſtalt eines Billets ohne Unterſchrift, das in ein Couvert an Frau H. eingeſchloſſen war und lautete: „Sie werden wahrſcheinlich bald eine Einladung zu dem Orte erhalten, wo ich ſchreibe. Die Anlage zur Veröffentlichung mit einer Einleitung oder Note des Inhalts, der Brief ſei den Gäſten am 28./7. 72 vorgeleſen worden, mehrere hätten Abſchrift genommen. Vergeſſen Sie nicht, H. zu ſchreiben, daß er den Korrektoren einſchärft, nicht einen Buchſtaben wegzulaſſen und die Abkürzung u. desgl. die lateiniſchen Buchſtaben in Boruſſia und Maternal beizubehalten. Alſo verlangt es Gamaliel. Wenn Sie mir etwa ſchreiben, ſo denken Sie an das ſchwarze Kabinett“

Die „Anlage“[1] (ein Brief Kaiſer Wilhelms I.) lautete:

„Coblenz den 26. July. 1872

Sie werden am 28. d. M. ein ſchönes Familienfeſt begehen, daß Ihnen der Allmächtige in ſeiner Gnade beſcheert. Daher darf

[1] Abgedruckt auch in den Bismarck-Regeſten II, 50.

und kann ich mit meiner Theilnahme an dieſem Feſte nicht zurück bleiben u. ſo wollen Sie und die Fürſtin Ihre Gemahlin meinen innigſten u. wärmſten Glückwunſch zu dieſem erhebenden Feſte entgegennehmen. Das Ihnen Beiden unter ſo vielen Glücksgütern die Ihnen die Vorſehung für Sie erkoren hat, doch immer das häusliche Glück obenan ſtand, daß iſt es wofür Ihre Dankgebethe zum Himmel ſteigen! Unſere und meine Dankgebethe gehen aber weiter, indem ſie den Dank in ſich ſchließen, daß Gott Sie mir in entſcheidender Stunde zur Seite ſtellte u. damit eine Laufbahn meiner Regierung eröffnete, die weit über Denken und Verſtehen geht. Aber auch hierfür werden Sie Ihre Dankgefühle nach Oben ſenden, daß Gott Sie begnadigt, ſo hohes zu leiſten! Und in und nach allen Ihren Mühen fanden Sie ſtets in der Häuslichkeit Erholung u. Frieden — das erhält Sie in Ihrem ſchweren Berufe! Für dieſen ſich zu erhalten u. zu kräftigen, iſt mein ſtetes Anliegen an Sie, u. freue ich mich aus Ihrem Briefe durch Ob. Gf Lehndorff u. von dieſem ſelbſt zu hören, daß Sie jetzt mehr an ſich als an die Papiere denken werden.

„Zur Erinnerung an Ihre Silberne Hochzeit wird Ihnen eine Vaſe übergeben werden die eine dankbare Borussia darſtellt u. die, ſo zerbrechlich ihr Material auch ſein mag, doch ſelbſt in jeder Scherbe ausſprechen ſoll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt ſteht, verdankt.

Ihr
treu ergebener
dankbarer König
Wilhelm."

Wurde ſofort nach Buchers Anweiſung an Grunow beſorgt und dies nach Friedrichsruh gemeldet, desgleichen meine neue Adreſſe nach dem 2. April.

Am 23. Februar erhielt ich abermals ein Billet von Bucher (wieder im Einſchluß eines Couverts an Frau Hämmerling): „23. 2. 91. Er ſagt, er möchte Sie gern einmal wieder ſehen, und läßt Sie bitten, ihn zu beſuchen. Sie möchten die Zeit wählen, die Ihnen paßt, ſich aber zwei Tage vorher anmelden, damit nicht eine Kolliſion mit einer Einladung nach Hamburg entſteht. Bringen

Sie auf alle Fälle Nachtzeug mit, wenn Sie auch bei der Hausfrau ebenſowenig persona grata ſind wie ich.“

Antwortete, ich meldete mich lieber ſchon für übermorgen an, da mir der Tag aber freigeſtellt und ich ſchon mitten im Durchleſen, Ordnen und Verpacken für den Umzug am 16. März ſei, ſo wolle ich am 18. kommen. Bat noch um Angabe des Zuges und erwähnte des hübſchen Bildes und Gedichts Dropping the Pilot im Punch vom 29. März 1890, das mir ein Bekannter tags vorher gezeigt habe, und das ich, wenn man es nicht ſchon habe, mitbringen wolle.

Bucher erwiderte, man habe in Friedrichsruh den Pilot des Punch, und er ſei mit dem Bummelzuge früh neun Uhr gefahren. Ich that am 18. März desgleichen und kam um drei Uhr in Friedrichsruh an. Der Fürſt war mit dem Abgeordneten Buhl, der zum Beſuche da war, ausgefahren. Ein Diener wies mir oben Nr. 4 als meine Stube an, wo ich Grant, Bancroft und die Büſten Waſhingtons und Hamiltons zu Geſellſchaftern hatte. Machte ſofort Bucher, der mir gegenüber wohnte, meinen Beſuch. Er klagte, daß alles mit den Memoiren wie früher ſtehe. Der Fürſt komme beim Diktieren von einem aufs andre, erzähle vieles mehrmals und dann faſt immer anders als vorher u. ſ. w. Es ſei ſchon ein ganzer Haufen von Diktaten, aus dem Stenographiſchen übertragen, vorhanden, wohl ſechzig Druckbogen (er lag auf einem Stuhle, doch gab er meiner Schätzung nach kaum ſo viel); es müſſe jedoch geſichtet und umgearbeitet werden, und der Chef habe noch keine Zeile davon wieder angeſehen. Schwerlich werde aus der Sache noch etwas werden, jedenfalls ſei er ſich noch nicht klar darüber, ob es ſchon bei Lebzeiten oder erſt poſthum zu veröffentlichen ſei. Bucher beabſichtigt, Ende des Monats wieder auf eine Weile fortzugehn, und iſt ſehr unbefriedigt mit ſeiner hieſigen Beſchäftigung. Er zeigte mir von dem Haufen auf dem Stuhle ein ſchweres Paket mit der Aufſchrift „Nikolsburg“ und bemerkte, darin ſei indes von den dortigen Vorgängen weniger die Rede als von allerhand andern Dingen. Von den Schriftſtücken, die ich 1888 geordnet hätte, habe er wenig zu Geſicht bekommen, von denen über das Bündnis mit Öſterreich gar nichts, von den Gerlachſchen Briefen nur zwei oder drei, von der Korreſpondenz mit Manteuffel und Schleinitz eben-

falls nichts. Er glaubt, der Chef habe alles Fehlende nach England in eine Bank in Sicherheit gebracht. (Einige Tage später modifizierte er diese Vermutung und meinte, ein zuverlässiger Freund werde diese Papiere in Verwahrung haben.)

Vor Tische stellte sich mir unten Buhl (magerer alter Herr mit grauem Barte) vor; desgleichen machte ich jetzt die Bekanntschaft Dr. Chrysanders (schlanker junger Mann). Bald nachher erschien der Chef mit der Fürstin. Er begrüßte mich mit dem altgewohnten „Büschlein," freute sich, daß es mir nach meinem Aussehen wieder gut gehe, und ich mußte mich an der Tafel neben ihn zur Rechten setzen, während Präsident Buhl links zwischen ihm und seiner Gemahlin Platz nahm. Der Fürst, der recht wohl aussah, war bei Tische sehr aufgeräumt und gesprächig, wunderte sich, daß ich noch so viel Haare hätte, erzählte heitere Anekdoten und verbreitete sich mit Kennerschaft über verschiedne edle Weinsorten und feine Weinzungen, z. B. über einen alten außerordentlich schönen Rotspohn und Konsul Michelsen, bei dem er ihn 1861 in Bordeaux getrunken hatte, und über ein andres Gewächs der Art, das er ihm später in Berlin vorgesetzt hatte, eine Liebesgabe Rothschilds und eine Seltenheit, von der dieser ihm fast alles aufgekauft hatte.

Nach dem Essen, bei dem Forster Hofstück eine Rolle gespielt und das herber Marsala (Eigenbau Crispis und von ihm geschenkt) beschlossen hatte, gab es im Kaffeezimmer ernstere Gespräche. Auf eine Frage Buhls mißbilligte der Fürst die ostafrikanische Politik Caprivis: „Man hätte Sansibar nicht den Engländern überlassen, lieber bei dem alten Verhältnisse bleiben sollen. Wir hätten es dann später doch einmal gekriegt, wenn England unsre guten Dienste gegen Frankreich oder Rußland gebraucht hätte. Inzwischen hätten unsre Kaufleute, »die geschickter sind und, wie die Juden, weniger Profit nehmen«, die Oberhand behalten in geschäftlicher Beziehung. Und Helgoland ist mehr in der Phantasie als vor dem überlegenden Verstande ein Äquivalent, es ist für uns besser in den Händen einer neutralen Macht, im Kriege, und es läßt sich schwer befestigen und nur mit großen Kosten," was er mit Einzelheiten belegte. „Man ist damit des Reiches Mehrer noch nicht einmal wie damals, als ich mit der Abtretung des Landstückes an der Jahde in der Tasche nach Berlin reiste. Ich dachte da, was ich ihnen brächte."

Er will ferner keine großen Schiffe mehr gebaut haben, lieber für ein ſolches zwei kleinere; „der Nordoſtſeekanal verdoppelt unſre Seemacht.“[1]

Am nächſten Vormittag erſchien Bucher auf meiner Stube mit einem Papier. „Hier bringe ich Ihnen was Hübſches zur Lektüre.“ Ich las es durch, und es war ein Brief Keudells an den Chef vom 30. September 1873, worin er ſich gegen Anklagen Holſteins entſchuldigte. Fragte, ob ich ihn exzerpieren dürfe. „Ja wohl.“ Schrieb ihn ab.

Freitag den 20. März nach dem Frühſtück, wo der Fürſt wieder recht friſch und mitteilſam geweſen war, ließ Bucher mich auf meine Bitte das Kapitel der Diktate über Nikolsburg leſen, zunächſt, um die vielen Abſchweifungen desſelben von dem eigentlichen Thema zu notieren.[2] Solche Exkurſe ſind u. a. Blicke auf die den Deutſchen abgeneigte Königin von Holland, auf beabſichtigte Annexionen, auf Friedrich den Großen, eine Intrigue während der Regentſchaft, die Indemnität, den Eindruck der Ereigniſſe des Sommers 1866 in Rußland, das Danziger Pronunciamento [des Kronprinzen 1863], die deutſche Frage 1848, dynaſtiſche Gefühle, verſäumte Gelegenheit im Jahre 1848, Faktionen, die Wochenblattspartei, Auguſta, die Verſetzung nach Petersburg, der italieniſche Krieg. Ich überflog dabei den größten Teil des Manuſkripts und fand einiges Neue und Intereſſante über die Annexionspläne des Königs, Bismarcks Gründe für Mäßigung und baldigen Friedensſchluß, Moltkes ſtrategiſche Pläne, den Kronprinzen, der, als Bismarck ſchon verzweifeln will, mit ſeinem Rate durchzudringen, zu ihm kommt und ihn zu unterſtützen verſpricht. Der König willigt zuletzt ein, klagt aber: „Schmachvoller Friede!“ Von Intereſſe ſind ferner Auguſtas Einfluß auf den Prinz-Regenten, Bismarcks Audienzen vor ſeiner Verſetzung nach Petersburg, ſeine abfälligen Urteile über Miniſter der neuen Ära, z. B. über Schwerin, ſpäter über Uſedom und deſſen engliſche Frau, bemerkenswert die Behauptung, Friedrich der Große ſei auch eitel geweſen, belegt mit ſeinem Urteil über ein von ihm ſelbſt unmittelbar nach einer Schlacht angefertigtes Gedicht (n'est

[1] Vgl. G. u. E. II, 31. Poſchinger, Tiſchgeſpräche I, 229. Penzler I, 110.

[2] Von dieſen Abſchweifungen enthält das Kapitel „Nikolsburg“ in den G. u. E. II, 32 ff. nur noch wenige.

pas trop mal après une bataille) und mit seinem Flötenspiele[1] Sehr beherzigenswert die Schlußbetrachtung über unser Verhältnis zu Österreich und Rußland und die uns dadurch gebotne Politik. Man, d. h. wohl der Kaiser Wilhelm II, sei durch persönlichen Eindruck gegen die Russen verstimmt, Österreich sei uns nicht völlig sicher, die Möglichkeit eines Bruches mit ihm hänge von zwei Augen ab. Bucher sagte mir, der Chef wollte mit mir über Windthorst sprechen, über den noch verschiednes zu sagen sei, und ich möge ihn doch gelegentlich darauf zu bringen suchen.[2] Dies geschah beim Kaffee nach Tische indirekt, der Fürst ging aber nicht auf die Anregung ein, doch wurde später die Vermutung geäußert, man würde den alten welfischen Advokaten nach seinem Ableben nicht so übertrieben gefeiert haben, wenn der Kaiser nicht dazu erst das Beispiel gegeben hätte.

Der Chef hat heute Bucher „über staatsrechtliche Fragen" diktiert; der aber kommt damit nicht recht zu Gange und weiß es nicht zu kontrollieren und zu ergänzen, da ihm dazu die Bücher, „sein Handwerkszeug," fehlen.

Beim Frühstück war, wie nachzutragen ist, Oberförster Lange zugegen, und es gab dabei meist geschäftliche Gespräche, z. B. über Verpachtung der Aumühle und die Besorgung von Lupinen für den Wildpark. Doch war zuweilen auch von andern Dingen die Rede.

Von Donnerstag, dem 19., ist nachzutragen, daß der Fürst beim Frühstück Viktor Hehns gedachte. „Ich habe ihn erst nach seinem Tode kennen gelernt[3] — bemerkte er — durch sein schönes Buch

[1] Diese Stelle hat zu einem ergötzlichen Stolpern der Herren Kritiker Buschs Anlaß gegeben. Die „Gedanken und Erinnerungen" erzählen (Bd. II, 288) dieselbe Anekdote, verlegen aber die Entstehung des Gedichts vor eine Schlacht. Diese Differenz entging dem Scharfblick der Kritik, und Busch wurde mit Verachtung belehrt, vor einer Schlacht heiße es „a veille d'une bataille. Als der Verleger die Gelehrten dann darauf aufmerksam machte, daß in der englischen Ausgabe groß und breit after a battle stehe, erwiderte ihm die hohe Kritik, er scheine mit dem Englischen auf schlechtem Fuße zu stehn! Sapienti sat!

[2] Windthorst war am 15. März 1891 gestorben und wurde am 18. März beigesetzt.

[3] V. Hehn starb am 21. März 1890 in Berlin. Die „Gedanken über Goethe" erschienen 1887, „Kulturpflanzen und Haustiere" schon 1869. Zu jenem Buche hatte Busch selbst die Anregung gegeben, s. Th. Schiemann, Viktor Hehn 203. Über das Verhältnis beider Männer geben auch die von Schiemann 341 ff. mitgeteilten Briefe Hehns an Busch aus dem Jahre 1883 Aufschluß.

über die Kulturpflanzen und Haustiere.“ Was für ein Landsmann er ſei? — Balte, Livländer, ſeine Familie aber ſtamme aus Franken, aus der Gegend von Königsberg, und der Name hänge mit Henne zuſammen. Ich empfahl ihm ſeine „Gedanken über Goethe.“

Sonnabend, den 21. März, mittags 12½ Uhr ließ der Chef durch Bucher, dem er dieſen Vormittag abermals über ſtaatsrechtliche Gegenſtände diktiert hatte, nachfragen, ob ich mit ihm ſpazieren gehn wolle. Ich bejahte es, obwohl es wie am vorhergegangnen Morgen ſehr ſchneite, und holte ihn unten in ſeinem Zimmer ab. Wir gingen zuerſt in den Stall, wo ſich zwölf Pferde, auch das Füllen ſeines Reitpferdes, befanden, dann über das Brückchen der Aue auf deren rechtes Ufer nach der Stelle, wo der Oſſenbeck mündet, und hier machte er mich auf eine von dieſem kleinen Gerinne durchfloſſene Anpflanzung von raſch wachſenden Hemlocktannen aufmerkſam, bemerkte auch, daß er auf der dortigen Wieſe Pferdezucht zu betreiben beabſichtigt habe, es nun aber wahrſcheinlich unterlaſſen werde. Wir kehrten auf der andern Seite des Waſſers zurück und gingen an deſſen Rande bis in die Nähe einer andern Pflanzung amerikaniſchen Nadelholzes, die höher aufgeſchoſſen und ſehr dicht, ein großes Ackerſtück zwiſchen dem Park am Hauſe, dem Wege an der Poſt und der Eiſenbahn und dem von dort nach dem Pächterhauſe und der Wohnung des Oberförſters führenden viereckig umkränzt, und deren üppiges Wachstum ihm viel Freude zu machen ſchien. „Das ſind Dalhouſien, der Baum der Zukunft — ſagte er —; ſehen Sie einmal, wie hoch die oberſten Schoſſen ſchon hinauf gefahren ſind.“ Ich ergriff die Gelegenheit, mich zu erkundigen, wie es mit ſeinen Denkwürdigkeiten ſtehe, indem ich bemerkte, ich wiſſe, er habe angefangen, davon Erinnerungen und Betrachtungen zu diktieren. „Das wohl — verſetzte er —, aber es wird wahrſcheinlich zuletzt nichts daraus werden. Ich habe keine Akten, und wenn ich mich auch an die Hauptſachen erinnere — ſehr deutlich —, ſo kann man doch die Einzelheiten ſeiner Erlebniſſe und Erfahrungen im Laufe von dreißig Jahren nicht im Gedächtniſſe behalten. Dann die Veröffentlichung bei Lebzeiten — ich habe von 1847 an immer das monarchiſche Prinzip vertreten und hochgehalten wie eine Fahne, und ich habe nun drei Könige nackt geſehen, und da nehmen ſich die hohen Herren oft nicht

gerade ſehr gut aus, und das der Welt zu ſagen, das geht doch nicht, das wäre ja inkonſequent — gegen das Prinzip. Aber es verſchweigen, wenn ich einmal darauf käme, oder gar das Gegenteil — das dürfte ich ebenſo wenig. — Und geſchieht es (die Veröffentlichung) nach meinem Tode, da heißt es: Da habt ihrs, noch aus dem Grabe heraus — welch ein abſcheulicher alter Kerl!" Ich konnte nur erwidern, man habe doch Pflichten gegen ſich und ſeine Ehre, Pflichten gegen das, was man geſchaffen hat, als erfahrner weitſehender Warner vor falſchen Wegen, auf die Hitze oder Unüberlegtheit und zu viel Selbſtvertrauen der neuen Politiker das Land führen könnten, und Pflichten gegen die Geſchichte, zur Zerſtörung von Mißverſtändniſſen, Scheinbildern und Lügen, und die Wahrheit, die über allem ſtehe, müſſe ihr Recht haben, die Wahrheit, von der Jeſus geſagt habe, ſie werde uns frei machen. Er ſchwieg zu dieſer eifrigen Dreiſtigkeit, und ich ſprach von einem andern Thema.

Beim Frühſtück erzählte der Fürſt u. a. die Geſchichte eines vortrefflichen alten Jamaikarums, von dem eine Flaſche auf dem Tiſche ſtand, und von dem er beim Verkauf der Vorräte der Feſtung Jülich einige Dutzend Bouteillen erworben hatte, und bedauerte, nicht den ganzen Reſt genommen zu haben. Dann führte das Geſpräch zu einigen Berichtigungen: nicht L. hat in München die Allgemeine Zeitung verwarnt und bedroht, ſondern K., und Böttticher hat die Lüge von der Morphiumſucht des Kanzlers nicht unmittelbar dem Kaiſer aufgebunden, ſondern dem Großherzog von Baden, der ſie dann Seiner Majeſtät zugetragen hat. Schweningers Befragen durch dieſen iſt wahr, ebenſo ſeine derbe Antwort. „Und wirklich habe ich — ſagte der Chef — Morphium nur bei großen Schmerzen genommen und ſtets ohne Schaden, während Böttticher mich ganz geiſtig geſtört und unzurechnungsfähig gefunden haben will."

Nach Tiſche beim Zeitungsleſen bemerkte der Chef — ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlaß —: „Büſchlein wird einmal, lange nach meinem Tode, eine innere Geſchichte unſrer Zeit nach guten Quellen ſchreiben." — „Ja, Durchlaucht — antwortete ich —, doch nicht eine eigentliche Geſchichte — das kann ich nicht —, wohl aber eine Zuſammenſtellung von gutem Material, gewiſſenhaft geſammelt und richtig beleuchtet, und nicht lange nach Ihrem Tode, den wir

ſelbſtverſtändlich ſo fern als möglich wünſchen, ſondern ſofort, ohne Verzug; denn der Wahrheit kann in dieſen faulen Zeiten nicht bald genug zu ihrer Ehre verholfen werden.“ Der Chef äußerte ſpäter noch, er wolle mir, wenn ich wieder abreiſte, Papiere mitgeben, die ich ihm aufheben, und die ich abſchreiben ſolle, um die Kopien einmal abdrucken zu laſſen. Ich verſprach daran zu erinnern, erbot mich auch für die Zukunft zu anderm.

Sonntag, 22. März. Der Chef hat Bucher dieſen Vormittag über die Frage diktiert, wie die deutſche Reichsverfaſſung zu ändern ſei, wenn es einmal nicht mehr mit ihr ginge. Hat ihm auch geſagt, daß er mir gewiſſe Schriftſtücke mitgeben wolle, die wichtig ſeien. Beim Frühſtück iſt Frau von Wallenberg da. Der Fürſt iſt wieder ſehr gut gelaunt und ein wahrer Quell von allerlei hübſchen Geſchichten aus ſeinen Bekanntſchaften und Erlebniſſen. Beiſpiele: Der fröhliche Zechergreis Münchhauſen, der in einer Magdeburger Weinſtube alle Abende drei oder vier ſich ablöſenden Geſellſchaften beim Glaſe beiwohnte und bei dieſer Praxis dreiundneunzig Jahre alt wurde „Er wäre da auch noch nicht geſtorben, wenn er nicht einmal auf ſeinem Gute rücklings aus dem Fenſter in den zugefrornen Schloßgraben gefallen und mit der Hinterpartie eingebrochen wäre, und ſchon hatte er ſich auch davon erholt, als eine Lungenentzündung dazu kam.“ Ferner der Adjutant des Prinzen von Preußen, den Bismarck in einem Berliner Weinhauſe getroffen hatte, wie er ſich nach langem Pokulieren am Morgen zum Verkehre mit ſeinem Gebieter vorbereitete, indem er ſich durch oft wiederholtes tiefgehendes Aushauchen den Soffgeruch aus dem Schlunde geſchafft hatte. „Sonſt hatte ihm das viele Trinken nichts angehabt, und er war überhaupt ein recht geſcheiter Mann“ Drittens ein ähnlicher Kumpan, der ſeinen Tabaksduft im Atem durch Kauen von Papier vertrieb. Dann der alte ſeit Jahren gelähmte Bauer, der Bismarck an ſein Bett rufen ließ, um ihm anzuvertrauen, er habe nach der Schlacht bei Jena und der Übergabe von Magdeburg dort herum mit ſeinem Leutnant und andern eine Regimentskaſſe vergraben, zehntauſend Thaler in Gold, dreitauſend in Silber, und ſei, da ſie von verfolgenden Feinden überfallen und der Offizier und die andern erſchoſſen worden ſeien, als der einzige von den Mitwiſſern übrig geblieben; ſeine Lähmung aber hätte ihn

ſpäter verhindert, das Geld des Königs zu holen. Nun aber wolle er das Geheimnis nicht mit ins Grab nehmen. „Er gab die Stelle genau an und ihre Zeichen, eine Eiche und eine Pappel in der Entfernung und Richtung von da, und ich nahm ein Protokoll auf und machte Anzeige Der Kriegsminiſter Roth ließ auch nach dem Schatze ſuchen, aber vergebens.“

Später vermehrte Kaufmann Vogt aus Hamburg, der aus Berlin zurückkehrte, die Zahl der heutigen Frühſtücksgäſte. Der Fürſt ließ ihn ſeinen Jülicher Rum koſten und erzählte deſſen Lebensgeſchichte noch einmal.

Unten führte dann die Fürſtin das Wort, um, heute ungewöhnlich angeregt, von Badereiſen und Bekanntſchaften ihrer pommerſchen Jugend, u. a. von Simon in Polzin und ſeinen fünf Jungen, von den vielen dort auf den Gutshöfen hauſenden „halbwilden Manteuffels, mit Weibern, mit denen ſie nicht getraut waren,“ und die umlärmt von einer furchtbaren Maſſe von Kindern ſpannen, ſowie andern dergleichen Naturgegenſtänden und Kunſtwerken der guten alten Zeit dieſer Weltecke ausführlich zu erzählen.

Montag, den 23. März. Sehr ſchöner, heller Morgen, nachdem wir die Tage vorher meiſt trübes Wetter und Schneefall gehabt hatten. Während ich am Nachmittag vorher mit Chryſander auf dem hübſchen Schweinewege einen Spaziergang gemacht hatte, der hinter Spechts Villa flußaufwärts führt, beſuchte ich heute den ähnlichen Mörderweg, eine Lieblingspromenade des Fürſten, die auf demſelben Ufer des Flüßchens ſich abwärts bis zur Aumühle erſtreckt, und kehrte über dieſe, Waldesruh, das Schulhaus und das Gehölz jenſeits der Eiſenbahn zurück Ich hatte den Chef geſtern vergeblich auf dem Rückwege vom Frühſtück nach ſeinem Arbeitszimmer erwartet, um ihn an die Schriftſtücke zu mahnen, die ich mitnehmen ſollte. Heute ſuchte ich ihn zu dem Zwecke nach dem Lunch, an dem außer der Wallenberg ein Herr von Blumenthal teilnahm, auf ſeiner Stube ſelbſt auf Entſchuldigte die Störung mit meiner Abſicht, mich morgen zu verabſchieden, und damit, daß ihm die Mitnahme der Papiere wichtig geſchienen habe: „Das iſt ſie mir auch, und es iſt gut, daß Sie mich allein daran erinnern. Aber wollen Sie denn ſchon fort?“ — „Ich möchte Ihnen doch nicht länger zur Laſt fallen, Durchlaucht.“ — „Das iſt ja gar nicht

der Fall, im Gegenteil, ich freue mich immer über einen ſolchen alten treuen Kameraden. Und Sie ſind ſo wenig laut, daß Sie niemand ſtören.“ Wir kamen dann überein, daß ich noch ein paar Tage bleiben und ihn ſpäter nochmals an die Papiere erinnern ſollte.

Oben bat ich Bucher, den Fürſten ebenfalls an die mir mitzugebenden Sachen zu erinnern, etwa morgen nach dem Diktate. Er verſprach es.

Den Tag über waren Arbeiter vor und im Hauſe beſchäftigt, aus großen Kiſten Schränke mit Silberzeug herauszuſchälen, einem wertvollen Schatze, den deutſche Fabrikanten dem Fürſten als Zeichen ihrer Verehrung überſandt hatten. Einer, der Vormann der Leute zu ſein ſchien, hatte mit uns am Frühſtück teilgenommen. Beim Diner wußte der alte Herr, immer noch Natur- und Tierfreund, viel von den Staren zu erzählen, denen er auf den Bäumen hinter dem Hauſe ein paar Dutzend Neſten hat herrichten laſſen. „Sie hielten heute eine Volksverſammlung, vermutlich wegen des nahen Frühlings,“ ſagte er. „Vorhin bei meinem Spaziergange ſah ich, wie an einer Stelle erſt ſieben beiſammen ſaßen und Muſik machten. Bald aber wurden es mehr, und zuletzt waren ihrer dreißig bei einander, Flügel an Flügel.“ — Später warf er einen Blick auf ſeine graue Dogge, die ſich neben ihrer Frau Gemahlin im Saale wälzte, und bemerkte: „'S iſt mit dem ganz ähnlich wie mit den Trauerovationen für Windthorſt: ich hätte nicht daran gedacht, mir den anzuſchaffen, wenn der Kaiſer ihn mir nicht geſchenkt hätte; ohne ſeine Beteiligung, gleich zu Anfang, hätte man lange nicht ſo viel Weſen mit ihm gemacht.“ Nach Tiſche wurde u. a. Zeitungsgeſchwätz beſprochen, z. B. er habe zwölf Kiſten voll wichtiger Papiere in eine engliſche Bank zur Aufbewahrung gegeben. „Zwölfe! — verſetzte er lachend —, wenn ich doch nur eine voll ſolche hätte!“ Ferner wußte Frau Baſe Preſſe, er habe kürzlich in Berlin da und da auf der Königgrätzer Straße ein Haus — beſſer unterrichtete ſchrieben, zwei Häuſer — um einen ſehr hohen Preis gekauft. Die Fürſtin meinte: „Das müßte wohl bei Mutzenbechers ſein.“ Er: „Da fällt mir das alte Ding ein: Da müßt ich doch ein Eſel ſein, ein Stück von einem Rinde,“ wofür ich dann einige Gründe angab. Dabei kam er darauf zu ſprechen, daß ſie einſt ſein Palais (das Radziwillſche) auf der Wilhelmſtraße (bei Veranlagung der Miet-

ſteuer) zu fünfzigtauſend Mark Mietwert abgeſchätzt und auf ſeinen Einſpruch erwidert hätten, der engliſche Geſandte verſteure ſein nicht ſo großes Haus ebenſo hoch.

Dienstag, 24. März, ließ der Chef mich am Vormittag zu ſich herunter bitten und gab mir zunächſt drei metallographierte Hefte mit zwei Schreiben und einem Votum von ihm, alle aus dem Jahr 1885 und bezüglich auf die Sicherung der Gemeinden gegen willkürliche Belaſtung durch die Schulbehörden. „Es ſind Metallographien — ſagte er —, und als ſolche darf ich ſie wohl einmal veröffentlichen. Sie könnten ſie zu dem Zwecke mitnehmen, aber ſie möchten mir wieder abgefordert werden.“ — „Da ſchreibe ich ſie ab.“ — „Ja, es iſt aber viel, zwanzig oder mehr teilweiſe enge Seiten.“ — „Schadet nichts, es wird beſorgt“ — „Und dann iſt hier mein Abſchiedsgeſuch, und da die Motive dazu — vertraulich. Das können Sie durchleſen.“

Mittwoch, 25. März. Der Chef reiſt heute nach Hamburg, um zunächſt Waldersee in Altona[1] einen Gegenbeſuch zu machen und dann Viſiten bei einigen Hamburgern abzuſtatten, doch war er noch beim Frühſtück (in Interimsuniform und mit einem Orden um den Hals) zugegen, und beim Diner ſahen wir ihn ſchon wieder. Er hatte Waldersee nicht zu Hauſe getroffen und auch anderwärts nur die Frauen. Bei Tiſche war viel von dem Fackelzug die Rede, mit dem Hamburger Verehrer des Fürſten am 1 April deſſen Geburtstag hier feiern wollen. Man erwartet drei- bis viertauſend Teilnehmer mit Extrazügen in Friedrichsruh, wo ſie auf der Wieſe auf dem rechten Ufer der Aue ſich leidlich bequem mit ihren Fackeln aufſtellen und entwickeln können.

Der Chef ſagte beim Frühſtück, ich brauche die metallographierten Aktenſtücke am Ende doch nicht hier abzuſchreiben, das könne mit Muße in Leipzig geſchehen — eine Wohlthat; denn ich hätte ſonſt noch drei Tage hier zu thun, und die Fürſtin erwartet ſchon am 28. Beſuch, für den ſie meine Stube bedarf. Alſo auf und von dannen morgen mittag! Heute beim Diner der Baron Merck

---

[1] Graf Waldersee war ſeit Februar 1891 kommandierender General des IX. Armeekorps und hatte als ſolcher dem Fürſten ſeinen Antrittsbeſuch gemacht. Penzler II, 60.

und Frau, mir von 1888 her bekannt, zugegen. Der Fürſt ſprach u. a. von ſeinem neuen Silberzeuge: es wäre ſehr reich und ſchön, aber ſein Haus wäre darauf gar nicht eingerichtet, und man hätte an ſeinem Tiſche niemals aus ſilbernen Schüſſeln und ſilbernen Tellern geſpeiſt. Nur die Kronleuchter werde er wahrſcheinlich aufhängen, das andre aber wohl einer Bank aufzuheben geben.

Freitag, 27. März. Frühſtücke wegen Abreiſe allein und etwas eher wie gewöhnlich. Dazu ſtellte ſich nach einer Weile zuerſt die Fürſtin ein, die bei dieſer Gelegenheit beſonders aufgeräumt und mitteilſam war. Sie erzählte dabei u. a., daß ein von Bleichröder empfohlner berühmter Arzt, Schweningers Vorgänger, den Fürſten als am Magenkrebs leidend behandelt hätte. Zuletzt kam auch der Fürſt in ſeinem zottigen Radmantel, nahm Abſchied und lud mich ein, mich recht bald wieder in Friedrichsruh anzumelden. Dann fort nach Berlin und einige Tage ſpäter, am 2. April, nach Leipzig, der neuen Heimat, nachdem ich Freund Lothar, der am Sonnabend nach Berlin gefolgt war, am 30. März noch einen Beſuch gemacht hatte.

In Leipzig erhielt ich bald folgenden Brief von Bucher (aus Berlin):

„15. 4. 91.

Ich muß Ihnen doch noch einen Beitrag zu Ihrem Doſſier über K. geben.

„Die Italiener hatten ſeit längerer Zeit gebeten, ihnen dieſen Mann abzunehmen, mit dem keine Geſchäfte zu machen ſeien, aber man hielt ihn des Hausfriedens wegen. Da fingen die Italiener an, ihn ſchlecht zu behandeln. Nachdem er wieder einen slight erfahren, reichte er ein Scheinabſchiedsgeſuch ein, in der Vorausſetzung, man werde es in einer für ihn ſchmeichelhaften Weiſe ablehnen, und dadurch ſein Preſtige wieder herſtellen — waren ihm doch die kleinen Komödien ſo oft gelungen. Aber endlich überwog der Staatseifer die häuslichen Rückſichten; man nahm das Geſuch ernſt.

„Jetzt ſucht er ſich an die Regierung heranzuſchlängeln; leſen Sie ſeine Reden im Reichstage. Meine Vermutung, daß er der Nachfolger Caprivis werden wolle, begegnete anfangs einem Zweifel, ob der Ehrgeiz wohl ſo weit gehe. Nach längerer Beobachtung

aber meinte man, ich könnte am Ende recht haben; er habe ſchon ſeit Jahren ſeine Fäden im Neuen Palais geſponnen.

„Ich gehe dieſer Tage ſüdwärts, weiß noch nicht, wie weit, und komme ſchwerlich vor dem Juni wieder in den Wald. Was ich da ſoll, weiß ich nicht. Das Vorhandne ſoll ja nicht veröffentlicht werden, wie ich durch Sie weiß, und ein Mehreres iſt, wie ich glaube, nicht zu geben. Er hat ſchon zu viel ausgegeben durch Poſchinger und Sybel. Im Juni ſchreibe ich Ihnen wieder.“

Im April und Mai ſchrieb ich nun die Metallographien ab, von denen vorzüglich das Schreiben an Goßler höchſt charakteriſtiſch für die Denkweiſe des Chefs iſt. Dann brachte ich im Mai und Juni die Nachträge von 1890 und 1891 bis zu dem Bucherſchen Briefe vom 15. April nach den ſofortigen Aufzeichnungen ſäuberlich zu Papier, und nunmehr könnte es ein Ende nehmen.

* * *

Hoffte, nun endlich ruhen zu können, aber es ſollte nicht ſein. Die Mühle arbeitet weiter. Muß wohl, da man ſonſt nicht weiß, wie ich zu dem ſonderbaren Gedanken kam, noch ein Buch über Bismarck zu ſchreiben, und wie es mit dem Plane zuging. Am 23. Juni erſchien Kommerzienrat Kröner aus Stuttgart, damals mir nur dem Namen nach bekannt, bei mir und bat mich, ihm eine Biographie des Fürſten zu verfaſſen. Ich bejahte es, falls dieſer einwillige, und am nächſten Tage ging zu dieſem Zwecke folgender Brief an Bucher ab, der ſich zu dieſer Zeit wieder beim alten Herrn in Friedrichsruh befand:

„Lieber Freund, geſtern war ein mir bisher perſönlich unbekannter Herr aus Stuttgart bei mir, der anfragte, ob ich ihm eine Biographie des Fürſten ſchreiben wolle, drei bis vier Bände; könne mich ganz, wie ich wolle, ausſprechen, auch ſonſt alle Bedingungen ſtellen, die mir paßten. Da er direkt von Friedrichsruh kam, und da er den F. und auch Sie geſprochen hatte, ſo wäre möglich, daß man in Friedrichsruh von der Abſicht dieſer ſeiner Anfrage bei mir wüßte und ſie billigte. Iſt das der Fall, und giebt der F. ſeine Erlaubnis zu der Arbeit, ſo bin ich geneigt, den Verſuch zu machen, zumal da ich dann auch hoffen könnte, mit Beiträgen über mir Zweifelhaftes unterſtützt zu werden. Ich würde mir Zeit nehmen

können, vollſtändig frei dem Verlag gegenüber ſein und der Wahrheit dienen können, ſoweit ſie mir bekannt iſt.

„Fragen Sie alſo, bitte, noch heute oder morgen an, ob Er ſeinen Segen zu der Sache giebt oder nicht, und laſſen Sie mich das wiſſen — bis zum 30. Juni unter der Adreſſe Frau Margarete Urban, Leipzig, Albertſtraße 31, dann vom 3. bis 6. Juli Berlin NW, Emdener Straße 1, Frau Hedwig Hämmerling. Meine Geſundheit iſt gut, hoffentlich auch die Ihrige. B."

Darauf erfolgte nachſtehende Antwort von Bucher:

„Fr., 26./6. 91.

L. Fr., Ihren Brief vom 24., der ſeltſamerweiſe den Leipziger Poſtſtempel vom 26. trägt, habe ich geſtern abend erhalten und heute vormittag vorgeleſen. Die Erklärung lautet wörtlich: ›Ich habe gar nichts dagegen. Ich habe doch zuweilen das Gefühl, daß es einmal ſchnell mit mir zu Ende geht. Es iſt mir lieb, noch manche Irrtümer viva voce berichtigen zu können. B. hat viel Material.‹ Mir geht es ſchlecht. Ich habe Schmerzen in der Hand und andre, die ich nicht ſchreiben kann. Wenn ich den Stein ein Stück bergauf gewälzt habe, ſo rollt er wieder hinunter. Ich wünſche Ihnen mehr Glück!"

Ich ſagte nach dieſer Auskunft Kröner das Buch endgiltig zu und ſchloß mit ihm einen Kontrakt darüber ab. Einige Wochen ſpäter aber that es mir beim Nachdenken über das Wagnis halb und halb leid, und ich ſchrieb an Bucher unter Adreſſe ſeiner Berliner Haushälterin, Frau Kockrick:

„Leipzig, den 30. Auguſt 1891.

Lieber Freund,

Schon geht der dritte Monat zu Ende, ſeit Sie meine Anfrage wegen der von Kr. verlangten Biographie beantworteten, und ich habe Ihnen noch nicht dafür gedankt und überhaupt nichts wieder von mir hören laſſen. Außer einer phänomenalen ſommerlichen Trägheit habe ich nichts zur Entſchuldigung dafür vorzubringen, als daß ich die Zeit über mich meiſt in Ungewißheit über Ihren Aufenthalt befand. Jetzt aber wird es hohe Zeit, ein Lebenszeichen zu geben, zumal da ich wieder etwas zu fragen habe. Sie meldeten, daß Er »gar nichts« gegen meine durch Kr. angeregte

Absicht habe und sie durch viva voce erfolgende Berichtigung von etwaigen Irrtümern unterstützen wolle. »Ich besitze übrigens viel Material.« Daraufhin sagte ich Kr. Erfüllung seines Wunsches zu und schloß später einen Kontrakt mit ihm ab, laut dessen ich den ersten Band zum 1. Juli 1892 zu liefern verpflichtet bin, die andern in dritthalb Jahren. Seitdem habe ich nichts in der Angelegenheit gethan; wohl aber sind mir nachträglich Bedenken aufgestiegen, ob ich die Arbeit noch wagen soll. Werden Ihre Diktate nicht doch im Laufe der nächsten Jahre veröffentlicht? Dann selbstverständlich eodo majori und lasse meine Weisheit in der Mappe, da ich von ihr jetzt doch nur einen sehr eingeschränkten Gebrauch machen dürfte, also nichts Neues von Erheblichkeit zu bieten hätte und da gelegentliche Abweichungen in meinen Berichten wie absichtlicher Widerspruch aufgefaßt werden könnten. Blieben dagegen die Diktate, wie bisher mit Bestimmtheit anzunehmen war, bis zu einem von uns allen so fern als möglich, als irgend menschenmöglich weggewünschten Momente in der Verborgenheit, so fiele die überwältigende Konkurrenz des Riesen mit dem Zwerge weg, ja der Knirps könnte mit der ihm angebornen Frechheit vielleicht sogar hoffen, dem F. durch Sie die Bitte vortragen zu können, es möchte ihm erlaubt sein, Ihre Arbeit teilweise in die seine aufzunehmen, d. h. die Diktate in Varzin oder Friedrichsruh durchzulesen und einige Thatsachen und Gedanken mit Takt und Vorsicht zu exzerpieren. Erschrecken Sie nicht, lieber Freund. Warum sollte der F. nicht Nützliches, das er heute nicht selbst der Welt sagen will oder darf, durch einen andern mitteilen lassen? Der würde es natürlich nicht als höchsteignes Produkt, aber auch nicht zu merkbar und unzweideutig als von ihm eingegeben vorzubringen wissen, und zuletzt bliebe ja immer der streichende Bleistift bei der Durchsicht der Exzerpte und dann des druckfertigen Manuskriptes.

„Das sind vorläufige Bedenken und Wünsche. Habe ich einige Hoffnung, so besprechen wir das Nähere vielleicht Anfang Oktober, wo ich nach Berlin komme. Für jetzt, bitte, nur einige Andeutungen in der Sache. Ihnen geht es hoffentlich besser als im Juni, und der Sommer hat die schlimme Hand wieder einmal geheilt. Was haben Sie für Nachrichten von Gamaliel — Heaven's blessings on his head! Mir geht es befriedigend, und ich habe einige Be-

kanntſchaften von guter politiſcher Qualität gemacht, darunter den Reichstagsabgeordneten Goetz.[1]

Ever yours

B."

Buchers Antwort hierauf:

„Laubbach bei Koblenz, 1. September 1891.

Lieber Freund, Aus den Memoiren wird nie etwas werden, und wenn Er und ich noch zehn Jahre leben. Das Haupthindernis iſt ſeine »Faulheit«, wie Er ſelbſt ſich ausdrückt. Meine Arbeit kann ja nur darin beſtehen, das Chaos von Diktaten zu zerſchneiden und die Stücke zu Moſaikbildern zu vereinigen, außerdem ſeine Chronologie richtig zu ſtellen, die ganz unzuverläſſig iſt und natürlich die Kauſalverbindungen fälſcht. Was Er zu thun hat, iſt, die von mir hergeſtellten Kapitel und die einſchlagenden Briefe, die ich dazu gelegt habe, zu leſen, und dazu iſt er nicht zu bringen. Von den vierzehn Kapiteln, die ich ſeit dem September v. J. vorgelegt habe, hat er bei meiner Abreiſe von Kiſſingen eins ganz und eins nur zum Teil geleſen! In vier wichtigen Fällen habe ich ihn durch Richtigſtellung ſeiner Chronologie zu dem Geſtändnis genötigt, daß die Sache allerdings nicht ſo geweſen ſein könne, wie er ſie diktiert hatte, aber keine Erklärung herausquetſchen können, wie es denn ſonſt geweſen ſei. Ich bin der Verzweiflung nahe und wäre ſehr zufrieden, wenn meine Arbeit eingeſtellt und der ganze Wuſt an Sie ausgeliefert würde. Wie er darüber denken wird, weiß ich nicht; aber machen Sie immerhin den Verſuch.

„Schweninger, dem viel daran gelegen iſt, ihn zu einer ernſten zuſammenhängenden Thätigkeit zu bringen, beredete mich, nach Kiſſingen zu gehen, indem er verſicherte, er werde die beiden ſtörenden Elemente, J. D. und Herbert fernhalten; wir beide würden ihn allein haben, er werde dort ein neues Leben anfangen. Von alledem iſt nichts geſchehen; es war das alte Schlaraffenleben, tägliche Gaſterei und Kneiperei, und das Bad hat mir, wie ich vermutete, gar nichts genützt: die rechte Hand iſt dick geſchwollen, und erſt ſeit ich hier die frühere Kur wiederhole, iſt eine kleine Beſſerung bemerkbar. Anfang Oktobers bin ich jedenfalls in Berlin, obwohl

[1] Dr. Ferdinand Goetz in Leipzig-Lindenau.

Er den Wunsch aussprach, ich möchte von hier nach Varzin kommen, wo ich v. J. monatelang in meinem Zimmer zwölf Grad hatte und mich ruiniert habe.

Ever yours

B."

Meine Antwort auf diese Zeilen:

„Leipzig, 2. September 1891.

Lieber Freund,

Na das ist doch eine Promptheit in der Beantwortung, die mich tief beschämt, und der ich schon aus Neid sofort nacheifern muß. Haben Sie besten Dank dafür, zumal, da Ihnen bei der geschwollnen Hand das Schreiben schwer fallen muß. Möge Laubbach bald und gründlich helfen.

„Also die Memoiren werden aus bekannten Gründen nie fertig werden, sondern Material bleiben. Ihre Arbeit wäre mithin umsonst gewesen. Das wäre traurig, aber um so mehr Grund, wenigstens Teile davon vor dem Umkommen zu retten. Ehe ich aber an Gamaliel selbst die Ihrerseits bejahte Anfrage richte, muß ich mündlich mit Ihnen Rücksprache darüber nehmen, und aus Ihren Zeilen ersehe ich, daß dies am 2. oder 3. Oktober geschehen kann, da Sie dann in Berlin sein werden. Eher werde ich in der Sache nichts thun, schon weil ich vorläufig aus postalischen Rücksichten nicht nach V. an ihn schreiben möchte, obwohl ich nicht ohne Hoffnung bin, er werde sich von meinen Gründen überzeugen lassen, mir bei meinem sonst zweifelhaften Unternehmen mit den Diktaten unter die Arme zu greifen. Aber darüber und andres anfangs Oktober auf der Derfflingerstraße 22, I. Für heute nur schöne Wünsche von wegen der schlimmen Hand.

Truly yours

B."

Nach einiger Überlegung entschloß ich mich doch, dem Fürsten mein Anliegen schon jetzt vorzutragen, und ließ folgende Auseinandersetzung nach Varzin (eingeschrieben) an ihn abgehen:

„Hochverehrter Fürst,

Eurer Durchlaucht

erlaubt sich der ehrerbietigst Unterzeichnete folgende Anfrage und Bitte vorzutragen. In der letzten Woche des Juni war der Geh.

Kommerzienrat Kröner aus Stuttgart, Nachfolger der Cottaſchen Buchhandlung und Beſitzer der Münchner Allgemeinen Zeitung, bei mir und erſuchte mich, ihm eine Biographie Eurer Durchlaucht in drei Bänden zu ſchreiben. Da er faſt unmittelbar von Friedrichsruh kam und dort Sie und Geheimrat Bucher geſprochen hatte, ſo konnte ich annehmen, man wiſſe hier von ſeinem Anliegen an mich und billige es, und da er mir reichliche Zeit und vollkommne Freiheit der Auffaſſung und Darſtellung für die Arbeit zuſagte, ſo glaubte ich ihm Erfüllung ſeines Wunſches verſprechen zu dürfen, falls Eure Durchlaucht die Erlaubnis dazu erteilten. Ich erbat ſie darauf durch Bucher, dem ich dabei für den Fall Ihres Eingehens auf meine Bitte die Hoffnung ausſprach, ich werde bei meinem Verſuche mit Beiträgen über mir Zweifelhaftes unterſtützt werden, und empfing darauf umgehend die Antwort, er habe Ihnen mein Schreiben vorgeleſen, und ſie hätten erklärt, »gar nichts dagegen zu haben«, und es ſei Ihnen lieb, noch manche Irrtümer »vivâ voce« berichtigen zu können«. »Ich hätte übrigens viel Material.« Das ſchien zu genügen, und ſo ſchrieb ich an Kröner, um ihm das Buch definitiv zu verſprechen, und nachher ſchloſſen wir einen Vertrag ab, laut dem ich mich verpflichtete, das Manuſkript zum erſten Bande am 1. Juli 1892 abzuliefern, den Reſt innerhalb der nächſten zwei Jahre darauf. Seitdem habe ich nichts in der Sache gethan.

„Wohl aber ſind mir nachträglich ſchwerwiegende Bedenken aufgeſtiegen, ob ich die Arbeit überhaupt noch wagen ſoll. Eure Durchlaucht äußerten in einem Zwiegeſpräche, mit dem Sie mich letzten März in Friedrichsruh beehrten, daß Sie die Erinnerungen und Betrachtungen, zu denen Sie Bucher Material diktierten, aus verſchiednen Gründen, die Sie anführten, ſicher nicht in der nächſten Zukunft und überhaupt wohl nicht veröffentlichen könnten, und Bucher ſcheint der Meinung zu ſein, daß ſie ſogar nicht vollendet werden würden. Dieſe Anſichten können aber wechſeln, die Memoiren druckfertig und der Öffentlichkeit übergeben werden. Dann ſelbſtverſtändlich cedo majori und laſſe meine Weisheit in der Mappe, da ich überdies von ihr doch nur einen ſehr eingeſchränkten Gebrauch machen dürfte, alſo der Welt nichts oder wenig Neues von Erheblichkeit zu bieten hätte, und doch gelegentliche Abweichungen

meines Berichtes von dem andern unter Unverständigen als absichtlicher Widerspruch aufgefaßt werden könnten. Blieben die Diktate dagegen, wie man bisher mit Bestimmtheit anzunehmen hatte, bis zu einem von uns allen so fern als irgend menschenmöglich weggewünschten Momente in der Verborgenheit, so fiele die überwältigende Konkurrenz des Riesen neben dem Zwerge mit ihrer Lächerlichkeit für mich weg, ja ich könnte dann einigen Grund zu der Dreistigkeit haben, zu hoffen, ich dürfte mit Erfolg daran die Bitte um die Erlaubnis knüpfen, das von Eurer Durchlaucht jetzt oder auf immer der Öffentlichkeit Vorenthaltne teilweise in meine Arbeit aufzunehmen, d. h. die Diktate in Varzin oder Friedrichsruh durchzulesen und einige Thatsachen und Gedanken daraus mit Takt und Vorsicht für mein Buch zu exzerpieren. Ich weiß, ich bin mit dieser Andeutung sehr dreist, aber Eure Durchlaucht wollen mich mit dem ungewöhnlich weitgehenden Vertrauen entschuldigen, mit dem Sie mich wiederholt in solchen Dingen beehrten, und zugleich einen Blick auf den Umstand werfen, daß auf diesem Wege manche von den Bedenken wegzufallen scheinen, die nach Ihren Äußerungen die Veröffentlichung der Memoiren mit Ihrem Namen haben würde. Der Appetit wächst bei manchem mit dem Essen, viel Vertrauen erzeugt oft das Verlangen nach mehr Vertrauen, und so sagte ich mir in meinem Zweifel an der Ausführbarkeit der übernommnen Aufgabe: Warum sollte der Fürst Nützliches und für seine Geschichte Wichtiges, das er selbst jetzt nicht, ja vielleicht niemals der Welt sagen will oder kann, ihr nicht durch einen andern mitteilen lassen, von dem er versichert wäre, daß er es, uneigennützig, getreu und der Sprache mächtig, nicht als höchsteignes Produkt, aber auch nicht zu merkbar und unzweideutig als ihm von bestimmter Seite eingegeben vorbringen würde. Fänden darüber noch Zweifel statt, so bliebe zu ihrer Beschwichtigung ja immer der streichende oder bessernde Bleistift bei Ihrer Durchsicht der Exzerpte und dann des druckfertigen Manuskriptes.

„Hiermit empfehle ich meinen Plan, der vor allem von den beiden Gedanken ausgeht, daß die Diktate nicht umkommen sollten, und daß mein Buch sich nicht neben sie stellen dürfte, Eurer Durchlaucht geneigtem Wohlwollen. Geheimrat Bucher, dem ich ihn kürzlich mitteilte, äußerte sich günstig über ihn und empfahl mir

damit einen Verſuch bei Ihnen zu machen. Wollten Eure Durchlaucht mir die Ehre ſchriftlicher Antwort erweiſen, ſo würde ſie mich unter der Adreſſe meiner Tochter, Frau Margarete Urban, Leipzig, Albertſtraße 31, eine Treppe, ſicher erreichen. Eventuell bin ich auch zu mündlicher Rückſprache auf Wunſch jederzeit bereit. Wie Ihre Entſchließung aber auch falle, immer werde ich ſie ehren und ihr gehorſam ſein als

Leipzig, den 10. September 1891.

Eurer Durchlaucht
ehrerbietigſt ergebner
Dr. Moritz Buſch."

Nach Verlauf einer Woche, am 17. September, brachte der Briefträger folgende Antwort:

„Varzin, den 14. September 1891.

Ihr Schreiben habe ich erhalten und werde Ihrem Wunſche, das von Ihnen geplante Werk vor ſeiner Veröffentlichung durchzuſehen, gern nachkommen. Meine eignen Niederſchriften und Diktate kann ich aber noch nicht zur Verfügung ſtellen. Die Veröffentlichung des Inhalts iſt für jetzt weder direkt noch indirekt thunlich, dieſelbe würde, wenn indirekt, auch in ihrer Richtigkeit angefochten werden und Provokationen auf mein Zeugnis veranlaſſen.

„Eine kurze vorläufige Mitteilung, ſchriftlich oder mündlich, über Plan und Inhalt werde ich gern entgegennehmen.

v. Bismarck."

(Wahrſcheinlich von Chryſander geſchrieben, aber vom Fürſten eigenhändig unterzeichnet. Nicht der beſte Beſcheid, doch das „noch nicht" und das „für jetzt" laſſen hoffen.)

Ich antwortete darauf in der nächſten Woche:

„Hochverehrter Fürſt,
Eurer Durchlaucht

beeile ich mich, den Empfang Ihres Schreibens vom 14. d. M., das am 17. bei meiner Tochter eingegangen, aber, da ich verreiſt war, erſt heute in meine Hände gelangt iſt, ergebenſt dankend anzuzeigen. Mein Buch würde ſich dann allerdings nicht in Gefahr

begeben, neben den Memoiren zu erſcheinen, meine Bedenken jedoch, daß es ein Wagnis ſein würde, da ich mit der Wahrheit noch zu ſehr zurückhalten müßte, wollen nicht weichen, und ſo muß ich den Anfang der Arbeit, ja ernſtliche Gedanken an den Plan und Inhalt ſo lange aufſchieben, bis ich einen Weg um dieſe Schwierigkeit herum finde und ein Werk, das ſich zu ſchreiben und zu leſen lohnt, zu liefern hoffen darf. Vielleicht kann mir Bucher, den ich am 3. oder 4. Oktober in Berlin zu ſprechen erwarte, dazu einen Fingerzeig geben. Fände ſich ein Weg, ſo würde ſich auch der Plan mit den Hauptpunkten des Inhalts bald einſtellen, und ich würde denſelben — vielleicht am beſten mündlich — alsbald Eurer Durchlaucht Urteil unterbreiten, während ich jetzt, unentſchloſſen, ob ich überhaupt ans Werk gehen oder die Bearbeitung des Stoffes vertagen ſoll, allein ſagen kann, daß ich suum cuique zu geben beabſichtige, ſoweit meine Kenntnis reicht.

Leipzig, den 21. September 1891.

Eurer Durchlaucht
ehrerbietigſt ergebner
Dr. Moritz Buſch."

Am 5. Oktober machte ich in Berlin Bucher wegen der Angelegenheit einen Beſuch. Er war, als ich ihm das Konzept meines Briefes an Bismarck vorlegte, davon ſchon durch Schweninger benachrichtigt und meinte, ich hätte erſt mit ihm verhandeln ſollen, ehe ich meinen Wunſch dem Fürſten geſchrieben und mich dabei auch auf ihn bezogen hätte. So werde Bismarck glauben, er, Bucher, habe meinen Plan wegen der Memoiren veranlaßt. Meine Anſicht, Kröner ſei mit Wiſſen und auf Anregung des Fürſten wegen der Biographie zu mir gekommen, ſei irrig; Kröner habe (auf den Verlag der Memoiren hoffend) wahrſcheinlich vermutet, ich werde ihm mit einer ſolchen in andern Verlage Konkurrenz machen, und ſo ſich entſchloſſen, mich zu gewinnen und ſo ſich ſelbſt Konkurrenz zu machen.

In meiner Sache war nach dem Obigen anzunehmen, der Fürſt wollte wiſſen und unter Umſtänden ändern — vorausſichtlich viel ändern —, was ich über ihn und überhaupt zu ſagen in der Lage und vielleicht willens war. Daher der Antrag Kröners. Ich aber

konnte dann nicht, wie ich gehofft hatte, der Wahrheit und der Geſchichte dienen, alſo nur ein ſchales Buch ſchreiben. So erklärte ich Bucher, ich werde Kröner benachrichtigen, veränderte Geſundheitsumſtände verhinderten mich, unſerm Kontrakte nachzukommen, und ich bäte ihn, darauf zu verzichten. Dies geſchah von Leipzig aus am 11. Oktober, und ich wurde der Laſt und Sorge ledig.

1892 und 1893

Am 5. Januar 1892 war ich von früh elf Uhr an wieder eine Stunde bei Bucher in Berlin und fand in ihm ganz den lieben alten Freund, aber auch dieſelbe trübe Stimmung in Sachen der Memoiren wie das letzte mal, nur war ſie noch erheblich gewachſen. Er war inzwiſchen wieder eine Zeit lang in Friedrichsruh geweſen und zwar bis kurz vor Weihnachten und wollte, vom Fürſten eingeladen, nächſtens abermals dahin, obwohl ſein Chiragra ihm erſt am Sonntage vorher von neuem arg mitgeſpielt hatte und die Zuſtände und Ausſichten im Sachſenwalde ihm noch weniger als früher gefielen. „Seien Sie froh, daß Sie nicht an meiner Stelle ſind, bei den Memoiren,“ ſagte er. „Da arbeitet man in jeder Beziehung ohne Erfolg und Freude. Es iſt ein ganz hoffnungsloſes Abmühen und giebt nichts für die Geſchichte. Nicht nur, daß ſein Gedächtnis mangelhaft und ſein Intereſſe für das, was wir fertig haben, gering iſt — er hat bis jetzt nur wenig von meinen Paketen wieder durchgeſehen —, ſondern er fängt an, auch abſichtlich zu entſtellen, und zwar ſelbſt bei klaren, ausgemachten Thatſachen und Vorgängen. Bei nichts, was mißlungen iſt, will er beteiligt geweſen ſein, und niemand läßt er neben ſich gelten, als etwa den alten Kaiſer — — und den General Alvensleben — ich weiß nicht warum —, der [1863] den Vertrag mit Rußland abgeſchloſſen hat und bei Bionville kommandierte. Auch Falk wird jetzt gelobt, wahrſcheinlich weil er fürchtet, er würde ihm ſonſt darauf (es ſoll ja gar nicht in die Öffentlichkeit kommen) mit Enthüllungen antworten. Am Kulturkampf will er keine Schuld haben; auch hat er nichts gegen die Unfehlbarkeitsabſichten Pio Nonos gethan und ebenſowenig gegen Arnims ehrgeizigen Unfug, obwohl jedermann das Gegenteil weiß. Als ob nicht genug Licht um ihn und ſein Werk wäre, um über ſolche Schatten hinwegſehen zu können! Selbſt da, wo

ſeine Politik glänzend geglückt iſt, will er nichts davon wiſſen, z. B. von der Falle, die er Badinguet ſtellte, in der ſpaniſchen Sache.[1] Er verleugnete den Brief an Prim, bis ich ihn daran erinnerte, daß ich ihn ſelbſt dem General in Madrid überreicht habe, und daß die Welt jetzt durch Rothan (ſo verſtand ich den Namen, er kann aber Gramont gemeint haben),[2] hinreichend davon unterrichtet ſei.“*) Er ſprach bei der Gelegenheit nochmals von ſeiner Zickzackreiſe mit Salazar und ſeiner Audienz bei König Wilhelm in Ems. „Die ganze Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern — ſagte Bucher — war nach ihm (Bismarck) jetzt eine reine Privatangelegenheit des Hofes, bloße Familienſache geweſen, während er doch zugeſtehen mußte, daß ſie in einer Sitzung des Geſamtminiſteriums beraten worden iſt.“[3] — Ich gab mein Teil Erinnerungen dazu, bemerkte jedoch zuletzt, der Chef bleibe trotz alledem der große politiſche Genius und Erlöſer der Deutſchen; nur eigne er ſich nicht zum Hiſtoriker: er habe die Geſchichte der letzten Jahrzehnte dermaßen gemacht, daß man ſie ſeine Geſchichte nennen könnte, verſtehe ſie aber nicht zu erzählen. Er ſtimmte natürlich bei und fuhr dann in ſeinem Berichte über die letzten Wochen fort. Bismarck habe durchaus in den Reichstag gewollt, um gegen die Handelsverträge zu ſprechen. Vergebens habe man auf die Gefahr boshafter und flegelhafter Angriffe aus dem Richterſchen und Bebelſchen Winkel hingewieſen und ihn aufmerkſam gemacht, daß der Präſident jetzt auch ihn zur Ordnung rufen dürfe. „Da werde ich ihm ironiſch antworten,“ habe er lächelnd erwidert. Erſt Schweninger ſei es geglückt, ihm mit mediziniſchen Vorſtellungen die Idee auszureden. — „Hofmann von den Hamburger Nachrichten — fuhr Bucher fort — kommt alle Wochen und läßt drucken, was der Fürſt ihm ſagt, gleichviel ob es wohl bedacht iſt oder das Gegenteil.“ —

---

[1] Siehe oben S. 165 f.

[2] Von Gramont giebt es ein Buch La France et la Prusse, von Rothan ein Werk L'Allemagne et l'Italie, die beide dieſe Angelegenheit behandeln. Nach den G. u. E. II, 81 wird hier das erſte gemeint ſein.

*) Er erwähnte dabei auch die Regeſten Horſt Kohls, die er als „genau und meiſt verläßlich,“ wenn auch lückenhaft bezeichnete.

[3] In den G. u. E. II, 81 wird das „Miniſter-Conſeil“ im Schloſſe in Abrede geſtellt.

„Zu den Arbeiten für die Memoiren wird jetzt auch ein alter Kopist zugezogen werden, da Chrysander, dem ich meine Stenogramme in Übersetzung diktiere, mit andern Arbeiten zu überladen ist und das Abschreiben nicht mehr überwältigen kann.“ „Sie sollen den Söhnen als Vermächtnis bleiben, werden aber schwerlich veröffentlicht werden von ihnen“ — weil sie wissen, daß sie viele von der Welt erkennbare und leicht nachzuweisende Entstellungen enthalten und voll von ungerechten Urteilen über hervorragende Personen sind, z. B. über die meisten frühern Kollegen des Fürsten. Höchstens ließe sich einmal ein letztes Kapitel über die Vorstadien seiner Verdrängung und seines schließlichen Rücktritts drucken, über die sich Herbert reichliche und zuverlässige Aufzeichnungen gemacht hat, in die der alte Herr aber ebenfalls allerlei Ungenaues und Falsches hineinkorrigiert hat. — Die Frau Fürstin ist noch die alte. — Als ich nach der Tochter fragte, holte Bucher hinter dem grünen Vorhange seines Bücherregals eine Flasche alten Ungars hervor, den ihm die Gräfin Rantzau neulich aus Hamburg mitgebracht hat, und wir tranken ein Glas davon auf die Gesundheit der braven und guten Frau, die ihm immer eine Freundin gewesen ist. „Nicht zu vergessen unsern alten Herrn,“ sagte ich. „Wie stehts sonst mit ihm?“ „Unser alter Löwe ist wohl — versetzte er und bei Tische immer vergnügt; er ißt und trinkt, erzählt Schnurren und macht hübschen jungen Damen den Hof, wie der Jüngste.“

* * *

Wir sollten uns nicht wiedersehen. Am 12. Oktober 1892 starb Bucher,[1] nachdem er einige Monate entfernt vom Fürsten gelebt hatte. In der Illustrierten Zeitung (Nr. vom 29. Oktober) gab ich neben einem guten Bilde von ihm eine Skizze seines Lebens und Charakters.

Im nächsten Frühjahr ließ es mir keine Ruhe: ich mußte den Chef noch einmal begrüßen, und ich durfte es. Am 1. Mai, nachmittags ein Uhr dreißig Minuten kam ich in Friedrichsruh an. Chrysander mit einem Diener erwartete mich am Bahnhofe, und ich wurde ins Herrenhaus gebracht und in Nummer 4 einlogiert. Nach

[1] In Glion bei Montreux am Genfer See. Vgl. über Buchers letzte Reise und Ende Poschinger, Ein Achtundvierziger, III, 381 ff. 387 ff.

einem Imbiß, der das Frühstück nachholte, Spaziergang mit Chrysander, der mir dann in einem der Parterrezimmer Geschenke und prachtvolle Adressen aus Costarica und Kalifornien zeigte, die vor vier Wochen zum Geburtstage des Fürsten eingegangen waren. Vor dem Diner Begegnung mit dem alten Herrn im Kaffeezimmer, wo die Ahnenbilder hängen. Er hat sich wenig verändert. Muß mich zu ihm aufs Sofa setzen und bin „Büschlein" wie früher. Ob ich in der letzten Zeit was geschrieben habe und worüber? Klagt über Gesichtsschmerz, „der aber diesmal wohl von dem scharfen Morgenwinde beim heutigen Spaziergange kommt" — Bei Tische, wo die Fürstin, Gräfin Rantzau, Dr. Schweninger, Graf Herbert und der Reichstagsabgeordnete von Kardorff zugegen sind, ist mein Platz wieder rechts neben dem Fürsten, der liebenswürdig, lebhaft und aufgeräumt wie fast immer bei solchen Gelegenheiten ist.

Schweninger begleitete mich auf meine Stube, und wir sprachen von der Gesundheit des Fürsten. Er meinte, es stünde gut damit; „wenn er nur nicht soviel tränke" (d. h. bei Tische, gegen System und Vorschrift seines Leibmedikus). Die Rede kam auch auf Bucher: er ist an einem Blasenleiden gestorben und unter großen Schmerzen.

2. Mai. Früh elf Uhr meldete sich Schweninger bei mir ab, da er wieder fort wollte. Er bat um die Erlaubnis, sich sein Frühstück zu mir bringen zu lassen. Wir gedachten nochmals Buchers, den er sehr lobte. Der Doktor hat schon lange vor dem 15. März, „durch seine Verbindungen am Hofe," von der Absicht des Kaisers, sich Bismarcks zu entledigen, gewußt und es diesem auch mitgeteilt. Er fährt heute nach Hamburg und von dort nach Essen zu Krupp, dann nach Berlin zurück und hofft bald wieder hier zu sein, wo er mir mehr berichten will. - Von Chrysander um zwölf Uhr zum Fürsten gerufen, traf ich ihn allein im Eßzimmer, wo er mich erwartete. Ich gab ihm zunächst Poschingers drei Metallographien zurück, deren Abschriften, da „sie noch heute interessant sind," ich in einer Wochenschrift veröffentlichen soll. Nachdem ich das Gespräch auf Bucher gelenkt hatte, erwähnte ich dessen Mission nach Madrid und des Briefes an Prim, wobei ich ihn nicht im Zweifel ließ, daß ich durch den verstorbnen Freund über dessen spanische Reise bis ins einzelne genau unterrichtet sei, auch wisse, er habe einmal von dem Briefe an Prim nichts wissen wollen. Das risse

aber das ſchönſte Blatt aus ſeinem Lorbeerkranze u. ſ. w. Er erinnerte ſich bei dieſen Einzelheiten des Hergangs und Zuſammenhangs und ſtellte nichts mehr in Abrede.[1] Er ſchloß die Unterredung mit den Worten: „Wir reden darüber noch einmal. Sie bleiben ja doch noch, aber jetzt muß ich mit Kardorff ſprechen.“ Es fand ſich aber keine Gelegenheit, wieder über das Thema zu verhandeln. — Beim Frühſtück erſchien Kröner und ein andrer, der der Fürſtin eine Schüſſel mit großen Erdbeeren und gelben Roſen überreichte. Es iſt Jacoby, der frühere Redakteur der Münchner Allgemeinen Zeitung, jetzt für ſie in Berlin angeſiedelt. Es ſcheint, die Herren kommen von Hamburg. Nach dem Frühſtück gehen ſie auf des Chefs Einladung mit ihm auf ſein Arbeitszimmer. Außer ihnen waren beim Frühſtück noch zwei mir unbekannte Gäſte, Herren mit baltiſchem Dialekte und muſikaliſchen Intereſſen, wie ich ſpäter erfuhr, der Sänger Zurmühlen und ſein Begleiter, der Pianiſt Schmidt. Das Geſpräch war ein Konzert von Pieçen ſehr verſchiednen Charakters. Es handelte von nord- und ſüddeutſchen Schnäpſen, desgleichen von kurländiſchen, von Friedrich dem Achten, und ſeiner Unterredung mit Bismarck, von König Wilhelm, der in Wien erklärt hätte, nicht annektieren zu wollen,[1] vom Kronprinzen, der „nobel und wohlwollend, aber kein Politiker“ geweſen ſei. Dazwiſchen hörte man andre Themata: über den Kaiſer, der alte Märſche und alte Trompeten ohne Klappen wieder einführt, über Spontiniſche Opern, „in denen die Sänger Hörner überſingen mußten,“ zuletzt über das Offizierkorps des erſten Garderegiments mit ſeinem Zwang und ſeiner ſtrengen Lebensführung, „wie Mönche,“ ſagte der Fürſt, „Ertötung der Individualität nach dem Muſter des Regiments, wie bei den Jeſuiten Hoensbroechs. — Es gab übrigens früher unter ihnen keine Katholiken; jetzt ſind mehrere im Korps.“ — Er nannte einen oder zwei.

Bei Tiſche abends außer Jacoby, Kröner und den Tonkunſtbefliſſenen auch die Nachbarn aus Sachſenwaldau: Baron Merck und Gemahlin. Beim Kaffee empfiehlt der Kommerzienrat Kröner dem Fürſten einen baldigen Beſuch in Leipzig, den ihm der Oberbürgermeiſter Georgi als ſehr erwünſcht bezeichnet habe, und wo

[1] Siehe oben S. 165 und S. 331.

[1] Natürlich Schleswig-Holſtein.

man ihn mit allgemeiner Begeiſterung empfangen werde. — Kröner und ſein Begleiter reiſten in der Nacht ab, die Muſikanten früh, nachdem ſie am Abend noch muſiziert hatten, wobei der Fürſt auch zuhörte, ich aber bald abzog und mich zu Bette legte.

3. Mai. Früh Spaziergang. Im Garten des Landhauſes, oben in der Ecke am Wege nach der Station ein Sandſteinblock mit Inſchrift, von der Grotenburg am Standort des Hermannsdenkmals im „Teutoburger Walde“ vor kurzem dem Fürſten Bismarck gewidmet „von einem Deutſchen,“ einem Buchbinder aus Detmold, der zwar ſo wenig wie die Gelehrten mit Sicherheit wiſſen wird, wo der Teutoburger Wald war, aber wohl ſichrer als viele Gelehrte, daß Bismarck der Gründer des Deutſchen Reiches iſt. — Beim Frühſtück nur der Chef nebſt Gemahlin und Tochter, Chryſander und ich anweſend. Geſpräche: Über die Zeitungsnachricht, Rottenburg wolle den Fürſten beſuchen, wovon letzterer nichts weiß, und was ſchon deshalb zweifelhaft iſt, weil Rottenburg jetzt gerade mit der Hebung eines doppelt beträchtlichen Schatzes unabkömmlich beſchäftigt iſt: er hat ſich nämlich mit Miß Phelps, der Tochter des amerikaniſchen Geſandten, verlobt, einer jungen Dame, die zwei Millionen Dollars Vermögen hat. Dazu bemerkt der Chef, Mr. Phelps habe neulich an ihn geſchrieben und um eine Äußerung über die Weltausſtellung in Chicago gebeten, natürlich eine günſtige. Der Fürſt ſcheint aber dazu nicht geneigt. „Wenn ich aufrichtig meine Meinung abgeben ſoll — ſagte er —, ſo kann ich ihm nicht dienen. Dieſe Ausſtellungen haben wenig Wert für Induſtrie und Kunſt, mehr für Gaſtwirte und ihresgleichen. Sie ſind gut für gelangweilte Leute, die Senſation und eine neue Unterhaltung brauchen und Geld genug haben, das Bedürfnis zu befriedigen und ſich das Vergnügen zu gewähren.“ — Es wurde dann von dem Kaiſer und ſeinen nähern Freunden geſprochen. Der eine iſt nicht Baerſt, wie ich früher hier gehört hatte, ſondern ein General von Verſen. Die Rede kam auf die diplomatiſche Welt. — Ich erzählte noch vom König von Sachſen und ſeinem Wohlwollen für Bismarck,[1] und wie er

[1] König Albert ſprach bei der Anweſenheit des Fürſten in Dresden am 18. und 19. Juni 1892 in einem Schreiben ſein Bedauern aus, daß er ihn nicht empfangen könne und dankte ihm für den Segen, der durch den großen Kanzler auch in ſeine Arbeit gekommen ſei, vgl. Grenzboten 1893, 2 Quartal, S 239 f

unmittelbar nach deſſen Entlaſſung von Pillnitz in der Nacht und ohne Gefolge nach Berlin gereiſt ſei — wahrſcheinlich zu einer Beſprechung mit dem Kaiſer oder Caprivi, wie ein Mediziner, der damals die Stelle des Leibarztes in Pillnitz vertrat, mir erzählt hatte.

Als nach den Diplomaten auch — — erwähnt wurde, ſtellte ihn der Fürſt noch unter Caprivi und ſchloß: „Übrigens treibt ihn die Frau dazu an, denn er ſteht unter dem Pantoffel.“ Und von — — ſagte er: „Der ſchreibt ſogar in amtlichen Aktenſtücken fehlerhaftes Franzöſiſch, z. B. neulich noch nach Italien l'empereur et l'empereuse.“ — Ich meinte, es hätten ihm dabei vermutlich Confectioneuſe und Chartreuſe vorgeſchwebt.

4. Mai. Früh Brief von Jacobſen: er und Trojan kommen den Himmelfahrtstag zum Oberförſter und hoffen den Fürſten zu ſehen. Beim Frühſtück iſt die Baronin Merck zugegen, desgleichen ein Profeſſor Y., der dem Fürſten mit allerlei Fragen zuſetzt. Man erfährt bei dieſem Inquiſitorium u. a., daß „Dutken Sommer“ (bei Heſekiel), den ich bisher für ein ländliches Frauenzimmer hielt, von Rechts wegen generis masculini und zwar der Sohn des Paſtors in Reinfeld iſt, und daß er eigentlich Guſtav Sommer heißt. Dutken — Guſtel. Er wird vom Fürſten als blind, von der Fürſtin als muſikaliſch charakteriſiert. Y. notiert ſich dies und andres noch über Kotelette und Eierkuchen eifrigſt in ſein Taſchenbuch. Nochmals Phelps, Chicago und das Urteil des Fürſten über dieſe World-Fairs. Dann erzählt er von Prinz und Prinzeſſin Reuß in Wien. Sie hat in betreff ihrer Stellung zu den famoſen Erlaſſen („Uriasbriefe“[1]) geäußert: „Mein Mann dient, ich diene nicht.“ — Jemand brachte Ahlwardt aufs Tapet, und der Fürſt meinte: „Der hat auch ſein Verdienſt; er bringt Abwechslung in die langweilige Alltäglichkeit des Reichstages.“ — Zu dem guten Empfange des Kaiſers bei den Schweizern bemerkte er: „Die thun nichts umſonſt; den werden wir mit höhern Zollſätzen zu bezahlen haben.“ — Wir werden vom Profeſſor in Kenntnis geſetzt, daß er Vegetarianer iſt, und daß eine Krankheit ihn zu dem Glauben bekehrt hat. Ich erwähne der bevorſtehenden Ankunft des Redakteurs des Kladderadatſch

[1] Caprivis vom 9. Juni 1892. Die Frau Prinzeſſin Reuß iſt eine Tochter des Großherzogs von Sachſen-Weimar.

und ſeines Freundes Jacobſen. Y. fragt nach einem Blick in ſein Taſchenbuch nach Frankreichs Verhalten im Jahre 1866 und nennt dabei Mouſtier, deſſen Namen er Muſtieh ausſpricht. Der Fürſt korrigiert „Mutieh“ und erzählt dann: „Der erinnerte mich früher einmal im Geſpräche an Jena, drohend, da ſagte ich zu ihm: Reden Sie mir von Jena, ſo ſpreche ich Ihnen von Leipzig. Ich hätte auch Waterloo nennen können. Darüber hat er ſich dann bei Manteuffel beklagt, und der hat es dem Könige gemeldet; der aber gab mir recht.“ In der weitern Unterredung auf die damalige Politik der Italiener kommend, ſagte er: „Lamarmora war ſchuftig und von Frankreich bezahlt, Govone aber war anſtändig,“ was er beides ausführlich motivierte. Dann ſetzte er, vielleicht den publiziſtiſchen Aushorcher merkend, hinzu: „Das hätte ich Sybel auch nicht geſagt, wenn ich geahnt hätte, daß er es veröffentlichen würde. So auch andres andern guten Leuten nicht, zum Exempel meinem werten Freunde Blum, der ſehr indiskret berichtet und meiſt Falſches.“ Die Fürſtin macht zu dem „werten Freunde“ eine Gebärde, die begreiflich iſt, aber gewöhnlich nicht Wertſchätzung ausdrückt. Der Fürſt läßt eine Kruke vortrefflichen alten Korn kommen und ſchenkt ſich und mir davon ein.

Nachmittags vier Uhr kam der Profeſſor auf meine Stube, „um die nähere Bekanntſchaft des Herrn Nachbar“ zu machen, d. h. auch ihn für ſeine Zwecke de omnibus robus et quibusdam aliis nach allen Regeln der Kunſt zu interpellieren, dachte ich. Und ſo begab ſichs. Er ſchlug einen Spaziergang vor, ich nannte die Aumühle als Ziel, und wir waren noch nicht hundert Schritt auf dem Wege dahin gekommen, als er die von mir vermutete Ausbeutung mit ebenſoviel Unverfrorenheit als Vielſeitigkeit zu bewerkſtelligen begann. In der That, eine Wißbegierde, ſo naiv, als ob es nur ſo ſein müßte, obwohl wir uns erſt vor zwei Stunden zum erſtenmale geſehen hatten, und das Reſultat des Verhörs, wie beim Frühſtück, immer ſogleich im Taſchenbuch protokolliert. Welch ein Zungenpumpwerk! Bald da, bald dort ſondiert und gebohrt, geſchraubt und geſaugt. Erſt bei mir und über mich, dann über Bücher, was er als Beamter geweſen, was als Geſellſchafter u. ſ. w. Dann kam der Fürſt an die Reihe, darauf Ihre Durchlaucht, die Söhne, die Tochter, die Enkel. Was ich von Schweninger hielte?

Wie mir Lange gefiele, der beiläufig zuletzt auch beim Frühſtück erſchienen war. Kurz und gut, über Kind und Kegel, mit Gründlichkeit und Grazie in infinitum. Selbſt über die Baronin Merck ſollte ich Auskunft geben. Ob ich bemerkt hätte, daß ſie bei Tiſche verweinte Augen gehabt und ein paarmal geſchluchzt hätte, und ob ich wohl wüßte oder vermutete, warum? — Dafür knöpfte er ſich auch ungebeten und ungefragt ſelbſt auf, und ich erfuhr zum Lohne für meine Geduld allerlei, was ihm, und auch einiges, was mir wichtig zu ſein ſchien. Er ſoll für die Kölniſche Zeitung einen Nekrolog des Fürſten ſchreiben — ſchon jetzt? — er will über ſeinen Beſuch bei ihm berichten, wo? — er iſt voriges Jahr auch bei ihm geweſen, wenn ich ihn recht verſtand, in Varzin — und faſt zwei Stunden mit ihm ſpazieren gegangen. Sein Verleger iſt Grote in Berlin. Er iſt ſehr befreundet mit Aegidi, den er — wohl als Seelenverwandten — ausnehmend lobt, und von dem er behauptet, er habe ihm einmal ein Aktenſtück aus dem Archiv des A. A. zur Anſicht verſchafft. Er iſt Sänger und beabſichtigt, der Fürſtin etwas vorzuſingen u. a. m. Ich beantworte ſeine Fragen meiſt mit dem Bedauern, das nicht zu wiſſen, und wo dies nicht angänglich, mit der Sorte Wahrheit, die ſich peinlicher oder gefährlicher Neugier gegenüber allein empfiehlt· Sanheden ved modification,[1] und noch vor dem Diner nahm ich Gelegenheit, mit Chryſander über dieſen wunderlichen Heiligen zu ſprechen. Der kam aber gerade, um ihn zum Fürſten abzuholen. Ich dachte, Bucher hätte noch eine Weile mit dem Sterben warten ſollen Beim Diner empfiehlt Y. dem Fürſten, den er wieder emſig für ſein Notizbuch interviewt, dringend einen baldigen Beſuch in Süddeutſchland und am Rhein und macht es ihm ſehr lockend. Der aber entgegnet, er halte es jetzt mit dem Pfarrer Primroſe und ziehe die Reiſe aus dem braunen Bette ins blaue allem andern vor. „Wenn es aber — ſo fuhr er fort — doch dazu käme, ſo würde ich mir eine Rede ein für allemal zurecht machen und ſie auswendig lernen.“ Er knüpfte daran ein Erlebnis aus der Zeit des Erfurter Parlaments: „Da war einer, der häufig und gut ſprach, der hielt auch einmal eine Rede, die ich mit anhörte, und die mir gefiel. Als

[1] Wahrheit mit Modifikation, wie die Dänen ſcherzhaft die Lüge bezeichnen.

ich das aber einem Bekannten ſagte, antwortete er: »Da hätten Sie es erſt voriges Jahr hören ſollen; da war ſie noch viel ſchöner.«" Es folgte ein Geſpräch über die Wahl eines Gymnaſiums für den älteſten der drei Brüder Rantzau, und man erwähnte Brandenburg und Kottbus.[1] — Beim Kaffee ſpricht Y. von ſeiner Abſicht, ein Lied vorzutragen, und fragt, ob eine Dame ihn dabei begleiten wolle; es wird indeſſen abgelehnt.

Die Fürſtin kommt noch einmal auf die empereuse, und ich nehme die Gelegenheit wahr, die luſtige Hiſtorie von Profeſſor Weiße, dem Sohne des Leipziger „Kinderfreundes," zum beſten zu geben, die er ſelbſt vom Katheder erzählt hat. Der ſitzt, in Dresden zur Hoftafel befohlen, neben der Prinzeſſin Auguſte, und ſie fragt, wie er berichtet hat: Qui êtes vous? — Jo? ſage ich. — Oui. — L'archevêque de Merseburg (Er führte den Titel eines Domherrn von M.) „Sehn Se 's, meine Herrn, 's is Sie doch ſcheene, wenn man Franzeeſch kann."

6. Mai. Y. holt mich wieder ab, und wir machen eine Partie durch den Wald an der Landſtraße, die nach Möhnſen führt. Der Polyp ſetzt wieder einen neuen Saugnapf an: er will Aufſchluß über die Memoiren. Hat früher einmal (ich glaube, er ſagte 1891) den Fürſten vor einem großen Haufen von Foliobogen ſitzen ſehen. Ob ſie das wären? — Ich wußte das nicht, bezweifelte es aber. „Ich wollte nicht fragen," meinte der Gute. Beim Frühſtück arbeitete er wieder ganz wohlgemut an der Extraktion des Chefs. Er hatte die indirekte Warnung von den „indiskreten Freunden" offenbar nicht verſtanden oder hielt ordentliche Profeſſoren für ausgenommen.

Nachmittags kam Chryſander zu mir auf die Stube und bat mich, ihm von Leipzig aus meine Meinung über den Profeſſor und den „intimen Freund" mitzuteilen. „Es iſt meine Pflicht, Seine Durchlaucht vor Taktloſigkeiten zu bewahren," ſagte er — Taktloſigkeiten Dritter natürlich.

Nach dem Diner, an dem Mercks teilnahmen, gab es, als dieſe ſich entfernt hatten, im Kaffeezimmer eine Szene. Y., der Unermüdliche, richtete abermals eine Reihe von Fragen an den Fürſten, deſſen Zeitungsſtunde gekommen war, der ihm aber gleichwohl

[1] Der Knabe beſuchte dann die Ritterakademie in Brandenburg.

höflich ſtill hielt, bis er plötzlich — ich hatte nicht recht bemerkt, auf welche ſpezielle Stelle das Saugrohr ſich gerichtet hatte, es muß aber eine beſonders empfindliche geweſen ſein — verdrießlich auffuhr: „Solche Fragen ſollten Sie nicht thun, Herr Profeſſor: ich begreife nicht, wie man ſolche dumme Fragen ſtellen kann.“ Tableau! Eingeſchlagen! Einen Augenblick Stillſchweigen, dann wieder Unterhaltung mit den Damen über Gleichgiltiges, während der Chef ein Zeitungsblatt ſtudierte. Als Y. ſich erhob, um zu gehen, blinkte die Gräfin mir zu, als ſollte ich noch bleiben, und ich redete mit ihr und der Fürſtin noch über verſchiedne, meiſt heitere Dinge, indes der alte Herr ſeine Blätter weiter durchſah. Die Gräfin zitierte, leiſe ſingend, den Vers eines Niggerlieds: I had a dream the other night und ſagte mir, daß ſie meine Abſchrift der Sagen vom Glücke der Rantzau durch Bucher erhalten hätte, und daß alle ſie hübſch fänden. Mit Ihrer Durchlaucht beſprach ich Seidels Jorinde und Leberecht Hühnchen. Beiden berichtete ich in gutem Sächſiſch, wie Napoleon der Erſte nach der Schilderung des Gärtners von Dölitz ausgeſehen habe. Der wußte es nämlich von Anno Dreizehn her als Augenzeuge. „Na, wie ſoll er Se denn ausgeſehn ham? 'S war Se ä langer, därrer Kerl, hibſche weiß un rote Bäckchen, gäle Haare un Ringel in'n Ohren. Übrigens war er Se eegentlich ä gudes Luder, aber (die Spitze des Zeigefingers gegen die Stirn gerichtet) dumm, ſehre dumm!“ — Beim Abſchied küßte ich dem Chef zum erſten- und wohl auch zum letztenmale die Hand, und er ſagte: „Leben Sie wohl, lieber alter Freund, und laſſen Sie ſich bald wiederſehen.“

Sonnabend, den 6. Mai. Früh ſchickte die Fürſtin mit der im Hauſe üblichen Wegzehrung für abreiſende Gäſte eine ſchöne, große Orange für meine Enkelin. Dann brachten mich Chryſander und der Profeſſor an die Eiſenbahn. Von Leipzig aus erfüllte ich das Verlangen Chryſanders.

Am 9. Mai die verſprochnen Abſchriften an Mercks zur Poſt gegeben; am 14. den Brief an Chryſander abgeſandt. Und nun wollen wir eine Weile an andre Dinge denken. Gott beſchütze inzwiſchen unſern alten, teuern Herrn vor ſeinen neuen Freunden — vor den Geſchäftsfreunden. Sela!

Zunehmende Verſchlechterung im Befinden des betagten Verfaſſers hat die Möglichkeit weitern perſönlichen Verkehrs mit dem Fürſten ſeit dieſem letzten Beſuche ausgeſchloſſen. Wenn der Kanzler die von gewiſſer Seite berichteten unfreundlichen Äußerungen über Buſch wirklich gethan hat, ſo tragen daran wohl grundloſe Verdächtigungen die Schuld, wie die, die Buſch der Autorſchaft des im Hauſe Bismarck mit Recht ſehr übel vermerkten Artikels in Schorers Familienblatt über die angebliche Vernachläſſigung Buchers durch den Fürſten bezichtigte. Die Hamburger Nachrichten vom 31 Dezember 1892 (Penzler IV, 312 ff Poſchinger III, 244 ff.) wieſen dieſe Behauptung als einen Irrtum ſofort ſcharf zurück, Buſch ſelbſt hat weder den Artikel gekannt noch erfahren, wer der Verfaſſer ſei. Bismarcks wahre Geſinnung gegen den „lieben alten Freund“ und „Kriegskameraden“ zeigt ſich wohl darin, daß er ihm noch wenig Monate vor ſeinem Tode, am 26. Januar, mit eigenhändiger Namensunterſchrift zur goldnen Hochzeit gratuliert hat.

Die Herausgeber

Nachtrag der Herausgeber

Die Entſtehung des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes von 1879

Die Schriftſtücke über dies Bündnis, die uns die engliſche Ausgabe der Tagebuchblätter im dritten Bande gebracht hat, nach den Abſchriften der deutſchen Originale im vollen Wortlaute zu veröffentlichen, halten wir uns jetzt noch nicht für berechtigt, aber es kann ſelbſtverſtändlich niemand verwehrt werden, das, was die engliſche Überſetzung allgemein zugänglich gemacht hat, für die hiſtoriſche Erkenntnis zu verwerten. Wir thun dies auch an dieſer Stelle umſo lieber, je lebendiger uns daraus das Bild Kaiſer Wilhelms I. entgegentritt, in der einfach menſchlichen Charaktergröße des greiſen Herrſchers wie in der oft beinahe ſtarren Selbſtändigkeit ſeines Willens, die nur zu häufig unterſchätzt worden ſind und unterſchätzt werden.

Der Gedanke, ein enges völkerrechtliches Bundesverhältnis zwiſchen dem unter Preußens Führung geeinten Deutſchland und Öſterreich auf der Grundlage völliger Gleichberechtigung herzuſtellen, geht bekanntlich bis in die erſte Zeit von Bismarcks politiſchem Wirken zurück und wurde, man kann ſagen, noch auf dem Schlachtfelde von Königgrätz wieder aufgenommen, als der Streit um die Führerſchaft Deutſchlands entſchieden war, er beſtimmte daher auch Bismarcks Haltung bei den Verhandlungen von Nikolsburg. Im gewiſſen Sinne kam er dann nach dem Rücktritte Beuſts,[1] des Hauptträgers einer gegen die werdende deutſche Einheit gerichteten Koalitionspolitik, unter deſſen Nachfolger Graf Julius Andraſſy im Dreikaiſerbündnis zur Ausführung. Eine ganz neue Wendung trat ein, als nach dem Berliner Kongreſſe von 1878 in Rußland die panſlawiſtiſchen Strömungen, die den Kaiſer Alexander II. wider

[1] 8. November 1871.

ſeinen Willen ſchon in den türkiſchen Krieg hineingedrängt hatten, auch die Haltung des Zaren gegenüber Deutſchland zu beſtimmen anfingen und die Gefahr einer ruſſiſch-franzöſiſchen Koalition näher rückten. Den Antrieb zu einem entſcheidenden Schritte gab endlich der von Gortſchakow redigierte faſt drohende Brief Alexanders II. an Kaiſer Wilhelm I. aus Zarskoje Selo vom 3./15 Auguſt 1879, in dem ſich der Zar über die den ruſſiſchen Intereſſen angeblich feindliche Haltung der deutſchen Kommiſſare in den Verhandlungen über die Ausführung des Berliner Vertrags beſchwerte, ſie auf den perſönlichen Groll des Fürſten Gortſchakow zurückführte und vor den „verhängnisvollen Konſequenzen" warnte, die dies Verhalten für beide Länder haben könne, und die ſchon in der Haltung der Preſſe zu Tage träte.[1] Außerdem wußte man, daß Rußland in Frankreich ein Bündnis gegen Deutſchland vorgeſchlagen habe, allerdings abſchlägig beſchieden worden ſei. Beunruhigt dadurch griff Fürſt Bismarck, der am 21. Auguſt von Kiſſingen in Gaſtein eingetroffen war, den Gedanken eines Verteidigungsbündniſſes zwiſchen Deutſchland und Öſterreich umſo energiſcher auf, als der nahe bevorſtehende Rücktritt Andraſſys zur Eile mahnte, da das dieſem gewidmete Vertrauen ſich nicht ohne weiteres auf den Nachfolger übertragen konnte. Für einen beſonders ſichern Bundesgenoſſen hielt er allerdings Öſterreich nach ſeiner ganzen Zuſammenſetzung und ſeinen katholiſchen Traditionen keineswegs, aber für den erreichbarſten und willigſten, da es von der ruſſiſchen Politik mehr bedroht wurde als Deutſchland. So verabredete er mit Graf Andraſſy perſönlich am 27. und 28. Auguſt die Grundlagen eines „Defenſivabkommens," „jeden Angriff auf eins von den beiden Reichen gemeinſam abzuweiſen," auch dann, „wenn eines von einer dritten Macht angegriffen und Rußland mit dieſer kooperieren würde." Andraſſy meldete dies Ergebnis der Beſprechungen an Kaiſer Franz Joſeph nach Prag und wurde von dieſem am 30. Auguſt im Lager bei Bruck an der Leitha empfangen. Sobald auch Kaiſer Wilhelm zugeſtimmt hatte, ſollte der Vertrag feſtgeſtellt werden, von deſſen

[1] Im franzöſiſchen Urtext bei H. Kohl, 168 ff. Wegweiſer durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, vgl. G. u. E. II, 236. Es handelte ſich beſonders um Vorgänge in der Grenzkommiſſion in Novibazar.

„Nützlichkeit, ja Notwendigkeit“ Andraſſy umſo mehr durchdrungen war, je bedrohlicher ihm die Haltung Rußlands erſchien, ſolange er den Frieden Europas in den Händen Miljutins, Jominis und wohl gar Ignatjews ſah, obwohl er überzeugt war, daß Alexander II. perſönlich den Krieg nicht wollte. Auf dieſe Mitteilungen Andraſſys in einem Schreiben aus Schönbrunn vom 1. September antwortete Fürſt Bismarck am 3. September mit dem Ausdrucke des Dankes für Kaiſer Franz Joſeph und der Hoffnung, daß es gelingen werde, auch den Kaiſer Wilhelm zu gewinnen. Freilich ſei das nicht ſo leicht, da ihm bei der örtlichen Entfernung jede Möglichkeit einer perſönlichen Einwirkung auf ſeinen Herrn fehle und es dieſem „außerordentlich ſchwer“ werde, „zwiſchen den beiden Nachbarreichen optieren zu ſollen.“ Bisher habe der Kaiſer nur zugegeben, daß er in Wien ſeine Beſprechungen mit Andraſſy wieder aufnehme, aber nicht ſeine Genehmigung zu irgend welcher Abmachung erteilt, während er früher nicht einmal ſeine Reiſe über Wien habe zugeben wollen. Am 2. September habe er dem Kaiſer Bericht erſtattet, aber eine wirkliche Antwort darauf könne er nicht eher erwarten, als bis die beabſichtigte Zuſammenkunft mit Alexander II. vorüber ſei.

Denn während die beiden Staatsmänner an einem deutſch-öſterreichiſchen Bündnis arbeiteten, das ſeine Spitze gegen Rußland kehren mußte, hatte Kaiſer Wilhelm, von der alten Tradition und ſeinen Empfindungen für Alexander II., ſeinen Neffen, beſtimmt, einen ganz andern Weg eingeſchlagen, um die Spannung mit Rußland zu löſen. Zunächſt tief betroffen von jenem drohenden Briefe und den Rüſtungen Rußlands, war er doch durch eine freundliche Einladung, Offiziere zu den Manövern nach Warſchau zu ſchicken, und durch die gnädige Aufnahme des darauf entſandten Generals von Manteuffel wieder halb verſöhnt worden und verſuchte, ſei es ſelbſtändig, ſei es auf eine ruſſiſche Anregung hin, ſich perſönlich mit Alexander II. zu verſtändigen, obwohl ihm Fürſt Bismarck entſchieden abriet. Am 3. September traf er mit ihm in Alexandrowo (unweit von Thorn) zuſammen. Der Zar bedauerte ſeinen Brief, von dem niemand gewußt habe, kam aber dann auf ſeine Beſchwerden über die Haltung der deutſchen Preſſe und der deutſchen Kommiſſare im Orient zurück, durch die die Türken immer hartnäckiger geworden ſei, und meinte, Bismarck habe, verletzt durch das „dumme“ Zirkular

Gortſchakows von 1875, dieſe Stimmung auf Rußland übertragen, mit Unrecht, denn Gortſchakow ſei ein überlebter Mann, den er faſt gar nicht mehr konſultiere. Kaiſer Wilhelm wies dieſe Beſchwerden als unbegründet zurück, verſicherte namentlich, Bismarck denke über Rußland wie früher, eingedenk der Haltung Rußlands 1870, habe deshalb 1876/77 eine Koalition der Weſtmächte und Öſterreichs verhindert. Als der Zar ſich am 4. September von ſeinem Onkel verabſchiedete, beteuerte er, Graf Adlerberg, Miljutin und Giers hätten ſich ſehr erfreut darüber ausgeſprochen, daß nun die Mißverſtändniſſe aufgeklärt ſeien; nur über Öſterreichs Haltung 1877/78 war er unzufrieden, da die Abkunft von Reichſtadt die Beſetzung Bosniens nur unter der Vorausſetzung zugelaſſen habe, daß Öſterreich ſich irgendwie am Kriege beteilige, was dann ja unterblieb. An demſelben Morgen hatte Kaiſer Wilhelm noch Beſprechungen mit Adlerberg, Giers und Miljutin (dem Kriegsminiſter). Auch hier hob er einerſeits „ſehr beſtimmt“ die feindſelige Haltung der ruſſiſchen Preſſe hervor, die ſich hoffentlich nach den neuen ſtrengen Erlaſſen beſſern werde, da ſonſt „Zerwürfniſſe“ zu beſorgen ſeien, andrerſeits (gegenüber Miljutin) die ruſſiſchen Rüſtungen, die ganz Europa alarmiert hätten. Miljutin ſuchte dieſe Aufſtellungen damit zu begründen, daß die ruſſiſche Armee, die ſehr verzettelt ſei, einen „Kern“ brauche, der den europäiſchen Verhältniſſen gewachſen ſei. Zudem habe man Nachrichten, „daß ſich eine Koalition zwiſchen Öſterreich, England und vielleicht Frankreich bilde“; England wühle in Kleinaſien, und ein Konflikt im Orient ſei nahe. Kaiſer Wilhelm widerſprach dieſen Befürchtungen; ſobald nur erſt die Kongreßbeſchlüſſe vollſtändig durchgeführt wären, ſei kein neuer Krieg dort zu beſorgen, denn vor allem bedürfe die Türkei des Friedens.

Die ausführliche Darlegung dieſer Unterredungen, die während der Manöverreiſen in Oſtpreußen und Pommern aufgezeichnet wurden, begleitete Kaiſer Wilhelm, der inzwiſchen Bismarcks Denkſchrift vom 2. September erhalten hatte, am 10. September mit einem ausführlichen Schreiben an Fürſt Bismarck, das er erſt am 12. in Stettin beendete. Nach dem, was in Alexandrowo beſprochen worden, beſtünde eine Gefahr von ruſſiſcher Seite her nicht; da ſomit die Prämiſſen Bismarcks wegfielen, ſo könne er zu deſſen Projekte die Hand nicht bieten, nachdem er ſoeben ſich mit ſeinem perſönlichen

Freunde, nächſten Verwandten und Bundesgenoſſen in guten und böſen Zeiten freundſchaftlich ausgeſprochen habe. Und doch habe Bismarck ſchon mit Andraſſy davon geſprochen und ſogar dem Kaiſer Franz Joſeph Mitteilung machen laſſen! Gefahren möchten von Rußland vielleicht bei einem Thronwechſel drohen, aber ein ſolcher ſei doch nicht ſo nahe, und Bismarck ſelbſt habe immer vor Verträgen wegen bloßer Eventualitäten gewarnt. Bismarck möge nach Wien gehn und dort in pourparlers über die gegen eine etwaige feindliche Haltung Rußlands zu ergreifenden Maßregeln eintreten, aber zu irgend einem Abſchluß einer Konvention oder gar Allianz autoriſiere er, der Kaiſer, ſeinem Gewiſſen nach ihn nicht. Es ſei ihm ſehr ſchmerzlich, daß es ſcheine, als ob ſie zum erſtenmale ſeit ſiebzehn Jahren ſich nicht verſtünden, aber er ſei überzeugt, daß ein Verſtändnis zwiſchen ihnen wieder eintreten werde. Dieſer Hoffnung gab der Kaiſer auch in einem zweiten Schreiben aus Stettin vom 15. September Ausdruck, nachdem er ein Telegramm Bismarcks vom 7. September und einen weitern Bericht von ihm erhalten hatte. Bedenken machte ihm nur die (geheime) Konvention mit Rußland, die in Petersburg während des von ihm in Begleitung von Bismarck und Moltke dort abgeſtatteten Beſuchs (27. April bis 8. Mai) 1873 von Moltke und Barjatinsky abgeſchloſſen und von beiden Kaiſern, aber ohne Bismarcks Gegenzeichnung, unterſchrieben war und beide Mächte zur gegenſeitigen Unterſtützung gegen Angriffe verpflichtete. Ohne dieſes Petersburger Abkommen zu kündigen, meinte Kaiſer Wilhelm jetzt einen Vertrag mit Öſterreich nicht abſchließen zu können; andernfalls war er geneigt, Rußland den Beitritt zu einem ſolchen offen zu laſſen.

Mit großer Mühe gelang es dem Grafen Stolberg, Bismarcks Stellvertreter, den Kaiſer zur Genehmigung des beabſichtigten Vertrags mit Öſterreich zu bewegen; aber auch jetzt verlangte der alte Herr, daß dabei jede Möglichkeit ausgeſchloſſen bleibe, Öſterreich gegen Rußland zu unterſtützen (was doch der Kern des Bündniſſes war), indem er ſich auf jene Konvention von 1873 berief. Er nahm Stolberg den Handſchlag darauf ab, daß er mit niemand als mit Bismarck darüber ſprechen wolle. Auch nach der Genehmigung war er ſehr bewegt, ſagte, dieſer Entſchluß ſei ihm äußerſt ſchwer geworden, er habe doch geglaubt, Fürſt Bismarcks bewährtem Rate

folgen zu ſollen. Nach dem Vorſchlage Stolbergs, der darüber dem Reichskanzler aus Berlin am 17. September berichtete, ſollte daher bei dem Abkommen ein Zuſatz gemacht werden, wonach der Kaiſer an Alexander II. wolle ſchreiben können, er ſei von den friedlichen Eröffnungen Subarows (der zum ruſſiſchen Botſchafter in Berlin beſtimmt war) befriedigt und wolle als Beweis ſeiner Solidarität und Offenheit mitteilen, daß er im Begriffe ſtünde, mit Öſterreich einen Vertrag abzuſchließen, durch den die ſorgſame Pflege guter Beziehungen verſprochen und nur für Angriffsfälle gegenſeitige Hilfe zugeſagt würde.

Inzwiſchen hatte Fürſt Bismarck auch dem Könige von Bayern am 10. September Mitteilung von ſeiner Abſicht gemacht und von dieſem unter dem 17 September die Verſicherung vollſter Zuſtimmung erhalten, worauf er am 19. dankend erwiderte.[1] In Beſitz auch der Mitteilungen Stolbergs ſchrieb er am 20. September an Andraſſy, der Kaiſer habe ſein prinzipielles Einverſtändnis mit einer Konvention erklärt, vermöge deren ſich beide Mächte gegenſeitig verſprechen, auch ferner für die Erhaltung des Friedens und namentlich für die Pflege ihrer gegenſeitigen friedlichen Beziehungen mit Rußland einzutreten, in dem Falle aber, daß eine von ihnen von einer oder mehreren Mächten angegriffen werden ſollte, dieſen Angriff mit ganzer Macht gemeinſam abzuwehren. Er ſei alſo ermächtigt, eine Defenſivallianz bedingungslos und mit oder ohne beſtimmte Zeitdauer vorzuſchlagen, und bäte um eine mündliche Beſprechung. An demſelben Tage reiſte er nach Salzburg, am 21. September abends traf er, unterwegs auf allen Stationen mit ſtürmiſchem Jubel empfangen, in Wien[2] ein und hatte hier in den nächſten Tagen mit allen maßgebenden Perſönlichkeiten, dem Kaiſer Franz Joſeph, Andraſſy, Haymerle (dem bereits bezeichneten Nachfolger Andraſſys), Tisza u. a. mehr ausführliche Beſprechungen.

Am 24. September konnte der Vertragsentwurf in Schönbrunn unterzeichnet werden, am Abend desſelben Tags verließ Bismarck Wien, um nach Berlin zurückzukehren, wo er am Mittag des 25. eintraf.

Inzwiſchen hatte ſich Kaiſer Wilhelm zum Herbſtaufenthalt nach

---

[1] Vgl. G. u. E. II, 238 ff.

[2] a. a. O. 254 f.

Baden-Baden begeben. Da dem Reichskanzler die Rücksicht auf seine Gesundheit nach der angreifenden Gasteiner Kur verbot, persönlich dorthin zu gehen, so entsandte er am 29. September den Grafen Stolberg, um die Zustimmung des Monarchen zu dem Vertrage zu erlangen, dessen Text er ihm mit den Protokollen schon am 24. von Wien aus zugestellt hatte.[1] Der Kaiser wollte davon zunächst nichts hören. Er nannte in einem Briefe an Bismarck vom 2 Oktober den Abschluß einer Allianz, die sich ausdrücklich gegen Rußland richte, nach den Besprechungen von Alexandrowo und ohne Mitteilung in Petersburg eine „Illoyalität," verweigerte die sofortige Ratifikation des Vertrags und bezeichnete es als den einzigen Ausweg aus dem „Dilemma," in dem er sich mit seinem Gewissen und seiner Ehrlichkeit gegen Rußland befinde, daß man diesem sofort Mitteilung mache und es zum Beitritt auffordere, sobald es nämlich auf die Frage, ob es sich auf eine defensive Politik gemäß dem Berliner Vertrage auch gegenüber Deutschland und Österreich beschränken wolle, eine bejahende Antwort gegeben habe. Demgemäß wollte er manche wesentliche Abänderungen des Vertrages; namentlich sollte Österreich sein Versprechen zum Beistande auch auf Frankreich ausdehnen. Auch ein langes Telegramm Bismarcks vermochte den Monarchen in dieser seiner abweichenden Auffassung nicht zu erschüttern.

Um dem Kaiser entgegenzukommen, hatte Fürst Bismarck bereits am 29. September einen Vorschlag an Andrassy gerichtet, in welcher Weise etwa eine Mitteilung an Rußland möglich sei, ohne den Zweck des Vertrags zu gefährden. Andrassy verwarf jedoch (aus Schönbrunn vom 3. Oktober) jede Mitteilung vor der Unterzeichnung des Vertrags als bedenklich. Nachher könne ein vereinbartes Memorandum mitgeteilt werden mit der Erläuterung, daraus ergebe sich der rein defensive Zweck des Vertrags, dem Rußland jede Spitze abbrechen könne. Eine Notwendigkeit, auch den Text mitzuteilen, werde dann vermieden und müsse vermieden werden. Ehe er irgend eine Mitteilung vor der Unterzeichnung der Abmachung zugebe, wolle er lieber gar keinen Vertrag. Im letzten Augenblicke drohte dieser also noch zu scheitern. Es kostete noch einen harten Kampf

[1] In diesen Zusammenhang gehört wohl auch die im Bismarck-Jahrbuch I, 125 ff. mitgeteilte Denkschrift.

in Baden-Baden, ja Bismarck mußte ſogar im Einvernehmen mit dem Staatsminiſterium wieder die Kabinettsfrage ſtellen, um den Widerſtand des Kaiſers zu beſiegen.[1] Auch als dieſer ſeine Einwilligung gegeben hatte, fühlte er ſich, wie der in Baden verweilende Kronprinz, der mit dem Vertrage ganz einverſtanden war, aber auf ſeinen Vater keinen Einfluß hatte, dem Reichskanzler am 4. Oktober vertraulich mitteilte, „kreuzunglücklich“ und wiederholte fortwährend, er habe ſich durch ſeine Entſcheidung entehrt und ſei treulos ſeinem Freunde, dem Zaren, gegenüber geworden. Am 4. Oktober kehrte Graf Stolberg mit der Unterſchrift des Monarchen nach Berlin zurück, am 5. hielt das Staatsminiſterium unter dem Vorſitze des Reichskanzlers in dieſer Angelegenheit eine Sitzung, am 7. wurde das Bündnis von Andraſſy und dem deutſchen Botſchafter Prinzen Reuß in Wien unterzeichnet, am 15. Oktober 1879 auch von den beiden Kaiſern vollzogen Die Lage war in dieſem Augenblicke ſo geſpannt, daß man ſich in Berlin auf den Krieg mit Rußland gefaßt machte, und Ende Oktober der Feldmarſchall Moltke in Dresden erſchien, um dem König Albert von Sachſen, dem erprobten Führer der Maasarmee 1870/71, den Oberbefehl gegen Rußland anzubieten.[2] Um ſo berechtigter und notwendiger erſchien es, wenn Kaiſer Wilhelm dem Drange ſeines Herzens Genüge leiſtete, indem er am 4. November an Alexander II. ein ausführliches Schreiben als Begleitung einer Denkſchrift richtete, um ihn über die Entſtehung und die durchaus defenſive Abſicht des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes aufzuklären. Er verbarg ihm dabei aber keineswegs, daß die Haltung der ruſſiſchen Preſſe und die auffällige Verſtärkung des ruſſiſchen Heeres Europa noch immer in Unſicherheit halte, weil ſie die Befürchtung erwecke, es könne den Nihiliſten und Panſlawiſten doch noch gelingen, für ihre revolutionären Pläne die ruſſiſche Regierung mit fortzureißen. In dieſem Falle werde ſie allerdings dem gemeinſchaftlichen Widerſtande ihrer Nachbarn begegnen.[3] Zur Begründung des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes als einer völkerrechtlichen Wiederherſtellung des alten Deutſchen Bundes zum Zwecke gemeinſamer Verteidigung hatte Fürſt Bismarck in Varzin am 30. Oktober einen Entwurf aufgeſetzt, den

[1] G. u. G. II, 217 f.

[2] Grenzboten von 1893, IV. Quartal, S. 195.

[3] H. Kohl, Wegweiſer 178 ff.

der Kaiſer für ſein Schreiben wenigſtens in ſeinen Hauptgedanken benutzte. Alexander II. antwortete aus Livadia am 2./14. November mit dem Ausdrucke des Dankes für die Offenheit ſeines Oheims und der Freude darüber, daß nun die vollkommne Verſtändigung der drei Kaiſer wieder hergeſtellt ſei. Zugleich verſicherte er nochmals, daß die ruſſiſchen Rüſtungen keine Drohung ſein ſollten, und beteuerte, daß die panſlawiſtiſchen Beſtrebungen keinen Einfluß auf die Regierung ausübten, der Nihilismus aber mit allen Mitteln bekämpft werde.[1] Damit war die Spannung, die zum Kriege zu führen drohte, zunächſt gelöſt.

So hatte Fürſt Bismarck ſachlich ſeinen Willen durchgeſetzt, Kaiſer Wilhelm aber es erreicht, daß den Traditionen, an denen ſein Herz hing, und freundſchaftlichen Empfindungen für ſeinen Neffen inſofern Rückſicht getragen wurde, als er die in dem Bündnis liegende Spitze gegen Rußland möglichſt verhüllte und es ganz von Rußlands Haltung abhängig machte, ob ſie jemals hervortreten ſollte oder nicht. Für das Verhältnis zwiſchen Kaiſer und Kanzler, zweier in ihrer Art charakterſtarken Naturen, das ſich in fortwährenden Konflikten und Ausgleichungen bewegte und bewegen mußte, kann nichts bezeichnender, für die Empfindungen des Betrachters nichts ergreifender ſein, als dieſe Vorgeſchichte des deutſch-öſterreichiſchen Bündniſſes von 1879.[2]

Die Ausgeſtaltung des Zweibundes zum mitteleuropäiſchen Dreibunde kam erſt mehrere Jahre nachher durch den Beitritt Italiens am 2. Januar 1883 zu ſtande. Denn zu der Zeit, als der deutſch-öſterreichiſche Vertrag abgeſchloſſen wurde, und noch ſpäter hatte Fürſt Bismarck zwar wohl den Wunſch, das Königreich als Bundesgenoſſen zu gewinnen und in Gaſtein 1879 dem italieniſchen Miniſterpräſidenten Cairoli auch wohl angedeutet, daß Italien als dritter im Bunde willkommen ſei, aber unter dieſem radikalen Miniſterium,[3] dem erſten König Humberts (ſeit 1878),

[1] H. Kohl, Wegweiſer 180 ff.

[2] Kurz hat darüber der Fürſt einmal einem ſüddeutſchen Abgeordneten von Hölder erzählt. Poſchinger, Neue Tiſchgeſpräche und Interviews II, 100 f. Fürſt Bismarck und die Parlamentarier III, 6 f.

[3] Cairoli war ein alter Mazziniſt und Garibaldianer, einer der vergötterten „Tauſend von Marſala."

an deſſen Stelle erſt am 17. Mai 1881 das Kabinett Depretis-Mancini trat, erſchien Italien dem deutſchen Reichskanzler keineswegs als eine friedliebende und konſervative Macht. In einem Briefe an den Prinzen Reuß aus Varzin vom 28. Januar 1880 ſprach er die Meinung aus, von der der Botſchafter in Wien gelegentlich und vorſichtig Gebrauch machen ſollte, die öſterreichiſche Regierung möge, da die italieniſche Regierung die Irredenta zwar nicht gerade fördere, aber doch gewähren laſſe, die Vereine und die Preſſe in Öſterreich, die ein Intereſſe an der Wiederherſtellung des Kirchenſtaates und des Königreichs Neapel hätten, etwas mehr zu Wort kommen laſſen, um Italien gewiſſermaßen in die Verteidigung zu drängen, auch im deutſchen Intereſſe. Denn die gegenwärtige Haltung Italiens erſchien ihm als eine konſtante Ermutigung für die Kriegspartei in Rußland. Seit Jahr und Tag habe er den Eindruck, daß Italien geneigt ſei, ſich einer ruſſiſchen Kriegspolitik zur Verfügung zu ſtellen, wenn ihm Landgewinn und die adriatiſche Küſte dafür geboten würden. Die Beziehungen, die man zwiſchen den beiden Armeen, der italieniſchen und der ruſſiſchen, anzuknüpfen ſuche, und die Verſchiebung des Schwerpunktes der italieniſchen Armee nach Norden unterſtützten dieſen Eindruck nicht minder, wie die Wahrnehmungen bei Abſtimmungen der Großmächte unter ſich. Die Mächte, die den Frieden wollen, würden alſo ihre Rechnung in dieſem Sinne machen müſſen. Intereſſant wäre es auch, etwa vom päpſtlichen Nuntius (Jacobini) in Wien zu erfahren, wie die italieniſche Prälatur über derartige Schachzüge denke.

Die entſcheidende Wendung zu den mitteleuropäiſchen Mächten hin machte Italien, als die Entrüſtung über die franzöſiſche Beſetzung Tuneſiens im Mai 1881 das Miniſterium Cairoli zu Falle brachte und eine tiefe Kluft zwiſchen Italien und Frankreich aufriß. Im Oktober desſelben Jahres erſchien das italieniſche Königspaar in Wien, und am 2. Januar 1883 vollzog Italien ſeinen formellen Anſchluß an das deutſch-europäiſche Bündnis, das es von Rußland abrückte und es gegen einen Angriff von Frankreich her ſicher ſtellte. Das Feld für deutſch-feindliche Koalitionen, das Fürſt Bismarck immer weiter einzuengen ſtrebte, war wieder um einen anſehnlichen Raum verkleinert.

Anhang

Jugendideale — In den Kreiſen der Gothaner — Im ſchleswig-holſteiniſchen Kriege und unter den Auguſtenburgiſchen — Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig

Jugendideale

Olmütz hatte mich nach Amerika getrieben — der Niedergang der nationalen Hoffnungen und Beſtrebungen, die in den Jahren 1848 bis 1850 ihr Ziel erreichen zu wollen ſchienen. Nicht minder aber hatte mir den Aufenthalt daheim die Reaktion verleidet, die ſeit dem Frühling von 1849 über die demokratiſchen Freiheitsideale der Deutſchen hereingebrochen war.

Schon auf der Dresdner Kreuzſchule hatte ich einer Burſchenſchaft angehört, die nach der üblichen träumeriſchen Weiſe, heute in Proſa, morgen in Verſen, für jene Ideale ſchwärmte und ſich für ſie zu kämpfen vorbereitete. Ein früherer Leipziger Burſchenſchafter, Dietſch von Annaberg, damals Hilfsarbeiter bei einem Dresdner Sachwalter, ſpäter Mitglied der äußerſten Linken in der Paulskirche, zuletzt Redakteur eines radikalen Blattes in St. Louis, nahm ſich unſrer bei dieſen Beſtrebungen an und vereinigte die Begabtern und Eifrigern zu einem „Kränzchen," wo er ſie auf ſeine Art zu bilden und aufzuklären verſuchte. Alte Studenten von der „Kochei" in Leipzig und vom „Burgkeller" in Jena, die uns von Zeit zu Zeit beſuchten, thaten in dieſer Richtung ebenfalls das ihrige. Die Schriften von Rotteck und Welcker, dann Ruges „Halleſche Jahrbücher," die Brüder Bauer, Feuerbach, andre Junghegelianer, dazwiſchen Thomas Paines „Menſchenrechte," zuletzt die flammenden Phraſen der Herweghſchen Dichtungen förderten weiter. Unfähig, den Gedankenkreis, in den ſie hineinführten, an der Erfahrung zu prüfen, ſchwor man auf die Worte der Meiſter, auch wo man ſie nur halb oder gar nicht verſtand, eignete ſich ihre Redensarten an und „überwand Standpunkte" mit ihnen, was das Selbſtgefühl ſteigerte und die Unklarheit des Gemiſchs, das aus allen dieſen Einflüſſen entſtanden war, nicht verminderte. Nur radikaler war man geworden oder, wie es in dieſen Tagen hieß,

„geſinnungstüchtiger“ und, wenigſtens der Form nach, minder ſentimental. Hatte es früher genügt, einen Politiker als pflichttreu zu verehren, wenn er der Regierung widerſprach und Hinderniſſe in den Weg legte, ſo mußte er jetzt, wenn er Anſpruch auf volle Hochachtung haben ſollte, Republikaner ſein und nebenbei von Prinzips wegen die Kreuze aus der Erde reißen und zu Schwertern umſchmieden wollen. Hatte man ſich anfänglich an „Freiheit, die ich meine,“ erbaut, dem „lieblichen Engelsbild,“ das „ſeinen Reigen nur am Himmelszelt führte,“ ſo ſang man jetzt, freilich ohne ſich Praktiſches dabei zu denken: „Im Myrtenzweig will ich tragen das Schwert wie Harmodius und Ariſtogiton,“ und ſah in Danton und Robespierre, freilich ohne deren wahren geſchichtlichen Charakter zu kennen, Heroen, die als Vorbilder dienen konnten.

Auf der Univerſität hatte dieſe Verſtandes- und Gemütsverfaſſung keine weſentliche Änderung erfahren. Neben meiner Fachwiſſenſchaft und ſtudentiſchem Sport trieb ich während dieſer Jahre in der innern Verbindung der Leipziger Markomannia ungefähr wie auf der Schule Politik und — eine Zeit lang unter der Leitung Wuttkes, des demokratiſchen Querkopfs — Geſchichte, lernte aus Broſchüren und Zeitungen etwas mehr von den Verhältniſſen draußen und von dem kennen, was die Agitation für einen Umſchwung darin vorhatte, freute mich an den Siegen, die die Liberalen gelegentlich in den kleinen deutſchen Landtagen erfochten, und an den theatraliſchen Demonſtrationen, die außerhalb davon von den Führern in Szene geſetzt wurden, und erhoffte inbrünſtig den baldigen Anbruch der Zeit, die uns vergönnen ſollte, Größeres zu ſehen und dabei zu helfen.

Nachdem ich meine Studien beendigt hatte, war ich in Leipzig in Verbindung mit den Leuten geblieben, die vorher bei den Markomannen als ältere Freunde und Mentoren gewirkt hatten. Allwöchentlich nahm ich an den Beratungen der famoſen Sonnabendsgeſellſchaft in Stolpes Reſtauration, wo Robert Blum und Ruge den Vorſitz führten und ihre politiſche Weisheit vortrugen, als lernbegieriger Zuhörer teil. Mit Jäkel, der ſich St. Juſt zum Muſter gewählt und ſich durch ſeinen blauen Rock bei der Dresdner Cour einen Namen gemacht hatte, ſchloß ich Freundſchaft. Nach den Märztagen von 1848 genoß ich im „Vaterlandsvereine“ weitere

Ausbildung und hatte hier eines Tages die Genugthuung, enthuſiaſtiſch mitzujauchzen, als Georg Günther die bis dahin in dieſem Kreiſe unerhörte Kühnheit hatte, öffentlich zu bekennen, daß die Republik zu erſtreben ſei, wenn es beſſer werden ſolle. Blum ſtarb für mich als Märtyrer der nationalen Idee. Nur ein Zufall — vielleicht eine Fügung — verhinderte, daß ich mich am Dresdner Maikampf mit den Waffen beteiligte.

Die Reaktion hatte mich nicht zu bekehren vermocht. Ich blieb vorläufig ſchwarzrotgoldner Republikaner, begriff aber allmählich, daß die hierzu gehörigen Ideale ſich in Deutſchland bis auf weiteres nicht verwirklichen ließen, und da ich mich von ihnen nicht zu trennen vermochte, reifte nach und nach der Entſchluß, ſie mit Abſtreifung des Schwarzrotgold anderswo zu ſuchen. Diesſeits des großen Waſſers war es – ſo wähnte ich — mit der Hoffnung auf deutſche Einheit, die ich mir nur in rein demokratiſcher Form vorſtellen konnte, für meine Lebenszeit aus; jenſeits — ſo träumte ich — blühte wenigſtens die Republik und trug gute Früchte, darunter auch goldne.

So reiſte ich im Juni 1851 von Leipzig über Bremen nach der Neuen Welt ab. — — —

Buſchs Erlebniſſe in Amerika hatten folgenden Schluß:

Für mich war die Moral der Sache die Überzeugung, daß die unbeſchränkte Selbſtregierung, die reine Demokratie, wie ſie ſich in Amerika ausgeprägt hat, der Kirche und namentlich dem Stande der Geiſtlichen nicht geſund iſt, und die Ahnung, daß meine bisherige Anſicht, nach der die Republik die allein ſeligmachende Staatsform war, ſich auch vom weltlichen Standpunkte aus am Ende anfechten laſſen könne, wenn man mit Menſchen gewöhnlichen Schlags und nicht mit Idealen rechnete

Es war der Anfang zur Aufklärung und zur Bekehrung zu realiſtiſcherer Auffaſſung politiſcher Dinge.

Die Umwandlung meiner Vorſtellungen von dem Segen, den eine Republik über ihre Bürger verbreiten ſollte, machte weitere Fortſchritte an andern Erfahrungen. Ich lernte die engliſche und die deutſche Preſſe verſchiedner Staaten des Weſtens kennen und begegnete dabei wiederholt mit Verdruß und Widerwillen Proben des niedrigen Bildungsſtandes, des verleumderiſchen Geiſtes und des ordinären Tons, die namentlich die Blätter charakteriſierten,

die die öffentliche Meinung unſrer Stammgenoſſen in Ohio und Miſſouri vertraten. Zum Erſchrecken roh waren die Demonſtrationen bei den Aufzügen, die die demokratiſche Partei während der Wahlen in Cincinnati veranſtaltete. Gar nicht angenehm empfand ich ferner die Anwendung des Grundſatzes der Gleichheit aller von ſeiten der niedern Schichten der Geſellſchaft, die Unverfrorenheit und Anmaßung, mit der ſich Leute dieſer Klaſſe dem ihnen völlig Fremden an öffentlichen Orten, im Eiſenbahnwagen und in der Kajüte des Dampfbootes aufdrängten. In mehr als einer Beziehung ſah die Freiheit, wie ſie von der herrſchenden Majorität in der Legislatur verſtanden wurde — ich denke hier unter anderm an die Geſetze in betreff der Sonntagsheiligung und des Verkaufs geiſtiger Getränke —, der ärgſten Tyrannei aufs Haar ähnlich. Selbſt wenn man von dem, was den Parteiführern und Landesvertretern in den Zeitungen und Volksverſammlungen nachgeſagt wurde, die Hälfte als Übertreibung oder Erfindung ihrer Feinde abrechnete, blieb an ihnen noch ein reichlicher Reſt von Untugend und Schande aller Art, Ränkeſucht, Heuchelei, Verlogenheit und Beſtechlichkeit hängen, und ſelbſt die Reden und Handlungen der vornehmſten unter ihnen unterlagen dem Verdacht ſelbſtſüchtiger Beweggründe. Der durchgehende Wechſel in der Beſetzung aller Beamtenſtellen endlich, der die Folge jeder Wahlſchlacht auf dem Gebiete der obern Regierungs- und Verwaltungsbehörden war, machte die Republik auch nicht zum Gegenſtande der Verehrung. Der kurze Dienſt konnte nicht zu genügender Routine und Erfahrung verhelfen Ein ungeheurer Schwarm von Strebern und zünftigen Politikern, die einer Partei nur angehörten, um ein Amt zu gewinnen, war erzogen worden. Die geringe Dauer der Anſtellung veranlaßte zu raſcher Ausbeutung derſelben nach dem Sprichworte: Wer im Rohre ſitzt, ſchneide ſich Pfeifen. Gewiß, es war nicht die ideale Republik, der vollkommne Staat, was ich vor mir ſah, es war nicht die Bändigung und Beſchränkung des Egoismus und deſſen Nutzbarmachung zum Heile aller, es war ungefähr das Gegenteil davon, und wenn ich anfangs im Hinblick auf die ungeheure materielle Entwicklung der Union die moraliſchen Mängel ihrer Zuſtände entſchuldigte und von der Zukunft beſſeres hoffte, ſo ſchwand die Neigung hierzu vor neuen Beobachtungen und Erlebniſſen mit jeder Woche mehr.

Auch die Erfahrungen, die ich unter den deutſchen Flüchtlingen von 1849 machte, gefielen mir wenig. Die einen von dieſen Herren, die damals in Frankfurt, in Baden und Sachſen die Republik hatten aufrichten wollen, waren im Grunde Partikulariſten, die ihren Kantönligeiſt hinter der Phraſe „Vereinigte Staaten von Deutſchland“ verbargen, die andern Kosmopoliten, denen das Vaterland weit unter dem ſtand, was ſie Freiheit nannten, wieder andre eingeſtandnermaßen Anarchiſten, die nur verneinten, und denen die Revolution Selbſtzweck war Kaum einer hatte ſich die Fähigkeit bewahrt, die Verhältniſſe, wie ſie ſich nach ſeiner Entfernung von daheim in Deutſchland und in Frankreich, ihrer Haupthoffnung, geſtaltet hatten, einigermaßen zu würdigen und in ſeiner Berechnung der nächſten Zukunft zu veranſchlagen. Es paßte ja nicht in die Doktrin und Theorie, die ſie mit über die Grenze genommen und getreulich bewahrt und gepflegt hatten. Die meiſten nahmen es übel, wenn man ihnen andeutete, daß ſich die Lage der Dinge drüben inzwiſchen vollſtändig verändert hatte und die Stimmung der großen Maſſe der Bevölkerung gleichfalls Manche wurden darüber ſogar mißtrauiſch gegen den, der Zweifel äußerte, wenn ſie ihre Chimären von baldiger triumphierender Rückkehr nach Europa entwickelten, und ihr Argwohn verſtieg ſich dann zuweilen zu grober Bedrohung des vermeintlichen Sendlings der reaktionären Regierungen. Beinahe überall endlich begegnete man Leuten, die ſich ſelbſt und das, was ſie geleiſtet, erheblich überſchätzten

In Newyork hatte ich bald nach meiner Ankunft durch Zufall Blenker kennen gelernt und von ihm ſofort den Rücken geſehen, als ich mir einen leiſen und unmaßgeblichen Einwurf gegen ſeine Meinung erlaubte, daß es noch in dieſem Jahre zu einer neuen Revolution in Süddeutſchland und zur Eroberung auch des Nordens für die Republik kommen werde. Struve, den ich dort als Kurioſität beſuchte, war noch mehr oder, wenn man will, noch weniger als der komiſche Sanguiniker und der in Schrullennebeln umherfahrende Geiſt, den ich in ihm erwartet hatte. Der Zank zwiſchen ihm und dem maßlos eingebildeten Heinzen hatte den höchſten Grad der Widerwärtigkeit erreicht. Im „Kaiſer Napoleon“ zu Cleveland ſprach ich Barrikadenmänner aus Sachſen, die der Überzeugung lebten, daß auch der Yankeerepublik eine Revolution bevorſtehe. In der erſten

Woche des November erſchien in Cincinnati Gottfried Kinkel, um als Koſſuth en miniature das Volk für die intervention for non-intervention*) zu ſtimmen und nebenher im Auftrage der Londoner Emigration Beiträge zu ſammeln, mit denen die Speſen einer neuen deutſchen Revolution beſtritten werden ſollten. Er durchzog mit dieſen Abſichten und offenbar in der Meinung, jene Londoner Emigration und die amerikaniſche repräſentierten das deutſche Volk, einen großen Teil der Union und kam auch nach Miſſouri und Illinois, wo ich ihm in St. Louis und Belleville wieder begegnete. Eine ſtattliche Erſcheinung, ein formgewandter Redner, augenſcheinlich überzeugt und begeiſtert von der Möglichkeit der Unmöglichkeiten, die er vortrug, fand er bei den deutſchen Gemeinden im Weſten viel Beifall und Zulauf, und ſelbſt eine Anzahl von Amerikanern ſchien ſich für ihn und ſeine Sache zu intereſſieren. Doch erkannte man mit guten Augen bald, daß die Teilnahme der letzten entweder auf dem Gefallen des Yankees an allem Senſationellen und Aufregenden oder auf der Abſicht beruhte, ihn für ihre Parteibeſtrebungen zu benutzen, die Gelegenheit, ſich ſelbſt auf das Piedeſtal zu ſtellen, die ſein Auftreten bot, zu ergreifen und ſich den deutſchen Mitbürgern durch Mitſprechen in deren Sinne für die nächſten Wahlen zu empfehlen. Die „Intervention für Nichtintervention“ war eine Phraſe und blieb das ſelbſtverſtändlich. Die Kaſſe, die Kinkel und ſein Begleiter Hillgärtner zum Empfang von opferwilligen Beiſteuern für eine große Revolution mit ſich führten, ſah ſolcher Opfer — ebenfalls ſelbſtverſtändlich — nicht einmal ſo viel, daß man davon einen Putſch im Schweizerſtil hätte ins Werk ſetzen können.

„Die Kinkeliade — ſo ſchrieb ich in Cincinnati in mein Tagebuch — iſt im vollen Gange. Alle Hebel ſind in Bewegung geſetzt, alle Hähne aufgedreht, alle Regiſter gezogen. Laut brüllen die Zeitungslöwen. Ein ſinnebetäubendes Debattieren, Organiſieren, Pokulieren und Bramarbaſieren klingt durch die deutſchen Bierhäuſer. Meetings männlichen und weiblichen Geſchlechts beſchließen, daß Germanien frei werden muß wie Kolumbien, das glückliche

*) Einſpruch der Vereinigten Staaten gegen jede Einmiſchung der monarchiſchen Nachbarn einer europäiſchen Nation, die bei ſich die Republik einzuführen gewillt ſind.

Lande. Schon hat Apotheker Rehfuß bare hundert Dollars auf den portabeln Altar des Vaterlandes gelegt, den der Sekretär des Agitators im Koffer mitgebracht. Drei amerikaniſche Litteraten haben ſich für die zukünftige deutſche Republik erklärt und werden alles, was in ihren Kräften ſteht, zu ihrer baldigen Errichtung thun. Der Mayor von Porcopolis*) hat ſie durch eine Viſite bei Kinkel ſtillſchweigend im voraus anerkannt. Das Gerücht verbreitet ſich, daß dreizehn von den Teilnehmern an dem Fackelzuge, der geſtern zweitauſend Mann ſtark durch die ſtaunenden Straßen paradierte, ſich zu einer Kompagnie zuſammengethan und auf der Stelle die nötigen fünf Offiziere gewählt, auch bereits die große Trommel beſtellt haben, die ihnen als Regulator ihrer Schritte bei der Eroberung Deutſchlands für den Londoner Revolutionsverein und die Rugeſche Philoſophie vorangetragen werden ſoll. Alles iſt ſo weit im beſten Zuge. Der Berg kreißt — auch die Maus, die er gebären wird, ſteckt ſchon den Kopf aus dem Loche."

Ähnliche Ketzereien vertraute ich meinem Notizbuche in St. Louis und in Belleville an. Am beſten nahm ſich bei dem Redeſchmaus, der im Courhauſe des letztgenannten Städtchens veranſtaltet wurde, Hecker aus, der ſich mit ſeiner Farm auf der benachbarten Prairie dazu eingeſtellt hatte. Weniger behagte mir tags darauf mein alter Freund und Lehrer in der Staatskunſt, Dietſch von Annaberg, mit ſeiner Antwort auf die Bemerkungen, die ich in betreff dieſer Beſtrebungen gegenüber den damaligen deutſchen Zuſtänden und Stimmungen fallen ließ. Sie waren nicht ermutigend, liefen vielmehr auf den beſcheidnen Rat hinaus, man möge lieber ſeinen Frieden mit der Wirklichkeit machen, als ferner Träumen nachhängen. „Höre mal — ſo erwiderte er —, weißt du wohl, daß du mir verdächtig vorkommſt? Dieſer Tage haben wir die Namen und das Signalement von ſechs Spionen und Werbern veröffentlicht, die die Reaktion, wie uns aus London gemeldet wird, hierher geſchickt hat, um unter uns zu kundſchaftern und die Leute zu entmutigen. Ich traue nicht, du biſt am Ende auch ſo einer. Aber nimm dich in acht, es koſtet mich nur drei

*) Spitzname Cincinnatis, hergenommen von ſeinen großen Pökelſchweinefleiſchfabriken.

Zeilen in der Tribune, und an demſelben Tage noch wirſt du in deinem Hotel in beſter Form gemobbt.“

Die Republik, in die ich ausgewandert war, ſah im Leben weſentlich anders und viel weniger einladend aus, als in den Büchern, die mich zu ihr geführt hatten. Und dieſe Flüchtlinge, dieſe Pſeudopolitiker mit ihren Illuſionen, ihrem engbegrenzten Geſichtskreiſe, ihrem unpraktiſchen Weſen, ihrem unduldſamen Fanatismus, dieſe Leute, die allerdings zum Niederreißen und Umſtürzen das Zeug zu haben ſchienen, auf die Frage: Was dann? aber nur unbeſtimmte Antwort zu geben wußten, und die überdies untereinander in arger Spaltung und bitterm Hader lebten, hatten die Geſchicke Deutſchlands in die Hand nehmen wollen und dachten noch jetzt daran! In der That, ſo ſagte ich mir, die Republik, die ſie geſchaffen hätten oder ſchaffen würden, wäre das Chaos und könnte ohne ſchweren Schaden für alle nicht vier Wochen Beſtand haben, ſie wäre die Karikatur der amerikaniſchen.

Ich hatte in Amerika den Glauben an das eine meiner politiſchen Ideale verloren, und damit war der an das andre wieder aufgelebt. Das Vaterland konnte auch, es konnte beſſer unter nicht republikaniſcher Form einig und groß werden. Dieſer Glaube, noch unklar zwar, aber doch ſchon beſtimmend, wies mich nach Hauſe, und im Februar 1852 folgte ich der Weiſung.

In den Kreiſen der Gothaner

Zu den Blättern, in denen ich nach der Rückkehr in die Heimat meine amerikaniſchen Beobachtungen verwertete, traten zuletzt, im Spätherbſt 1852, auch die Grenzboten, mit deren damaligen Herausgebern, Guſtav Freytag und Julian Schmidt, ich ſpäter näher bekannt wurde, und in deren politiſche Anſchauungen ich mich allmählich hineinlebte. 1855 brachte ich, von Freytag dazu veranlaßt, ſechs Monate in Schleswig-Holſtein zu, ſtudierte, das Land mit guten Empfehlungen im Zickzack durchwandernd, die dortige Dänenwirtſchaft und die Stimmung des Volks und erzählte dann in „Schleswig-Holſteiniſchen Briefen," die zuerſt in den Grenzboten erſchienen, dem Publikum im Süden der Elbe davon. Im Jahre darauf übernahm ich, auf Freytags Wunſch, die Redaktion des Blattes, dem ich mich indes zuerſt nur mit Unterbrechungen widmen konnte, da die Direktion des Öſterreichiſchen Lloyd, durch mein Buch „Wanderungen zwiſchen Hudſon und Miſſiſſippi" auf mich aufmerkſam geworden, mich beauftragte, für litterariſche Zwecke der Anſtalt den Orient zu bereiſen.

Von der letzten der drei Touren, die ich dahin machte, kam ich kurz nach Beendigung des italieniſchen Krieges von 1859 zurück, um mich nun ganz den Redaktionsgeſchäften zu widmen. Sie wurden mir immer geläufiger und lieber, und ſie waren mir nicht bloß eine Ehre und Freude, ſondern auch eine Schule. Ich lernte mich gewählter, vorſichtiger und gefetzter ausdrücken, und ich gewöhnte mich mehr und mehr an rein verſtändiges Urteilen in politiſchen Angelegenheiten. Mit jedem Jahre der Wehen, die der großen Geburtszeit von 1863 bis 1866 vorausgingen, erkannte ich klarer, daß die nationale Frage der nach den Freiheiten, die die liberalen Parteien auf ihre Fahne geſchrieben hatten, vorgehen müſſe, und daß nur von Preußen das Heil kommen könne. Weſentlich trug dazu der freundſchaftliche Umgang mit Schmidt bei, der uns indes

ſchon 1861 nach Berlin entführt wurde, wo er die Leitung des Preßorgans der Vinckeſchen Partei übernahm. Auch ſonſt gewann ich durch meine Stellung bei den Grenzboten angenehme und nützliche Bekanntſchaften, und die meiſten davon fanden ſich um das letztgenannte Jahr zu einem Kreiſe zuſammen, der, ebenſoviel gemütliche Befriedigung als geiſtige Anregung und Förderung gewährend, zu den beſten Erinnerungen meines Lebens gehört.[1]

In einer der zahlreichen Trinkſtuben, die die Höfe und Durchgänge der alten Meßſtadt Leipzig bergen, verſammelte ſich in der Zeit, wo der Nationalverein Bedeutung erlangte und die Beiſteuern für die preußiſche Flotte begannen, eine Anzahl von politiſchen Glaubensverwandten zu einer Geſellſchaft, die ſelbſt in dem vielfältig angeregten, geſcheiten Klein-Paris in mehrfacher Hinſicht einzig in ihrer Art war. Genauer geſprochen war ihre Geburtsſtätte der Offizierstiſch der Kitzingſchen Bierwirtſchaft im Petrinum. Zuerſt nur aus drei Mitgliedern beſtehend, unter denen Schmidt war, bald aber verſtärkt, auch unter den ſächſiſchen Marsſöhnen nicht ganz am rechten Orte, zog ſie, um mit dem komiſchen Dichter der Genoſſenſchaft zu reden:

Wie Israel, als es gewachſen,
Aus der Ägypter Mitte ſchwand,

nach einigen Wochen hinüber zum zweiten runden Eckti ſche des Zimmers. Dienstags und Freitags war es, wo man ſich abends zwiſchen ſieben und neun bei dem ſchweren Gerſtenſaft des Wirtes einzufinden pflegte, um nach des Tages Laſt und Arbeit über

[1] Guſtav Freytag ſagt in ſeinen Erinnerungen: I. Band Seite 166 der geſammelten Werke: Deshalb wurde, zumal auch das ſächſiſche Preßgeſetz ein Landeskind zum verantwortlichen Redakteur forderte, allmählich wünſchenswert, einen beſondern Redakteur zu beſtellen. Damals war Moritz Buſch aus Amerika zurückgekehrt und hatte in dem Blatt (Die Grenzboten) ein ganz ungewöhnliches Talent für Schilderungen und erzählende Artikel erwieſen. So wurde er 1857 zum Redakteur beſtellt. Und es ſoll bei dieſer Gelegenheit geſagt werden, daß er durch eine Reihe von Jahren mit treuer Hingabe für das Blatt thätig war zum großen Nutzen für die Grenzboten und zur Freude der Eigentümer, und daß er in dieſer Zeit uns beiden (Freytag und Julian Schmidt) auch im perſönlichen Verkehr wert und vertraulich wurde. Erſt in dem Jahre 1865 zog ihn das Schickſal in andre Bahnen.

allerlei Dinge ſeine Gedanken auszutauſchen. Namentlich aber beſprach man die politiſchen Fragen und Sorgen der Zeit, und nach dem Geiſte, in dem dies geſchah, hielt die böſe Welt ſich für berechtigt, dieſe Tafelrunde deutſcher Patrioten „die preußiſche Verſchwörung“ zu taufen Sehr leichtfertig, ſchon wenn man ſich an den eben gemeldeten Urſprungsort der Vereinigung erinnerte. Nicht viele Männer waren es, die ſich hier zu zwangloſer Unterhaltung und gegenſeitiger Erbauung trafen, etwa ſo viele, wie ein rechtſchaffner runder Tiſch von Mittelgröße, wenn die Gäſte artig zuſammenrücken, zuläßt. Aber es war eine angenehme Miſchung der verſchiedenſten Stände, Kräfte und Erfahrungen, und es gab unter den Mitgliedern der Geſellſchaft Namen vom beſten Klange. Man hörte manche kluge Rede, manch warmes Wort. Gute Laune würzte das Geſpräch mit ergötzlichen Einfällen. Wir hatten da unter uns, wie der humoriſtiſche Poet behauptete:

Geiſtvollſte Blicke, Glanzmomente,
Gemüt, Charakter und Verſtand.

Alle Berufsarten und viele deutſche Landſchaften hatten dem „Kitzing,“ wie wir unſern Klub nannten, werte Teilnehmer geſtellt. Die Schule war da und die Univerſität, die Rechtsgelahrtheit, die Botanik und die Geſchichtſchreibung, Kaufmannſchaft und Buchhandel, Verwaltung und Vertretung der Stadt, der „hohe“ Landtag, die dramatiſche und die epiſche Poeſie, Kritik und Publiziſtik; auch das Handwerk fehlte nicht. Selbſt die Diplomatie glänzte im Syſtem der Genoſſen, und ſogar durch ein Doppelgeſtirn. Die Mehrzahl der Freunde waren Leipziger; unter ihnen waren der frühere zweite Bürgermeiſter der Stadt und deſſen ſpäterer Nachfolger. Andre waren Dresdner, darunter Heinrich von Treitſchke, der damals ſeiner glänzendſten Periode als ſtreitbarer Redner und Eſſayiſt nahe war. Wieder andre gehörten ihrer Heimat nach einer weitern Ferne an, wie Schmidt, der Oſtpreuße, und Freytag, der Schleſier. Die Schweiz hatte Salomon Hirzel, den Goethekenner, geſandt. England hoſpitierte in der Perſon ſeines Generalkonſuls Crowe, des vielgewanderten, auf den Schlachtfeldern der Krim und Italiens ebenſo wie in den friedlichen Stätten niederländiſcher und romaniſcher Kunſt bekannten Schriftſtellers. Es war in der That

ein Kreis, in dem ſichs gut Hütten bauen ließ, anregend, wohlthuend wie wenige. Jeder trug ſein Teil zu der Summe guter Gedanken bei, die ſich in leichtem Geplauder über dem Glaſe begegneten, der eine ſcharfes Urteil, der andre Erlebniſſe ſeiner Wiſſenſchaft. Alle waren gute Kameraden, eins in Liebe und Haß, eins im Zuſammenklang der Überzeugungen von dem, was der Nation allein frommen könne; nur in betreff der Wege, die dahin führten, bildeten ſich mehr und mehr verſchiedne Meinungen aus. In einem aber waren und blieben wir alle einig, in der Verehrung vor dem Haupte der Geſellſchaft, vor dem, deſſen Geiſt und Weſen ſie vorzüglich zuſammengeführt hatte, und deſſen Liebenswürdigkeit das ganze Rund vor allem erwärmte, wie die Sonne die Planeten ihres Syſtems, in der tiefen, aufrichtigen Verehrung vor Karl Mathy, dem damaligen Direktor der Kreditanſtalt in Leipzig, dem nachmaligen Miniſterpräſidenten in Baden.

Nicht häufig geſchieht es wohl, daß ein Süddeutſcher raſch heimiſch wird im Norden, zumal wenn er in gereiftem Alter ſteht, und nicht oft wird ſichs begeben, daß wir Verſtandesmenſchen von der norddeutſchen Ebne einem Volksgenoſſen aus dem Süden unſer Herz zuwenden. Beide Teile der Nation haben ihre beſondern Vorzüge, die zu ihrer Annäherung führen, beide aber auch Eigenſchaften, die ſie für den erſten Augenblick fernhalten. Der Süden iſt dem Norden zu idealiſtiſch, zu gemütlich, zu laut, dieſer jenem zu ſehr auf das Thatſächliche gerichtet, zu zugeknöpft, zu karg mit Äußerungen deſſen, was er empfindet, vielleicht zu vornehm.

Nichts von dem allen paßte auf das Verhältnis der Geſellſchaft im Leipziger Petrinum zu ihrem Mittelpunkt und Häuptling. Ein Franke ſeiner Herkunft nach, vereinigte er in ſeinem Weſen alle Vorzüge der Stämme diesſeits und jenſeits der Mainlinie ſchon gewiſſermaßen durch ſeine Geburt. Ein heller Verſtand und ein reiches Gemüt, beide in einem ereignisvollen Leben, in ſehr verſchiedner Stellung, in Kämpfen aller Art, in Arbeiten für das Wohl des Volks, bald in der Kammer als Redner, bald in der Dorfſchule als Erzieher, bald als Unterſtaatsſekretär im Handelsminiſterium des Deutſchen Reichs von 1848 geläutert und geſtärkt, hoben ihn weit über die allgemeine Anlage ſeines Stammes hinaus. Ohne die Ideale ſeiner Jugendzeit zu verlieren, hatte er ſich ſchon

durch ſein urſprüngliches Studium, die Kameralwiſſenſchaften, auf Geringſchätzung der landläufigen Redensart, der politiſchen Stubenweisheit und der theatraliſchen Parteitaktik hingewieſen geſehen und den Grund zu der in ſeiner weitern Thätigkeit zu ſeltnem Grade ausgebildeten Erkenntnis gelegt, daß nur der die Welt ſeinen Idealen dienſtbar macht, der mit den Thatſachen rechnet. Ein heißes Herz, über dem ein kalter Kopf ſaß, glichen ſich in ihm aus zu einem der Menſchen, wie wir Deutſchen ſie vor allem brauchen können. Nicht oft brach das heiße Herz hervor, dann aber mit ſchneidender Energie. Für gewöhnlich war er in Geſchäften ein kühler, ſtiller, raſtloſer Arbeiter, im Freundeskreiſe ein anſpruchsloſer, einfach liebenswürdiger Geſellſchafter, und nur ein gewiſſer Zug leiſer Ironie, der bisweilen ſeine Erzählung oder ſein Urteil umſpielte, verriet den vornehmen Geiſt, den der Zuhörer vor ſich hatte. In ganz vertrautem Umgange gab er ſich in allen Stücken, wie er war und dachte. Eine Freude war es, ihn erzählen zu hören, und er erzählte gern, vorzüglich aus ſeinen jüngern Jahren. Die Aufzeichnungen, die ich mir davon dann und wann machte, enthalten manches charakteriſtiſche Bild aus ſeinem Lebensgange. Ich finde darunter ſein Säbelduell mit einem Heidelberger Kommilitonen, der ſpäter einen hohen Poſten in der badiſchen Verwaltung bekleidete, ſeine Fußwanderung nach Frankreich hinein, der Anziehungskraft nach, die die Julirevolution auf junge Gemüter ausübte, die erſten Verſuche des Kameralpraktikanten Mathy, ſeiner Regierung in der Preſſe Oppoſition zu machen, einige noch unbekannte Züge der Dorfgeſchichte, deren Held er als Schulmeiſter von Grenchen war, Charakterköpfe von Hecker und Struve, von Mazzini und ſeinen Genoſſen, ſeinen Bericht über die Art und Weiſe, wie er Fickler verhaftet, und mancherlei andres Anmutige und Lehrreiche.

Wir alle lernen, wenn wir uns nicht „prinzipientreu“ vor der immer werdenden Welt die Augen zuhalten, wir alle überwinden uns, vertagen und ſchließen Kompromiſſe, wenn wir uns nicht mit einer Doktrin der Vergangenheit gegen die Lehren der Gegenwart verſtockt haben. Die Jugend ſchwärmt für Ideale, und auch Mathy war nicht davon ausgenommen. „Es wird — ſo ſchrieb ich nach einem in engerm Kreiſe mit ihm verbrachten Abend in mein Tagebuch — Jahre gegeben haben, wo ſeine politiſchen Ziele von denen

der Radikalſten nicht eben weit entfernt gelegen haben können, wo er die Marſeillaiſe nicht bloß als prächtige Melodie mit erhabnem Texte verehrt, wo ihn ſelbſt die Carmagnole begeiſtert haben muß. Stimmte der alte Herr doch geſtern, als Rouget de l'Isles Schlachtlied erklungen war, keineswegs rein ironiſch lächelnd, den Jakobinergeſang von »Madame Capet, die verſprochen, ganz Paris erwürgen zu laſſen«, an. Mathy iſt in ſeinen Jünglingsjahren in Phantaſie und Glauben, dann während ſeines Aufenthalts in der Schweiz in voller, ganzer Wirklichkeit mehr als liberal, er iſt Republikaner geweſen. Er hat dann gelernt an den Menſchen und Dingen, daß die Welt unter dem Monde das Vollkommne nicht verträgt, und daß ſein altes Ziel ſich nicht für deutſche Zuſtände ſchickt, und er hat im Frankfurter Parlament und anderwärts mit der ihm eignen rückſichtsloſen Entſchloſſenheit danach gehandelt. Er iſt ein Politiker, der, wie ſehr ihm auch liberale Reformen am Herzen liegen, wenn er zur Macht gelangte, ſtramm wie ein Preuße auf Maß und Ordnung nach den Geſichtspunkten des zur Zeit Möglichen halten würde. Wie er, obwohl im allgemeinen freihändleriſchen Ideen zugethan, nach ſeinen geſtrigen Äußerungen entſchieden für Einführung des Tabakmonopols ſtimmt, ſo weiß er ſein Bedürfnis nach Freiheit auch ſonſt der Wirklichkeit zu unterwerfen. Aber die Erinnerung an ſein einſtiges Ideal iſt ihm geblieben, und vielleicht mehr als die Erinnerung. Er bewahrt es, wenn ich mancherlei Äußerungen von ihm nicht unrichtig deute, in einem warmen Winkel ſeiner Seele wie das Bild einer Jugendgeliebten. Die Sehnſucht nach ihr hat ſich nicht erfüllt. Auf ſie zu hoffen war ein Traum, aber ein Traum voll beglückender Glut. Eine der Wirklichkeit vergeſſende Stunde läßt ihn wieder aufleuchten. Dann verſinken ſeine Geſtalten wieder, um den Pflichten Raum zu geben, die der Verſtand uns auferlegt."

Äußerlich war Karl Mathy eine gedrungne Geſtalt von etwas über Mittelgröße, ein ſchöner Kopf mit ſpärlich gewordnem, früh ergrautem Haar, unter hoher breiter Stirn ein Paar großer, leuchtender, hellblauer Augen, der Ausdruck der Züge Milde mit Feſtigkeit gepaart und ein wenig Schelmerei dazwiſchen. Die Oberlippe trug einen kurz gehaltnen grauen Schnurrbart, das mäßig gerötete Geſicht rahmte ein ebenfalls kurz geſchnittner Bart von der Art ein, wie man ſie früher in Süddeutſchland Demagogenbärte nannte. Seine

Haltung war in der Regel ſtramm und gerade. Der Gang ein wenig einknickend. Im gewöhnlichen Verkehr klang ſeine Rede an den badiſchen Dialekt an, der wie alle ſüdweſtdeutſchen das N beim Infinitiv und beim Partizip der Vergangenheit ſowie beim Plural der Hauptwörter wegläßt und im Perfektum erzählt. Bei öffentlichem Auftreten — er hielt unter anderm in Leipzig einen Vortrag bei der im Mai 1862 vom „Kitzing“ im Schützenhauſe veranſtalteten Fichtefeier — fielen dieſe Anklänge weg. Wohlüberlegt und darum klar und fließend, gedankenreich, phraſenlos wirkte ſein Wort dann mächtig, zumal da es eine ſonore Stimme, ruhige, mannhafte Haltung, die nichts von den Theaterkünſten andrer Sprecher hatte, und die leuchtenden Augen unterſtützten, die ſo prächtig die Überzeugungstreue wiederſpiegelten, die ihn erfüllte.

Mathy hatte, als er zu uns kam, ſchon Jahre im Norden gelebt, erſt in Gotha, dann in Berlin, und er hatte dort allenthalben Freunde zurückgelaſſen und nützlich gewirkt. In Leipzig war ihm dazu ebenfalls Gelegenheit geboten. Seine Berufung zum Direktor der Deutſchen Kreditanſtalt ſetzte ihm eine Aufgabe, die einem tüchtigen Manne bis auf weiteres genügen konnte. Er hatte die Freude, zu ſehen, daß ſeine Reformpläne von der Mehrzahl der Intereſſenten gebilligt wurden und ſich gedeihlich entfalteten. Seinen Bemühungen dankte das Inſtitut vor allem die Abwicklung von Unternehmungen, mit denen es eine phantaſtiſche Spekulation in Verbindung gebracht hatte, und das Wiederemporkommen zu ſolidem Stande und allgemeinem Vertrauen.

Auch der Freundeskreis, den ich oben ſchilderte, war ihm eine Verſchönerung ſeines Aufenthalts bei uns. Kaum zwei- oder dreimal, wenn er nicht durch Reiſen entfernt war, fehlte er in den drei Jahren, die er in Leipzig lebte, bei den Dienstags- und Freitagsabenden an der runden Tafel auf der Petersſtraße. Mit der Regelmäßigkeit einer Uhr kam er Punkt zehn Minuten nach ſieben. Nicht immer mit derſelben Regelmäßigkeit ging er, nachdem er ſein ein für alle mal feſtſtehendes Maß von Kitzings dunkelm Safte genoſſen hatte. Aller Augen erwarteten ihn, wenn er im Dampfe des erſten Zimmers hinter den Scheiben der Glasthür erſchien, alle hingen an ſeinem Munde, wenn er ſprach. Der Geſchichtſchreiber unterbrach ſich in einer Auseinanderſetzung über

das perſiſche Sonnenjahr oder ſonſt eine entfernte Herzensangelegenheit, der Botaniker vertagte eine begonnene Belehrung über Pilzſporen oder Pflanzenzellen, der Komiker brachte raſcher als gewöhnlich einen neugebornen guten Einfall an den Mann, wenn — Er ſich zu einer längern Erzählung oder zur Abgabe ſeiner Meinung über eine auf die Tagesordnung gebrachte Frage anſchickte. Mathy hätte nicht die geſellige Natur, nicht der Mann von Herz ſein müſſen, der er war, wenn ihm dieſe ſtille und doch ſo deutliche Huldigung nicht wohlgethan, er wäre nicht der Patriot geweſen, der er war, wenn es ihm nicht zur Befriedigung gereicht hätte, ſich als den Grundpfeiler eines Kreiſes von Gleichgeſinnten betrachtet und behandelt zu ſehen. Er gab viel, aber er empfing auch. Er war unſer Stolz, aber er hatte auch keine Urſache, die am runden Tiſche zugebrachten Stunden für verlorne anzuſehen.

Leipzig war ihm augenſcheinlich wert geworden. Und doch konnte hier nicht ſeines Bleibens ſein. Die Sehnſucht nach der ſchönern Heimat im Süden, nach den altgewohnten Verhältniſſen war ihm niemals erloſchen. Sein Reformationswerk in der Kreditanſtalt war allmählich in Zug gekommen, was weiter zu thun war, war keine Arbeit für ihn. Vor der Reaktion in Baden hatte er den Staub von den Füßen geſchüttelt; jetzt, wo dort guter Wille auf dem Throne ſaß, und die Sonne einer neuen Epoche aufging, wo wichtige allgemeine Fragen und nicht weniger bedeutungsvolle Fragen ſeines beſondern Faches zur Entſcheidung kommen ſollten, verlangte es ihn heim und verlangte ihn auch die Heimat. Eine größere Wirkſamkeit, neue politiſche Thätigkeit winkten. Das Miniſterium von Roggenbach war gebildet worden, keineswegs ganz aus Staatsmännern von Mathys Überzeugung und noch weniger aus ſolchen von ſeiner Charakterſtärke. Er konnte ihm neue Kraft, raſchern und kühnern Entſchluß zuführen, ihm, wie ichs nennen möchte, mehr Rückgrat geben. Es war etwas von Bismarck in Mathy, nur daß jener von der rechten, dieſer von der linken Seite auf den wahren Weg zum Ziele gelangt war. Es lag ſchon im Sommer 1862 etwas von großen Dingen in der Luft, und da hätte es ſein Pfund vergraben und nichts von dem berechtigten Ehrgeiz haben heißen, der die Geſchichte machen hilft, wenn Karl

Mathy an der hohen und einflußreichen Stelle hätte fehlen wollen, an die ihn ein nationaldenkender und freiſinniger Fürſt berief.

Mit einer Miſchung von Trauer und Freude vernahm der Klub die Nachricht: „Der Staatsrat geht fort.“ Der Stuhl neben der Ecke, den er ſo oft eingenommen hatte, und auf deſſen Stelle jetzt Bismarcks Bild herabſieht, ſollte leer ſtehn fortan. Wir hatten uns verwaiſt gefühlt, wenn eine Reiſe ihn uns für eine kurze Zeit entführt hatte, jetzt war es eine Abreiſe für immer Noch wehmütiger waren die geſtimmt, die ſich wie ich nähern Umgangs mit ihm erfreut hatten, aber ſie wußten auch noch mehr, daß die Berufung einen Lieblingswunſch von ihm erfüllte, und daß ein Geiſt wie er dahin gehörte, wo Gelegenheit war, dem Vaterlande in großem Stil und nicht bloß mit gutem Wollen und Reden, ſondern mit Thaten zu dienen.

Am 20. September gaben wir ihm ein Abſchiedsmahl, bei dem ihm der Humoriſt der Genoſſenſchaft dieſe in Geſtalt eines Albums mit den Photographien der Mitglieder zur Begleitung in die Ferne überreichte In den erſten Strophen ein Muſter launiger Gelegenheitsdichtung, nahmen die Verſe, die der Darbringer dazu ſprach, zum Schluſſe eine ernſte Miene an. Jedem Original der Porträts war es aus der Seele geredet, wenn er endigte:

Und jedes Bild, es ſoll dir danken
Für jenes Bild, das du uns ließ't,
Das du uns ließ't aus Ernſt und Scherzen,
So feſt und frei, ſo klar und mild.
Du gehſt - doch uns im tiefſten Herzen
Bleibt eines deutſchen Mannes Bild.

Wo die Sonne aufgeht, verbleichen und ſchwinden die Sterne. Manche glänzende Perſönlichkeit, die ich kennen lernte, iſt mir in den letzten zehn Jahren weniger hell als vordem erſchienen, manche in Vergeſſenheit verſunken. Der Name Karl Mathy ſteht am Himmel meiner Erinnerungen leuchtend wie der Morgenſtern — trotz der Sonne.

* * *

Der Klub des „Kitzing“ beſtand nach Mathys Weggang fort und beteiligte ſich wie während deſſen Anweſenheit in Leipzig lebhaft

an den politiſchen Fragen, die in den erſten ſechziger Jahren die deutſche Welt bewegten, ſowie an den Demonſtrationen, die zur Förderung der einen und der andern und überhaupt zur Verwirklichung der nationalen Idee ins Werk geſetzt wurden. Man fand ſich jetzt zur Beſprechung ſolcher Angelegenheiten auch an andern Orten zuſammen, wo ungeſtörter und in mehr geregelter Form diskutiert werden konnte.

Einige von uns waren dem Nationalverein beigetreten und arbeiteten mit Eifer für ihn. Andre verhielten ſich von Anfang an kühler zu ihm. Auch ich vermochte mich nicht recht mit ihm zu befreunden; denn obwohl ich damals Gutes von ihm hoffte, glaubte ich nach einigen Notizen zu ſchließen, die ich mir im Jahre 1862 machte, einer juriſtiſchen Auffaſſung der Sachlage bei ihm zu begegnen, die mir, ich wußte noch nicht klar, warum, unpraktiſch vorkam; auch ſcheint mir das Strebertum, das ſich oft in recht fataler Weiſe in ihm regte, nicht gefallen zu haben.

Die neue Ära in Preußen hatte Hoffnungen erweckt, aber bald getäuſcht; die Berliner Politik war, wie man an ihrem Verfahren in der Öffentlichkeit erkennen mußte, in ſchwachen, wenigſtens noch nicht in den rechten Händen. Das Verhalten Preußens während des italieniſchen Kriegs war korrekt geweſen, und auch die Art und Weiſe, wie die Kriſis des Zollvereins in Berlin überwunden worden war, hatte befriedigt. Andres ließ zu wünſchen übrig.

Die Berufung Bismarcks zur Miniſterpräſidentſchaft erſchreckte: denn man kannte weder ihn noch ſeine Ziele. Was man von ihm gefürchtet hatte, ſchien ſich in den nächſten Jahren zu erfüllen. Der Verfaſſungskonflikt trieb uns alle für längere Zeit auf die Seite ſeiner Gegner. Wir haßten ihn, auch als wir ſeine bedeutenden Eigenſchaften mehr und mehr gewahr wurden, ja je mehr wir ſie gewahr wurden, als Verderber der Sympathien, die ſich Preußen im übrigen Deutſchland erworben hatte. Er war uns der Hauptfeind des Liberalismus, und nur ein liberales Preußen konnte nach unſrer Meinung die Führerſchaft der Deutſchen mit Recht beanſpruchen. Daß bis zu dem Sturze des „reaktionären“ Syſtems, den wir zuverſichtlich erwarteten, der Gedanke ſolcher Führerſchaft feſtgehalten werden müſſe, ſtand uns ebenſo feſt, wie daß ſich einſtweilen nicht viel zu deſſen Empfehlung thun laſſen werde.

So ſchwamm man im Fahrwaſſer einer unklaren liberalnationalen Politik, die ſich „Volkspolitik“ nannte, weil ſie von einer Erhebung des Volkes für die Freiheit und Einheit der Nation allein das Heil erwartete, und weil ſie auf die Erziehung des Volks zu dieſer Erhebung hinarbeitete. Die öffentliche Meinung, d. h. die Meinung einer Anzahl von Zeitungen, Gelegenheitsrednern, Parlamentariern und Wählern, galt als Großmacht. Neben dem Nationalverein hatten ſich Schützengeſellſchaften gebildet und zu einem Bunde zuſammengeſchloſſen, der in Frankfurt ein Nationalfeſt im Schweizerſtil feierte. Neben den Schützen traten die Turner zuſammen und demonſtrierten in gleicher Weiſe. Gerüchte gingen von einer geheimen Geſellſchaft in Gotha, die, geſtützt auf dieſe Verbände, bei Gelegenheit ein liberal organiſiertes Deutſches Reich in die Welt zu ſetzen gedenke, wobei auch ein liberales fürſtliches Haupt ins Auge gefaßt ſei. Die geheime Geſellſchaft und ihr Plan haben, wenn ich recht unterrichtet bin, exiſtiert und bei dem fürſtlichen Haupte anfangs nicht an Preußen und zuletzt wenigſtens nicht an deſſen König gedacht, ſo komiſch es auch ſein mag, ernſthafte Leute phantaſtiſche Allotria der Art treiben zu ſehen.

Wenn es in unſerm Kreiſe Leute gab, die dieſe Politik nicht komiſch fanden, ſo gehörte ich nicht dazu. Dagegen erwartete ich damals von der Bewegung, die die Schützen- und Turnvereine geſchaffen hatte, für die Zukunft Deutſchlands gute Erfolge, wobei mir unter anderm Garibaldis Freiwillige und Erinnerungen an 1848 und 1849 vorſchwebten. Daß auch dies ziemlich komiſch war, wurde ich erſt viel ſpäter inne, und ſo war ich mit Begeiſterung Zeuge der Feſte, wo dieſe Vereine ihre Zahl und ihre Kunſt zur Schau ſtellten und für die deutſche Idee demonſtrierten und warben. Indes bewahrte ich bei aller Berauſchtheit, die dieſe und andre patriotiſche Leiſtungen hervorriefen, wenigſtens einen Reſt von Nüchternheit.

So nannte ich zwar in einer Schilderung des großen Leipziger Turnfeſtes vom Auguſt 1863 dieſes „das Feſt der werdenden Einheit der Deutſchen, die Verſammlung der Genoſſenſchaft, die vorzugsweiſe zur Gewöhnung an ſtramme Haltung, feſte Zucht und ſtrenges Selbſtregiment verbunden iſt“; ſo meinte ich, daß es „nicht verfehlen könne, heilſame Wirkung auf alle auszuüben, denen

die Freude beſchieden worden ſei, an ihm teilzunehmen. Die deutſchen Jünglinge und Männer, die ſich — ſo hoffte ich weiter — bei ihm zuſammenſcharten, haben nicht bloß miteinander geturnt und gezecht, geſungen und gejubelt, ſie haben auch manches gute Wort zu hören bekommen. Sie haben eine echt bürgerliche deutſche Stadt kennen gelernt, deren Tüchtigkeit weit größern und vornehmern zum Vorbilde dienen kann. Sie haben geſehen, wie Deutſchland wächſt, und was es vermag. Sie haben in der großen demokratiſchen Strömung geſchwommen, die durch die Nation geht, und die ſelbſt hochgeſtellten Widerſachern dieſer Bewegung für Freiheit und Einheit Beachtung und Rückſichtnahme abnötigt.*) Die Disziplin, die das Feſt ihnen auferlegte, um ſich würdig entfalten zu können, hob und adelte auch die Geringen unter ihnen. Das Wohlwollen, das ihnen überall entgegenkam, das treuherzige Weſen, das ſie allenthalben begrüßte, wird von ihnen tief und warm empfunden worden ſein. Sie werden, als ſie heim fuhren, das Gefühl mitgenommen haben, nicht bloß einem großen, ſondern auch einem guten Volke anzugehören, das Beſſeres verdient als Unfreiheit und Zerriſſenheit. Mehr als jedes andre Feſt dieſer Tage wird die nationale Feier in Leipzig das Ineinanderwachſen der deutſchen Völker gefördert haben. So viel heimkehrende Feſtgenoſſen, ſo viel mehr oder minder klare und beredte, mehr oder minder eifrige Apoſtel des unitariſchen Gedankens. Überſchwenglichkeiten, prunkvolle Phraſen und andre Kinder der Weinlaune werden verſchwinden, wenn nach dem Feſte die nüchterne Arbeit wieder in ihr Recht tritt. Die Geſamtwirkung der ſchönen ſtolzen Feier aber wird bleiben und als ein guter Same in den Gemütern aufgehen zu heilſamen Entſchlüſſen."

So ſchrieb ich zwar ferner über die Leipziger Auguſttage: „Unzweifelhaft hatten ſie wie alles Menſchliche ihre Mängel, aber ebenſo ſicher iſt, daß das Gute bei weitem überwog. Dieſe Feſte mit ihrer bunten Pracht ſind nur Blüten am neuergrünten Baume des deutſchen Lebens, aber der Geiſt, der ſich in dieſen Frühlingszeichen kundgab, iſt uns Bürge dafür, daß es nicht taube Blüten ſind. Der Sommer wird kommen, und die Frucht nicht fehlen. Die Kraft, die

*) Der Miniſter von Beuſt ließ ſich bei der Feier in dieſem Sinne neben Treitſchke hören, und nicht allen fehlte der Glaube an ſeine Worte.

ſie erzeugt, iſt vorhanden, auch das Gefühl, ſie zu haben. Noch mangelt vielerorten der Wille, ſie zu brauchen, und die Erkenntnis, ſie recht zu brauchen. Aber immer weiter und weiter dringt beides durch die Adern und Nerven der Nation. Wenige Jahre von außen nicht geſtörter Entwicklung noch, und die Fahne, die wir über den beim Feſte verſammelten Maſſen wehen ſahen, wird auch ihr Heer haben. Raſtlos arbeitet die Zeit an großen Dingen, ſcheidend und verſchmelzend, ebnend und bauend, vor allem aber bemüht, den individuellen Hang der Deutſchen in ſtraffe Zucht zu faſſen. Dieſe disziplinierende Arbeit trägt in ſich ſelbſt die Gewähr, daß ſie nicht vor der rechten Stunde ihr Werk für gethan halten wird, und ſo wird ſie glorreich vollendet werden. Wer ſich ihr nicht fügen will, wird ſich ihr fügen müſſen, gleichviel, wie hoch er ſtehe, und wie ſtark er ſich dünke. Wir werden ihn ſehen, den Siegeslohn jenes Heeres, den Schlußſtein jener organiſierten Thätigkeit, die Krone der Genoſſenſchaften, die jetzt auf allen Gebieten die Deutſchen zuſammenfaſſen: den deutſchen Staat.“

Indes gingen neben ſolchen Illuſionen zuweilen auch Ahnungen her, daß das eine oder das andre bei den Nationalfeſten Täuſchung, zu günſtige Auffaſſung und falſche Berechnung ſei.

So, wenn ich bei Gelegenheit der Leipziger Auguſtfeier ſchrieb: „Sehr wohl weiß ich, daß deutſche Fahnen zeigen und Deutſchlands wahres Intereſſe kennen und dafür handeln oder gar ſich dafür opfern wollen ſehr verſchiedne Dinge ſind.“

So fand ich an einer der Feſtreden, die bei dieſer Gelegenheit gehalten wurden, auszuſetzen: „Sie denkt, wenn ſie die Turnerei als »Bildungsſchule von Charakteren preiſt, die das einmal für recht und wahr Erkannte auch bekennen und verteidigen, die ihre Meinungen und Grundſätze nicht wie ein Kleid je nach der Witterung wechſeln, wie manche ſogenannte praktiſche Staatsmänner« (Beuſt war gemeint), offenbar zu hoch von den guten Kindern Vater Jahns. Die Turnkunſt wird uns erſt beweiſen müſſen, daß ſie nicht bloß zu äußerer, ſondern auch zu innerer Selbſtändigkeit erziehe, daß ſie granitne Charaktere, politiſche Helden bilde. In Sachſen wenigſtens iſt ihr das bisher nicht gelungen, obwohl ſie hier ihr Erziehertalent in mehr Vereinen und ſeit längerer Zeit hätte zeigen können als irgendwo anders, und obwohl es hier mehr not

gethan hätte als in vielen der übrigen Landſchaften deutſchen Bodens. Wäre ſie, was der Redner ſie ſein ließ, ſo hätte die Praxis des »praktiſchen Staatsmanns« in Dresden ſchon längſt Feiertage bekommen oder mindeſtens andre Bahnen einſchlagen müſſen.“

So ſchloß ich endlich ein ausführliches Referat über das Leipziger Oktoberfeſt von 1863 mit den Worten: „Wieder hat der Chroniſt unſrer guten Stadt eine Feier von den größten Dimenſionen in deren Annalen zu verzeichnen, und wenn er die vom Auguſt über Erwarten gelungen nennen konnte, ſo wird er von der geſtrigen zu berichten haben: wider Erwarten glanzvoll verlaufen Aber nun Sela, ihr Herren Sänger, und Amen, ihr Herren Redner. Wir haben unſre Großthaten hinreichend gefeiert und wohl ein wenig auch ſolche, die noch nicht gethan ſind. Nicht Siege feiern, ſei fortan die Parole, ſondern Siege gewinnen“

In dieſen und andern Fragen der Zeit waren die Mitglieder unſers Klubs einverſtanden, auch in der ſchleswig-holſteiniſchen, die damals den Deutſchen Bund ein wenig lebhafter als in den Jahren vorher beſchäftigte, aber ohne vom Flecke zu rücken. In einer nur kam es zu Meinungsverſchiedenheiten, die indes bald nach ihrem Auftauchen ausgeglichen wurden. Ich meine das Bundesreformprojekt, das Öſterreich 1863 den deutſchen Fürſten vorlegte.

In der zweiten Woche des Auguſt ſchrieb ich folgendes nieder: „Wir wiſſen jetzt dem Wortlaut nach, was Beuſt in ſeiner Rede beim Turnfeſte geſagt hat oder geſagt haben will, und ſeine Äußerungen lauten beträchtlich nationaler, als man nach mündlichen Referaten annehmen mußte Neu und unerwartet iſt jedoch nur die Verſicherung, daß »die Fürſten Deutſchlands und ihre Regierungen den Aufſchwung, den das allgemeine deutſche Bewußtſein mehr und mehr gewonnen hat, nicht allein erkennen und begreifen, ſondern auch aufrichtig ſich damit befreunden, weil ſie in dieſer Entwicklung des deutſchen Gefühls den beſten Stützpunkt für ihre eignen Beſtrebungen erkennen lernen.« Soſo! Hm! — Aber wie ſtimmen dazu die Nachrichten, die in den letzten Wochen aus München, Hannover und Darmſtadt einliefen? Was mag die Dresdner Exzellenz mit den Ausdrücken »deutſches Bewußtſein«, »deutſches Gefühl« gemeint haben? Sollte man das, was man darunter verſteht, für geeignet zur Ausbeutung für die Triasidee halten, ſich des

liberalen Elements der Bewegung zur Herſtellung eines »reinen Deutſchland« mit liberaliſierenden Einrichtungen, das neben und zwiſchen Öſterreich und dem feudal regierten Preußen den Dritten bei der Partie machte, bedienen wollen? Möglich, aber dann danken wir ſchön und warten lieber, bis es in Preußen beſſer wird.“

Am nächſten Tage fügte ich hinzu: „Unrichtige Vermutung, totale Veränderung der Sachlage. Kaiſer Franz Joſeph nimmt die Umgeſtaltung Deutſchlands in die Hand, ſicher, nachdem er die Höfe vorher ſondiert hat. Die Fürſten ſind von ihm eingeladen worden, ſich um ihn in Frankfurt, der Kaiſerſtadt von ehedem, zu einem Kongreß zu ſammeln, um unter ſeiner Ägide zu beraten, wie der Deutſche Bund »zeitgemäß« zu reformieren ſei. Dort wird man alſo erfahren, was Beuſt mit ſeiner Rede neulich angedeutet hat. Bis dahin werden wir wohlthun, es mit dem Doktor Heyner zu halten,*) der, wie erzählt wird, dem Miniſter, als dieſer ihm mit der ihm eignen und oft ſo wirkſam geweſenen treuherzigen Leutſeligkeit in der Feſthalle die Hand auf die Schulter legte und ſich erkundigte, wie ihm ſein Vortrag gefallen hätte, mit gewohnter Biederbigkeit erwiderte: »Ja, Herr Miniſter, die Worte waren recht ſchön, aber das Volk will Thaten ſehen.« Und was den Frankfurter Fürſtentag angeht, ſo wird ſich ohne Zweifel der Spruch an ihm erfüllen: Selig ſind, die nichts erwarten; denn ſie werden nicht getäuſcht werden.“

Wieder einen Tag ſpäter notierte ich mir: „Freytag, der augenſcheinlich von hoher Stelle in Gotha her informiert und geſtimmt iſt, hat ſich eine andre Anſicht von dem öſterreichiſchen Manöver gebildet, er hält es für mindeſtens diskutierbar, er hofft von ihm, weil er an Preußen verzweifelt, er freut ſich der bevorſtehenden Demütigung Preußens, weil er glaubt, ſie werde für die innern Konflikte in dieſem Staate ein Agitationsmittel ſein, werde die von ihm erhoffte Revolution und den Sturz der Feudalen herbeiführen. »Mit Freude — ſo ſchreibt er — ſehen wir jetzt alte Gegner für unſre politiſchen Ideen beſſer arbeiten, als jemals die vermocht haben, die unſre Führer hätten ſein ſollen.« Die Antwort des Berliner Kabinetts auf das kaiſerliche Einladungsſchreiben iſt ihm

*) Einer von den Liberalen im ſächſiſchen Landtage.

»weder Annahme noch Ablehnung, ſondern die reine Ratloſigkeit.« Das öſterreichiſche Projekt wird, wie er denkt, weder von den Fürſten noch von dem Abgeordnetentage, welcher deren Zuſammenkunft folgen ſoll, ſo kühl aufgenommen werden, wie die großen Berliner Blätter meinen.“

„»Auch die deutſchen Souveräne der Mittelſtaaten — ſo fährt er fort — erkennen, und die feſtlichen Volksdemonſtrationen der letzten Wochen haben dieſe Einſicht verſchärft, daß ſie etwas Ernſtes thun, ſogar Opfer bringen müſſen, um den lauten Forderungen des Volkes einigermaßen Genüge zu thun. Wie gebrochen auch die Lichtſtrahlen des deutſchen Liberalismus in ihrer Nähe wirken, nicht wenige von ihnen fühlen doch eine innere Verpflichtung, ſich patriotiſch und volkstümlich zu erweiſen. Sie wiſſen ſehr wohl, daß ſie beim Anſchluß an Öſterreich weniger für teure Rechte ihrer Souveränität zu beſorgen haben, als in einem preußiſchen Bundesſtaate. Sie empfinden ferner, daß die gegenwärtige Zeit, äußere Gefahr, Ohnmacht Preußens, Aufſtreben Öſterreichs, demokratiſche Stimmungen im Volke, die Notwendigkeit auferlegen, energiſch ans Werk zu gehn. Und nicht weniger mächtig wirkt in ihnen — wenige ausgenommen — die Abneigung gegen das preußiſche Weſen, einmal, weil ſie in der nationalen Partei Preußens, jetzt ſogar in einer künftigen Regierung, die Anfänge einer neuen Zeit ſehen, die ihnen höchſt gefährlich werden kann, dann aber, weil auch die letzten preußiſchen Regierungen durch ihre jahrelange thatenloſe Negation beim Bunde in der That manches Gute verhindert und dabei überreichlich die Unkraft bewieſen haben, Beſſeres zu ſchaffen, endlich weil man der Regierung des Herrn von Bismarck jeden außerordentlichen Einfall zutraut, und aus gelegentlichen renommiſtiſchen Äußerungen desſelben auf eine rückſichtsloſe Begehrlichkeit ſchließt. Der Fürſtenkongreß zu Frankfurt wird alſo, nur Baden, Oldenburg, Weimar und Reuß jüngere Linie ausgenommen (Koburg-Gotha alſo nicht), den kaiſerlichen Vorſchlägen im ganzen guten Willen entgegentragen, und was unter ſolchen Umſtänden zuſtande gebracht werden kann, das wird begonnen werden. Ferner aber iſt es eine Täuſchung, daß durch das Ausbleiben Preußens das ganze Projekt Öſterreichs vereitelt werde. Zwar ſollen die Reformen auf dem Boden des deutſchen Bundesrechts vor ſich gehn, und das Bundesrecht fordert

für Verfaſſungsänderungen Einſtimmigkeit der Vota. Aber proviſoriſche Einrichtungen geſtattet das Bundesrecht per majora. Und was hindert Öſterreich an einer proviſoriſchen Einführung? Warum ſoll dieſelbe Ehrlichkeit, womit die preußiſche Regierung ihrem Volke die neue Heeresorganiſation als eine proviſoriſche Maßregel dargeſtellt hat, jetzt nicht von der öſterreichiſchen Partei gegen Preußen geübt werden?

„»Es iſt kein Zufall, daß der Fürſtenkongreß unmittelbar vor dem deutſchen Abgeordnetentage angeſetzt wurde. Vielleicht hoffte man die Beſchlüſſe desſelben zu influieren, die Verſammelten wohl gar zu einem günſtigen Entſchluſſe fortzureißen. Dieſe Hoffnung zwar, wenn ſie überhaupt in Wien gehegt wurde, wird ſich als eine irrige erweiſen. Aber die Stimmung auf dem Abgeordnetentage wird ſich den öſterreichiſchen Präpoſitionen, die, wie verkündet iſt, Direktorium, Parlament, deutſche Farben, Flaggen, Flotte bringen, nicht ſo ungünſtig erweiſen, als man im Norden annimmt. Einmal iſt in Süddeutſchland im Volk eine große Wärme für dieſes Vorgehen Öſterreichs, das Wort Parlament übt dort eine mächtige Wirkung, und auch die ſüddeutſchen Abgeordneten ſtehen unter dem Einfluſſe dieſer Stimmung. Dann aber wird auch ein Teil der Nationalpartei geneigt ſein, Abſchlagszahlungen auf die Wünſche des Volkes anzunehmen und das Parlament als ein großes demokratiſches Agitationsmittel gegen die deutſchen Regierungen zu benutzen. In der Hauptſache iſt dem Abgeordnetentage der Weg, den er zu gehen hat, bereits vorgezeichnet. Er hat ſich auf den Boden der Reichsverfaſſung von 1849 geſtellt, und er wird dieſe gute Stellung nicht aufgeben, er wird alſo entſchieden gegen alles proteſtieren, was dieſe Grundlage beeinträchtigen könnte, gegen den Zutritt außerdeutſcher Staaten Öſterreichs, gegen eine nur konſultative Mitwirkung des Parlaments, gegen ein Direktorium, das die nützlichen Kleinſtaaten (sic, Koburg-Gotha, der Hort des Nationalvereins und — andrer Vereine?) zum beſten einiger Mittelſtaaten ſäkulariſierte.«

„Wie der Verfaſſer dieſes Expoſé hofft, wird der Abgeordnetentag weitergehn und »durch einen männlichen Entſchluß die Initiative der Regierungen überholen. Denn die deutſche Frage wird nicht durch Gnade der Fürſten, ſondern nach dem Willen des Volks zu entſcheiden ſein. Aber unleugbar wird auch der Abgeordneten-

tag ſich ſelbſt den Rücken decken müſſen; denn er iſt in der Lage, ſich daran zu erinnern, daß die Landesregierungen ſelbſt in einigen Staaten, in denen ſeine Mitglieder die Majorität der Volksvertreter umfaſſen — beide Heſſen, Naſſau, Braunſchweig, Hannover —, im Notfalle Minoritätswahlen veranlaſſen und durch dieſe ein Parlament beſchicken können.

„»Man darf deshalb gar nicht für unmöglich halten, daß der Fürſtenkongreß das poſitive Reſultat hat, eine Volksvertretung des Bundes einzuleiten, die das Bewilligungsrecht über etwa ſieben Millionen Bundesgelder und Mitwirkung bei der Bundesgeſetzgebung auch mit dem Rechte der Initiative hat. Wie die deutſche Nation ſich zu dieſen Reformationsideen der Fürſten ſchließlich ſtellen wird, das wird zumeiſt davon abhängen, wie in dem preußiſchen Staate der Verfaſſungskampf ſich ſtellt. Nicht mehr die preußiſche Regierung hat die Hauptſtimme bei der Frage über die Zukunft Deutſchlands, wohl aber das preußiſche Volk.«“

Das war — auch eine Anſicht, aber nicht die meinige. Sie wurde ſpäter von Freytag in unſerm Klub mündlich vertreten und ausführlich beſprochen. Treitſchke widerlegte ſie in glänzender Rede, die, wie es ſchien, die große Mehrzahl von uns überzeugte, daß der Verteidiger des Projektes nicht auf dem rechten Wege gehe. Mich aber brachte der Vorfall auf Gedanken, die der Anfang zu einer neuen Wandlung meiner Überzeugungen wurden. Das durch Bismarck herbeigeführte Scheitern der Frankfurter Reform beſtärkte mich darin. Doch bedurfte es noch weiterer Erfahrungen, bevor ich an ihn mehr glaubte als an die alten Freunde.

Im ſchleswig-holſteiniſchen Kriege und unter den Auguſtenburgiſchen

Der 16. November 1863 brachte uns die Kunde vom Ableben des Königs Friedrich von Dänemark. Welche Bewegung ſich daraus entwickelte, welche Stellung die deutſchen Großmächte, die Mittel- und Kleinſtaaten, die liberalen Parteien und der Herzog von Auguſtenburg zu dem Ereignis und der dadurch, wie es ſchien, endlich in die Entſcheidungsſtunde getretnen ſchleswig-holſteiniſchen Frage anfangs einnahmen, iſt bekannt. Losreißung der Herzogtümer von Dänemark auf Grund des Erbrechts der Auguſtenburgiſchen Familie war das Nächſte, was uns Nationalliberalen als Ziel vorſchwebte, enger Anſchluß des befreiten Landes und ſeines Fürſten an Preußen unſre daneben hergehende Vorausſetzung. Vertraut mit den Rechten und Verhältniſſen Transalbingiens, in den letzten zehn Jahren in der Preſſe vielfach für Aufklärung über die dortigen Zuſtände thätig geweſen, meinte ich während der Kriſis an deren Mittelpunkt nützlich ſein zu können. Als früherer Augenzeuge der Not und Bedrängnis Schleswig-Holſteins empfand ich überdies jetzt lebhaft den Wunſch, aus der Nähe zu ſehen, wie ihm die Sonne beſſerer Zeiten aufging. Meine Meinung ſchien von Samwer, dem intimen Rate der Auguſtenburger, geteilt zu werden. Einige Tage nach dem Sechzehnten wurde ich von ihm nach Gotha berufen und dem Herzog Friedrich vorgeſtellt, und es war die Rede davon, mich als Berichterſtatter und zu ſonſtigem litterariſchen Beiſtand nach den Herzogtümern zu ſchicken, wozu ich mir von den Beſitzern der Grenzboten Urlaub verſchaffen ſollte. Dies verzögerte ſich. Inzwiſchen gingen der Herzog und Samwer nach Kiel, und die Sache ſchien in Vergeſſenheit geraten zu ſein, als ſich mein Wunſch, einige Zeit unmittelbar unter dem Morgenrot jenſeits der Elbe zu leben, dennoch erfüllte. Hofrat Freytag,

gegen den ich ihn wiederholt geäußert hatte, gewährte ihn im Intereſſe des Blattes, zu deſſen Beſitzern er gehörte. Ich machte mich bereit, den Grenzboten etliche Wochen als Berichterſtatter vom Kriegsſchauplatze zu dienen, wie ich ihnen früher als ſolcher in den „Schleswig-Holſteiniſchen Briefen“ und mit Reiſebildern aus Ägypten, Griechenland und Jeruſalem gedient hatte.

Am Morgen des 2. Februar verließ ich Leipzig, um über Magdeburg und Hamburg zunächſt nach Kiel zu gehen. Am Abend vor meiner Abreiſe war die große Nachricht eingetroffen, daß der Rubikon überſchritten worden war. Preußen und Öſterreicher waren in das Herzogtum Schleswig eingerückt, ungeduldig wünſchte man ſich mitten in ihre Heerſäulen hinein, und ſo war die Langſamkeit der Eiſenbahnzüge zwiſchen Magdeburg und Wittenberge doppelt verdrießlich.

In Leipzig hatte, abgeſehen vom Zeitungspapier, der tiefſte Friede geherrſcht. Auf der Fahrt zeigten ſich allmählich Spuren, daß Krieg im Lande ſei. Mit jeder Station wurde das Geſpräch im Waggon militäriſcher. Mit jedem neuen Paſſagier ſtieg, namentlich nördlich von Magdeburg, ein neues blutiges Gerücht ein. Dort ſchon hatte ein Schaffner oder Packer den Kollegen eine Mitteilung gemacht, die, aus dem Volkstümlichen überſetzt, beſagte, daß es zwiſchen den Dänen und den Deutſchen zum Zuſchlagen gekommen ſei. Zwei oder drei Stationen weiter wußte man ſchon, daß fünfundzwanzig Ulanen dabei gefallen ſeien, und noch ein Stück höher hinauf nach Norden waren es Perleberger Ulanen — natürlich, da Perleberg die nächſte Stadt war, wo ſolche Kavallerie garniſonierte. In Wittenberge wurde dieſes Mißgeſchick durch einen Berliner beſtätigt, was einem Hamburger Reiſegefährten Veranlaſſung gab, ſeine Befriedigung über dieſen Anfang des Feldzuges laut werden zu laſſen.

„Iſt ihnen ganz geſund, dieſen Preußen — meinte der Patriot —; warum laſſen ſie die Dänen nicht in Ruhe. Ich bin ſonſt ein guter Deutſcher, aber die mit den Pickelhauben — nein, iſt ihnen ſchon recht, wenn ſie was Tüchtiges abkriegen.“

„Wenn die alle ſo geſtimmt ſind — flüſterte mein Nachbar, ein andrer Berliner —, ſo iſt das ja ein wahres Großkrähwinkel.“

So gings weiter, aber während unſer biedrer und friedliebender

republikaniſcher Pfefferſack noch in ſeinen vergnügten Empfindungen über die erlegten fünfundzwanzig Störer von Handel und Wandel ſchmunzelte, kam die nächſte Station, die es, als dem Orte des Blutvergießens weniger fern, beſſer wiſſen mußte, und ſiehe da, jetzt warens nur zwei Tote, und zwar ſollten es nunmehr Pioniere ſein, die eine Brücke über die Treene hatten ſchlagen wollen. Gegen meine Erwartung erklärte ſich der Vertreter Großkrähwinkels auch mit dieſer gelinden Strafe der Preußen einverſtanden.

Der Freund Preußens beklagte die Gefallnen. Dennoch war die Nachricht auch ihm eine frohe Botſchaft Ein ſchwerer Stein fiel ihm vom Herzen. Der kleine „Hannemann" war entſchloſſen, ſich zu wehren — natürlich im Vertrauen auf Gönner von größerer Leibeslänge —, es war Blut gefloſſen, es war Ernſt geworden.

Nachdem ich in Altona die Ehre gehabt hatte, in einem Hotel nicht weit vom Bahnhofe die Nacht mit dem Befehlshaber der hannoverſchen Exekutionstruppen zuzubringen, ſah ich am Morgen, aus dem Fenſter meines Dachſtübchens blickend, zum erſtenmal in der Nähe das erwachte und bis auf weiteres befreite Schleswig-Holſtein und daneben das Uniformgewimmel des Krieges. Unmittelbar vor mir die Front des Bahnhofs mit deutſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Trikoloren. Davor auf dem Platze hannoverſche Jäger und Reiter, preußiſche Helme, Nachzügler der Garden, die tags vorher durchpaſſiert waren, öſterreichiſche Offiziere und Gemeine der verſchiedenſten Waffengattungen, Huſaren, Dragoner, Infanterie, Artillerie, Trainſoldaten, Krethi und Plethi, allerlei Volk von allerlei Zungen und Geſichtstypen.

Früh ſieben Uhr begab ich mich mit dem Zuge nach Kiel. Die meiſten Paſſagiere des gedrängt vollen Coupés trugen die blaurotweiße Kokarde, mehrere das kleine Eiſenkreuz, das den ehemaligen Soldaten der ſchleswig-holſteiniſchen Armee bezeichnete und jetzt aus dem Verſteck vor den däniſchen Gendarmen hervorgeholt worden war, alle größern Ortſchaften, an denen uns der Zug vorüberführte, prangten im Schmucke der deutſchen und der Landesfarben. Überall auf den Bahnhöfen Detachements von Bundestruppen, blinkende Bajonette und Säbelgeraſſel. Bei Elmshorn die erſten Schanzen der Dänen, jetzt natürlich verlaſſen und teilweiſe zerſtört.

Wieder ſaß das mythenbildende Prinzip bei uns im Wagen,

unſichtbar zwar, aber umſo eifriger und lauter. Bei Pinneberg hatte es das Gerücht geſponnen, daß Herzog Friedrich dieſen Morgen nach Altona kommen werde, um über zweitauſend Mann des neuen ſchleswig-holſteiniſchen Heeres Revue zu halten. Bei Neumünſter ſchickte es uns den Schaffner an den Wagenſchlag, um uns mit der wohlverbürgten, ſoeben warm mit einem Zuge von Kiel uns entgegengekommnen Kunde zu überraſchen: „Meine Herren, der Herzog iſt anerkannt — er hat bereits eine preußiſche Ehrenwache!“

Helle Freude auf allen Geſichtern, lautes Hurra, ſelbſt die öde roſtbraune Heide draußen vor dem Fenſter ſchien, als wir weiter fuhren, ein paar Augenblicke zu leuchten und zu lächeln. Der nächſte Augenblick freilich führte aus der Erfüllung in die Hoffnung zurück. Die Nachricht war zu gut geweſen, als daß ſie kritiſchen Gemütern lange hätte gefallen können.

Nicht ſo imponierend, wie auf den erſten Blick dieſe prächtigen Seifenblaſen erſchienen, war eine Meldung, die bald nachher durch Neueinſteigende zu uns gelangte. Doch hatte ſie dafür den Vorzug, keine Seifenblaſe zu ſein. Der däniſche Vogt in Eckernförde, Polizeimeiſter Leisner, von Schleswig her ſchon berüchtigt, dann durch allerlei Willkürakte in ſeiner neuen Stellung und namentlich durch die grauſame Züchtigung eines zwölfjährigen Knaben mit polizeilichen Rutenhieben in aller Mund gekommen, war nach dem Einmarſch der Preußen von der Bürgerſchaft aufgefordert worden, ſein Amt und die Stadt zu räumen und hatte nach vergeblichem Sträuben gehorchen müſſen. Auf der Fahrt nach Hamburg war ihm, da Telegramme ihm vorauseilten, an einigen Orten ein Empfang bereitet worden, der ziemlich warm, aber durchaus nicht ſchmeichelhaft war, und der auf einer der Eiſenbahnſtationen darin beſtand, daß dreißig bis vierzig Knaben ihn erwarteten und ihm Ruten ins Coupé warfen. Schlimmeres war glücklicherweiſe verhütet worden. Das Beſte an der Sache aber ſchien uns allen zu ſein, daß der preußiſche Kommandeur, Major von Zimmermann, die Vertreibung des däniſchen Beamten nicht gehindert hatte. Als Leisner — ſo wurde erzählt — ihn um Schutz erſucht hatte, hatte er erwidert, er ſei Militär und kümmere ſich nicht um Kommunalangelegenheiten. So berichteten einfache und anſcheinend glaubwürdige Leute, und es klang recht befriedigend und vertrauenerweckend. Frau Fama aber hatte es doch

nicht für völlig genügend angeſehen. Es mußte pathetiſcher und grandioſer klingen, und ſo wußte denn auch ein andrer Erzähler der Affaire, der Preuße habe dem Polizeimeiſter auf ſeine Bitte um Beiſtand entgegnet: „Der beſte Schirm des Mannes iſt die Achtung ſeiner Mitbürger.“ Mich wunderte, daß der tapfre Major nicht lieber gleich in tragiſchem Versmaß oder in einer alkäiſchen Strophe geantwortet haben ſollte.

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen erreichten wir Kiel, wo ich bei meinem alten Bekannten Kegel im Eiſenbahnhotel abſtieg, und von wo an die Blätter meines Tagebuchs weiter berichten mögen. Es werden auf den erſten davon hie und da Anſchauungen und Urteile ſein, über die ich jetzt lächle. Man wird mich an Dinge und Perſonen glauben ſehen, denen ich mit der Zeit aus guten Gründen mißtrauen lernte. Der Leſer wird finden, daß ich Leute wenigſtens gelind verehrte, deren Egoismus unter patriotiſcher Maske, deren advokatenhaftes Weſen, deren ſchillernde Politik und deren arge Verblendung wirklich national Geſinnten bald für alle Zukunft eher alles andre als Verehrung einflößen ſollten. Und ebenſo das Gegenteil: man wird Stellen begegnen, die Zweifel und Abneigung in betreff der preußiſchen Politik und ihres lenkenden Staatsmannes ausſprechen und an Ton und Melodie der Klagelieder anklingen, die die damalige Oppoſition über die Behandlung der ſchleswig-holſteiniſchen Angelegenheit durch das Berliner Kabinett jahrelang erſchallen ließ.

Aber man ſoll ſich nicht klüger machen, als man geweſen iſt. Wir alle können lernen an der Erfahrung, uns wandeln und fortſchreiten, und wohl uns, wenn wir das wollen. Ich habe es gewollt und freue mich deſſen. Wie die Erfahrungen in Amerika mir allmählich aus einem republikaniſchen Traumleben heraushalfen, ſo bekehrten mich meine Erlebniſſe in Kiel und die dann folgende Beobachtung des Verhaltens der meiſten Liberalen mehr und mehr von dem Glauben an die Doktrinen und Phraſen der Fortſchrittspartei und ihrer Verwandtſchaft, und geraume Zeit ſchon, bevor die Erfolge Bismarcks weithin leuchtend die Welt über die ungeheuerliche Thorheit ſeiner Gegner aufklärten, hatte ſich dieſe Umgeſtaltung meines Denkens und Wollens in der Hauptſache vollzogen.

* * *

3. Februar. Das gute alte Kiel iſt nicht wiederzuerkennen. Die friedlichen Straßen von 1855 ſchnauben Krieg, und alles ſtarrt von Waffen. Vor dem Hotel und die halbe Holſtenſtraße hinauf ein Getümmel von requirierten Wagen, die der Armee Vorräte nachſchaffen ſollen, von Ordonnanzen und Stafetten, von vorbeimarſchierenden Regimentern. Gewehrläufe, Bajonette, Helmbeſchläge, Metall bei Metall. Kommandorufe, Hornſignale, die Trommeln und ſchrillenden Querpfeifen, die Trompeten der Reiterei laſſen ſich hören. Dazwiſchen Säbelgeklirr auf dem Pflaſter, und gelegentlich das Hufgetrappel einer Schwadron oder eines Zuges von Küraſſieren. Das geſamte Militär trägt um den rechten Arm eine weiße Binde, und der Meſſingſchmuck der Pickelhauben iſt in dieſem Feldzuge nicht überſchwärzt, was mir nicht recht praktiſch vorkommen will, aber umſo ritterlicher ausſieht, namentlich im Vergleich mit den Tſchakos der Kameraden aus Öſterreich, die durch keinerlei glänzende Auszeichnung den feindlichen Schützen ein Ziel bieten

Im übrigen ſind die Preußen vortrefflich ausgerüſtet. Die Bekleidung iſt geſchmackvoll, ſolid und der Jahreszeit angepaßt, das Fußzeug derb und tüchtig. Auch die Pferde der Kavallerie und des Fuhrweſens verdienen Lob; doch iſt man freilich erſt am Anfange des Krieges.

Im ganzen machen die Truppen König Wilhelms, mit dem, was ich bisher von den Öſterreichern ſah, verglichen, mehr den Eindruck des Gediegnen als des leicht Beweglichen. Ihre Mannſchaften ſind beinahe durchweg kräftiger gebaut, aber, wie es ſcheint, auch ſtärker belaſtet als die der Alliierten aus dem Südoſten. Die Zündnadelgewehre, über zehn Pfund ſchwer, wie ich höre, wiegen jedenfalls viel mehr als die öſterreichiſche Muskete. Wäre ich der Däne, ſo würde ich ſagen: Der Himmel bewahre uns vor der Notwendigkeit eines Angriffs auf ein preußiſches Karree und vor einer Bajonettattacke oder einer Verfolgung durch die Öſterreicher. Indes ſind das Laienurteile, und es wird geraten ſein, das Weitere abzuwarten.

Bei den Bekannten, die ich beſuchte, hörte ich zu meiner innigen Freude nur Gutes über die Preußen. Man hatte ſie öffentlich nicht wie die Bundestruppen mit frohen Mienen, Fahnen und Zurufen empfangen können, obwohl ſie vielleicht Beſſeres zu vollbringen be-

rufen ſind als jene, war ihnen aber im Hauſe um ſo freundlicher entgegengekommen und hatte dafür bei ihnen Verſtändnis gefunden. Überall lobt man das beſcheidne, anſpruchsloſe Betragen und die intelligente Art der Leute, und auch ſonſt ſcheint Preußen durch die Ereigniſſe der letzten beiden Tage in der öffentlichen Meinung weſentlich gewonnen zu haben. Zwar von Herrn von Bismarck erwartet niemand Erfreuliches, und die öſterreichiſche Begleitung nimmt ſich entſchieden bedenklich aus. Aber die Anſprache des Prinzen Friedrich Karl an das Heer, die eine raſche Aktion in Ausſicht ſtellte, der Übergang über die Grenze Schleswigs, die erſten Schüſſe, das ſchnelle Vorgehn der Preußen bis an die Schlei, der Öſterreicher bis hart vor das Dannewerk, die Ankunft des preußiſchen Thronerben im Lager der alliierten Armee „für Schleswig-Holſtein," die bekannte Thatſache, daß er den Herzogtümern wohlwill und überdies mit dem Herzog Friedrich befreundet iſt, die Annahme, daß man den zukünftigen König nicht wohl für eine antinationale, für eine unreine, für eine faule Sache kämpfen laſſen könne — alle dieſe Dinge wogen die Bedenken bei überlegſamen Menſchen reichlich auf, und was etwa blieb, wurde durch den erſten Kanonendonner und den blutigen Zuſammenſtoß bei Miſſunde zerſtreut.

Der Himmel verzeihs, und etwaige Leſer dieſer Aufzeichnungen werdens hoffentlich von vornherein richtig deuten: ich freute mich, von gutunterrichteter Seite zu hören, daß die Verluſte der Preußen dort größer geweſen waren, als andre hatten Wort haben wollen, und Leuten außer mir ſcheint es ebenſo gegangen zu ſein. Denn wie man auch über die Opportunität des Angriffs auf die Miſſunder Schanzen urteilen mag, alles iſt wenigſtens darin einig, daß es ſeit geſtern keinen Scheinkrieg mehr gilt, und daß es den trotzigen Dänen jetzt wirklich und wahrhaftig an den Kragen geht. Wie man das hier allgemein empfindet, zeigt der Flaggenſchmuck der Straßen. Eins mindeſtens iſt nunmehr über allen Zweifel hinausgehoben: die Abſicht iſt vorhanden, die Anmaßung, die Gewaltherrſchaft der Fremden aus Schleswig hinauszuwerfen. Ob für immer, ob zu Herzog Friedrichs Gunſten, iſt damit freilich noch keineswegs feſtgeſtellt.

Einiges zu einer günſtigen Entſcheidung werden die Schleswiger ſelbſt beitragen können. Wenn ſie überall wie in Eckernförde

und Gottorf in den friſchen Fußſtapfen der flüchtenden däniſchen Bataillone die däniſchen Beamten vertreiben und den Herzog, die Verkörperung des Prinzips der abſoluten Trennung von Dänemark, ausrufen, ſo werden vollendete Thatſachen geſchaffen, die ſich nicht im Handumdrehen, vielleicht gar nicht, wenigſtens nicht ohne den Samen zu einer Revolution in die Gemüter zu ſtreuen, rückgängig machen laſſen. Eine Eroberung der Herzogtümer zum Zwecke einfacher Annektierung an Preußen, die der eine und der andre von Bismarck beabſichtigt glaubt, wünſcht hier, ſoweit ich hören und beobachten kann, niemand, ja es ſoll das Wort umlaufen: Lieber däniſch als preußiſch, was mir, wenn es wahr wäre, einfach ſchändlich vorkommen würde. Übrigens könnte ein ſolcher Verſuch, dem der Rechtsſinn des Königs Wilhelm jedenfalls fern ſteht, bei jetziger Lage der Dinge, wo er den außerdeutſchen Großmächten, der Bevölkerung Schleswig-Holſteins, den Regierungen und der öffentlichen Meinung in den Mittelſtaaten, ja einem nicht kleinen Teile der Preußen ſelbſt in gleich unerhörter Weiſe ins Geſicht ſchlagen würde, nur von einer Anſchauung eingegeben ſein, die lediglich für die allerdings ſehr bedeutende Stärkung, die die feudale Partei in Preußen durch Einverleibung eines Landes wie die Herzogtümer gewinnen würde, für alle übrigen Rückſichten irgendwelcher Art aber keine Augen hätte. Wollte man derartiges, ſo mußte man es ſeit Jahren vorbereiten durch eine andre innere Politik, ſeit Jahren aber und namentlich in den beiden letzten Jahren iſt nicht weniger als alles geſchehen, um den Schleswig-Holſteinern wie allen übrigen Deutſchen das Gegenteil von der Neigung einzuflößen, dem preußiſchen Staatsverbande anzugehören. Unter ſolchen Umſtänden annektieren wollen, wäre, ſo dünkt mich, Ungeſchick und Brutalität zugleich. Ich denke hier im Sinne der Umgebung des Herzogs und ſeiner ſonſtigen hervorragenden Anhänger, ſoweit ich ſie durch Sammer bis jetzt kennen gelernt habe, dem ich als altem Bekannten bald nach meiner Ankunft einen Beſuch machte, und der mir wieder zuredete, wenigſtens einige Monate in Kiel zu bleiben und ſeine Politik in der hieſigen und in der ſüdlichen Preſſe zu unterſtützen. Ich konnte nicht zuſagen, da ich den Grenzboten gegenüber die Verpflichtung hatte, wenigſtens etwas vom Kriege zu ſehen und darüber zu ſchreiben, verſprach aber ſpäter zu verſuchen, was ſich thun ließe.

Herzog Friedrich ſcheint hier nicht bloß als Träger des Landesrechts, ſondern auch perſönlich beliebt und verehrt zu ſein. Nicht wenig wird dazu die Einfachheit und Schlichtheit beigetragen haben, mit der er hier aufgetreten iſt und ſich eingerichtet hat. Das Haus, das er ſeit ſeinem Wegzuge aus dem Bahnhofshotel bewohnt, liegt auf der frühern Neuen Straße, die jetzt Friedrichsſtraße genannt worden iſt, und iſt ein hübſches kleines Privathaus von vier Fenſtern Front und zwei Stockwerken, einem Erdgeſchoß und einer Bel-Etage. Zwei hohe Flaggenſtangen und Schmuck von Kränzen zeichnen es in der Zeile aus, in der es ſteht. Das Parterre hat vornheraus zwei einfach möblierte Zimmer, in denen der Herzog Audienz giebt, und wo man nach der Tafel eine Cigarre raucht, hinten einen Speiſeſalon, wo etwa zwanzig Perſonen eſſen können. Im erſten Stock ſind die Wohnſtuben des Herzogs, vier an der Zahl, darunter ein Arbeitskabinett, alles elegant, aber keineswegs reicher als die Wohnung eines wohlhabenden Privatmanns ausgeſtattet. Ein Anbau enthält Domeſtikenſtuben, Küche und ſonſtiges Zubehör. Wie ich höre, hatte vor dem Herzog der däniſche Profeſſor Molbech das Haus inne. Die Dienerſchaft iſt wenig zahlreich: ein Jäger, ein Lakai in Livree, zwei Lohnbediente in Schwarz ſind alles, was man davon gewahr wird Von Equipage, Läufern, Kutſchern, Kammerhuſaren und dergleichen Volk iſt vorläufig nicht die Rede. Die Geſchäfte des Zeremonienmeiſters und Hofmarſchalls verſieht der Major Schmidt von der ehemaligen ſchleswig-holſteiniſchen Armee. Auch die Räte des Herzogs wohnen für jetzt ſehr einfach: Samwer und Du Plat einige Thüren von ihrem Herrn und Gebieter, Franke im Eiſenbahnhotel.

Noch kommen, wie man ſagt, faſt jeden Tag Huldigungsdeputationen an, und heute nachmittag ſah ich ſelbſt eine ſolche ſich zur Audienz begeben. Es waren biedre Schleswiger aus dem Däniſchen Wohld, geſchmückt mit hohen Cylinderhüten und bewaffnet mit ſtattlichen Tabakspfeifen, die erſt aus dem Munde genommen und in die Bruſttaſche verſenkt wurden, als die Herren vor der Thür des Herzogs angelangt waren.

4. Februar. Die Stellung der Dänen am Dannewerk und öſtlich von da wird ohne Zweifel in dieſen Tagen angegriffen. Schon ſind geſtern oder vorgeſtern die Boote der Ellerbecker Fiſcher

in Beſchlag genommen und auf Wagen nach Schwanſen abgegangen, um zum Brückenſchlagen beim Übergang über die Schlei zu dienen. Sehr willkommen war mir daher das Anerbieten des frühern ſchleswig-holſteiniſchen Kriegsminiſters Jakobſen, mir einen Platz in dem Wagen abzutreten, worin er heut morgen nach Eckernförde abfuhr. Das Wetter war ſchön, die Luft ruhig, eine helle Sonne ſah auf die weiße Winterlandſchaft hernieder, als wir über die Kanalbrücke aus Holſtein nach Schleswig hinüberfuhren. Die Straße war belebt von Fußgängern, die mit umgeſchnallten Decken und in hohen Waſſerſtiefeln der Gegend zuwanderten, die jetzt der Kriegsſchauplatz war. Gelegentlich ſprengte ein Dragoner oder ein Küraſſier als Ordonnanz an uns vorüber. Wiederholt trafen wir lange Züge mit Heu, Stroh, Mehl, Brot und andern Vorräten, die nach Norden gingen, einmal auch eine Anzahl von Fuhrwerken, die Kranke und Verwundete nach Süden bringen ſollten. Zwiſchen Gettorf und Altenhof paſſierten wir eine Wagenburg von mehreren hundert Achſen, die eine weite Koppel einnahm und mit den Gruppen von bunten Reitersleuten, weißen Küraſſieren, hellblauen Dragonern, roten Huſaren und dunkelblauen Ulanen und mit den Kochfeuern und Rauchwölkchen in ihrer Mitte ein recht originelles kriegeriſches Bild darbot.

Eckernförde fanden wir überfüllt mit preußiſchem Militär. In allen Hausthüren ſtanden Blauröcke, die Gaſthöfe waren voll Offiziere. Ein Mittageſſen zu erobern war äußerſt ſchwierig, faſt unmöglich. Noch weniger erreichbar ſchien es, ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Doch ſchaffte die Gaſtlichkeit eines alten und eines neuen Bekannten für beides Rat.

Während ich im Hauſe des Kaufmanns Timm bei Tiſche ſaß, brachten preußiſche Reiter fünf Burſchen in Zivilkleidern ein, die mit Stricken aneinander gebunden waren. Ein ungeheures Hallo der Straßenjugend vor dem Fenſter und allerlei Stimmengewirr meldeten, daß es „Spione“ ſeien. Bald nachher neues Rennen am Fenſter vorbei und neues Geſchrei: „Auf dem Mühlenberg wird Blaunfeld erſchoſſen!“ Blaunfeld senior war damit gemeint. Man hatte ihn, einen der verhaßteſten däniſchen Vögte in Schleswig, tags zuvor gefangen in die Stadt transportiert, weil er von den Bauern angeklagt worden war, eine preußiſche Huſarenpatrouille

durch falſche Weiſung in die Gefangenſchaft der Dänen geſandt zu haben. Andern Angaben zufolge hatte er die Stellung der Preußen zwiſchen Louiſenlund und Miſſunde ausgekundſchaftet und an den Feind verraten. Jetzt ſollte er, ſo hieß es, den Lohn für ſolchen Späherdienſt erhalten, und das Gerücht hiervon hatte Maſſen von Soldaten und Volk um die Koppel verſammelt, wo die Hinrichtung ſtattfinden ſollte Indes blieb es bei dem Gerücht, und allmählich verlief ſich die Menge. Dagegen vernahm man von zwölf bis gegen drei Uhr eine lebhafte Kanonade von der Gegend Schleswigs her, bei der auch ſchwere Geſchütze mitzuwirken ſchienen. Es war, wie wir ſpäter erfuhren, der Artilleriekampf zwiſchen den Öſterreichern und den am weſtlichen Ende der Schlei ſtehenden Dänen, durch den die Batterien der Dänen auf dem Mövenberg und der Freiheit bei Schleswig ſtumm gemacht wurden

Nach Tiſche wurde ein Verſuch unternommen, die anderthalb Stunden entfernte äußerſte Poſtenkette der Preußen bei Koſel und Ornum zu beſuchen und einen Überblick über die däniſchen Verſchanzungen bei Miſſunde und über den Schauplatz des letzten Gefechts zu gewinnen, das hier ſtattgehabt hatte. Vergeblich. Schon auf der Hälfte des Weges erfuhr ich, daß die Wachen Zivileſten nur in das Dorf Koſel, aber nicht mehr auf den hochgelegnen Kirchhof ließen, und bei Ornum mein Heil zu verſuchen, erſchien noch bedenklicher, nachdem mir ein Eckernförder, deſſen Bekanntſchaft ich zwiſchen Altona und Kiel gemacht hatte, und dem ich jetzt zu meiner Freude wieder begegnete, die wenig angenehmen Abenteuer erzählt hatte, die er in der Machtſphäre des Majors von Krohn erlebt haben wollte

Wieder nach Eckernförde zurückgekehrt, hörte ich auf deſſen Friedhofe die letzten Worte der Rede, mit der der Feldpater eines weſtfäliſchen Regiments einen Kanonier der reitenden Artillerie, der in dem Treffen bei Miſſunde gefallen war, ins Grab legte. Der Tote — es war der erſte, den ich in dieſem Feldzuge ſah — lag in ſeinem Soldatenmantel auf einem Brett. Eine Stückkugel hatte ihm die ganze rechte Bruſt eingeſchlagen, ſodaß die Lunge zu ſehen war. Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine ſtanden um die offne Grube. Ich hörte die Worte des Geiſtlichen: „Du, unſer Bruder, liegſt nicht in fremder Erde, ſondern in deutſchem Boden,

und du biſt für die Befreiung deutſchen Landes gefallen.“ Ein Unteroffizier ſah ſich nach mir um und ſagte, Thränen in den Augen: „Hörten Sie das? War das nicht eine ſchöne Rede?“ — Ich nickte, nahm ſeine Hand und drückte ſie. — „Ja — fuhr er fort, als wir dem Toten ſeine drei Würfe Erde mitgegeben hatten —, diesmal wirds anders, das mögen Sie glauben. Unſre Prinzen werden ſich nicht mißbrauchen laſſen, und auch unſer König iſt der guten Sache gewogner, als die Holſteiner meinen.“

Abends waren wir im großen Saale der Stadt Hamburg, wo ein buntes, fröhliches, zuletzt etwas wildes Treiben herrſchte. Allerlei preußiſche Uniformen, jüngere und ältere Offiziere beſchäftigten ſich mit der Einnahme von Flaſchenbatterien, Champagnerpfropfen knallten ſtatt der Kanonenſchüſſe, Rotwein floß ſtatt des Bluts. Verſchiedne Zivilperſonen, unter andern Rittmeiſter Hanſen von der ehemaligen ſchleswig-holſteiniſchen Armee, Kabinettsrat Tempeltey aus Koburg oder Gotha, Dr. Mahler, Korreſpondent der Nationalzeitung vom Kriegsſchauplatze, ſaßen unter den Herrn Militärs, erzählten und ließen ſich erzählen. Hauptthema war natürlich noch immer der Angriff auf die Miſſunder Schanzwerke, der allen Berichten nach nicht die Erſtürmung dieſer Befeſtigungen, ſondern nur eine Demonſtration zur Ablenkung der Aufmerkſamkeit des Feindes von der Stelle, wo die Entſcheidung geſucht werden ſollte, zum Zwecke gehabt hatte. Details in Menge wurden berichtet, alle aber vereinigten ſich darin, daß dieſe jungen Soldaten, die bisher noch keine ernſtlich gemeinte Kugel hatten pfeifen hören und noch kein Schlachtenblut geſehen hatten, ſich mit lobenswerter Unerſchrockenheit geſchlagen und jede ihnen anbefohlene Bewegung trotz heftigen feindlichen Feuers mit ſchulgerechter Präziſion ausgeführt hatten.

„Superb!“ ſagte mir ein entzückter Premierleutnant, „das ſtärkſte Feuer von den Schanzen — aber wie auf dem Exerzierplatze, verſichere ich Ihnen, wie auf dem Exerzierplatze.“

Genommen worden waren die däniſchen Batterien freilich nicht, und für einen bloßen Stoß nach dieſer Seite hin wollten manchem die preußiſchen Verluſte etwas zu groß vorkommen. Auch ſonſt regte ſich die Kritik in betreff einzelner Anordnungen.

„Wir haben ſtark verloren — hörte ich einen Offizier von den

Sechzigern äußern —, und doch haben wir keinen Schuß gethan, ja den Feind nicht einmal geſehen."

Ein andrer fand es ärgerlich, daß Batterien, die nicht zum Feuer gelangt waren, Pferde und Mannſchaften eingebüßt hatten, und wollte vor allem die Aufſtellung von Geſchützen längs der Straße tadeln, weil die Dänen deren Diſtanz von ihren Schanzen hätten genau wiſſen können.

Wieder eine andre Stimme meinte, vierundſiebzig Kanonen zu einer bloßen Demonſtration oder Finte wären ein wenig reichlich, wenn nicht mit loſem Pulver geſchoſſen würde.

Ich laſſe die Begründung dieſer Reflexionen dahingeſtellt und verzeichne ſie nur beiläufig als leichte Schatten in dem Bilde und in der Meinung, daß Offiziere von weiterm Blick, als ihn der Subalterne haben kann, vielleicht an jenen Dispoſitionen nichts auszuſetzen gewußt hätten.

An Quartier im Gaſthauſe war kaum zu denken. Doch war für mich, wie ſchon notiert, anderweitig geſorgt. Die neuen Bekanntſchaften ſetzten ſich, als ſich die Geſellſchaft im Saale nach Mitternacht allmählich verzogen hatte, Stühle zuſammen, konſtruierten ſich aus ihnen, dem Reiſeſack, der als Kopfkiſſen dienen mußte, einem Pelz oder einem Mantel, der zum Unterbett ernannt wurde, und einer wollnen Decke, wie man ſie im Winter auf Eiſenbahnen mit ſich führt, eine Schlafſtätte. Einer der Herren, der ein Stübchen mit Bett für ſich erlangt hatte, hatte dafür drei Thaler zu zahlen, etwa das Sechsfache des gewöhnlichen Preiſes.

7. Februar. Daß Freitage unglückliche Tage ſind, wußte ich. An irgend einem Freitag meines Lebens aber quasi Kriegsgefangner zu werden, hätte ich mir nicht träumen laſſen. Doch greifen wir der Entwicklung der Dinge nicht vor.

Aus den Geſprächen der Offiziere vom Donnerstag abend und noch mehr aus der Wegſchaffung der Eckernförder Fiſcherboote in der Richtung nach Kappeln hin, die nach Einbruch der Dunkelheit ſtattgefunden hatten, war zu entnehmen geweſen, daß am Tage nachher der Übergang über die Schlei verſucht werden würde, der der Uneinnehmbarkeit der Dannewerksſtellung ein Ende machen ſollte. Dieſem Übergang beizuwohnen und dann der Armee durch Angeln nach Flensburg zu folgen, war für uns kaum möglich.

Wir beſchloſſen daher vorgeſtern, zunächſt die Tour nach Miſſunde von neuem zu verſuchen, und wenn ſie wieder verwehrt ſein ſollte, uns nach dem linken Flügel der alliierten Armee zu begeben.

Der Morgen war ziemlich rauh, die tags vorher zu tiefen Kotbächen aufgetauten Straßen waren wieder gefroren, und zu dem Schnee, der rings die Felder bedeckte, fiel in großen Flocken neuer vom Himmel. Es mochte gegen neun Uhr ſein, als wir, zwei Eckernförder Bekannte, Dr. Tempeltey und ich, die Stadt auf der nach Schleswig führenden Chauſſee verließen. Ein fünfter Begleiter kehrte an den letzten Häuſern plötzlich um, entweder, weil ihm die Erzählung der Schickſale, die unſre beiden Eckernförder bei dem geſtrengen von Krohn betroffen hatten, Bedenken erweckte, oder weil er eine Ahnung von dem hatte, was uns bevorſtand. Wir andern mußten bald Halt machen, da uns eine lange Kolonne preußiſcher Truppen und Geſchütze entgegenkam, die die ganze Breite der Landſtraße füllte. Die kräftigen Geſtalten, die blinkenden Pickelhauben und Bajonette, das ganze friſche Weſen der Leute gefielen. Sehr hübſch putzte der Schnee, der an ihnen haftete, dieſen Ausſchnitt aus dem eigentümlichen Bilde eines Winterfeldzugs. Singend, zum Teil grüßend zogen ſie vorüber und verſchwanden zwiſchen den Hecken, die den Weg nach Kappeln zu beiden Seiten einfaſſen.

Wir ſchritten munter in der Richtung nach Schleswig weiter, erfuhren in der Nähe von Grasholz, daß jetzt nicht bloß der Zutritt zum Kirchhofe von Kofel, ſondern auch der Eingang ins Dorf ſelbſt von den Preußen geſperrt, alſo an einen Abſtecher in der Nachbarſchaft von Miſſunde nicht zu denken ſei, und ſetzten unter dieſen Umſtänden den Weg auf der Chauſſee nach Schleswig fort, um den Öſterreichern bei Oberſelk und Fahrdorf einen Beſuch abzuſtatten.

Zwiſchen Schnab und Birkenſee trafen wir rechts von der Straße ein kleines Lager preußiſcher Infanterie. Auf einer ſchneebedeckten Koppel brannten ein paar Dutzend Feuer, um die auf Stroh Gruppen von Soldaten ſaßen oder lagen. Die Gewehre waren zum Teil in Pyramiden zuſammengeſtellt. An einer Stelle ſchenkte ein Marketender Kaffee aus. Wir erfuhren, daß dieſe Mannſchaften ſchon die dritte Nacht im Freien biwakiert hatten. Weder die gute Laune noch die Geſundheit der Leute ſchien dar-

unter gelitten zu haben, dagegen waren die Knicks, die Koppelthore, die Scheuerpfähle und andres zur Feuerung verwendbare Eigentum der benachbarten Höfe übel dabei gefahren

In Fleckeby, dem nächſten größern Orte, zeigte man uns links von der Chauſſee in einem geſchmackvoll gebauten Landhauſe die bisherige Wohnung des Hardesvogts Blaunfeld. Die Vorhänge waren niedergelaſſen, mehrere der Fenſter mit Läden geſchloſſen. Knaben brachten mit Jubelgeſchrei die Rudera der weiß und rot angeſtrichnen Stange geſchleppt, auf der bisher vor dem Hauſe zum Ärger der Ortsbewohner der Dannebrog geweht hatte. Ein Stück weiterhin, vor dem Gaſthofe des Dorfes, flackerte ein Feuer. Wir fragten, was es bedeute.

Die Antwort der Jungen war: „Blaunfeld ſyn däniſche Stange werd afbrennt.“

Es war wirklich ſo. Ein Mann zerſägte emſig die von den Knaben herbeigeſchafften Stücke des Flaggenmaſtes und erwiderte, als ich meinte, der große Holzhaufen brauche am Ende nicht ſo verwüſtet zu werden, und man könne ſich drei Wochen lang ſeine Suppe dabei kochen: von ſolchem Holze wolle er keine Suppe gekocht haben, und das „Tüg“ müſſe öffentlich und unter freiem Himmel verbrannt werden „as en Schand und Swinerie“ Wiſchte ſich darauf mit der verkehrten Hand den Schweiß von der Stirn, ſchob einen neuen mit Teer getränkten Strohwiſch unter die Fragmente der Fahnenſtange und ſägte dann tapfer weiter, als ob es die Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark zu zerſägen gälte.

Der hier ſtationierte preußiſche Dragoneroffizier ſah dem Autodafé gleichgiltig zu, die Soldaten zündeten ſich daran ihre Pfeifen an, und wir folgten mit unſern Cigarren ihrem Beiſpiel.

Im Gaſthauſe wurde gefrühſtückt. Dann brachen wir auf, um nach dem Rate des Wirts nicht, wie bis dahin unſer Plan geweſen war, auf der Chauſſee bis Fahrdorf, ſondern, beim letzten Hauſe Fleckebys links abbiegend, nach Esprehm und von dort nach Oberſelk zu gehn. Der Dragoneroffizier erwiderte auf unſre Frage, ob es erlaubt ſei, weiter vorzudringen, das könne er nicht ſagen; wir möchten getroſt bis zu den letzten Vedetten gehn und zuſehen, ob die uns durchließen.

Die letzten Vedetten — es waren zwei preußiſche Dragoner,

die beim Chauſſeehauſe von Fleckeby poſtiert waren — ließen uns ohne Einſpruch weiter gehn. Wir wanderten, die große Straße verlaſſend, auf dem von Knicks eingeſchloſſenen Wege nach Esprehm weiter. Nachdem wir ungefähr vierhundert Schritte zurückgelegt hatten, kam uns ein öſterreichiſcher Offizier zu Pferde, hinter dem drei Windiſchgrätz-Dragoner in weißen Mänteln ritten, entgegen, der uns fragte, wie weit es noch bis Fleckeby ſei. Wir erwiderten: Einen Büchſenſchuß, und er hatte ſonſt nichts zu erinnern. Noch einige hundert Schritte weiter erſchienen vor uns auf der Höhe des bergan führenden Weges plötzlich die Bajonette und Federhüte öſterreichiſcher Jäger, erſt einige, dann mehr, bis wir endlich inne wurden, daß wir ein ganzes Bataillon vor uns hatten, und daß dem Bataillon ein Regiment Linieninfanterie, eine Batterie und mehrere Schwadronen Dragoner folgten — eine Truppenkolonne, die ſich wie eine lange graue Schlange, von Bajonetten blinkend, lautlos zwiſchen den ſchneebedeckten Hügeln und über ſie hinwand. Es war die Brigade Dormus, ein Teil der großen Truppenbewegung von Weſten nach Oſten, wodurch die Stellung der Dänen am Dannewerk umgangen werden ſollte.

Nachdem wir an den erſten Jägern vorübergeſchritten waren, begegneten wir einem zweiten berittnen Offizier. Er fixierte uns einen Augenblick und fragte dann:

„Wo kommen die Herren her?“

„Von Fleckeby,“ war unſre Antwort.

„So bringen Sie — hieß es darauf zu unſrer nicht geringen Verwunderung, indem der Offizier ſich an einen Korporal wandte — die Herrſchaften dahin, wo die andern ſind.“

Der Korporal führte uns, nachdem er zwei Mann hinter uns poſtiert hatte, in den Zwiſchenraum zwiſchen dem Jägerbataillon und dem Muſikchor der Linieninfanterie, wo wir vier andre Herren vom Zivil antrafen, die ein Stück weiter weſtlich angehalten und mitgenommen worden waren. Sie lächelten verlegen, als ſie unſrer anſichtig wurden, und wußten ſo wenig wie wir, was das bedeuten ſollte.

Ich dachte zunächſt, man wolle uns als Wegweiſer benutzen; denn ich fand, daß die kaiſerlichen Offiziere nicht genügend mit Karten verſehen waren. Dann präſentierte ſich aus der Erinnerung

das Bild der tags vorher in Eckernförde eingebrachten Spione, dahinter der Schatten eines ſchnurrbärtigen Kriegsgerichts und weiterhin ein Sandhaufen. Doch nur für einen Augenblick. Wir hatten, wenn wir gefehlt hatten, jedenfalls unwiſſentlich gefehlt. In Fleckeby würde man uns — ſo ſtellte ich mir die nächſte Zukunft vor — in das Gaſthaus bringen, uns nach Namen und Herkunft befragen, — die ſchöne ſächſiſche Paßkarte in meiner Bruſttaſche würde ihre Wirkung thun, auch die Begleiter würden ſich ausweiſen, und man würde uns mit einer Entſchuldigung, ſo reſpektable Leute einen Augenblick angezweifelt zu haben, in Gottes Namen gehen laſſen.

Ungefähr das Gegenteil von dem allen war der Fall. Das Jägerbataillon — es war das 22. — marſchierte durch Fleckeby durch und bis in die Nähe von Holm, wo es Halt machte und in eine Koppel ging, um ein paar Stunden zu raſten. Die Infanterie — es war das Regiment Khevenhüller — blieb in der Nähe von Fleckeby zurück. Uns ließ man mit unſrer Wache auf der Chauſſee neben dem Ackerſtück ſtehen, auf dem ſich die Jäger gelagert hatten. Die Wache, die jeden unſrer Schritte im Auge hatte, deutete an, der General werde über uns entſcheiden.

Ein Offizier, an den ſich einer von unſern Eckernfördern wandte, um ihm ſeine Unſchuld auseinander zu ſetzen, erwies ſich als der unrechte Ort für ſolche Appellation. Es wäre, ſo erwiderte er, freilich etwas unbequem, in dem ſchneidenden Winde lange auf der Straße ſtehen zu müſſen, aber ſie hätten drei Tage desgleichen gethan. Es gäbe viele Spione in der Gegend — erſt geſtern hätten ſie etliche erſchoſſen, und man könnte nicht wiſſen - — übrigens wäre es zwar recht löblich, wenn ſich die Herren „Zuſchauer“ (die Schlachtenbummler waren damals noch nicht erfunden), wie der Frager behauptet hätte, durch Wegtragen von Verwundeten bei Gefechten nützlich machen wollten, aber es gäbe auch ein Sprichwort: „Wos deinis Omts nicht iſt, do loß deinin Vorwitz.“ Im weitern Verlaufe ſeiner Rede ſetzte der witzige Leutnant dieſem neuen und artigen Sprichworte noch das ebenſo neue, artige und tröſtliche: „Wer ſich in Gfohr begiebt, kommt holt dorin um,“ paſſend zur Seite und überließ uns dann unſern Betrachtungen. Ein recht „gemütlicher“ Öſterreicher!

Ich gelangte durch Meditieren jetzt bald zu dem Reſultate, daß man uns nicht als verdächtig, ſondern nur deshalb feſthielt, damit wir nicht zur Verbreitung der Kunde von der großen Bewegung gegen die mittlere und öſtliche Schlei beitragen ſollten, und nur, daß wir über die Vorpoſtenkette hinausgeraten waren, machte noch einige Sorge Indes hatte man uns preußiſcherſeits nicht davon abgehalten, und ſo ſahen wir der Ankunft des Herrn Generals weniger mit Bangen als mit Sehnſucht entgegen. Er ließ jedoch über eine Stunde auf ſich warten, und wir hatten inzwiſchen reichliche Gelegenheit, zwiſchen den uns umgebenden öſterreichiſchen Soldaten und den am Morgen geſehenen preußiſchen Bataillonen Vergleichungen anzuſtellen.

Dieſe Vergleichungen konnten in der früher gewonnenen Anſicht über die Natur der beiden Heere beſtärken Die Preußen erſchienen ſtrammer, ſolider, kerniger; die Öſterreicher leichter und beweglicher, die Jäger namentlich faſt zuavenhaft. Aber auch noch eine andre Beobachtung drängte ſich mehr und mehr auf. Dieſe Musketiere, Reiter und Jäger der Kaiſerlichen hatten nur wenige deutſche Phyſiognomien unter ſich, die Mehrzahl von denen, die ich ſah, gehörte ganz beſonders häßlichen öſtlichen Raſſen an, und wiederholt ſtieß ich auf Geſichter, die an die Beſchreibungen der Hunnen erinnerten, während unter den Preußen und zwar unter Brandenburgern wie Weſtfalen nur ſehr ſelten ungermaniſche Züge, häufig der reinſte deutſche Typus und — hier war allerdings an das Inſtitut der Einjährig Freiwilligen zu denken — ungemein oft ein ſelbſtbewußtes, intelligentes Weſen und Gebaren auftraten, das unter den öſterreichiſchen Kriegsleuten nur hier und da bei Unteroffizieren zu bemerken war. Unter den Kaiſerlichen war der Einzelne, wie mir vorkam, weit mehr Glied der Maſſe des Regiments oder Bataillons, unter den Blauröcken des Konigs Wilhelm trotz der Disziplin und Montur Individuum.

Unſre Geduld war bei dem ſcharfen Winde, der über die Chauſſee herſtrich, ſo ziemlich auf dem Gefrierpunkt angelangt, als endlich der grüne Federbuſch des Generals Dormus langſam von Flekeby her auf uns zukam. Neben ihm ritt ein Adjutant in einem langen ungariſchen Pelze, hinter beiden ein preußiſcher Küraſſierleutnant mit zwei Mann ſeiner Schwadron. Ich gehe wohl nicht irre, wenn

ich vermute, daß jeder von uns acht Herren eine kleine Rede auf der Zunge hatte, kurz, wie ſichs dem Militär gegenüber ziemt, wohlſtiliſiert, über die Perſonalien des Sprechers vollkommen befriedigendes Licht verbreitend. Aber wie kurz jede dieſer Explikationen auch ſein mochte, nicht einmal dazu gab uns das grauſame Öſterreich Gelegenheit. Der General hielt ſein Pferd vor uns an, fragte ſich ſelbſt laut: „Wie viele ſinds?“ zählte uns mit dem Zeigefinger ab: „Eins, zwei, drei — — acht,“ drehte ſich nach dem Küraſſierleutnant um und ſagte: „Ich übergebe ſie Ihnen,“ womit dieſer Akt der Tragikomödie ein Ende hatte.

Unſre Anhaltung war in der Ordnung, aber der Herr General hätte ſchwerlich gegen die Ordnung und ganz gewiß nicht gegen die Gebote der Humanität gefehlt, wenn er die Güte gehabt hätte, uns mit zwei Worten zu ſagen, daß die Maßregel eine Notwendigkeit, keine Strafe ſei, und daß ſie von kurzer Dauer ſein werde.

Wir waren jetzt in aller Form Gefangne. Der Leutnant — er und ſeine Leute waren vom 4. (weſtfäliſchen) Küraſſierregiment — ritt vor, kommandierte: „Piſtol auf!“ zog ſelbſt einen kleinen Revolver aus der Halfter, zeigte ihn uns mit möglichſt martialiſchem Blick und ſagte: „Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß meine Leute für den Fall, daß einer von Ihnen Anſtalt macht, ſich zu entfernen, Befehl haben, auf ihn zu ſchießen.“ Der möglichſt martialiſche Blick war in Wirklichkeit nicht ſehr martialiſch. Unſer Leutnant — er führte den zarten Namen v. Lilien — war im Geſicht wie Milch und Blut, und mir wollte faſt ſcheinen, als ob ſich unter dem kleinen blonden Schnurrbärtchen eher ſo etwas wie ein unwillkürliches Lächeln als der Ausdruck blutdürſtiger Energie herum bewege. Urkomiſch kam mir daher unſre Situation vor, als wir zwiſchen den gepanzerten Reitern auf der Chauſſee weiter marſchierten.

Ungefähr tauſend Schritte von der Stelle, wo General Dormus uns ſo kurz abgefertigt hatte, bog der Leutnant von der Straße nach dem Dörfchen Holm ab. Wir hinterher, die Piſtolen der beiden Küraſſiere im Rücken. Bei einem der erſten Häuſer wurde Halt gemacht. v. Lilien ſtieg ab, führte uns über die mit Stroh beſtreute Tenne in die Dörns des Hofbeſitzers und ſtellte uns an die Thür eine Wache, die auf ihr Piſtol ein Zündhütchen aufſetzen mußte.

Einer der Herren verſuchte mit dem Offizier zu parlamentieren,

natürlich ohne Erfolg. Doch erlangten wir von ihm die Zuſage, er werde ohne Verzug zu ſeinem Kommandeur, Oberſtleutnant von Schmidt, nach Koſel reiten und uns bei dieſem melden. Vielleicht gäbe er uns frei. Einen Augenblick waren wir ſogar nahe daran, aus der dumpfigen, ärmlichen und ziemlich ſchmutzigen Bauernſtube in die Wohnung des benachbarten Müllers umquartiert zu werden. Einer unſrer Gefährten, ein Herr Roß, Bruder des Philologen und früher hier als Gutsbeſitzer angeſeſſen, berief ſich auf den Müller, dieſer wurde geholt und erkannte ihn ſofort als ehemaligen Nachbar, und der Leutnant ſchien nicht abgeneigt, uns zu Herrn Riſum — ſo hieß der Beſitzer des Mühlengutes — überſiedeln zu laſſen. Indes zerſchlug ſich das Projekt, ich weiß nicht, woran, der Offizier ritt weg, und als er wiederkam, hatte er zwar unſer Befreiungsdekret nicht mitgebracht, wohl aber eine Hiobspoſt, die um ſo verdrießlicher war, als ſie erſt wie die Erfüllung unſers zuletzt erwähnten Begehrens lautete, dann aber mit einer Enttäuſchung endete.

„Es thut mir leid, meine Herren — hub der Leutnant an —, es thut mir wirklich leid. Aber ich muß Sie in die Mühle bringen. Es ſind noch zwanzig draußen, und die haben hier nicht Raum.“

Wir ſuchten unſre Siebenſachen zuſammen, folgten dem Offizier vor das Haus und ſahen hier in der That einen Trupp andrer in Haft Genommner Man führte uns aber dann nicht, wie wir gehofft hatten, in die behaglich warme Müllerwohnung, ſondern in die ſeitwärts von ihr gelegne halbverfallne Waſſermühle, wo die Kaiſerlichen, die wir kurz vorher von unſerm erſten Haftlokale aus in langen Reihen hatten vorüberziehen ſehen, uns wieder in Empfang nahmen, uns zwei Poſten mit geladnem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett vor die Thür ſtellten und uns im übrigen unſern Sternen überließen.

Wir waren vom Pferde auf den Eſel gekommen. Die Mühle war ein altes Gebäude voller Löcher und Riſſe. General de Meza*) mit ſeiner Scheu vor Zugluft hätte ſich bei ihrem bloßen Anblick auf den Tod erkältet. Auch die neuen Leidensgefährten waren anfänglich nicht nach unſerm Geſchmack, und ſo ſtiegen wir urſprüng-

*) Der damalige Generaliſſimus der in Schleswig ſtehenden däniſchen Armee, ein etwas wunderlicher Kriegsmann.

lichen Acht, während ſie im Erdgeſchoß neben dem Triebwerke der Mühle Platz nahmen, nach einer Art Bodenraum hinauf und etablierten uns dort im eigentlichſten Sinne als Oberhaus der Verſammlung. Auf den Dielen lag hier ein Haufen „Kaff,“ d. h. Hülſen von Buchweizengrütze, die, wenn es uns beliebte, die parlamentariſchen Wollſäcke vertreten konnten. Von den Dachſparren hingen lange weiße Spinnweben herab, in die ſich Mehlſtaub geſetzt hatte, und die ſich zur Not als Draperien anſehen ließen. Ein ſchmales Fenſterchen ohne Glas und Rahmen gewährte Ausſicht auf den Hof des Mühlengutes und ein Stück des Dorfes Holm.

Anfangs war ein Teil des Unterhauſes, d. h. der zwanzig unten einquartierten Herrſchaften, noch ziemlich hoffnungsvoll, und wiederholt verſuchte man mit Hilfe vorübergehender Offiziere Unterhandlungen wegen ſofortiger Freigebung anzuknüpfen. Der Müller wurde als Geſandter an den General abgeſchickt, um für dieſen Zweck zu wirken. Beratungen tumultuariſcher Art wurden wegen einer Deputation beider Häuſer an den General gepflogen. Alles ohne Ergebnis: der Herr General, hieß es, habe keine Zeit, weder zum Empfang des Geſandten noch der Deputation.

So kam die Dunkelheit, und jetzt wäre eine Entlaſſung von wenig Wert geweſen, da ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach mit einer Arretierung an andrer Stelle geendigt haben würde. Man machte ſich daher bereit, eine Nacht hier zuzubringen. Müller Riſums Knecht beſorgte für Geld und gute Worte einige Schütten Stroh, wie er vorher jedem der Mitglieder des Oberhauſes eine Taſſe warmen Kaffees beſorgt hatte. Als Kopfkiſſen diente der Haufen Kaff, und wenn die Kälte nicht einſchlafen ließ, ſo gab es verſchiedne Unterhaltung bis tief in die Nacht hinein. Sah man unten zur Thür hinaus, ſo bot ſich ein ſeltſames Schauſpiel dar. Auf der Koppel hinter dem Dorfe lagerten die Schwadronen der Windiſchgrätz-Dragoner. Hoch loderten die roten Wachtfeuer auf dem weiten weißen Schneefelde. Schwarze Schatten umſtanden ſie in Gruppen. Andre Schattengeſtalten führten Silhouetten von Pferden an ihnen vorüber. Durch das leiſe Gemurmel des Lagers ſchmetterte bisweilen ein Trompetenſignal.

Auch im Innern unſers Gefängniſſes fehlte es nicht an Zeitvertreib. Nachdem man ſich in ſein Schickſal gefunden hatte, herrſchte

unter den Mitgliedern des Hauſes der Gemeinen viel gute Laune. Ein Seemann aus Kiel ſpielte bald in Hochdeutſch, bald in Platt den Luſtigmacher der Geſellſchaft, und manche ſeiner Poſſen waren in der That recht drollig. Dazwiſchen ertönte Geſang, erſt „Schleswig Holſtein, meerumſchlungen," dann, von einer empfindungsreichen Stimme vorgetragen, die nicht zu wiſſen ſchien, wie komiſch ſie unter den obwaltenden Umſtänden wirkte, „Freiheit, die ich meine," zuletzt gar „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang."

Es war inzwiſchen kälter und immer kälter geworden, und vielen ſchien es wie mir zu gehen: ſie vermochten vor Froſt nicht zu ſchlafen. Doch wurde auch das mit Humor getragen. „Du zitterſt ja," hörte ich einen Mitleidigen unter mir zu ſeinem Schlafgenoſſen im Stroh ſagen — „Ach nein — war die Antwort —, ich mache mir bloß ein bischen Bewegung." Nach Mitternacht brachten Soldaten einen neuen Gefangnen ein. „Nix da," rief ihm eine Baßſtimme entgegen. „Muß erſt über ihn ballotiert werden; denn wir ſind eine geſchloſſene Geſellſchaft" — ein Spaß, den Ober- und Unterhaus mit allgemeinem Gelächter approbierte.

So graute endlich der Morgen. Die Gefangenſchaft, die man ſich bisher als ziemlich vergnügliches Abenteuer hatte gefallen laſſen, fing an, langweilig zu werden. Die Ungewißheit über die Zeit unſrer Freigebung quälte jeden mehr oder minder. Von Toilettemachen war nicht die Rede, von dem gewohnten reſpektabeln Frühſtück ebenſo wenig. Ich hätte von dem, was des Müllers gutherzige Sorge nach dieſer Richtung hin lieferte, da man unten darum ein nicht gerade gelindes Ringen zu beſtehen hatte, vermutlich nichts bekommen, wenn der eine der Eckernförder nicht die dazu erforderliche Energie für mich mit gehabt hätte. So gelang es, eine halbe Taſſe ſchwarzen Kaffee von der zweiten oder dritten Auflage und bald darauf noch einige Schlucke warme Milch zu erbeuten. Habe Dank dafür, Tonis Kruſe, mein Rabe, und ebenſo für die vier Kartoffeln in Montur, die du mir als zweites Frühſtück eroberteſt, und die wir uns mit den Zähnen und Fingern ſchälten. Sie waren ein hochwillkommnes Gericht, und wir ließen uns ihren Wohlgeſchmack nicht verbittern, als der Neid uns auf die Schultern klopfte und in den Hof hinabſehen ließ, wo ſie — doch wohl für den beim Müller einquartierten General — einen fetten Truthahn

ins Haus trugen und aus dem Küchenwagen die notwendige Weinbefeuchtung dazu holten.

Andre Bilder am Fenſter waren öſterreichiſche Graumäntel, die im Dorfe umherſchlichen, um Holz und vielleicht gelegentlich auch einen Braten für ihr Wachtfeuer zu erſpähen Einmal ſah ich drei Burſchen von der Infanterie ein ganzes Scheunenthor bringen. Andre kamen beladen mit Heckpfählen, Giebelbrettern und Zaunſtecken. Einmal bemerkte ich, wie einer der Kaiſerlichen ein Kaninchen einfing und mit einem Schlag ins Genick tötete. Dem Bauer Tietgens, bei dem wir zuerſt einquartiert geweſen waren, hatten ſie alles Holzwerk, ſoweit es nicht niet- und nagelfeſt geweſen war, aus ſeinem Gehöft entführt, und auch von dem Geflügel des Dorfes ſoll manches Stück verſchwunden ſein.

Werfen wir deshalb nicht zu große Steine auf die guten Jungen. Erſtens ſteckt dem öſterreichiſchen Kriegsmann der Landsknecht noch mehr oder weniger in den Gliedern. Dann waren die Leute wohl meiſt aus Gegenden gebürtig, wo die Vorſtellungen von Mein und Dein noch in der Abklärung begriffen ſind und die Menſchheit überhaupt noch mit der Selbſtorientierung beſchäftigt iſt. Ferner iſt zu beachten, daß dieſe Ruthenen, Slowaken, Kumanier ꝛc. jedenfalls der Anſicht waren, in Feindesland zu ſein. Endlich und vor allem entſchuldigte dieſe kleinen Plünderungen die ſtarke Kälte, die das Kampieren im Freien ſehr unbequem machte. „Schaun's, Not bricht holt Eiſen," würde ſich unſer artiger und ſprichwörterreicher Leutnant vom Tage vorher über die Sache ausgedrückt haben. (Und da hätte er, wie ich jetzt, beſſer über das, was Krieg heißt, unterrichtet bin, hinzufüge, ganz Recht gehabt. Der Soldat nimmt ſich das, was er zur Erhaltung der Kräfte bedarf, mit denen er dem Kriegszwecke dient, ohne weiteres, wenn es ihm von der Bevölkerung nicht freiwillig geboten wird, und Lebensmittel und Feuerung gehören dazu in erſter Reihe. Er nimmt ſich das von Rechts wegen — bei den Preußen ebenſo wie bei den Öſterreichern, und die obige Betrachtung des Tagebuches beweiſt nur, daß wir noch nicht wußten, was Krieg bedeutet, und daß uns „deutſches Bruder" aus Öſterreich nicht recht ſympathiſch war.)

Wiederholt waren Ordonnanzen und Adjutanten auf dem Hofe erſchienen, um dem General Meldungen zu überbringen. Mehrmals

hieß es, jeden Augenblick ſei das Alarmſignal zu erwarten. Die Dragoner im Lager draußen hielten ihre Pferde geſattelt. Auch in unſerm Gehöft bereitete man ſich offenbar zum Aufbruche vor. Plötzlich — es war gegen elf Uhr — ſprengte ein preußiſcher Dragoneroffizier heran und rief den Öſterreichern zu:

„Die Preußen ſind über die Schlei gegangen — die Dänen haben das Dannewerk geräumt!“

Das war eine doppelt frohe Botſchaft. Sie bedeutete die Befreiung ganz Mittelſchleswigs und zugleich die unſrige. Eine kleine halbe Stunde noch, dann wurde die Wache vor unſrer Thür weggezogen, und nach weitern zehn Minuten erſchien der General — es war nicht der vom Mittag vorher, ſondern ein großer, wohlgenährter, gutmütig ausſehender Herr —, um uns zu entlaſſen, was er vermittelſt einer kleinen Rede ins Werk ſetzte. „Es thut mir leid, meine Herren — begann er —, daß ich S' hab einſperren müſſen. Allein, 's iſt halt ſo Kriegsgebrauch, und vielen andern auf der ganzen Linie iſts nicht beſſer ergangen.“

Dies war vollkommen richtig; denn in Flecksby hatte man ebenfalls gegen dreißig Zivilperſonen ſaiſiert, und in Koſel ſowie bis nach Kappeln hin waren gleiche Maßregeln verfügt und ſelbſt an ſolchen vollzogen worden, die für Kranke nach der Apotheke gewollt hatten.

Man fragte, was für Fortſchritte die Kaiſerlichen in den letzten Tagen gemacht hätten, und erhielt Auskunft. Es wären verſchiedne Vorwerke der däniſchen Hauptſtellung bei Schleswig genommen worden, eine kleine Schanze, der Königshügel bei Oberſelk, doch hätten die Truppen auch beträchtliche Verluſte — der General ſprach von mehr als fünfhundert Mann — dabei erlitten.

Auf unſre Erkundigung, wohin wir jetzt gehen ſollten, lautete der Beſcheid: „Wohin Sie Luſt haben. Dahin, dorthin, jetzt alles einerlei. In einer Stunde breche ich nach Miſſunde auf, und wenn Sie wollen, können Sie mir folgen.“

Wir urſprünglichen Vier, die wir tags vorher zuſammen von Eckernförde ausgezogen waren, fanden es intereſſanter, das befreite Schleswig aufzuſuchen. Die meiſten übrigen ſchienen des Feldzugs überdrüſſig zu ſein und ſich ſobald als möglich in die Heimat zurückbegeben zu wollen. Die Nacht in der Mühle war in der That ge-

eignet geweſen, Wißbegier und Enthuſiasmus einigermaßen abzukühlen. Dennoch konnte die Geſellſchaft ſich nicht auflöſen, ohne daß eine gute Seele unter den Befreiten dem General ein Hoch ausbrachte, in das die Mehrzahl mit Hüteſchwenken einſtimmte. So ſind die Deutſchen. Wie hier im kleinen, ſo im großen.

* * *

Bevor ich die weitern Aufzeichnungen über meine eignen Beobachtungen während der erſten Kriegswoche folgen laſſe, möge die Mitteilung eines Kieler Bekannten über den Übergang der Preußen über die Schlei eine Stelle finden — nicht als Beitrag zur Kriegsgeſchichte, wohl aber als eine Erinnerung an die zweifelerfüllte, mißtrauiſche Stimmung, die in dieſer Zeit die Mehrzahl der Holſteiner, auch viele Wohlgeſinnte, allen Schritten der Preußen gegenüber erfüllte und die ärgſten Dinge für möglich, ja wahrſcheinlich zu halten imſtande war. Mein Berichterſtatter ſchrieb mir:

„Mittwoch, den 3. in Eckernförde angekommen, war ich bis gegen elf Uhr morgens des ſtrömenden Regens halber außer ſtande, etwas zu unternehmen Auch gingen die Anſichten aller, ſelbſt der Militärs, ſoweit auseinander, daß der rechte Punkt, auf dem etwas zu ſehen und zu erleben, nicht wohl zu erraten war. Gegen die zwölfte Stunde klärte ſich der Himmel, und als der Regen aufgehört, ſchlenderte ich durch die Straßen, zunächſt nur, um nach den unbehaglichen Stunden, die ich in dem mit Tabaksqualm erfüllten Saale des Gaſthofs verlebt, etwas friſche Luft zu ſchöpfen. Da ſehe ich draußen am Mühlenberg den Kieler Hafenmeiſter mit den Booten, die zum Übergang über die Schlei benutzt werden ſollten, den Weg nach Oſten einſchlagen Wo die hingehen, dachte ich, muß jedenfalls Wichtiges beabſichtigt ſein, und ſo war mein Entſchluß raſch gefaßt: ich folgte ihnen Bald erfuhr ich, daß das Gut Maasleben, eine ſtarke Meile ſüdlich von Arnis, der nächſte Beſtimmungsort der Wagen mit den Booten ſei, und ich richtete meinen Marſch danach ein.

„Am Donnerstag blieb alles ruhig. Die Boote mit ihrer Begleitung waren, eine Patrouille von Huſaren ausgenommen, die in Sieſeby lag, um die Bewegung des Feindes am ſüdlichen

Schleiufer zu beobachten, meines Wiſſens der am weiteſten vorgeſchobne Poſten.

„Am Freitag früh heftiger Schneefall. Zwiſchen elf und zwölf Uhr fing es an, in der Gegend lebendig zu werden, indem die erſten Pickelhauben von Eckernförde eintrafen, und bald folgten mehr, Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron, ein Artilleriepark nach dem andern, desgleichen Munitionskolonnen und der ganze ungeheure Train und Troß, der zum Korps gehörte.

„Ununterbrochen dauerte der Vorübermarſch der Soldaten fort bis gegen vier Uhr Zwei Stunden ſpäter waren die letzten Truppen in der Nähe der beiden Orte aufgeſtellt, wo der Übergang ſtattfinden ſollte. Schrägüber von dem Fiſcherdorfe Arnis, bei der Fährſtelle, ſollte eine Pontonbrücke geſchlagen werden, weiter nördlich, bei dem Flecken Kappeln, die Brigade Röder und die Avantgarde auf den erwähnten Booten überſetzen. Gegen hundert Geſchütze, darunter eine beträchtliche Anzahl gezogne, waren aufgefahren, um dieſe Operationen zu unterſtützen, die durch zwei anſcheinend gut armierte däniſche Schanzen bei Arnis und bei Kappeln bedroht waren. Das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl war in Karlsburg, einem Jagdſchloſſe des Herzogs Karl von Glücksburg, das etwa fünfzehnhundert Schritte von der hier etwa vierthalbhundert Ellen breiten Schlei liegt Um halb fünf Uhr des nächſten Morgens ſollte, ſo hieß es, der Anfang mit dem Brückenſchlagen gemacht werden. »Ein harter Kampf ſteht uns bevor — hörte ich von verſchiednen Seiten äußern —, aber Gott ſei Dank, daß es endlich einmal Ernſt wird.« Man erwartete mindeſtens eine Verteidigung wie bei Miſſunde, und man glaubte, daß ſich an derſelben auch däniſche Kanonenboote beteiligen würden.

„Ganz das Gegenteil erfolgte. Es war kurz nach acht Uhr (Freitag abends), als auf einmal von dem weſtlichen Ufer der Schlei wiederholt laute Rufe wie von einer großen Menſchenmenge ertönten. Bald darauf neues Geſchrei, dann Erleuchtung der Häuſer von ganz Arnis. Trotz des Schneegeſtöbers iſt deutlich zu ſehen, daß es ungewöhnlich viele Lichter ſind. Jeder Landeskundige weiß ſofort, was das zu bedeuten hat. Die Dänen haben den Ort verlaſſen, das Rufen drüben iſt Jubelgeſchrei, das Lichtergefunkel in Arnis iſt eine Illumination.

„Die Preußen hätten ohne Zögern überſetzen, ſofort mit dem Brückenbau beginnen können. Sie ſchienen aber nicht für möglich zu halten, was wir ihnen ſagten. Einige meinten, die Vorgänge drüben ſeien eine Falle. Den Ausſchlag aber gab jedenfalls, daß der Befehl des Höchſtkommandierenden den Beginn der Operationen erſt auf den nächſten Morgen feſtſetzte.

„Jeden Augenblick erwartete ich mit fieberhafter Ungeduld, daß ein Boot von diesſeits abſtoßen würde, um ſich über die Verhältniſſe in Arnis Gewißheit zu verſchaffen, und daß die Verfolgung der feindlichen Armee mit aller Energie beginnen würde; denn daß die Dänen nicht bloß von hier abgezogen, ſondern auch das Dannewerk und Miſſunde geräumt, war mir außer Zweifel. Ich ſpähte und lauſchte bis gegen zehn Uhr. Als ſich nichts rührte, ſuchte ich ein Obdach. Die Preußen verhafteten jeden Ziviliſten, der ſich in ihrer Nähe betreten ließ, ſelbſt Leute, die ſich nur einige hundert Schritt von Höfen entfernt hatten, zu denen ſie gehörten, und ſo war die ganze Nachbarſchaft der Schlei — die ſicher nicht einen einzigen Spion unter ſich geduldet hätte — ſo gründlich eingeſchüchtert, daß von einer Annäherung an die Truppen zum Zwecke von Mitteilungen über den Feind geraume Zeit nicht die Rede war. Hätte man ſich gegen die Bevölkerung weniger argwöhniſch und ſchroff verhalten, ſo würde man ohne Zweifel weit eher über die Bedeutung der Hurras und der Lichter in Arnis aufgeklärt worden ſein. Ob man darauf hin etwas gegen den Befehl von oberſter Stelle gewagt hätte, iſt freilich nicht zu ſagen.

„Erſt um elf Uhr kamen Boote von Arnis mit der Nachricht herüber, daß die Dänen nach Vernagelung ihrer Kanonen die Schanze vor dem Orte und letztern ſelbſt geräumt hätten, und jetzt ſetzte man zunächſt eine Patrouille zum Rekognoszieren, dann nach und nach die Truppen der Avantgarde über. Man hätte glauben ſollen, daß nun auch ohne Verzug die Herſtellung der Pontonbrücke in Angriff genommen worden wäre. Die Nacht war nicht ſehr dunkel, andre Hinderniſſe konnten auch nicht wohl vorhanden ſein. Bis drei, höchſtens vier Uhr morgens konnte die Brücke vollendet ſein. Aber es war Befehl, erſt am folgenden Morgen damit zu beginnen, und ſchneller zu ſein, als befohlen, iſt ein Laſter, ſelbſt wo es nützlich iſt — wenn auch vielleicht nur auf Exerzierplätzen und bei Friedensmanövern.

„So fing man erſt nach halb ſieben früh mit dem Bau der Brücke an, und wie flink und gewandt dieſe preußiſchen Pontoniere auch Glied an Glied zu fügen verſtanden, erſt gegen zehn Uhr war das Werk vollendet, und erſt jetzt, nachdem die Dänen volle vierzehn Stunden abgezogen waren, konnte der Übergang beginnen. Zunächſt paſſierten die Prinzen mit ihrem Gefolge die Brücke, dann Zietenhuſaren, endlich Infanterie, Küraſſiere und was ſonſt für die Verfolgung beſtimmt war.“ — — —

„Für mich exiſtiert kein Zweifel — ſo ſchließt mein Berichterſtatter, der in mehr als einer Beziehung als Sachverſtändiger bezeichnet werden kann, und der im allgemeinen gut preußiſch geſinnt iſt —, daß der Übergang über die Schlei ſchon um ein, mindeſtens um drei Uhr nachts hätte bewerkſtelligt werden können, wo dann die Verfolgung der Dänen ein ganz andres Reſultat gehabt haben würde, als es auf die hier beliebte Art hatte. Allermindeſtens — um jeden Vorwurf vorſchnellen und unvorſichtigen Urteilens zu vermeiden — behaupte ich, daß man vor Tagesgrauen die Brücke hätte fertig haben ſollen, wo die preußiſchen Reiter, die trotz des tiefen Schnees in den Redderwegen ſo raſch durch Angeln flogen, wahrſcheinlich die däniſche Nachhut vor Flensburg abgeſchnitten hätten.

„In der Nacht nach zwei Uhr kam dem Gutsbeſitzer, der mir Herberge gegeben, durch einen Boten die völlig ſichre Kunde von dem Abmarſch der Feinde aus Arnis und Kappeln zu, und auf der Stelle veranlaßten wir, daß dieſe Nachricht dem Generalſtabe der Kavallerie übermittelt wurde. Dann näherten wir uns dem Gute, wo derſelbe ſein Quartier genommen, in der Hoffnung, ihn ohne Aufenthalt aufbrechen zu ſehen und ihm folgen zu dürfen. Aber eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß es ſich in dem Gute regte, und ſchon wähnte ich, die Meldung unſers Boten ſei unwahr, als gegen zehn Uhr morgens der Generalſtab an uns vorüber und nach dem Waſſer hinabritt. Ich ſah meinen Wirt fragend an. »Was denken Sie davon?« — »Hm« erwiderte er —, was denken Sie davon?« — »Hm, hm!« — »Hm, hm!« war das Einzige, was wir ſchweren Herzens herausbringen konnten.

„Was wir an dieſem Morgen im Hinblick auf frühere Zeiten mißtrauiſch vermuteten, hat ſich, gottlob! nicht entfernt beſtätigt.

Man hat die Dänen nicht entkommen laſſen wollen. Aber entkommen ſind ſie, und es giebt — widerwillig und ohne irgendwie beizuſtimmen ſage ichs nach — hier im Lande mehr als eine Stimme, die da meint, den Öſterreichern wären ſie nicht entkommen."

Ich füge hinzu, daß nur die Unmöglichkeit, den Übergang der Preußen über die Schlei zu hindern, nicht die kleinen Erfolge der Kaiſerlichen ſüdlich und ſüdöſtlich von der eigentlichen Dannewerksſtellung, de Meza veranlaßten, ſich nach Düppel und Alſen zurückzuziehen. Die öſterreichiſchen Truppen haben ſich bei Jagel und Oberſelk mit großer Bravour geſchlagen. Sie haben hier ſo kräftig wie die Preußen bei Miſſunde und ſogar etwas erfolgreicher demonſtriert. Die Schanzen bei Buſtorf und vor dem Friedrichsberg hätten ſie menſchlicher Berechnung zufolge ohne regelrechte Belagerung niemals genommen.

Und nun die weitern Blätter meiner Aufzeichnungen nach eigner Beobachtung.

* * *

Den 8. Februar, abends. Nach unſrer Entlaſſung aus der Holmer Mühle — der General hieß, wie ich ſeitdem erfuhr, Dobrzenski — eilten wir ſo raſch als möglich der Stadt Schleswig zu, um der Siegesfeier und der Proklamation des Herzogs Friedrich beizuwohnen. Vergebens, die wackern Bewohner des allzeit patriotiſchen Mittelpunktes der Südſchleswiger waren zu prompt und energiſch verfahren. Die Proklamation war beſorgt, die Beamtenabſetzung und der Exodus aller däniſchen Schächer bereits im vollen Gange, als wir ankamen. Indes erlebte man noch immer Erzählenswertes.

Nachdem wir in dem großen, trotz der Überſchwemmung der Gegend mit Truppen noch wohlverſehenen Wirtshauſe von Güby dem Bedürfnis Rechnung getragen hatten, das das vierundzwanzigſtündige Faſten in der „geſchloſſenen Geſellſchaft" hervorgerufen hatte, und Leib und Seele wieder gehörig zuſammenhielten, wurde der Reſt des Weges bis Schleswig trotz des tiefen Schnees der Straße bald zurückgelegt. Wäre uns dabei nicht eine Schwadron öſterreichiſcher Dragoner begegnet, ſo wäre man in der erſten Stunde

kaum daran erinnert worden, daß man auf dem Schauplatz eines Krieges hinwanderte.

Weiterhin wurde es allmählich anders. Bei Fahrdorf ſahen wir Spuren der Stellung, von wo die kaiſerlichen Kanoniere tags vorher den Mövenberg und die däniſche Batterie auf der Freiheit beſchoſſen hatten. Dann erſchienen das langgedehnte ſtille Schleswig mit Schloß Gottorf im Winterkleide und die eisbedeckte Schlei zur Rechten, während zur Linken das Selker Noor und darüber im Weſten die Wallreſte der uralten Oldenburg ſichtbar wurden. Der weiße Winterhimmel, die blendende Schneedecke der Landſchaft mit ihrer nur durch die ſchwarzen Streifen der Hecken unterbrochnen Monotonie hinderten ſcharfe Beobachtung. Nur mit Anſtrengung erkannten auch gute Augen rechts auf der Eisfläche vor dem Lollfuß die Kanten der kleinen Schanze auf dem Eilande des Mövenberges. Deutlicher waren die Fahnen zu ſehen, die von der Domkirche und einem andern Turme der Altſtadt ſowie von dem des Friedrichsberges wehten.

Auf dem Damme, auf dem die Chauſſee zwiſchen der Schlei und dem Selker Noor hindurchführt, fanden wir die Reſte eines däniſchen Verhaus, gefällte Bäume und ſpaniſche Reiter. In Haddeby, dem letzten Dorfe vor der Stadt, zeigten die Häuſer Spuren ſtattgehabter Gefechte, eingeſchlagne Fenſter, Schießſcharten, durch Aushebung von Dachziegeln hervorgebracht u. dergl. Noch eine Strecke weiter, und wir waren im Angeſicht der Schanzen des Dannewerks. Auf einem beſchneiten Hügelzuge Profile von Redouten und Batterien, aus denen ſchwarze Geſchütze herausſahen. Die Böſchungen rings mit einem Zaun dicker ſpitzer Pfähle umgeben. Seitwärts die Strohdächer hölzerner Baracken. Im ganzen zählte ich hier vier Schanzen, von denen ſich die beiden größten neben der Stelle erheben, wo die Eiſenbahn den Grenzwall König Göttriks durchſchneidet, die dritte und vierte dagegen hart am Friedrichsberge ſtanden. Weiter nach Südoſten zeigten ſich die Umriſſe einer fünften. Da, wo die Straße zwiſchen dem Buſtorfer Teich und dem weſtlichen Rande der Schlei hindurchführt, wieder eine Barrikade mit ſpaniſchen Reitern, die hier außer den gewöhnlichen zugeſpitzten Kreuzpfählen auch noch mit zwei Fuß langen zweiſchneidigen Klingen gezähnt waren. Hier auch das erſte Blut und die erſten Zeichen eines

Rückzugs. Wenige Schritte vor dem Eingang in die Stadt lagen zwei weggeworfne und leere Torniſter, ein däniſcher und ein öſterreichiſcher, daneben ein Käppi in einer gefrornen Blutlache.

Wir zogen mit einem Bataillon öſterreichiſcher Infanterie in Schleswig ein. Kein Haus des Friedrichsbergs, das nicht die blau-rotweiße Fahne geſchmückt hätte. Mehr als eins ließ auch die deutſche Trikolore flattern, die lange breite Straße, aus der dieſer Teil der dreigliedrigen Schleiſtadt beſteht, war mit Maſſen von Kaiſerlichen, beſonders Fußvolk, gefüllt, das, als unſer Bataillon mit voller Muſik und fliegender Fahne eingerückt kam, Front machte. An dem Schnitt der Beinkleider und den ſteifgewichſten Schnurrbärten ſah ich, daß die Leute einem ungariſchen Regiment angehörten. Sie hatten die letztverfloſſenen Tage jedenfalls ſtarke Anſtrengungen und Entbehrungen gehabt; dennoch verrieten ſie, als die Muſik ein luſtiges Stückchen aufſpielte, durch allerlei Gebärden, daß ſie Neigung empfanden, zu tanzen, und bei einer andern Gelegenheit an dieſem Morgen ſollen ſie dieſe Neigung zum Erſtaunen und Ergötzen der Einwohner mit Feuer und Grazie befriedigt haben.

Auch die Truppe, mit der wir einmarſchierten, war leichtfüßiges Volk. An den Gewehren, deren Läufe der Roſt mit roten Flecken geſprenkelt hatte wie die Forellen, und an ihren kotbedeckten Schuhen und Gamaſchen bemerkte man, daß der letzte Raſttag weder geſtern noch vorgeſtern geweſen war. Dennoch marſchierten ſie ſo munter und flink, als ob ſie eben erſt aus der Kaſerne kämen, und ſangen noch dazu. Auf das, was ſie ſangen, durfte man freilich nicht genau hören, wenn man ſich für dieſe „deutſchen Brüder“ von der Theiß oder Maroſch weiter zu begeiſtern imſtande bleiben wollte. Es war ein Soldatenlied im Stil von „Prinz Eugenius, der edle Ritter,“ deſſen einzelnen Strophen die Leute — vielleicht auf Befehl, denn Öſterreich verſteht es, durch Kleinigkeiten, die nichts ſchaden, zu kaptivieren — für die heutige Gelegenheit den Refrain des „Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen“ folgen ließen. Nur ein Teil des Bataillons beſtand aber aus Deutſchen, und ſo hatte man an dem Geſange mehr den guten Willen als die Leiſtung zu ſchätzen. Ein Unteroffizier, der hinter mir herſchritt und ſich beſonders kräftig dabei beteiligte, ſang regelmäßig — ich hörte es wohl ein halbdutzendmal:

Schleswig-Holſtein an der Wand,
Wanze nicht, mein Vaterland.

Offenbar verſtand der gute Polak oder Raize nicht ein Wort von dem, was er ſo eifrig in die Straße hinaus erſchallen ließ.

Möchte das hingehen, da die Kriegsleute des Kaiſers Franz Joſeph nicht, um Geſangsvorträge patriotiſchen Inhalts zum beſten zu geben, ſondern — wenn nicht zugleich, um die Preußen zu beobachten und eventuell zu ſtören — zur Beihilfe bei der Verjagung des „tapperen Landſoldaten“ hier ſind, ſo war die Art und Weiſe, wie ſich die zuerſt eingerückten Abteilungen in betreff der von dem Feinde in Schloß Gottorf zurückgelaſſenen Militäreffekten verhalten hatten, ſchon bedenklicher. Die Mannſchaften hatten dieſe Vorräte nämlich einfach als Privatbeute betrachtet, ſie unter ſich geteilt und dann ſofort mit dem Verkauf begonnen, der ſich bei der Niedrigkeit der geforderten Preiſe bald ſehr lebhaft geſtaltet und flott fortgewährt hatte, bis Offiziere dahinter gekommen waren und der Naivität dieſer Naturkinder in den üblichen Kraftworten den rechten Standpunkt angewieſen hatten. Ehe dieſer Einſpruch erfolgt war, hatte man neue Wollendecken beſter Qualität, die ſpäter in den Lazaretten bitter entbehrt wurden, das Stück für zwei bis drei Schillinge Kurant kaufen können.

Gutmütige Burſchen, dieſe Blauhoſen aus den deutſchen „Bruderländern“ an den Karpaten und am Plattenſee, fixe Soldaten, aber es iſt einem unter ihnen doch immer noch zu Mute wie in Wallenſteins Lager.

Wie der Friedrichsberg, ſo war auch der zweite Teil der Stadt Schleswig, der Lollfuß, reichlich mit ſchleswig-holſteiniſchen und deutſchen Fahnen geſchmückt. Jedermann trug Blaurotweiß, entweder als Kokarde an Hut oder Mütze oder als Band im Knopfloche, häufig in beiderlei Geſtalt. An den Ecken klebten Zettel mit patriotiſchen Aufrufen, über denen man von fern ſchon ein groß gedrucktes „Befreiung“ oder „Herzog Friedrich“ las. In den Schaufenſtern der Läden ebenfalls allerhand farbige Demonſtrationen. Auf der Straße die Jugend eifrig mit Exekutieren des langentbehrten, jetzt nicht mehr mit Bruche oder Rute bedrohten „Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen“ beſchäftigt. In dem großen Bierhauſe, wo die Geſellſchaft der „Schleibrüder“ ihr Lager hat, fröhliches Stimmen-

gewirr, Gäſte Kopf an Kopf, Redner auf den Tiſchen, Gläſerklingen und ein Freudenopferdampf von Tabakskraut, wie er ſicher ſeit Jahren von keinem Feſte hier ſo mächtig emporgeſtiegen war.

Selbſtverſtändlich ſuchte man ſeine alten Freunde von 1855 ſo raſch als thunlich auf, um Glück zu wünſchen. Wie traurig, daß der alte wackre Obergerichtsrat Reiche dieſen Tag nicht mehr ſah! Auch andre gute Patrioten waren tot. Bei Heiberg aber war ein Leben wie in einem Hochzeitshauſe. Der Alp, der ſeit Jahren auf allen gerechten Seelen in Schleswig gelegen, und der in den letzten Wochen mit doppelter Schwere auf der Stadt gelaſtet hatte, war entwichen. Man atmete hoch auf und war wie berauſcht von der Luft der Freiheit, die man einſog.

Lange und bis kurz vor der Entſcheidungsſtunde waren die Bürger Schleswigs wie in halber Dämmerung über die nächſte Zukunft geweſen. Das Gerücht vom Einmarſche der Preußen und Öſterreicher in das Herzogtum hatte ſie allerdings ſchon am Tage danach erreicht; aber Gewißheit über den Schritt hatte erſt das Erſcheinen der Offiziere gebracht, durch die Wrangel den däniſchen Höchſtkommandierenden zum Abzug mit ſeinen Truppen auffordern ließ. Kurz nachher war der König Chriſtian angekommen. „Die Soldaten rieſen ihm ein paar matte Hurras zu," erzählte Heiberg. „Die Bürger ſchloſſen vor ihm ihre Hausthüren, hielten ſich innerhalb ihrer vier Wände und ließen, wo er ſich zeigte, die Gardinen herab. Er war nur von Monrad begleitet, der ihm überall hin wie ſein Schatten folgte. Aufgefallen iſt, daß er im Hotel der Doris Eſſelbach, wo er abgeſtiegen war, den einen Tag ganz allein, den andern nur zu drei Couverts geſpeiſt hat. Als er den Dom verließ, wo er die Fürſtengruft beſuchte, ſoll er die Augen voll Thränen gehabt haben Auf jeden, der ihm begegnete, machte er den Eindruck tiefſter Verſtimmung und Niedergeſchlagenheit. Am Dienstag reiſte er, nachdem er am Tage vorher noch einen Beſuch im Lager bei Selk gemacht hatte, wieder ab, klanglos, kaum bemerkt und beachtet, wie er gekommen war."

Und wie der König mehr ein Gegenſtand des Mitleids als des Haſſes geweſen war, ſo auch die däniſche Armee in den letzten Wochen Zu ſchwach, um die ganze Breite der Stellung zwiſchen Friedrichſtadt und Kappeln ſtets genügend beſetzt zu halten, hatte

ſie unaufhörlich ihre Quartiere wechſeln müſſen. Auf die Nachricht, daß die Deutſchen ſich anzuſchicken ſchienen, bei Hollingſtedt durchzubrechen, hatte ſie mehrere Meilen nach Weſten, auf die Kunde, daß Miſſunde bedroht ſei, wieder nach Oſten marſchieren, dann wieder unter kaltem Himmel lagern, dann angeſtrengt ſchanzen müſſen, und das meiſt ohne genügende Verpflegung, heute im Regen, morgen im Schnee, ſodaß die Mannſchaften zuletzt todmüde und aufs tiefſte erſchöpft und entkräftet waren. Unter ſolchen Umſtänden muß die Notwendigkeit, die Stellung aufzugeben, den däniſchen Oberoffizieren ſchon frühzeitig nahe getreten ſein.

Doch ſcheint man den Gedanken für zu ungeheuer gehalten zu haben, um ſofort zu einem Entſchluſſe zu kommen. Am Montage hatte man noch zwei neue Batterien, die auf dem Mövenberge und die auf der Freiheit, einem Platze am öſtlichen Ende der Stadt, errichtet. Am Mittwoch hatten die Schleswiger das erſte Donnern der Geſchütze gehört, und zwar aus der Gegend von Lottorf her, und bald darauf war das Gerücht durch die Stadt gegangen, daß ſich im Habdebyer Holze öſterreichiſche Jäger gezeigt hätten. Am nächſten Tage wieder unabläſſiges Hin- und Hermarſchieren der däniſchen Bataillone, Vorbeijagen von Stafetten und eiliger Abgang ſchwerer Geſchütze nach Miſſunde. Später Artilleriekampf unmittelbar im Angeſichte der Stadt zwiſchen einer bei Fahrdorf am Südufer der Schlei unbemerkt emporgewachſenen öſterreichiſchen Batterie und drei däniſchen Schanzen, unter denen die beiden neuen waren. Dann war alles ſtill geworden, und nachdem man ſchon, während die Kanonen noch krachten, Bewegungen bemerkt hatte, die auf einen Abzug der Truppen des Generals de Meza hindeuteten, war er gegen Abend wirklich angetreten worden. Einzelne Abteilungen kamen noch einmal zurück, und die Offiziere trafen die Frauen ihrer Quartiergeber ſchon über dem Nähen ſchleswig-holſteiniſcher Fahnen. Die Gemeinen freuten ſich augenſcheinlich des Abmarſches nach Norden, der ſie binnen kurzem aus dem Zuſtande des Überangeſtrengtſeins erlöſen ſollte, in den ſie die letzten Tage verſetzt hatten, und äußerten gutmütig: „Wir gehen heim und kommen nun nicht wieder.“

Wie die Preußen bei Kappeln und Arnis, ſo wurden die Öſterreicher bei Schleswig den Abzug des Generals de Meza und

ſeiner Leute zu ſpät gewahr. Die Erzählung kaiſerlicher Offiziere, daß die Dänen einen kurzen Waffenſtillſtand nachgeſucht und die Zeit zwiſchen Anfrage und Antwort benutzt hätten, einen Vorſprung zu gewinnen, iſt, wie ich von verſchiednen Seiten höre, unbegründet. Richtig dagegen iſt, daß die Öſterreicher durch junge Leute aus Schleswig, die über die gefrorne Schlei gegangen waren, ſchon zwei Stunden nach dem Abmarſche der letzten däniſchen Heerſäulen von dem, was vorging, in Kenntnis geſetzt waren.

Den däniſchen Soldaten folgten nicht, wie anderwärts wohl bei ähnlichen Gelegenheiten, Verwünſchungen nach. Sie hatten ſich durchweg gut betragen, ſich für jede Gunſt, die den Müden und Hungernden über Verlangen und Nötigung gewährt worden war, dankbar bewieſen und die Bürger nur ſelten und dann nicht aus eignem Antrieb, ſondern auf Anregung durch die Offiziere, mit dem dummen Dengang jeg trog afstod geärgert. Man ſah ſie als arme Teufel an, die thaten, was ſie nicht laſſen durften.

Am Vormittag rückten die Öſterreicher ein, und ſchon flatterten überall die blaurotweißen und ſchwarzrotgelben Fahnen von den Fenſtern, Dächern und Türmen Mittags wurde unter großem Zuſammenlauf und Jubel des Volks Herzog Friedrich ausgerufen. Nachmittags beſorgte ein raſch zuſammengetretnes Komitee die Entfernung der däniſchen Beamten und Gymnaſiallehrer, indem man ſie mit dem Hinweis auf drohende Volksjuſtiz bedeutete, ohne Verzug und jedenfalls noch vor Einbruch der Nacht die Stadt zu verlaſſen. Eine Appellation, mit der ſich einer der Herren an den kaiſerlichen Kommandanten wandte, wurde kurz abgewieſen. Man ſei bloß Soldat, hieß es, und kümmere ſich nicht um ſtädtiſche Angelegenheiten. Die meiſten von dieſen den Schleswigern aufgedrungnen Dänen gingen, ohne ein Wort zu verlieren. Andre, die keck auftraten und drohten, wurden raſch gezähmt, wie namentlich Bürgermeiſter Jörgenſen. Nur in einem Falle, bei dem Branddirektor Mathieſen, erlaubte ſich der zum Weggehen Auffordernde, beiläufig nicht einmal wirklich Mitglied des Komitees, Ungebührlichkeiten und Rückſichtsloſigkeiten, und dieſe wurden, als der Betreffende ſich damit rühmte, allgemein gemißbilligt.

In Ravens Hotel, das mir neun Jahre vorher behagliche Herberge geboten hatte, war ſo wenig an ein Zimmer oder Bett für

die Nacht zu denken, wie bei der Eſſelbach, die ſich beiläufig als kluge Frau jetzt eifrig patriotiſch vernehmen ließ, während ihr Haus bisher das Hauptquartier der kleinen däniſchen Partei der Stadt und das Verſammlungslokal des berüchtigten „Kongensklub“ geweſen war. Überall bei Raben Überfüllung mit Gäſten. Die großen Säle des Hauſes, eines ehemaligen Palais der Ahlefeld, die Flur mit den perückengeſchmückten Ahnenbildern, die Zimmer der Museumsgeſellſchaft wimmelten von Reiſepelzen, Aufſchlagſtiefeln, Waterproof-Röcken und andern Winterarmaturen Allenthalben lebhaft ſprechende Gruppen, Anſtoßen auf Schleswig-Holſtein und ſeinen neuen Herzog, Austauſch von Berichten über das jüngſt Geſchehene zwiſchen den Einwohnern und der bunten Invaſionsarmee von Kielern, Hamburgern und Anglern, die mit und nach den Öſterreichern hier eingezogen waren, Maſſen hübſcher Anekdoten und wunderbarer Gerüchte, feierliche Wiedererkennungsſzenen, Gratulationen mit dem Zubehör von Gläſerklingen und Pfropfenknall, Jubel und Lärm ohne Ende und gute Hoffnungen auf Gelegenheit zu mehr Jubel.

Abends kamen neue Nachrichten zu den alten Man erfuhr, daß die Öſterreicher die däniſche Nachhut in der Gegend von Överſee eingeholt und ſich gewaltig mit ihr gerauft hatten. Man erzählte von einem furchtbaren Straßenkampfe in Flensburg, bei dem das erſte däniſche Bataillon — andre ſagten Regiment — völlig aufgerieben worden ſei. „Bis auf den letzten Mann,“ verſicherte Herr Honoratus Bonnevie Lorentzen, ein Pächter oder Gutsbeſitzer aus Kappeln, der ſich uns angeſchloſſen hatte, „alles totgeſchoſſen und niedergehauen, nicht einer davon gekommen“ Er war zwar nicht Augenzeuge geweſen, hatte es aber von „ſichern Leuten.“ Man vernahm von einem andern gläubigen Gemüte, daß mehr als die halbe Armee de Mezas ſchon in Gefangenſchaft geraten ſei. Man genoß mit geſpitztem Ohr andre prächtige Fabeln, die der Wind herzugetragen hatte. Die Tapferkeit der Kaiſerlichen war in aller Munde. Sie hatten, ſo hieß es, verſchmäht, zu ſchießen, und vorgezogen, mit Bajonett und Kolben draufzugehn. „Nicht alle gerade aus dem Antriebe, der den Menſchen zum Helden macht,“ ſetzte ein lächelnder Mund hinzu. „Ein Gefreiter von den Jägern z. B., gefragt: »Weshalb haben Sie nur ſo furchtbar auf die Dänen losgeſchlagen und geſtochen? Sie haben Ihnen doch eigentlich nichts zu

Leide gethan,« entgegnete: »O nein, dos grod nicht, aber der Herr Hauptmann hots holt gern.«"

Weniger als das kriegeriſche Ungeſtüm der kaiſerlichen Truppen wußte man die Unbefangenheit zu loben, die die zuerſt eingerückten Abteilungen, Leute aus Gauen des Magyarenlandes, im Hinblick auf das Eigentum der Bürger, bei denen man ihnen Quartier angewieſen hatte, an den Tag gelegt hatten. Es ſollten da recht ſchlimme Mißgriffe vorgekommen ſein. Doch ſprach man aus Dankbarkeit ungern davon und bat, es nicht weiter zu erzählen, weshalb wir die Einzelheiten nicht verzeichnen und möglichſt bald vergeſſen wollen. Dagegen mag noch folgende ergötzliche Probe von öſterreichiſchem Soldatendeutſch hier Platz finden.

In eine Bürgerfamilie tritt gegen Abend ein rieſiger Ungar von der Garniſon, ſtellt ſich an der Thürſchwelle in Poſitur, legt die Hand an die Mütze und ſagt: „Soldatt!" Die Leute ſehen ihn und ſich einander an und fragen endlich, was ſein Begehr. Er bleibt in der angenommnen Poſitur und erwidert nur das eine Wort: „Soldatt!" Nochmals verlegnes Fragen, was er wünſche, und wieder die vieldeutige Antwort: „Soldatt!" Endlich geht man hinunter und holt ſich von der Einquartierung im Erdgeſchoß einen Dolmetſcher, und jetzt löſt ſich zu allgemeinſter Befriedigung und Überraſchung das Rätſel. Das kurze Wort „Soldatt" hatte bedeuten ſollen: „Ich ſuche den Regimentsſchuhmacher."

Man traf in Ravens Hotel allerlei alte und neue Bekanntſchaften und verſchiedne intereſſante Perſönlichkeiten, Kieler Profeſſoren auf Sendungen nach dem Norden begriffen, die proviſoriſchen Beamten, die die Bevölkerung eingeſetzt hatte, Kandidaten für andre, weiter nördlich offen gewordne oder nächſtens zu hoffende Stellen, junge Ärzte, hierher geeilt, um in den Lazaretten zu helfen und zu lernen, Studenten und Gymnaſiaſten aus Holſtein, die ſich, da ſie nicht mitkämpfen konnten, durch Wegtragen von Verwundeten aus dem Feuer der Befreiungsarmee nützlich zu machen gedacht hatten, Korreſpondenten der Hamburger und Berliner Zeitungen und ähnliche Leute. Auch der bekannte Doktor Raſch durfte nicht fehlen. Er war erſchienen, um den Schleswigern die allein ſelig machende Republik zu predigen.

Alle Welt war aufgeknöpfter, zuthulicher und weniger wähleriſch

als gewöhnlich. Vom Vorſtellen, Fragen nach Namen, Stand und Herkunft war kaum die Rede. Waren wir doch alle Deutſche, die ein Freudenfeſt feierten. Das Einzige, was unſre Heiterkeit einigermaßen trübte, war die Sorge um ein Nachtlager. Zuletzt befreundete ich mich mit dem Gedanken, in dem kleinen Zimmer, in das ich mich mit ein paar Bekannten und etlichen Flaſchen Rotwein zurückgezogen hatte, auf einem der hier befindlichen Sofas Zuflucht bis zum Morgen zu ſuchen. Ein wohlhabender Fabrikant aus der Altſtadt indes, der ſich zu uns geſellt und — ich wußte erſt nicht, warum, mußte aber zuletzt an die „Schleswig-Holſteiniſchen Briefe“ denken — mir ungewöhnliche Verehrung bezeigt hatte, wollte das durchaus nicht leiden. Ich mußte mit ihm nach Hauſe gehen, ohne daß ich ihm vorgeſtellt worden war, und ohne daß ich wußte, wem ich die unverhoffte Gaſtfreundſchaft verdanken ſollte. Am andern Abend erſt erfuhr ich zu meiner nicht geringen Betrübnis, daß ihm dabei ein ſchlimmes Mißverſtändnis paſſiert war: der gute Herr hatte in mir — den ebengenannten Doktor Raſch, Erfinder des verlaſſenen Bruderſtammes, zu beherbergen geglaubt.

In der Zwiſchenzeit hatte ich mit einer neuen und ſehr angenehmen Bekanntſchaft, dem Dr. von Franzius, der von Kreuznach hierher gereiſt war, um ſein ärztliches Wiſſen den Verwundeten zu widmen, zuerſt das eine der vier in Schleswig beſtehenden Lazarette und dann das Dannewerk beſucht.

Das Lazarett, im Rathauſe eingerichtet, litt Mangel an faſt allem, was notwendig war. Von Militärärzten war noch niemand vorhanden, zwei Zivilärzte hatten für mehr als ſechzig Kranke und Verwundete zu ſorgen, zu denen ſtündlich neue kamen. Es fehlte an Decken und Verbandtaſchen, an Medizin und teilweiſe ſogar an Bedienung. Zwei gefangne däniſche Sergeanten, beiläufig recht flinke und anſtellige Leute, verſahen das Amt von Krankenwärtern und Heilgehilfen. Auch ich verſuchte ein paar Stunden Dienſte zu leiſten.

Die Mehrzahl der Verwundeten des großen Hauptſaales ſchlief, als wir eintraten, viele nur mit ihren Mänteln und Uniformen zugedeckt. Etwa die Hälfte von ihnen beſtand aus Dänen, die übrigen waren meiſt kaiſerliche Jäger, alle von Overſee eingebracht. Nur einer ſtöhnte laut, ein hübſcher kräftiger Burſch aus Steier-

mark, dem eine Kugel das linke Schienbein zerſchmettert hatte. Mehrmals hörte ich ihn jammern: „Der Krampf! Der Krampf! — Jeſus, Maria, der Krampf!“ Ich ſuchte ihm Troſt einzuſprechen, gab ihm zu trinken und ſorgte dafür, daß er ein narkotiſches Pulver erhielt, worauf der Krampf, der auch die Hände ergriffen hatte, nachließ. Ein andrer Öſterreicher, dem die Schädeldecke verletzt war, ſodaß das Gehirn bloß lag, war, wie es ſchien, hierher gegangen. Gelaſſen wartete er, Gewehr beim Fuß auf dem kalten Vorſaal ſtehend, bis ich ihn holte, und nachdem wir ihn verbunden und zu Bett gebracht hatten, ſchlief er unverzüglich ein.

Die Dänen, die ich ſprach, verſtanden faſt ohne Ausnahme Deutſch Sie waren meiſt große kräftige Leute mit heller Geſichtsfarbe und harten, borſtigen Bärten. Einer hatte einen Schuß durch den Oberſchenkel, der furchtbar geſchwollen war. Einem andern war eine Kugel durch die Lunge gegangen. Ich fragte ihn, ob man ihm mit etwas dienen könne, und er antwortete mit matter Stimme: „Ich möchte Wein haben.“ Ich brachte ihm ein Glas Wein mit Waſſer, er trank, ſpie es aber gleich wieder aus und dann Blut. Schmerzen hatte er nicht, doch war er ſchon am Abend tot. Ein dritter Däne, dem ich meine Dienſte anbot, verlangte vor allem Tinte, Feder und Papier. „Ich will an min Fru ſjreiben,“ ſagte er. „Sie denkt ſonſt, ich bin tot.“ Ich erkundigte mich, ob er ſchwer verwundet ſei. „Nein, bloß ein Streifſjuß an die Hüfte.“ — Von wo er gebürtig ſei? — „Von Laaland.“ — Ob er Kinder habe? — „Dren.“ — „Das iſt der Krieg von die Kopenhagners,“ ſetzte er mit trauriger Miene hinzu.

Eine ziemliche Anzahl der hier liegenden Dänen mochte in ähnlicher Stimmung ſein, und bei den tödlich Verwundeten war der Seelenſchmerz um ihre Familie wahrſcheinlich größer als ihre körperlichen Leiden, zumal wenn ſie ihre jetzige erträglich bequeme Lage im warmen Zimmer mit der verglichen, in der ſie ſich geſehen hatten, bevor ſie aufgefunden worden waren. Einer, den ich ſprach, hatte dreizehn volle Stunden hilflos und einſam hinter einem Knick im Schnee gelegen, ein andrer, wie mir erzählt wurde, nach dem Gefecht bei Jagel zwanzig Stunden, und er hatte dabei Hände und Füße erfroren. Kranke gab es nur wenige. Nach dieſer Seite ſcheint ein Winterfeldzug günſtigere Verhältniſſe zu bieten als ein

Krieg im Sommer. Hitze füllt die Spitäler weit mehr als ſelbſt ſtrenge Kälte trotz der Notwendigkeit, unter freiem Himmel zu lagern. Daß die Dänen auf völlig gleichem Fuße mit den Öſterreichern behandelt wurden, verſtand ſich von ſelbſt, ebenſo, daß dem Mangel an Medikamenten, Decken, Bettwäſche und andrem Bedarf bald abgeholfen wurde. Die Verbandzeuge der Kaiſerlichen wurden mir von Profeſſor Esmarch, der ſich um die Schleswiger Lazarette große Verdienſte erworben hat, ſehr gelobt, und auch ſonſt waren ihre Einrichtungen befriedigend, nur gab es bei ihnen, wie ein andrer Arzt tadelte, zu viel Schreiberei, Tabellen und Berichte, Meldungen an Pontius und Pilatus und dergleichen büreaukratiſchen Firlefanz mehr, womit namentlich die Zeit der Oberärzte unbillig in Anſpruch genommen wurde.

Um die Mittagſtunde beſuchten wir, im Lazarett nicht mehr nötig, das Dannewerk. Die neuern Befeſtigungen beſtehen in achtundzwanzig großen und kleinen Schanzen, die eine lange Linie von Buſtorf und Schleswig bis zu den Sümpfen der Treene bei Hollingſtedt bilden. Wir ſahen davon die drei nächſtgelegnen, darunter die beiden größten, rechts und links von dem Einſchnitt im alten Wall, durch den die Landſtraße von Rendsburg nach Schleswig läuft. Sie waren vortrefflich ausgeführt, mit Gräben, Paliſſaden und ſpaniſchen Reitern ſturmfrei gemacht und mit nett und ſauber gebauten, ſtrohgedeckten Pulverkellern verſehen, in denen man noch Maſſen von Pulver, orange angeſtrichnen Hohlgeſchoſſen, Kartätſchbüchſen und Kaſten voll Zündwürſten fand. Hinter jeder ſtanden mehrere Hütten, in denen die Soldaten auf Strohbündeln geſchlafen hatten. Die Schanze ſelbſt war gewöhnlich mit einem eiſernen Vierundachtzigpfünder und einem Geſchütze von ſchwächerm Kaliber armiert. Dieſe Kanonen, jetzt vernagelt, ſollen einſt der ſchleswig-holſteiniſchen Armee angehört haben, und ſo hat man doppelte Urſache, ſich zu freuen, daß ſie jetzt in deutſchen Händen ſind. Auch die Bewaffnung der däniſchen Infanterie ſtammt, wie ich höre, zum Teil aus den Vorräten der Schleswig-Holſteiner von 1850. Es ſind Dorngewehre, die eine ungemein große Spitzkugel ſchießen. Möge es bald gelingen, auch ſie der deutſchen Sache zurückzuerobern. Auf den Düppelbergen, wohin de Meza ſich jetzt zurückgezogen haben wird, und auf Alſen wird für die Preußen Gelegenheit dazu ſein

Die Schanzen bei Buſtorf waren nach dem Urteile von Militärs durch direkten Angriff nicht zu nehmen. Dagegen iſt man über die weiter nach Weſten zu gelegnen zweifelhaft, und manche glauben mit Beſtimmtheit behaupten zu können, daß bei Hollingſtedt ein Durchbrechen der däniſchen Verteidigungslinie möglich geweſen wäre. Die Überſchwemmungsanſtalten, die das Land vor dieſer ſchwächern Partie der däniſchen Werke durch Stauung der Treene unter Waſſer zu ſetzen beſtimmt waren (die Inundation reichte beiläufig nur bis Kurburg, und eine Verbindung der Reiderau mit dem Selker Noor, von der vor kurzem in deutſchen Blättern die Rede war, exiſtierte nicht), hatte der ſtarke Froſt zu vereitelter Mühe und Arbeit gemacht.

Wir beſuchten die Schanzen, ungehindert durch Wachen. Solche wären aber ſehr am Platze geweſen, nicht ſo ſehr, weil die Fremden, die die Schanzen beſichtigten, alles, was ſich fortſchaffen ließ, als Andenken zu entführen beſtrebt waren — ich ſah einige der Herren ſogar Wiſcher von Vierundachtzigpfündern und ſchwere Bomben wegſchleppen —, ſondern weil man mit brennenden Pfeifen und Cigarren in die Pulverkeller ging. Ich ſelbſt machte mich einen Augenblick dieſer Unvorſichtigkeit ſchuldig und wurde erſt durch einen preußiſchen Artilleriſten von der Garde auf die Gefahr hingewieſen. Am Tage nachher wurde auch in allen öffentlichen Lokalen und an den Ecken der Straßen eine dahingehende Warnung angeſchlagen und durch ausgeſtellte Poſten geſorgt, daß weitere Thorheiten unterblieben.

10. Februar. Das nächſte intereſſante Bild nach dem Dannewerk war das Schlachtfeld von Overſee, das wir vorgeſtern mittag, alſo ungefähr vierundvierzig Stunden nach dem Kampfe, der dort ſtattgefunden hatte, auf der Fahrt von Schleswig nach Flensburg beſuchten.

Wir fuhren gegen elf Uhr früh vom Lollfuß ab, kamen zunächſt an den ſieben koloſſalen Bretterbaracken vorbei, die die Dänen dem Tiergarten gegenüber zu dem Zwecke errichtet hatten, für die Pferde ihrer Kavallerie Obdach zu haben, und erreichten dann die hohe Geeſt, auf der ſich die Chauſſee zwiſchen dem Heideland und dem von Knicks durchzognen, mit einzelnen Gehölzen bedeckten öſtlichſten Drittel der Halbinſel hinwindet.

Die ganze Gegend war tief beſchneit, ſodaß die Gräben und

Bodenſenkungen zum Teil zugeweht waren. Überall faſt Spuren des Krieges: auf der Straße weggeworfne Patronentaſchen und Torniſter, Keſſel, Riemenzeug u. dergl. Weiterhin eine in den Graben gefahrene große eiſerne Kanone, dann mehrere ſtehen gebliebne Protzkaſten. Chauſſeegeld zu entrichten, ſchien außer Gebrauch gekommen zu ſein; die Einnehmer, hier Pächter der Regierung, wagten meiſt nicht einmal, es einzufordern, und ſtanden, betrübt über den Umſchwung der Dinge, an den Fenſtern oder vor den Schlagbäumen, indem ſie ſehnſüchtig die gute Seele zu erwarten ſchienen, die freiwillig in die Taſche greifen ſollte.

Jenſeits Idſtedt, deſſen Häuſer in der Ferne zur Rechten über der Schneedecke ſichtbar wurden, wieder eine verlaſſene Kanone und noch einige Protzkaſten. Bei Schmedeby Maſſen von öſterreichiſchen Soldaten und Militärfuhrwerken Ein Stück weiter der Kadaver eines Pferdes, dann ein zweites, dem man ſchon die Haut abgezogen hatte, und das ſo wie ein ungeheurer Braten auf einem ungeheuern Tiſchtuche auf dem weißbeſchneiten Felde lag. Bei Frörup, wenn ich nicht irre, der erſte Tote des Rückzugsgefechts, ein Liechtenſteniſcher Huſar, der im Chauſſeegraben lang geſtreckt auf dem Rücken gefallen war. Eine Kanonenkugel war ihm durch den Unterleib gegangen, das Geſicht halb zugeſchneit, die Füße der Stiefeln beraubt. Weiterhin auf der Heide Leute über einem dritten Pferde beſchäftigt, ſich ſeiner Haut zu bemächtigen. Auf der Straße gefrorne Blutlachen, zur Rechten Totengräber mit Hacken und Schaufeln und große ſchwarze Stellen im Schneegefilde, die friſche Soldatengräber andeuteten. Dann, etwas nördlich von Överſee, das Defilee, wo am härteſten gekämpft worden war.

Die Chauſſee ſteigt hier eine Hügelwelle hinan, die zur Rechten nur mit Heidekraut bewachſen iſt, während links über einem Teiche mit ſumpfigen Ufern ein ziemlich großes Buchengehölz die Höhe bewaldet. Das Terrain vor dem Teiche und die Heide zur Rechten war mit Maſſen von Toten, Kaiſerlichen und Dänen, bedeckt. Hunderte von Käppis, Torniſtern, Musketen, Seitengewehren, Keſſeln, Feldflaſchen, Brotbeuteln, verbognen Bajonetten u. dergl. lagen hier verſtreut. An einer Stelle zählte ich ſieben, an einer andern neun Gefallne; bei dem Wirtshauſe von Büllſchau hatte man deren zwölf zuſammengetragen. Viele andre Leichname waren zerſtreut

in verſchiedner Lage auf den Feldern ſichtbar. Das Ganze erinnerte lebhaft an die Bilder, die Szenen aus den Schlachten des Feldzugs der Franzoſen nach Rußland darſtellen.

Wir ſahen noch über ſechzig Tote. Die einen lagen auf dem Geſicht, andre auf dem Rücken, mehrere gräßlich zerfleiſcht und zerriſſen, manche ohne erkennbare Wunden, aber ſtarr und voll von gefrornem Blute. Die däniſche Infanterie mußte gute Schützen gehabt haben; denn die Mehrzahl der Öſterreicher — es waren beinahe durchgehends Leute vom neunten Jägerbataillon und vom Regimente König der Belgier — war in den Kopf getroffen. Nur ſelten zeigten die Züge der Gefallnen den Ausdruck des Schmerzes, und die Kälte hatte manchen eine gewiſſe Röte der Wangen gelaſſen, die um ſo deutlicher hervortrat, als alle mehr oder minder verſchneit waren. Die Hände waren ſchwarz von Pulver, die Füße nackt — die Plündrer der Walſtatt hatten nächſt der Ausräumung der Torniſter zuerſt die Notwendigkeit, ſich mit Schuhwerk zu verſehen, ins Auge gefaßt Röcke, Mäntel und Beinkleider waren faſt allen Toten geblieben. Nur ein Offizier des Regiments König der Belgier — Leutnant von Haidegg nannte ihn uns der mit der Leitung der Beerdigung beauftragte Hauptmann — war bis auf Hemd und Hoſen entkleidet. Ein zartgebauter, junger Mann von höchſtens zwanzig Jahren, lag er, umgeben von erſchoſſenen Gemeinen ſeiner Kompagnie und mehreren däniſchen Blauröcken, auf dem blutgetränkten Schnee. Eine Kugel hatte ihn mitten in die Herzgrube getroffen. Die Bruſt trat, wie von einem letzten tiefen Seufzer erhoben, mit den Rippen hoch über den eingezognen Unterleib hervor. Die Augenhöhlen waren ihm zugeſchneit, den rechten Arm hatte er, wie die meiſten, die nach rückwärts zuſammengebrochen waren, über den Kopf ausgeſtreckt, die Fauſt war krampfhaft geballt. Neben ihm lag, ſtramm und ſteif wie auf der Parade, die Hände an die Schenkel gelegt, ein rieſenhaft gebauter Musketier, dem eine Spitzkugel die Schläfe durchbohrt hatte.

„War ein guter Kamerad," ſagte der Hauptmann, über den toten Leutnant gebeugt. Dann fragte er: „Hat einer der Herren ein Meſſer bei ſich?" Ich gab ihm das meine, und er ſchnitt ſich von den langen blonden Stirnhaaren des Gefallnen eine Locke, worauf er ſeinen Jägern befahl, der Leiche den Schnee aus den

Augen zu entfernen. Ein roher Burſch nahm dazu die Bajonettſcheide. „Na, doch nicht damit,“ ſchalt der Offizier, und erſt jetzt that es jener mit einem Zipfel ſeines Mantels.

Auch ſonſt zeigten ſich die Herren Öſterreicher als nicht beſonders zart beſaitete Seelen in betreff der Toten, und ſelbſt der kleine Beſitz der eignen Kameraden war ihnen — wenn ſie ihn nicht zur Aufhebung bei der Oberbehörde zu ſammeln hatten — gute Beute. — An einer Stelle ſah ich einen der Kaiſerlichen mit einem Ziviliſten über einen Säbel verhandeln, den er auf dem Schlachtfelde aufgeleſen hatte. In der einen Hand trug jener ein ganzes Taſchentuch gefüllt mit andern Beuteſtücken. Wieder anderswo lauerte ein emſiger Sammler ſolcher Gegenſtände neben einem Toten, um ihm die Hoſentaſche zu leeren — es nahm ſich aus, wie wenn Raben über die Walſtatt geraten wären. (Andre, wirkliche Raben — ſo fügte ich dieſen Aufzeichnungen ſpäter hinzu —, ſolche, wie ſie ein phantaſievoller Maler in der Koburger Zeitung geſehen haben will, waren ſo wenig zu erblicken, wie die ausgehackten Augen, mit denen dieſer ſchwer zu befriedigende Herr die Walſtatt zu verbeſſern beſtrebt war. Ein Schlachtfeld iſt, meine ich, von Natur ſchon vollkommen grauenhaft genug, ſodaß man es in der Beſchreibung nicht zu vergräßlichen braucht, um Wirkung bei dem verehrungswürdigen Publikum zu erzielen. Für einen gewiſſen Geſchmack freilich können die Farben nicht dick genug aufgetragen werden.)

Während wir bei der einen Leichengruppe ſtanden, näherte ſich uns ein ältlicher reſpektabler Herr in einem langen blauen Gottesfiſchrocke, der aus der Gegend zu ſein ſchien, und den ich ſeiner würdigen Haltung nach für den Dorfſchulzen von Överſee hielt. Er miſchte ſich in unſer Geſpräch, erzählte verſchiednes von dem Gefechte und fragte dann, wie zufällig, ob man wohl die Leute hindern dürfe, den gefallnen Pferden die Häute zu nehmen. Ich entſchuldigte meine Unwiſſenheit in dieſem Kapitel mit meiner Eigenſchaft als Zivilperſon und Fremder. „Ich möchte das aber doch gern erfahren — entgegnete er —, ich bin nämlich der königlich konzeſſionierte Abdecker.“ Auch einer der Raben der Walſtatt, wenn auch, näher betrachtet, ein weniger abſtoßender als die Panduren und Kroaten in Montur, die die Toten mit Füßen traten und ihren eignen Leuten die Taſchen leerten

Neben einem der gefallnen Dänen — er lag auf dem Geſicht — fanden wir einen leeren Torniſter und neben dieſem wieder Briefe in däniſcher Sprache, die ohne Zweifel dem Beſitzer des Torniſters angehört hatten, und die vom Plünderer als wertlos weggeworfen worden waren. Einen davon hob ich mir auf. Er war von Frauenhand und mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben, von Kopenhagen datiert und erſt einige Tage alt. Die Geſellſchaft in unſerm Wagen erwartete zarte Geheimniſſe, und mehr als einer mochte ſich ſchon das Bild einer trauernden Braut zurecht zu machen im Begriffe ſein. Mir wenigſtens ging es ſo. Arge Enttäuſchung! Der Inhalt des Schreibens war wenig poetiſch. Nicht eine Geliebte, ſondern allem Anſcheine nach eine Schweſter war die Verfaſſerin — eine zwar achtungswerte, aber ungemein proſaiſche Schweſter. Nichts von liebevollen Befürchtungen für das Leben des in den Krieg Gezognen, nichts von Hoffnungen, daß man ihn geſund wieder zu ſehen gedenke, frommen Wünſchen u dergl. Auch nichts von Liebe zum Vaterlande, für das der Bruder die Waffen trug, überhaupt nichts von hohen Dingen. Nur rein Wirtſchaftliches und Kaufmänniſches und daneben Vermahnungen, ſich ordentlich zu betragen und ſich nicht verführen zu laſſen. Zweimal, wenn ich mich recht erinnere, zu Anfang und zu Ende, war von dem Preiſe der Butter in Kopenhagen die Rede, und dazwiſchen hieß es ungefähr: „Vater ſagt, daß zu Chriſtian Chriſtianſen nichts iſt; vor dem möchteſt du dich daher als vor einem liederlichen Burſchen in acht nehmen. Und von Jens Sörenſen, dem Maler, wird auch nichts Gutes geſprochen, er ſoll ebenfalls nicht viel taugen. Du wirſt daher wohl thun, dich auch mit dem nicht einzulaſſen, wenn ihr zuſammen ſeid. Zum Schluß ein kurzes kaltes Lebewohl, und Vater und Mutter laſſen grüßen.“

Jenſeits Büllſchau, auf dem Moor zur Linken der Chauſſee, noch mehr Tote und noch mehr weggeworfne Käppis und Torniſter. Wir hatten indes genug davon geſehen und ſtiegen nicht von neuem aus.

In Flensburg wurde bei Döll eingekehrt, der ſeinen Gaſthof von oben bis unten voll preußiſche und öſterreichiſche Offiziere hatte, unter denen wir auch den Kronprinzen und den Prinzen Albrecht ſahen. Der ſüdliche Teil der Stadt war reichlich mit Fahnen ge-

ſchmückt, nach Norden hin wurden ſie ſeltner, und die nördlichſten Straßen jenſeits des Holm hatten weder von Blaurotweiß noch von Schwarzrotgelb etwas wiſſen wollen. Wir fanden eine hübſche Wohnung gegenüber dem Ständehauſe, deſſen däniſche Inſchrift: Moth logh land skall byggies (mit Geſetz ſoll das Land erbaut werden) uns, verglichen mit der Gewaltherrſchaft und der fanatiſchen Willkür ohne gleichen, die die letzten zwölf Jahre hindurch in Schleswig geherrſcht hatten, wie eine ungeheure Irome voll Hohn in die Fenſter ſah. Das militäriſche Treiben in den Straßen glich dem in Schleswig, doch überwogen hier die preußiſchen Uniformen. Die Stimmung in der Stadt war, wie ſchon die Verteilung der Fahnen zeigte, verſchieden. Man hatte auf dem einen Markte den Herzog Friedrich proklamiert, aber die Demonſtration war ziemlich matt und ſchwächlich verlaufen, zum guten Teile wohl auch deshalb, weil die Preußen ſie zu hindern geſucht hatten, und weil man nicht ſicher war, daß der kleine bösartige Bürgermeiſter Hammerich, der ſich noch halb als Gebieter der Stadt gebärdete, entfernt werden würde. Eine Verſammlung der Deutſchgeſinnten im Odeon, bei der die Führer dieſer Partei, Doktor Lorentzen und Lehrer Hanſen, über ihre Audienz bei Wrangel berichteten, zeigte rührige und entſchloſſene Gemüter in guter Anzahl. Dagegen verriet ein Geſpräch mit einem Kaufmann, bei dem wir die beſten Cigarren in den Herzogtümern kauften, daß ein Teil der handeltreibenden Klaſſe die Trennung von Dänemark nicht für wünſchenswert, weil nicht für profitabel hielt.

Hier wird die Bekehrung Schwierigkeiten haben. Doch iſt kein Zweifel, daß der gute Wille der Bevölkerung ſich finden wird, wenn der gute Wille der Preußen nicht mehr ſo ſchweren Bedenken unterliegt, wie gegenwärtig. Denn immer ſind es von den deutſchen Bürgern der Stadt nur einzelne, deren materielles Wohlbefinden ſie nach den däniſchen Inſeln hinweiſt, und die könnten dieſem Hinweis, meine ich, in Perſon folgen, wofern es unter der ſchleswig-holſteiniſchen Fahne durchaus nicht auszuhalten wäre. Und ſollten deren auch einige mehr ſein, als man unter den Patrioten hier zugiebt, ſollte Flensburg durch völlige Trennung der Herzogtümer von Dänemark weſentliche Nachteile erleiden, ſo wird man ſich, wie ich ferner meine, darein ſchicken und ſich die Schweſterſtadt

Schleswig zum Troſte nehmen müſſen, die in den letzten Jahren mit Unrecht litt, während Flensburg mit Unrecht begünſtigt wurde.

„Heute mir, morgen dir," würde mein Sprichwörter liebender Leutnant von Fleckeby tröſten, und „Was dem einen recht iſt, das iſt dem andern billig," würde er vielleicht, tiefer in den Schatz ſeiner Lebensweisheit greifend, hinzufügen.

An ein Weitergehen bis Rinkenis, wo heute die preußiſchen Vorpoſten ſtehen ſollen, iſt, wie Tempelhey erfahren hat, nicht zu denken. Man will im Lager keine Korreſpondenten für die Preſſe, wenigſtens nicht für die liberale, ja man ſcheint die, die gut preußiſche Geſinnung mitbringen, am wenigſten haben zu wollen. Unter ſolchen Umſtänden zieht ſich verſchmähte und ſogar bedrohte Zuneigung zurück, kopfſchüttelnd, mißmutig, grollend über die Gegenwart, aber treu und voll zuverſichtlicher Hoffnung auf beſſere Zeit. Das leichtere und geſinnungsärmere Gefieder begiebt ſich ins öſterreichiſche Lager und wird da wohl oder übel das Lob der dortigen Gemütlichen und Glänzenden ſingen.

Möge der Krieg — der Himmel verzeihs! — noch einige Zeit dauern. Er wird dem preußiſchen Heere mancherlei geben können, was ihm zu mangeln ſcheint, und mancherlei abthun lehren, was weder ziert noch nützt. Er wird zugeknöpfte Herzen aufgehen laſſen und zeigen, daß eine ſolide, ehrliche, wohlwollende Seele darin wohnt. Er wird die Büreaukratie in der Armee auf das Notwendigſte beſchränken, hier Junker zu Menſchen machen, dort Gamaſchenknöpfe und Exerzierplatzpedanten auf das allein Praktiſche hinweiſen. Die Schleswig-Holſteiner werden die Preußen durch ihr Heer lieben lernen. Auch das leichte Geſchütz der Preſſe, jetzt von den Militärs — freilich nicht ohne Grund, denn es iſt oft mit Wind geladen — gar zu gering geſchätzt, wird allmählich die ihm gebührende Beachtung neben Zündnadelflinten und gezognen Kanonen finden. Mancherlei Gutes iſt noch unerkannt, mancher Vorteil noch unbenutzt, aber die Erfahrung wird lehren, die freiere Luft ſchärfer und weiter ſehen laſſen. Vieles wird ſich vielleicht bald als leere Rede, als Parteivorurteil darſtellen, was jetzt noch als ausgemachte Wahrheit gilt. So ſchwer das eine und das andre gedeihlichem Ausgange zuzulenken ſcheint, es muß doch gelingen, hier im Felde und daheim.

* * *

Von Flensburg kehrte ich zunächſt nach Kiel zurück, wo ich dann einige Wochen in den Kreiſen der Auguſtenburgiſchen verlebte und für deren Sache in der Preſſe thätig war. Dieſe Sache erſchien damals noch als die des Landes und ganz Deutſchlands. Die Losreißung von Dänemarck ſchien auch jetzt noch nur möglich, wenn man an den Anker anknüpfte, den das Erbrecht des Herzogs bot. Das Vertrauen zu der preußiſchen Politik hatte ſich nicht ſehr gehoben, wo jemand Günſtiges von ihr ahnte, wurde er beirrt und ſeine Äußerung übertäubt durch die Mehrzahl, die befürchtete, Bismarck werde die Herzogtümer gegen einige Zugeſtändniſſe von ſeiten der Dänen wieder ihrem alten Herrn ausliefern, eine Meinung, die vom Kieler Sophienblatt vielleicht nicht geteilt, ſicher aber mit allen Kräften gepflegt wurde. Samwer, ein alter Mitarbeiter der Grenzboten, am kronprinzlichen Hofe in Berlin wohlgelitten, kam mir vertrauenswürdig vor, wenn er ſich in patriotiſchem Sinne äußerte und für den Fall, daß das Recht des Erbprinzen Friedrich anerkannt und in dieſem Sinne Friede geſchloſſen würde, alle notwendigen Opfer an deſſen Souveränitätsrechten in Ausſicht ſtellte. Gewiſſe Anzeichen, die das cum grano salis nehmen hießen, wurden nicht beachtet, gewiſſe Gerüchte, nach denen man am Sophienblatt nur das Recht der Auguſtenburger im Auge hatte und von Zugeſtändniſſen an Preußen nichts oder viel zu wenig wiſſen wollte, betrachtete und behandelte man in dieſen Wochen als üble Nachrede. Daß ſie wohl begründet waren, wurde ich erſt ſpäter gewahr, als ich einige Monate nach meiner Rückkehr nach Leipzig mein Verhältnis zu den Grenzboten auf Samwers Wunſch gelöſt hatte und vertragsmäßig in die Dienſte des Herzogs getreten war.

Die Beobachtungen und Erfahrungen, die ich in den ſechs Monaten meines zweiten Aufenthalts in Kiel zu machen Gelegenheit fand, wurden zum Teil ebenfalls tagebuchmäßig aufgezeichnet, und ich werde ſie vielleicht ſpäter in dieſer Form vollſtändig veröffentlichen. Für jetzt glaube ich nur einige davon in die folgende Darſtellung verflechten zu dürfen. Andre ſollen bloß angedeutet werden.

Ich ſtand in dieſer Zeit in nahem Verkehr mit Samwer und den andern Räten des Erbprinzen Friedrich, auch mit dieſem ſelbſt, indem er mich häufig, wenn ich bei ihm zur Tafel geweſen war,

nach Weggang der andern Gäſte noch dazubleiben veranlaßte, wo ich ihm über allerlei, zum Beiſpiel über die Stimmung im Lande, referieren mußte und ihm über dies und jenes meine Meinung ſagen durfte.

Er bewohnte damals eine Villa links von dem Wege, der durch Düſternbrook nach dem anmutigen Bellevue führt. Sie liegt unter Hügeln von anmutigem Schwung, die teils mit Gras, teils mit Bäumen bedeckt ſind und iſt in Kreuzform und in einem Stil erbaut, der ein Gemiſch von gotiſcher Manier und Schweizergeſchmack iſt. Das Dach iſt ſteil und mit Schiefer gedeckt. Neben dem Souterrain der Vorderſeite ſind zu beiden Seiten bauchige Glaskaſten zur Aufſtellung von Zierpflanzen. Darüber ſchließen ſich an den maſſiven Kern des erhöhten Erdgeſchoſſes rechts und links Glasſalons von leichterer Bauart. Auf der linken Seite iſt der Eingang, zu dem eine ſteinerne Freitreppe hinaufführt. Durch ihn gelangt man zunächſt in einen Vorraum, aus dem man durch eine damals mit kleinen ſchleswig-holſteiniſchen Fahnen geſchmückte Thür in einen geräumigen, mit Steinplatten belegten Vorſaal tritt. Links geht von hier eine hölzerne Treppe in das obere Stockwerk des Gebäudes hinauf, wo ſich in jener Zeit das Arbeitszimmer und das Schlafgemach des Prinzen befanden, und eine zweite Treppe in das Souterrain hinab. Rechts öffnet ſich eine eichenholzfarbig angeſtrichne Flügelthür auf das Empfangszimmer, an das ſich auf der einen Seite ein kleines Gemach, wo der Prinz den Abend zu verbringen pflegte, und auf der andern ein etwas größeres anſchließt, wo man die Tafel ſervierte. Die Fenſter des Empfangsſalons ſehen nach dem Düſternbrooker Wege und der blauen Bucht hinaus und zeigen jenſeits in der Ferne das niedliche Bildchen von Neumühlen. Möblement und Verzierung dieſes Zimmers waren nicht reicher als in einem wohlhabenden Bürgerhauſe. Rote Vorhänge an Goldleiſten neben der Thür und dem breiten Fenſter, ein Sofa mit einem Tiſche davor, ein paar gepolſterte Lehnſtühle, ein Sekretär, ein Glasſchrank, noch ein kleiner Tiſch, ein Blumenſtand mit hübſchen Blattpflanzen, etliche gewöhnliche Stühle, endlich drei Ölbilder, von denen zwei die Töchter des Erbprinzen, freundliche Kindergeſichtchen mit blonden Locken und den Augen des Vaters, vorſtellten, das dritte die hier geſchilderte Villa zeigte — das un-

gefähr war die Ausſtattung des nur wenig mehr als mittelgroßen Raumes, und die erwähnten Nebenſtuben waren noch anſpruchsloſer eingerichtet.

Gleich beſcheiden war der Haushalt des Herzogs und ſein ganzes Auftreten in geſellſchaftlicher Beziehung. Mehr als einer von den großen adlichen Grundbeſitzern Holſteins machte ein glänzenderes Haus als er. Nie ſah ich ihn mit Vieren fahren, und ſeinen Wagen zierte weder ein Wappen noch andrer Schmuck, ſeinen Rock weder Ordensband noch Stern. Seine Dienerſchaft beſtand auch jetzt noch aus wenig Leuten. Als Hofchef diente ihm wie früher der Major Schmidt. Die Geſchäfte eines Privatſekretärs, die hauptſächlich in Erledigung der Zuſendung von Büchern, Bildern, Gedichten u. dergl. beſtanden, mit denen der Prinz, wie üblich, von allen Seiten heimgeſucht wurde, verſah ein Herr von Rumohr. Von ſtrenger Etikette und Ceremonienmeiſterei war nicht die Rede. Schwarzer Frack und helle Handſchuhe waren alles, was man zu einem Beſuche bedurfte. Die Unterhaltung bei Tafel war völlig ungezwungen. Man ſpeiſte nicht beſſer als bei gutſituierten Privatleuten Kiels. Nur bisweilen ſaß man länger als eine halbe Stunde bei Tiſche, und in der Regel waren nicht mehr als fünf bis ſechs Perſonen geladen. Nach aufgehobner Tafel wurde das Geſpräch bei einer Taſſe Kaffee und einer Cigarre im Empfangszimmer ſtehend fortgeſetzt. Nach engliſcher Sitte aß man erſt um ſechs Uhr abends, und die Geſellſchaft, unter der man häufig Leute von Namen, Profeſſoren der Univerſität, Notable aus den entfernteren Teilen der Herzogtümer, Fremde von Diſtinktion traf, blieb dann gewöhnlich bis acht Uhr beiſammen.

Der Prinz beteiligte ſich bei der Unterhaltung lebhaft und verriet dabei eine gute Kenntnis des Landes, Vertrautheit mit deſſen Rechten, Sitten und Bedürfniſſen, und Intereſſe, ſich weiter zu unterrichten, auch eine reſpektable allgemeine Bildung. Über politiſche Dinge äußerte er ſich im Sinne eines gemäßigten Liberalismus, während ſein Herr Vater ein ſtarrer Tory war. Auf ſein Erbrecht gab er viel, auch als es andern längſt nicht mehr in erſter Linie ſtand; möglich wäre ſogar, daß er an die juriſtiſche Mythe geglaubt hätte, die damals im Umlaufe war, der Geiſt des alten wurmſtichigen olivengrünen Pergaments, worin dieſes Recht ſaß, und

nicht der ſchnöde Preuße habe Düppel erſtürmt und regiere überhaupt trotz ihrer geringen Achtung vor dieſem beſchriebnen Stück Leder alle Schritte der preußiſchen Politik. Er war feſt überzeugt, daß das ſchleswig-holſteiniſche Volk niemals auf dieſes Recht, das auch das ſeine ſei, verzichten werde. „Aber nach fünf, nach zehn Jahren, Hoheit, wenn das Proviſorium fortdauert," erlaubte ich mir, als wir eines Abends allein waren, vorzuſtellen. „Zehn Jahre — erwiderte er —, niemals!" Kriegeriſche Neigungen ſchienen ihm zu mangeln. Nur einmal mochte ihn etwas der Art anwandeln, als ich wieder Bedenken über die Zukunft ausgeſprochen hatte. „Wenn erſt Blut gefloſſen ſein wird!" rief er, indem ihm wohl eine Erhebung der Leute am Duſentdüwelswarf gegen die Preußen vorſchwebte, aber dabei zitterte die Hand, die er prophetiſch ausgeſtreckt hatte.

Von Perſon war der Prinz damals eine ſtattliche Erſcheinung. Über Mittelgröße, wohlgewachſen, zeigte er in ſeinen Geſichtszügen unverkennbar den Typus des oldenburgiſchen Geſchlechts: lichtblaue Augen, ſtark entwickeltes Kinn, wohlgeformte Naſe, hohe Stirn, Füße von vornehmer Kleinheit. Das braune Haar begann dem mittlern Dreißiger ſchon zu ergrauen, wozu der ſtete Wechſel hoffnungsreicher und herabſtimmender Tage beigetragen haben wird. Sonſt war ſein Leben in Kiel während der zweiten Hälfte des Jahres 1864 ziemlich einförmig. Des Morgens ein Spaziergang, ſelten ein Ritt in die Umgebung, dann einſame Arbeit. Nach dem zweiten Frühſtück, gegen die Mittagsſtunde, fuhr er nach dem Hauſe, das er in der Stadt inne hatte, um ſich hier mit ſeinen Räten zu beſprechen und zur Aufwartung ſich meldenden Fremden, Bittſtellern oder mit Vorſchlägen oder Mitteilungen kommenden Freunden Audienz zu geben. Selten beſuchte er das allerdings mittelmäßige Theater, häufig dagegen erſchien er in Konzerten, die hier mitunter recht gut waren, und wo man den Gebrauch eingeführt hatte, ſeine loyale Geſinnung bei Eintritt der Hoheit durch allgemeines Aufſtehen von den Sitzen kundzugeben. Zuweilen unterbrach noch das Eintreffen einer Deputation mit einer Huldigungsadreſſe die Stille und Eintönigkeit dieſer Lebensweiſe. Hin und wieder beſuchte der Herzog auch einen der wenigen zu ihm haltenden Großgrundbeſitzer in der nähern oder entferntern Nachbarſchaft von Kiel. Niemals aber

überſchritt er meines Wiſſens in dieſer Zeit die Grenze Schleswigs. Mitunter folgte er einer Einladung zur Jagd in der Gegend von Hamburg, wo der Kaufmann Godefroy, ein alter Freund des Hauſes Auguſtenburg, einen ſtattlichen Beſitz mit Wildſtand hat. Manchmal fiel auch ein Erinnerungsfeſt oder ſonſt ein feierlicher Tag, bei dem der Herzog in die Öffentlichkeit zu treten für geboten hielt. Sonſt verlief eine Woche ungefähr wie die andre, und noch immer wollte der große Hauptfeiertag, der Tag der Anerkennung und Einſetzung nicht erſcheinen. Das Proviſorium ſchien weit über den Friedensſchluß mit Dänemark hinaus fortdauern, es ſchien ſich verewigen zu wollen.

Den Eindruck eines bedeutenden Menſchen machte der Prätendent nicht. Er war offenbar eine von den Naturen, die zur Abhängigkeit von ihrer Umgebung verurteilt ſind, denen die Gedanken und Entſchlüſſe von außen kommen. Wäre er gut beraten geweſen, ſo würde er vermutlich anders gehandelt haben, ſo würde der egoiſtiſche Zug ſeines Hauſes bei ihm mindeſtens nicht ſo ſtark hervorgetreten oder bald verſtändiger Überlegung der Sachlage gewichen ſein. Der Herzog Friedrich lebte aber in einer Atmoſphäre, die durchaus von dem Auguſtenburgiſchen Hausgeiſt durchdrungen war. Seine Umgebung beſtand faſt durchgehends aus alten Agenten ſeines Vaters, ſie trug trotz ihres chamäleonartigen Wechſelns der Farbe eine ganz beſtimmte Grundcouleur, zu der ſie immer wieder zurückkehrte, die nämlich der Livree der herzoglichen Dienerſchaft. Alles wurde von ihr danach bemeſſen, ob es und wie weit es dem pergamentnen Rechte der Auguſtenburger dienen wollte, alles fallen gelaſſen, ſobald es für deren Intereſſe ausgenutzt war. Daß die Nation auch ein Recht und zwar ein höheres hatte, und daß Preußen es vertrat, galt in dieſem Kreiſe für verabſcheuenswerte Ketzerei, die mit allen Mitteln proſtituiert und womöglich zermalmt werden müſſe.

Das bedeutendſte — richtiger das einzige bedeutende Ingenium unter den Räten des Erbprinzen war der koburg-gothaiſche Geheime Regierungsrat Samwer. In ſeiner Hand liefen alle Fäden des Apparats zuſammen, mit dem man hier Staat im Staate ſpielte, er war in allen Fragen der herzoglichen Politik der spiritus rector, und ſo werde ich das, was über dieſe Politik zu ſagen iſt, an eine Schilderung ſeiner Perſönlichkeit nach den Erfahrungen anknüpfen, durch die mir über ihn die Augen geöffnet wurden.

Karl Samwer, der Sohn eines Advokaten, war urſprünglich ebenfalls Advokat. In dieſer Eigenſchaft wurde er in den Jahren vor 1848 mit dem alten Herzog von Auguſtenburg bekannt, in deſſen Auftrag er dann vielfach litterariſch thätig war, und deſſen Recht er fortan, wie es ſcheint, als den Leitſtern und Angelpunkt ſeines Lebens betrachtete. Seine ſtaatsrechtlichen Kenntniſſe, ſein Scharfſinn in der Löſung ſchwieriger Fragen, andrerſeits eine gewiſſe Ähnlichkeit ſeines Charakters mit dem der Gravenſteiner Durchlaucht gewannen dem jungen Manne ſchon damals die Stellung eines Vertrauten der herzoglichen Familie, wogegen viele andre ſich mit dieſer Natur nicht zu befreunden vermochten Kurz vor der erſten Erhebung der Schleswig-Holſteiner habilitierte er ſich an der Kieler Univerſität für Staatsrecht. Während des Krieges wurde er vom Herzoge zu verſchiednen diplomatiſchen Miſſionen verwandt. Nach der Pazifikation ging er, obwohl nicht verbannt, aus dem Lande und nach Gotha, wo er Anſtellung fand und nun eine doppelte Thätigkeit entwickelte, indem er einerſeits die auswärtigen Beziehungen ſeines neuen Gebieters pflegen half, andrerſeits als Sachwalter des frühern fortarbeitete. Wiederholt begleitete er den rührigen und ſtrebſamen Herzog Ernſt auf ſeinen Reiſen an die verwandten Höfe in Brüſſel und London, wobei er mit hervorragenden Staatsmännern in nahe Berührung kam. Mit Geſchick verteidigte er die Sache desſelben in dem Streite gegen den Adel des Ländchens. Sich leicht in ihm urſprünglich fremde Fächer hineinſtudierend, überall raſch zu Hauſe, machte er ſich auch auf andern als politiſchen Gebieten nützlich, ohne es jedoch in der neuen Heimat zu größerer Beliebtheit beim Publikum bringen zu können als in der alten, wo ihm nur der kleine Kreis der Auguſtenburgiſchen eine gewiſſe Neigung bewahrte, und von wo ihm nur durch deſſen Vermittlung noch einige Kunde von dem, was vorging, zu teil wurde. Man achtete ſeine Fähigkeiten, man ehrte ſeine Kenntniſſe, und dennoch fühlte ſich niemand zu ihm hingezogen, wiewohl er mit Intelligenz und Eifer auch die Gabe, liebenswürdig ſein zu können, ja ein gewiſſes weiches Weſen verband. Man wußte eben niemals recht, wie man mit ihm dran war.

So war er mit dem Prätendenten nach Kiel zurückgekommen, ohne genaue Bekanntſchaft mit den Zuſtänden, die er hier vorfand,

ohne Freunde unter den Parteien, die ſich inzwiſchen gebildet hatten, mit dem alten Rufe eines Advokaten des Auguſtenburgiſchen Hauſes und in dieſer Eigenſchaft vielen mehr ein Gegenſtand der Scheu und der Befürchtung als der Zuneigung und Hoffnung. Wenn er trotzdem bald Einfluß auf einen großen Teil der Bevölkerung gewann, ſo zeigt das allerdings ſein Talent, erklärt ſich aber auch aus den Umſtänden Zuerſt war das Erbrecht der Auguſtenburger, mit dem er operierte, wie es ſchien, der einzige Hebel zum Sturz der däniſchen Herrſchaft, und ſpäter organiſierte und ſchürte er nur den im Lande ſchon vorhandnen Partikularismus Die Selbſtſucht der Auguſtenburger ging Hand in Hand mit der Selbſtſucht der meiſten Schleswig-Holſteiner, die die Pflichten und Verluſte fürchteten, die ihnen eine Annexion an Preußen oder ein enger Anſchluß auferlegte; mit der Angſt von Beamten vor mehr Arbeit bei weniger hohem Gehalt, mit der Scheu von Gewerbetreibenden vor dem Zollverein, mit dem Bangen der Bauern vor der allgemeinen Wehrpflicht, mit der Sorge „ſchöner Familien“ um ihre Söhne, die ſich hinfort nicht mehr wie bisher mit der ſichern Anwartſchaft auf fette Stellen dem Staatsdienſte widmen würden, und mit der Berechnung von Strebern, die in einem ſelbſtändigen Kleinſtaat leichter eine Rolle zu ſpielen und raſcher Geheimrat, General oder Geſandter zu werden hofften, als in einem Schleswig-Holſtein, das preußiſche Provinz oder etwas dem ähnliches war. Auch die Demokraten endlich, deren letzte Pläne auf einen Zerfall Deutſchlands in ein Schock allerliebſter kleiner Republiken gingen, waren bei ihrem Haß gegen den Großſtaat Preußen, das Haupthindernis ihrer Projekte, Verbündete, die bis auf weiteres zu brauchen waren.

Der Charakter des Premiers des Prätendenten war nicht leicht zu erkennen. Die ſtärkſten Widerſprüche miſchten ſich in ihm: fanatiſche Energie mit frauenhafter Schwäche, hartnäckige Konſequenz mit fieberhaftem launiſchem Wechſel, demokratiſche Neigungen mit legitimiſtiſchen Grundſätzen. Seinem Temperament nach war er Sanguiniker mit einem gewiſſen choleriſchen Zuſatz. Beinahe unaufhorlich in Aufregung, heute voll hochfliegender Zuverſicht, morgen faſt gebrochen von Verzweiflung, war er um die Körperverfaſſung zu beneiden, die ſolche intermittierende Gemütsſtürme ohne weſentlichen Schaden ertrug. So ſanguiniſch er in der Regel kleine Er-

folge auffaßte, ſah er, ſobald es Ernſt wurde und ein großer Wurf gewagt werden mußte, augenblicklich nur noch die Schwierigkeiten der Sachlage. Ein Advokatenſohn, früher ſelbſt Advokat, dann ſpeziell der Advokat der Auguſtenburger, war er auch als Politiker in ſeiner Grundanſchauung und ſeiner Methode, die Geſchäfte zu leiten, weſentlich Advokat, womit ſich die Künſte eines Diplomaten der kleinſtaatlichen Schule und die Befolgung von Rezepten verbanden, die er ſich aus ſeinem Verkehr mit dem alten Herzog als probat notiert haben mochte. Die ſchleswig-holſteiniſche Frage wurde von ihm in der Hauptſache als ein großer Zivilprozeß angeſehen und behandelt. „Es ſind — ſo ſchrieb er einſt — die Rechte eines halben Jahrtauſends, die in den Herzogtümern verteidigt werden. Es iſt möglich, daß ſie im Kampfe zeitweilig unterliegen. Das Recht ſelbſt und der Wille, es herzuſtellen, wird nicht untergehen, ſolange," u. ſ. w. Das Recht und immer wieder das uralte Recht der Auguſtenburger, daß oberſte und heiligſte aller, war das Leibthema aller von Samwer ſelbſt ausgehenden oder von ihm angeregten Deduktionen.

Dieſes göttliche Recht that indes kein Wunder, man brauchte auch eine Maſchinerie, um es zu verwirklichen, man brauchte „Simulacra," d. h. aus dem Samwerſchen Latein in ehrliches Deutſch überſetzt: Lockſpeiſen für die Maſſe, Köderungs- und Berauſchungsmittel für die Parteien, die das Recht des Hauſes Auguſtenburg nicht warm machte, packende Phraſen für die Preſſe und die Vereine. „Wille des Volks" — „ſchleswig-holſteiniſche Nationalität" — „Rechtsüberzeugung des Landes" — „Deutſchland muß auf einmal eins werden, nicht ſtückweiſe" — „das Volk der Herzogtümer darf nicht wie eine Herde behandelt werden" — „Anſchluß an Deutſchland, nicht an Preußen" — „Selbſtbeſtimmungsrecht" — „nicht oktroyieren laſſen" — „Helotentum der Schleswig-Holſteiner, die Folge der preußiſchen Forderungen" — ſolche und ähnliche Redensarten gingen im Jahre 1864 in Menge aus dem Komptoir auf dem Kieler Sophienblatt hervor, um die Aktion des Rechts zu verſtärken. Auch der garſtige Schwindel, daß Preußen ſich bei Napoleon die Erlaubnis zur Annexion Holſteins und Südſchleswigs gegen Abtretung der däniſch redenden Diſtrikte Schleswigs an König Chriſtian zu verkaufen vorhabe, iſt dort erfunden und dann über

Wien an die Zeitungsredaktionen verſandt worden, die von dieſem „Simulacrum“ Gebrauch zu machen in der Lage waren.

Und da es das Recht, die Phraſe und die üble Nachrede nicht thaten, ſo ſuchte man andre Hilfe, bei der Berliner Oppoſition, beim Nationalverein, bei den Großdeutſchen, wo der famoſe Doktor Bärens aus Hannover Vertrauensmann war, beim Bundestage, bei Öſterreich, ſelbſt in Paris. Im März 1864 erſchien in den „Schleswig-Holſteiniſchen Blättern“ während einer zufälligen Abweſenheit des Redakteurs ein Artikel mit der Überſchrift Ultima ratio, der empfahl, eine große Deputation aus allen Teilen des Landes an den Kaiſer der Franzoſen zu ſchicken und ihn um Einſchreiten zu Gunſten der Herzogtümer zu bitten. In der ganzen deutſchen Preſſe, die folgenden Nummern des eben genannten Blattes eingeſchloſſen, wurde dieſer niederträchtige Vorſchlag mit der Verachtung behandelt, die er verdiente. Die Kreuzzeitung benutzte die Gelegenheit zu Angriffen auf den Prätendenten, indem ſie die Schleswig-Holſteiniſchen Blätter als deſſen Organ bezeichnete. Darauf erklärte Staatsrat Franke, der Finanzminiſter des herzoglichen Kabinetts, in dem Berliner Blatte, daß „die Ratgeber Seiner Hoheit des Herzogs auf die Haltung der Schleswig-Holſteiniſchen Blätter niemals irgend einen Einfluß gehabt hätten.“ Obgleich in dieſem Dementi auf die dort empfohlne Deputation nach Paris nicht Bezug genommen wurde, ſo konnten doch Fernſtehende darin eine indirekte Mißbilligung der Sache von ſeiten der Räte des Prätendenten leſen. Thaten ſie dies, ſo täuſchten ſie ſich inſofern, als ſich die Mißbilligung erſt entwickelte, nachdem der Plan der öffentlichen Meinung in Deutſchland unpatriotiſch und verräteriſch erſchienen war Vorher hatte man ihn in jenem Kreiſe mit dem Wohlgefallen betrachtet, das man dem eignen Kinde zuzuwenden pflegt. Zu derſelben Zeit nämlich, als der berüchtigte Artikel unter der Preſſe war, reiſte ein Profeſſor der Kieler Univerſität „auf Veranlaſſung und im Auftrage der Ratgeber Seiner Hoheit,“ wie er ſelbſt mit klaren Worten ſagte, nach Flensburg, um dort eine Abordnung von Schleswigern an den Kaiſer Napoleon auf die Beine zu bringen. An dem geſunden Sinne der Flensburger Patrioten ſcheiterte dieſe Intrigue ſchon im Beginn, und als dann gegen die Ultima ratio der Schleswig-Holſteiniſchen Blätter der

allgemeine Unwille aufrauſchte, verfolgte natürlich auch der Advokatengeiſt, dem das Recht über das Vaterland ging, dieſes Projekt nicht weiter. Dagegen verſuchte man durch nicht ſo maſſenhafte in der Stille abgehende Geſandtſchaften in Paris für das „alte gute Recht“ zu begeiſtern, und zwar geſchah dies noch nach der Einnahme der Düppelſtellung, noch im Herbſt 1864 und noch im Januar des nächſten Jahres. Der letzte Emiſſär, der auch in London war, könnte namentlich bezeichnet werden. Auch die Bearbeitung der Pariſer Preſſe durch kosmopolitiſche Journaljuden ließ man ſich Geld koſten, und zwar viel Geld. Die Manipulation dabei war aber die, daß Sekretär Griebel dem Prätendenten günſtige Urteile und Nachrichten nach Paris ſandte, die verarbeitet in die dortige Preſſe gebracht wurden, aus dieſer wieder nach dem Sophienblatt reiſten und von da als Zeichen des Wohlwollens der öffentlichen Meinung in Frankreich den deutſchen Zeitungen, in denen man dergleichen mochte, zum Abdruck überſandt wurden. Auch andre Geſandtſchaften ins Ausland, darunter recht komiſche, gingen ab, wie denn z. B. ein vielgenannter deutſcher Lyriker tauſend Thaler zu einer Reiſe nach Rußland erhielt, um dort — ſchwer glaublich, mir aber von ſichrer Hand mitgeteilt — am Hofe für den Herzog zu wirken.

Vom praktiſchen Staatsmanne wird die Gabe, Menſchen richtig zu beurteilen, verlangt werden dürfen, und daß der erſte Rat des Erbprinzen dieſe in beſonderm Grade gehabt hätte, war an den Werkzeugen, deren er ſich zur Ausführung ſeiner Pläne bediente, und an der Art, wie er ſich ihrer bediente, nicht zu erkennen. Der eifrig großdeutſche Herr von Wydenbrugk mochte eine gute Wahl für den Wiener Botſchafterpoſten ſein, obwohl ſeine Depeſchen ſich mehr durch Länge, als durch Gehalt auszeichneten. Herr Profeſſor Hänel war als Rechtsgelehrter höchſt achtbar, und er erwarb ſich als Geſandter des Düſternbrooker Hofes bei der Großmacht der ſchleswig-holſteiniſchen Vereine und, wie man hörte, als Emiſſär in Wien und anderswo durch ſchöne diplomatiſche, ſowie als geheimer herzoglicher Journaliſt durch nicht minder ſchöne journaliſtiſche Fähigkeiten erhebliche Verdienſte im Kampfe gegen Preußen. Die übrigen Herren aus der Geſellſchaft des Sophienblatts waren mit ſehr wenigen Ausnahmen ſubalterne Naturen, und dasſelbe iſt von den

übrigen Mitgliedern des Kabinetts, Franke, Duplat, Otto Jenſen und deſſen jüngerm Bruder, dem „Polizeiminiſter,“ zu ſagen. Indes waren mehrere dieſer Mitarbeiter wohl nicht von Sammer gewählt, ſondern ihm durch die Verhältniſſe aufgenötigt worden. Dagegen zeigte ſich ſeine geringe Menſchenkenntnis unſtreitig darin, daß er zu wähnen ſchien, ſeine Art, die Dinge aufzufaſſen und zu behandeln, werde nicht von vielen allmählich durchſchaut werden, daß er der Welt ein zu kleines Maß von Gedächtnis, Selbſtgefühl und Willenskraft zutraute, und daß er infolge deſſen der Meinung war, nicht bloß mit der großen Maſſe, ſondern auch mit Leuten von Intelligenz und Charakter, wie ſie die nationale Partei in den Herzogtümern in guter Zahl aufwies, gleich dem Knaben mit den Holzſoldaten auf der Anſteckſchere verfahren, ſie nach Gelegenheit und Bedürfnis vor- oder zurückſchieben, ſie bald um eine gelinde, bald um eine ſchroffe Phraſe ſammeln, ſie mit ſich bald nach Preußen, bald nach Öſterreich, bald nach dem Bundestage hin ſchwenken machen zu können.

Gemeiner Egoismus, wie er manchen von der übrigen Umgebung des Prätendenten wohl nicht mit Unrecht nachgewieſen wurde, war ihm ſicher fremd. Ohne Zweifel aber war nächſt ſeiner Monomanie für das Recht der Auguſtenburger brennender Ehrgeiz die Haupttriebfeder ſeines Thuns, und wenn ich gewiſſe Äußerungen ſeiner Bekannten recht interpretiere, ſo begnügte ſich dieſer Ehrgeiz nicht mit der Hoffnung, dereinſt den ganz reſpektabeln Mittelſtaat Schleswig-Holſtein zu lenken, ſondern ſchweifte phantaſtiſch aus nach höhern Sphären der diplomatiſchen Welt.

Es gab damals Leute, die es erheiterte, wenn der Geheimrat ſich gelegentlich in die Sphäre der höhern Ethik erhob, begeiſtert von den moraliſchen Imponderabilien im Völkerleben redete und mit leuchtenden Blicken vor dem Gebrauche jeſuitiſcher Künſte, vor dem Tragen auf zwei Achſeln, vor Doppelzüngigkeit, Mentalreſervationen, krummen Wegen, kleinen Täuſchungsmitteln, halben oder ganzen Lügen und andrem Zubehör zum Diplomatenhandwerk warnte, „Dingen, die niemals zum Ziele führen und ſich nach ewigen Geſetzen immer rächen.“ Und es gab andre Leute, die es betrübte, daß in einem Büreau, das keineswegs hundert Meilen von dem Zimmer entfernt war, worin ſo edle Grundſätze lebten, beinahe

täglich von dieſen Künſten und namentlich von der Mentalreſervation und der Notlüge der luxuriöſeſte Gebrauch gemacht wurde. Man begegnete ſelbſt der Meinung, je ſtärker in dieſem Büreau bei politiſchen Geſprächen eine Behauptung bekräftigt werde, deſto mehr habe man Urſache, ſie für unwahr zu halten. Ja, es wurde erzählt, die Neigung und Gewohnheit zu täuſchen gehe dort ſo weit, daß der Betreffende ſich gelegentlich ſelbſt täuſche, womit man vermutlich die Manöver in der Preſſe und in den Vereinen im Auge hatte, durch die eine Art öffentlicher Meinung geſchaffen und erhalten wurde, auf die das Büreau dann wenigſtens halb vertraute, auf die es vor den Nationalen in Deutſchland hinwies, und hinter der es ſich vor den Vorwürfen der Freunde verſchanzte. Der Herzog muß, ſo hieß es da echt konſtitutionell, mit der Majorität gehen, und ſiehe da, die Majorität wollte in der Regel nichts andres, als was der auf dem Sophienblatt aufgeſtellte Geſinnungseinpumpungs-Apparat in die Zeitungen und die Klubs hineingetrieben oder, ſoweit es in der Natur vorhanden war, bitterer und ſchärfer gemacht hatte.

Bisweilen wurde allerdings auch abgewiegelt, Milde und eine gewiſſe Nachgiebigkeit empfohlen, aber das hing mit dem Schaukelſyſtem, das man adoptiert hatte, mit der ſchwierigen Stellung, in die ſich der übelberatne Prätendent durch ſeine engherzige und ſelbſtſüchtige Politik Preußen gegenüber gebracht, und mit einer andern Eigenſchaft ſeines Premiers zuſammen, die ich nicht mit dem ihr gebührenden Worte bezeichnen, ſondern als Unentſchloſſenheit vor entſcheidenden Momenten, Ängſtlichkeit in Kriſen, Mangel an Vertrauen auf ſich und ſeine Sache, ſobald es um eine Ecke ins Ungewiſſe geht, Abneigung vor Wagniſſen, vor offnem Herausgehen mit ſeiner Meinung und Abſicht umſchreiben will. Man drängte beim Bundestage, man bohrte und wühlte im Lande mit Virtuoſität, und wenn es zur Abſtimmung, zur Entſcheidung kommen ſollte, warnte man die guten Freunde vor Überſtürzung. Man arrangierte energiſche Volkskundgebungen, wenn ſie dann aber mit zu ſtarkem Gekrach explodierten, wollte man nichts damit zu ſchaffen gehabt haben. Man hat Williſens Haltung in der Schlacht bei Idſtedt getadelt, und vielleicht kein Menſch zwiſchen dem Süd- und dem Nordende der Herzogtümer hätte ſie, wenn die Natur des

unglücklichen Generals allein damals die Schuld am Mißlingen getragen hat, ſo gewiß aus demſelben Grunde verloren wie Karl Sammer.

Eine kurze Entſtehungsgeſchichte der ſogenannten „Vierziger-Erklärung," die in die letzten Wochen meines Aufenthalts in Kiel fiel, mag das Obige illuſtrieren. Dieſe Erklärung ſollte ein recht kräftiger Proteſt gegen die preußenfreundliche Kundgebung ſein, mit der Scheel-Pleſſen und ſeine Geſinnungsgenoſſen gegen Ende Dezember 1864 hervorgetreten waren, und ſie war in der That ſehr kräftig ausgefallen. Die Leidenſchaft an der Stelle, wo die Geſinnungsfabrik arbeitete und auch dieſe Demonſtration vorbereitete, hatte diesmal das ſonſt hier übliche Verfahren, mit dem man alle Parteien im Lande leidlich zu befriedigen und ſich mehr oder minder nutzbar zu erhalten bemüht war, beiſeite ſetzen laſſen. Die Erklärung, der erſte aufrichtige Ausdruck der Anſichten und Wünſche des Sophienblatts, wußte gar nichts von der Exiſtenz Preußens, ſie ſprach nur von dem Rechte des Herzogs, dem Verlangen, es anerkannt zu ſehen, und dann von Anſchluß an — Deutſchland, ein damals längſt zum Stichwort der Preußenfeinde gewordner Name, unter dem man ſich, wenn überhaupt etwas Reelles, kaum etwas andres vorſtellen konnte, als den Deutſchen Bund. Eintritt in den alſo verlangte man im Kreiſe des Prätendenten und zu Preußen kein andres Verhältnis als das, worin die übrigen Glieder des Bundes bisher zu ihm geſtanden hatten. Die Verfaſſer dieſes beinahe komiſch zu nennenden Schriftſtücks waren gewiß überzeugt, damit Tüchtiges geleiſtet zu haben. Auch die Maſchine that ihre Schuldigkeit: ſie arbeitete unverdroſſen etliche Wochen und lieferte fünfzigtauſend Namen unter die Deklaration, Namen, die man freilich nicht alle genau anſehen und fragen durfte, aus welchen Gründen und auf welchem Wege ſie auf dieſes Papier gekommen wären. Indes andrerſeits machten die Abſender doch auch Erfahrungen, die ſie zweifelhaft machen konnten, ob ihre Leiſtung wirklich ein vernünftiger und nützlicher, politiſcher Akt, ob ſie nicht vielmehr ein Mißgriff, ja ein offenbarer Unfug waren. Die Preſſe der Freunde eines engen Anſchluſſes an Preußen erhob ſich, um die Redensart vom „Anſchluß an Deutſchland" als einen Skandal zu verurteilen. Die großen Blätter der nationalen

Partei im Norden, bisher dem Prätendenten und ſeiner Umgebung nicht ungünſtig, ſprachen drohend in gleicher Weiſe. Mehrere Vereine, denen die Erklärung zur Unterſchrift zugegangen war, ſchickten ſie, als nicht mit ihren Anſichten im Einklang, einfach zurück; andre unterſchrieben mit Vorbehalt und erklärten, daß ſie damit keinesfalls die Anſprüche Preußens zu leugnen gemeint haben wollten. Mit einem Worte: ungefähr alle Verſtändigen im Lande wandten ſich mit Widerwillen von den Urhebern dieſer Thorheit ab.

Umſonſt flötete die Kieler Zeitung, die durch Hänel und den Bankier Ahlmann vom Sophienblatt her inſpiriert wurde, von Mißverſtändniſſen: Preußen gehöre ja zu Deutſchland, folglich ſei Anſchluß an dieſes doch wohl auch Anſchluß an jenes, und was dergleichen Kinderſophiſtik mehr war. Die Gegner, die Mißtrauiſchen, die Wankenden wollten ſich nicht weiſen laſſen, und ſo fingen die Kieler Politiker von der Auguſtenburgiſchen Farbe an zu begreifen, daß man ſich vergriffen hätte. Man hielt Beratungen, zu denen gelinde und ſtrenge Partikulariſten gezogen wurden, debattierte lange und eifrig und ſuchte ſich über eine authentiſche Interpretation der Vierziger-Erklärung zu verſtändigen. Es gelang, eine ſolche zu ſtande zu bringen, aber ſie konnte wirklich Nationalgeſinnte in keiner Weiſe zufrieden ſtellen. Nicht beſſere Überlegung, nicht Verſtändnis des wahren Vorteils der Herzogtümer hatte, wie die neue Reſolution ſelbſt naiv zugeſtand, dieſe Kundgebung hervorgerufen, ſondern Furcht vor der öffentlichen Meinung im Süden der Elbe

Die Anſchlußmänner mußten nun entſchiedner Stellung nehmen, und ſie zögerten damit nicht lange. Bisher hatte man den „Herzog“ und ſein Recht immer noch ſtärker oder ſchwächer betont. Von jetzt an hielten es die Führer für geraten, ihn, wie man in Schleswig-Holſtein ſich ausdrückt, „außen vor zu laſſen,“ wenigſtens nur mittelbar und nebenbei, wie die Vierzig von Kiel und ihr Schweif mit Preußen gethan hatten, ſeiner Exiſtenz und ſeinen Anſprüchen Rechnung zu tragen oder, wie ein Redner es einmal ausdrückte, zwar nicht antiherzoglich, aber nicht mehr herzoglich aufzutreten. Ich that von da ab desgleichen, und ich hatte dazu meine beſondern guten Gründe.

Die Beobachtungen, denen ich bei dieſen Mitteilungen folge,

fielen größtenteils in die letzte Hälfte meines zweiten Aufenthalts in Kiel. Ich war erſt zu Zweifeln gelangt, dann entſchieden mißtrauiſch und zuletzt durch eine Entdeckung ſicher geworden, daß ich hier nicht an der rechten Stelle ſei. Ich teilte das Samwer mit und bat um meinen Abſchied. Er wurde mir verweigert. „Was ſollen — ſo hieß es — die Nationalen denken, wenn Sie gehen?“ Dann folgten die oft gehörten Verſicherungen, daß man ebenfalls nationale Zwecke verfolge, daß man zu allen möglichen Zugeſtändniſſen bereit ſei, das Wieviel aber Geheimnis bleiben müſſe und dergleichen mehr. Ich ließ mich beſchwichtigen und blieb. Etwa vier Wochen ſpäter aber, gegen Ende des Februar 1865, machte ich wieder eine Entdeckung, die mir zeigte, daß meines Bleibens hier nicht länger ſein könne, wenn ich nicht meine Überzeugungen aufgeben wollte. Wieder verlangte ich meine Entlaſſung, wieder wollte man mich feſthalten, mir nur einige Monate Urlaub bewilligen, da ſich „inzwiſchen Dinge begeben müßten, die beweiſen würden, daß mein Verdacht grundlos ſei.“ Diesmal aber blieb ich bei meinem Entſchluſſe, und am nächſten Tage verabſchiedete ich mich von dem Erbprinzen in ſeiner Düſternbrooker Villa, wohin er mich mit Samwer, Franke und Jenſen hatte zur Tafel laden laſſen, auf Nimmerwiederſehen. Ich habe Urſache zu glauben, daß auch er mich ungern gehen ſah.

* * *

Als ich im Februar 1865 von Kiel nach Leipzig zurückkehrte, übernahm ich die Redaktion der Grenzboten von neuem, aber mit Anſchauungen von der politiſchen Lage und Entſchlüſſen, die weſentlich andrer Art waren als die frühern. Der Glaube an die Macht der öffentlichen Meinung war mir abhanden gekommen. Die Erfahrungen unter den Auguſtenburgiſchen hatten mir die Augen geöffnet, der Umgang mit den entſchieden Nationalgeſinnten hatte noch übrig gebliebne Bedenken, wo nicht ganz beſeitigt, doch ſtark ins Wanken gebracht und abgeſchwächt. Eignes Vergleichen und Überlegen der Politik des preußiſchen Miniſterpräſidenten, ſoweit ſie für Laien erkennbar war, hatte zu Schlüſſen geführt, die von ihr Gutes erwarten ließen, wogegen die „Volkspolitik,“ die ſich mehr und mehr von ihrer geſunden Baſis, der Unterordnung unter

Preußens Führung, entfernt hatte und ganz und gar in die Hände juriſtiſcher Doktrinäre geraten war, die nicht über den Verfaſſungskonflikt in Berlin hinweg konnten und mit den dortigen Fortſchrittlern ſogar ſoweit an einem Strange zogen, daß ſie trotz ihrer Kenntnis von den Auguſtenburgiſchen Umtrieben „aus Achtung vor dem Rechte,“ in Wahrheit aber mehr aus Parteihaß und Mißtrauen gegen Bismarck die Bildung eines neuen ſouveränen Mittelſtaats begünſtigten, bei mir mit jedem Tage mehr an Vertrauen verlor. Einige Aufzeichnungen, die ich mir damals machte, mögen als Belege für dieſe Wandlungen meiner Überzeugung dienen.

Im Oktober 1864 ſchon hatte ich in mein Tagebuch geſchrieben: „Nächſtens wieder Generalverſammlung des Nationalvereins. Wie gleichgiltig einen das läßt! Er ſoll demokratiſcher werden, heißt es, man will den Süddeutſchen zu Gefallen die Agitation für die Reichsverfaſſung und das Parlament in die untern Schichten des Volks tragen, die »freiheitliche Seite« des Programms ſoll noch mehr als bisher hervorgekehrt werden. Damit wird man dem Vereine möglicherweiſe eine Anzahl neuer Mitglieder zuführen, ihn aber gewiß nicht einflußreicher machen. Er wird dann vielleicht »die öffentliche Meinung« im Süden ausdrücken, die iſt aber keine Macht, die viel vermag. Nicht demokratiſcher, ſondern preußiſcher ſollte ſich das Ziel des Vereins geſtalten. Gleichviel wie Bismarck uns ſonſt gefällt, er verfolgt augenſcheinlich die Verwirklichung des nationalen Gedankens, und nur Verblendete können ihm ein ungewöhnliches Maß von Klugheit und Energie abſprechen. Seine Politik nach dieſer Richtung hin und zunächſt in der ſchleswig holſteiniſchen Sache zu unterſtützen, iſt die erſte und oberſte und zugleich die einzige lohnende Aufgabe einer Geſellſchaft, die ſich Nationalverein nennt. Wollen die Süddeutſchen dabei nicht mitthun, ſo laſſe man ſie gehen. Der Verein wird dann kleiner, aber ſtärker werden. Seine Generalverſammlungen werden nicht mehr ſein, was ſie nach guten Anfängen in der letzten Zeit mit jedem Jahre mehr wurden: Schauſtellungen einer Wandergeſellſchaft politiſcher Komödianten.“

Im November 1865 notierte ich mir aus einer Zuſchrift an die Grenzboten folgendes Urteil über die Generalverſammlung dieſes Jahres als genau mit meinen Beobachtungen zuſammentreffend:

„Der Verein verfällt immer mehr in büreaukratiſchen Schematismus. Wer ſeinen bisherigen Generalverſammlungen beigewohnt hat, weiß, daß dieſelben ſtets in drei Akte zerfallen. Zuerſt Antrittsrede des Präſidenten, proſaiſche Umſchreibung des Liedes, in dem die tapfere Turnerſchar ermahnt wird, bei ihren Spielen auszuharren, da ſie dann der Freiheit Aar zu höhern Zielen führen werde. Darauf zweiter Aufzug: Die elektriſierte Verſammlung erträgt im Bewußtſein, bei ihren Spielen ausharren zu müſſen, ohne Murren die Vorleſung eines weitſchweifigen politiſchen Rechenſchaftsberichts. Dritter Akt: Der Ausſchußreferent und die redneriſchen Kräfte des Ausſchuſſes verteidigen gewiſſe Anträge, die niemand anders als ungenügend angreifen kann, da ſie niemand vorher bekannt geworden ſind. Von einer ernſthaft gemeinten Debatte iſt ſomit keine Rede. Das Verhältnis des wohlorganiſierten Büreaus zu der gar nicht organiſierten Maſſe der Verſammlung entſcheidet im voraus über das Geſchick der Anträge des Ausſchuſſes, und die ſchließliche Abſtemplung derſelben erfolgt ſtets mit überwiegender Majorität, mag die Verſammlung vorwiegend aus Preußen oder der Mehrzahl nach aus Frankfurtern zuſammengeſetzt ſein.

„Mehrfach iſt der Wunſch angeregt worden, die Ausſchußreſolutionen möchten den Zweigvereinen ſo zeitig mitgeteilt werden, daß dieſelben ſich über ihre Stellung dazu ſchlüſſig machen könnten. Auf der Hand lag ferner die Notwendigkeit, die Generalverſammlungen durch Abgeordnete der in den verſchiednen Teilen Deutſchland lebenden Mitglieder des Vereins beſchicken zu laſſen. Beides blieb ohne Berückſichtigung. Jupiter gleich thront der Ausſchuß das Jahr hindurch in olympiſcher Ruhe, bis ſeinem Haupt eine Minerva in voller Rüſtung entſpringt, eine Reſolution voll gründlicher Erwägungen, die dann ſofort, mit dem Fabrikzeichen des Vereins verſehen, der an ihrer Fabrikation ſo unſchuldig wie möglich iſt, als der Meinungsausdruck von ſiebzehntauſend Menſchen die Rundreiſe durch die Welt antritt.

„Wenn je, ſo that jetzt eine Reviſion des Programms not. Preußen entwickelte ſich in ſo eigner Art, daß das Dogma von dem Berufe des liberalen Preußens zur Führerſchaft in Deutſchland nicht mehr paßt. Wir haben ein im Innern nicht liberales Preußen vor uns, das gleichwohl der entſchiedenſte Feind der Kleinſtaaterei

iſt und mit mächtiger Hand verhindert, daß die geſchichtliche Entwicklung Deutſchlands durch Errichtung eines neuen ſouveränen Kleinſtaats gehemmt wird, und das ſomit trotz des Verfaſſungskonflikts der Grund- und Eckſtein aller nationalen Beſtrebungen bleibt.

„Dies mußte ausgeſprochen werden. Statt deſſen hat man die dadurch angeregten Gegenſätze durch ein Kompromiß überkleiſtert, lediglich, um den Verein bei ſeiner jetzigen Mitgliederzahl zu erhalten. Als ob es für ernſthafte Politiker darauf ankäme!“

Über die Nationalfeſte endlich, die die „Volkspolitiker“ damals arrangierten und dann wie Großthaten prieſen, urteilt eine Aufzeichnung vom 24. Juli 1865 wie folgt:

„In der That, eine eigne Zeit, dieſer Sommer, und ein eignes Volk, dieſe Deutſchen von heute. Als ob der Himmel unſers politiſchen Lebens ſo voll von Geigen hinge, wie er voll Wolken hängt, feiert man Feſt auf Feſt und kann ſich kaum genug thun mit Schwärmen und Jubeln An den Bahnhöfen wimmelt es von Hüten und Feſtkarten, Bändern und Eichenlaub. Tag für Tag faſt ſchleppen keuchende Lokomotiven Züge fideler Feſtbeſucher nach Oſt und Weſt, ziehen Paraden und Prozeſſionen von ſolchen durch bekränzte und beflaggte Städte, ſchildern die Zeitungen den patriotiſchen Schwung, der ſich bei derartigen Gelegenheiten kundgegeben habe. Heute knallt an der untern Weſer das große Feſt der patriotiſchen Schützenjoppen, über acht Tage ſingen am mittlern Laufe der Elbe fünfzehntauſend Sängerkehlen die unvermeidliche Frage nach dem deutſchen Vaterlande ſo vergnügt in die Welt hinein, als ob ſie die rechte Antwort nicht bloß wüßten, ſondern auch ſchon in gediegenſter Verwirklichung vor ſich hätten, und wer damit noch nicht zufriedengeſtellt iſt, der mag in weitern drei Wochen nach der Saale reiſen, wo ſie das fünfzigjährige Jubiläum der Burſchenſchaft und den Tag begehen werden, wo man den heſſiſchen Zopf verbrannte, ohne ſein und andrer in jener Zeit gekürzter Zöpfe Nachwachſen verhindern zu können.

„Daneben zahlloſe kleinere feſtliche Zuſammenkünfte. Überall Geſang und Toaſtieren, Böllerknall und Gläſerklang, wohltönende Reden, Begeiſterung, Brüderlichkeit und Behagen. Fürwahr, wie ſich das bayriſche Bier im Laufe der letzten Jahre unſern Norden erobert hat, ſo ſcheint ein andres ſüddeutſches Produkt, die den

Wienern, wie man ſagt, abhanden gekommne Gemütlichkeit, denſelben Weg angetreten und gleich wohlwollende Aufnahme gefunden zu haben. Im Weſen des Norddeutſchen lag davon bisher wenig, und ein Toter dieſes Stammes aus der ſtrengen, dürftigen, freudloſen Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre würde, wiedergekommen und vor eine dieſer freudenreichen Feſthallen, einen dieſer Schützentempel, einen dieſer Sängerchöre geführt, ſchweren Zweifeln unterliegen, ob er wirklich zu Hauſe ſei oder etwa im Phäakenlande.

„Vergnüglichkeit alſo wäre die Signatur dieſer Tage. Andre ſagen: Mit nichten, es ſind Symptome der Erhebung, Zeichen und Mittel patriotiſchen Aufſchwungs, Vorboten großer Dinge. Prüfen wir das. Allerdings ſind unſre Nationalfeſte von einiger Bedeutung für unſre politiſche Entwicklung. Wie ſie aus dem mächtig geſteigerten Wohlſtande der Nation hervorgewachſen ſind, ſo führen ſie, zeigend, was dieſe oder jene Stadt gaſtfreundlich vermag, was dieſe oder jene Landſchaft oder Geſellſchaft leiſtet, was die Geſamtheit zur Verherrlichung des Tages an Menſchen und Gaben ſandte, dieſen Wohlſtand und wohl auch die darin wurzelnde Kraft zur Erringung idealer Güter dem Einzelnen vor Augen und mehren dadurch deſſen Selbſtgefühl Sie wirken bei der Thätigkeit der Preſſe in dieſer Weiſe nicht bloß auf die Feſtgäſte, ſondern mehr oder minder auch auf alles, was Zeitungen lieſt. Das Volk hält in dieſen Feſten gleichſam Revue über ſich ſelbſt, ſieht ſich im Spiegel, zählt ſich und mißt ſich.

„Ebenfalls von Wichtigkeit für den Fortſchritt der Nation iſt, daß die Feſte, die von ganz Deutſchland begangen werden, den Angehörigen des Kleinſtaats aus ſeiner beſchränkten Sphäre herausheben, ihn in das große Leben des Volkes verſetzen und ihn gewöhnen, ſich als Glied des Ganzen, als Deutſchen zu fühlen und danach bei ernſtern Gelegenheiten zu handeln.

„Unſre Nationalfeſte tragen ferner durch die Gaſtfreundſchaft, die ſie gebieten, und durch die Bekanntſchaften, die ſie vermitteln, weſentlich dazu bei, Vorurteile und Abneigungen der einzelnen Landſchaften gegen einander zu gerechterer Würdigung der Betreffenden abzuklären.

„Endlich aber iſt jedes von dieſen großen Feſten mit der Maſſe von Bedürfniſſen, die zu befriedigen, der Menge von Hinderniſſen,

die zu überwinden ſind, dem gewaltigen Zudrang von Menſchen in erregtem Zuſtande, der in Zucht zu halten iſt, ein neuer Schritt zur Selbſtregierung, jedes wohlgelungne Feſt ein Triumph des zur Freiheit reifenden Volkes über den verwelkenden Polizeiſtaat und ſeine Verteidiger. Das Volk beweiſt damit nach oben hin, daß es des Gängelbandes und der Beaufſichtigung des Staates nicht mehr bedarf, und gewinnt im Rückblick auf die von ihm beobachtete Haltung für ſich Selbſtvertrauen und höheres Bewußtſein von ſeiner Würde.

„Das ungefähr ſind die Gründe, aus denen man unſre Feſte und die ſtarke Beteiligung der Nation an ihnen als glückliche Zeichen der Zeit anſieht, und in gewiſſem Maße hat man damit wohl Recht. Sie ſtellen unſern Wohlſtand zur Schau, ſie heben empor aus kleinen Intereſſen und erweitern vielen den Geſichtskreis ihres Vorſtellens und Strebens, ſie ebnen Hinderniſſe der nationalen Einigung, die in Mißverſtändniſſen liegen, und ſie helfen das Volk zur Ausübung des Selbſtregiments erziehen. Was mehr von ihnen erwartet und behauptet wird, iſt Täuſchung oder Übertreibung. Dieſe Bewegung hat auch ihre Schattenſeite, die vielleicht mehr Beachtung verdient als ihre Lichtſeite, oder die doch mindeſtens ſehr geeignet iſt, in Bezug auf die von der letzten gehegten Hoffnungen zur Beſcheidenheit zu mahnen.

„Nicht zu leugnen iſt, daß unter den Gäſten dieſer Feſte immer eine gute Anzahl bloßer Freudenjäger iſt, für die Fahnen und Kränze, luſtiges Zechen und Singen die Hauptſache ausmachen. Andre kommen einfach, um ſich Turner- und Schützenpreiſe zu holen. Beide Klaſſen verhalten ſich zu den idealen Zwecken, die verfolgt werden, durchaus gleichgiltig, und ſo hat man ſie, wenn ſichs um die Berechnung des Gewinns für unſre Zukunft nach der Zahl der Teilnehmer handelt, ohne weiteres abzuziehen. Ein Nationalfeſt iſt für dieſe Leute nichts als ein höheres Dresdner Vogelſchießen, höher nur, weil es mehr Menſchen verſammelt.

„Wenig mehr wert, ja näher betrachtet ſchlimmer als dieſe harmloſen Nullen iſt eine gewiſſe Gattung von Politikern, die bei ſolchen Zuſammenkünften eine hervorragende Rolle zu ſpielen pflegt. Mit dem altgewohnten, vielgebrauchten Koffer voll patriotiſcher Phraſen beziehen ſie alle bedeutendern Feſte wie der Kaufmann die Meſſen, drängen ſich zur Rednerbühne und bringen ihre Ware

mit dem Bruſtton echter Begeiſterung an den Mann. Der Zweck iſt, redend von ſich reden zu machen, ſich in Erinnerung zu bringen für Wahlkampagnen, Beifall zu ernten, der Erfolg bei der Zuhörerſchaft, wenn der Rhetor ſein Werk gut verſteht, ein angenehmer momentaner Rauſch, wie überall, wo der Kultus der Phraſe herrſcht, ein kurzes Schwelgen in Illuſionen, die, wenn ſie überhaupt etwas wirken, nur die Meinung hervorrufen, man ſei und habe ſchon, was man ſein und haben ſoll, und die ſomit nur eine Selbſtzufriedenheit fördern, die die Pflicht zur Arbeit beeinträchtigt.

„Auch Wahrhaftigere und weniger leicht zu Bethörende können ſich dabei täuſchen. Der Anblick der aufmarſchierenden Maſſen, der Stimmendonner der ſingenden Chöre, das Bravo und Hurra, das Tauſende dem glücklichen Redner zurufen, das alles beirrt und befängt, und das reichlich fließende Getränk trägt auch nicht gerade dazu bei, eine realiſtiſch nüchterne Anſchauung von dem Vorgehenden zu fördern. Man überſchätzt die Bedeutung der Verſammelten, die ſelbſt mit Einrechnung der bloß Vergnügten nur ein ſehr kleiner Bruchteil der Nation ſind, man ſieht die Partei für das Volk und den Stammesbruder in der Feſtlaune für den wirklichen Werkeltagsmenſchen aus Bayern, Schwaben oder Öſterreich an. Man erblickt in dem Feſte eine große That, in den freiheitatmenden, vaterlandsrettenden Toaſten, den oratoriſchen Opfern von Gut und Blut ebenſo viele kleine Thaten, und was bedenklicher iſt als ſolche momentanen Augentäuſchungen, man nimmt häufig den Eindruck mit nach Hauſe, als habe man in der That große Stunden verlebt, und neigt ſich daraufhin der Meinung zu, als ließe ſich der deutſche Staat durch einen geringen Bruchteil des Volkes aufrichten und noch dazu ſpielend, mit theatraliſchem Gepränge, Prozeſſionen, Reden und Emotionen.

„Hiergegen proteſtiert der bedachtſame Zuſchauer. Man kann tiefe Achtung vor dem deutſchen Gemüte hegen, ohne die geringſte Achtung vor der bei unſern Zeiten graſſierenden Gemütlichkeit und ihrem Herrn Bruder, dem vulgären Liberalismus, zu haben, der dabei ebenfalls mit zu Tiſche zu ſitzen und die erſte Violine zu ſpielen pflegt. Man kann ſich der Feſte freuen, aber man ſollte wiſſen, daß ſie und der Nationalverein und die ganze »Volkspolitik« uns in hundert Jahren nicht ans Ziel bringen werden, wenn nicht eine ſtramm organiſierte ſtaatliche Macht die Sache in die Hand

nimmt, und dieſe Macht heißt Preußen. Das preußiſche Heer wirds machen und die preußiſche Regierung. Die deutſche Revolution wird von der Berliner Wilhelmſtraße ausgehn, nicht, wie Phantaſten wähnen, von den Berliner Fortſchrittsmännern und ihren guten Freunden in Mittel- und Süddeutſchland. Dieſe Revolution wird ein Krieg ſein gegen Öſterreich und gegen die Politik, die jetzt ein »reines Deutſchland« neben dieſem und Preußen anzufertigen verſucht, und ihr den Sieg zu wünſchen, für ſie nach Kräften mit thätig zu ſein trotz des verletzten und gebrochnen Verfaſſungsrechts, iſt der uns vorgezeichnete Weg, wenn wir wirklich Nationale ſein wollen."

Solche Anſichten und ähnliche, namentlich aber die Meinung, daß eine einfache Annexion Schleswig-Holſteins an Preußen nach Ablehnung der Hegemonie Preußens unſrerſeits willkommen zu heißen ſei, trennten Genoſſen, die bis dahin zuſammengegangen waren, und machten mir auch die Fortführung der Redaktion der Grenzboten zur Unmöglichkeit. Als ſich im Frühjahr 1866 die Gegenſätze zum äußerſten verſchärften, bedingungslos für oder gegen Bismarck Partei ergriffen werden mußte, und ſich die Weiſe des Ausdrucks der diesſeits und jenſeits feſtgehaltnen politiſchen Meinungen erbitterte, ſchieden wir vollſtändig, um fernerhin jeder ſeine eignen Wege zu gehen. Ich war auch mit den Gothanern fertig, namentlich mit denen, die es in doppeltem Sinne waren. Doch war, wie das nächſte Kapitel zeigen wird, noch einmal ein gewiſſes Kompromiß mit der Wirklichkeit zu ſchließen.

Die Kriegswochen von 1866 in Leipzig

Erſte Woche

Mittwoch, 13. Juni, abends. Kein Zweifel mehr, Beuſt hat den Landtag hinters Licht geführt. Die Wendung Sachſens zu Preußen, von der Freytag wiſſen wollte, iſt in Dresden vielleicht einmal für einen Augenblick möglich geweſen, jetzt aber iſts aus damit, ganz aus ſogar mit der ſchwachen Hoffnung, das Land auch nur neutral bleiben zu ſehen. Heute gegen halb neun Uhr kam, als wir unter den Platanen in Kitzings Hofe beim Abendſchoppen ſaßen, der Kellner mit der Nachricht an den Tiſch:

„Im Schloſſe wirds rebelliſch. Es iſt Ordre zum Ausmarſch gekommen. Sie laufen zuſammen und packen. Um zehne gehts fort nach Dresden.“

Wir ſogleich fort und hin, und richtig, von allen Seiten grüne Jäger mit den Hoſen in den Stiefeln, mit Säcken und Bündeln, der Schloßhof ein Durcheinander von Militär und Zivil in höchſter Aufregung und Eile. Um halb elf Uhr marſchierte die Kompagnie auf den Bahnhof, begleitet von hurraſchreienden Lehrburſchen und thränenvergießenden Dienſtmädchen, und bald darauf führte ſie die Lokomotive von dannen.

In der Kammer Erklärung Beuſts, man werde wie Bayern verfahren, von der Tann ins öſterreichiſche Hauptquartier gereiſt, die letzten Soldaten aus Leipzig fort — Fazit: Sachſen und Bayern ſtimmen morgen für die Mobiliſierung gegen Preußen, und der Deutſche Bund iſt geweſen.

Donnerstag, 14. Juni. Die Würfel ſind gefallen in Frankfurt, und wie geſtern erwartet worden war: neun gegen, ſechs für Preußen. Dieſes aus dem Bunde getreten, wirklicher Bürgerkrieg im Anzuge, nicht mehr bloß der Krieg Deutſcher gegen Tſchechen

und Kroaten. Vermutlich ſchon heute Kriegserklärung von Berlin in Dresden eingetroffen, und morgen wohl die erſten Regimenter von König Wilhelms Blauen diesſeits der Grenze. Vielfach Kopfſchütteln und leiſe Mißbilligung des unverantwortlichen Schritts unſrer Regierung ſelbſt unter ſonſt gut Sächſiſchen zu hören, beſonders unter den Kaufleuten, die zunächſt an den Zollverein denken, deſſen Untergang ihr eigner wäre. Indes, was ſchiert den hochgemuten Dresdner Premier die Not und Angſt der „Pfefferſäcke," wo es Gelegenheit giebt, das 1814 verlorne Land wieder zu erobern. Denn das iſt doch ohne Zweifel der bei dieſem Einſatz erhoffte Gewinn. Daß man aus Rechtsſinn gegen die Berliner Politik blank zieht, glaube, wers kann Die Maſſe des Volks merkt, wie es ſcheint, noch nicht recht, wie es ſteht. Man freit und läßt ſich freien. Im Tageblatt Seiten voll Vergnügungen, in den Wirtſchaften Gäſte Kopf an Kopf, an den Tiſchen wenig mehr von Politik geſprochen als ſonſt. Luſtiger Leipziger, geh nach Hauſe, die Glocke hat drei Viertel auf Zwölf geſchlagen.

Freitag, 15. Juni. Die unglückſelige Abſtimmung in Frankfurt beſtätigt ſich, und Preußens Austritt aus dem Bunde ebenfalls. Wo man hinkommt, faſt überall ernſte Geſichter, Achſelzucken über die Dresdner Staatsweiſen, zuweilen laute Entrüſtung und Verwünſchung, kaum irgendwo Hoffnung auf ein gutes Ende für Sachſen. Abends wollten einige ſchon wiſſen, die Preußen ſeien im Lande. Andre laſſen die Öſterreicher in Dresden ſein. Wieder andre erzählen, es ſei beim Rate Einquartierung angeſagt, aber niemand kann ſagen, was für welche. Daß es bayriſche, iſt nicht zu glauben; die Herren in München ſind nicht ſo raſch und dreiſt. Entenmutter Fama legt alle Stunden ein neues Ei, und namentlich die Abendpoſt*) tiſcht uns mehrmals des Tages in Extrablättern von dieſer aufregenden Speiſe auf. Sicher iſt, daß die Eiſenbahnverbindung mit Dresden von morgen an unterbrochen ſein wird. Die Schwüle iſt auf den höchſten Grad geſtiegen.

Sonnabend, 16. Juni. Das Gewitter iſt da und leuchtet ſchon In Dresden preußiſche Sommation übergeben: Sachſen ſoll

*) Ein, wie es hieß, in öſterreichiſchem Solde ſtehendes Blatt voll Lügen und Schmähungen auf Preußen.

neutral bleiben und entwaffnen. Für dieſen Fall Beſitzſtand und Souveränität innerhalb der von Bismarck vorgeſchlagnen Bundesreform gewährleiſtet, für den Fall der Ablehnung mit Krieg gedroht. Abgelehnt, darauf Kriegserklärung von ſeiten des preußiſchen Geſandten. Der König Johann hat eine Anſprache an das ſächſiſche Volk erlaſſen und iſt zur Armee abgegangen, die zwiſchen Meißen, Dresden und Pirna ſtehen ſoll. Die Preußen ſind bei Strehla, Dahlen und Wurzen eingerückt. Die Eiſenbahnbrücke bei Rieſa brennt. Auch bei Löbau ſollen „die Feinde“ ſein, wie die Leipziger Zeitung ſagt, und es geht das Gerücht, daß dort ſchon ein Gefecht ſtattgefunden habe. Das fernere Gerücht, daß die Kaiſerlichen in Dresden ſeien, erhält ſich, auch heißt es, in Chemnitz ſeien achttauſend Bayern *angeſagt*, woraus das Volk *erſchienen* macht. Andre Enten groß und klein flattern durch die jetzt hocherregte Stadt. Das Bewußtſein, daß Gewaltiges vor der Thür ſteht, hat ſich auch der Einfältigen und bisher Gleichgiltigen bemächtigt. An allen Ecken Extrablätter feil geboten und begierig gekauft. Wo man auf der Straße Leute gehen, wo man Gruppen vor den Hausthüren ſtehen ſieht, iſt von Preußen, Öſterreichern, Rieſa, Meißen, Dresden die Rede. Was wirds morgen geben?

Sonntag, 17. Juni. Die Preußen ſind in Hannover, was für ſie vortrefflich iſt, und ſie ſind wirklich in Wurzen, was für uns vorläufig wichtiger iſt. Schon ſollen ihre Vorpoſten in Machern ſtehn. Fritſche (ich gebe mit wenigen Ausnahmen nur von den ſeitdem Verſtorbnen die Namen) fährt heute mittag mit etlichen andern nach der Gegend hin, um zu rekognoszieren — natürlich bloß zum Privatgebrauch. Nachmittags ſprach ich M. Iſt mit ſeiner Verwandten wohlbehalten von Dresden zurück, aber über Freiberg, Chemnitz und Altenburg, denn die Lokomotive iſt auf der ganzen Strecke der Leipzig-Dresdner Bahn bis auf weiteres gelähmt. M. hat geſtern die ſächſiſche Armee in höchſter Eile von Dresden abmarſchieren ſehen. Ein Teil iſt auf der Bahn nach Pirna fort, alſo wohl nach Böhmen retiriert, ein andrer gegen Roſſen hin abgezogen, wie man wiſſen will, nach Sayda im obern Erzgebirge. Auf der Strecke zwiſchen Chemnitz und Altenburg iſt kein einziger von den ſächſiſchen Himmelblauen und Dunkelgrünen mehr zu entdecken geweſen.

Hier iſt jetzt die Anſprache unſrer Majeſtät „An meine treuen Sachſen“ an den Straßenecken angeſchlagen. Sie ſcheint keinen begeiſternden Eindruck zu machen, eher niederſchlagend zu wirken. K., den ich über der Lektüre eines der Exemplare traf und befragte, hatte ſie wehmütig und zugleich ein wenig prophetiſch geſtimmt. „Fort alſo aus dem Lande — ſeufzte er —, und natürlich nach Böhmen. O heiliger Nepomuk! König Johann außer Landes, bald vielleicht König Johann ohne Land.“ Ein wohlfeiler Witz, dächte ich, aber am Ende eine Wahrheit.

In der Stadt wieder Gerüchte in Maſſe. Unter anderm heißt es, Löbau brenne, was wir vor der Hand bezweifeln wollen. Wahrſcheinlicher iſt, daß die abziehenden Sachſen der, wie mir vorkommt, nutzloſen Zerſtörung der Rieſaer Brücke die Sprengung der Meißner folgen zu laſſen für gut befunden haben. So gewiß wie Amen in der Kirche iſt endlich, daß wir morgen Preußen hier haben werden. Fritſche zwar hat auf ſeiner Tour nach Wurzen zu bis Bennewitz keinen von ihnen geſehen. Aber nach ſechs Uhr abends ſind H. am Kleinen Kuchengarten vier „dunkelblaue“ Dragoner mit Pickelhauben, von einem Offizier geführt, von Volkmarsdorf herkommend, begegnet. Der Offizier hat ihm freundlich „guten Abend“ geboten, und H. iſt mit ihnen bis an die Querſtraße gegangen, wo ſie umgekehrt ſind. Auf dem Wege an Reudnitz hin und in die Vorſtadt hinein hätte man ſie, ſo erzählte er, überall artig gegrüßt. Nur einmal hätte ein Straßenjunge nach dem Offizier geworfen, und andre hätten „'naus, 'naus!“ geſchrieen. Auf dem Rückwege aber ſollen ſie bei Tannerts Tanzſaal von dort verſammelt geweſenem Pöbel heftiger attackiert, verhöhnt und geworfen worden ſein. Alle Anſtändigen, die ich ſprach, ſind indigniert über ſolche alberne Brutalität, die Frucht von vermutlich mit Schnaps begoſſenen Keimen, die in der berüchtigten Odeonsverſammlung der Herren Wuttke und Konſorten geſteckt wurden. Manche bewundern die Gelaſſenheit der Preußen, die das Geſindel nicht niedergeritten haben. Ich finde ſie nur vornehm.

Montag, 18. Juni. Früh ſpazieren gegangen. Wer fände die Sammlung zur Arbeit? Dann in die Börſenhalle zum Zeitungsfrühſtück. Gutes darunter. Der größte Teil Hannovers nebſt der Hauptſtadt von den Preußen okkupiert. Wohlthuende Schnelligkeit

und Promptheit das! Welfenkönig fort, wo der Zimmermann das Loch gelaſſen, und mit den Flügeln der Morgenröte hinüber nach England! Zweifle einigermaßen Kurfürſt von Heſſen gefangen und Staatsſchatz erbeutet — allgemeines Behagen, wo man ſich die Nachricht mitteilt, aber leider wohl noch weniger ſichere Notiz als jene Die Art verſteht ſich zu ſalvieren

Nachmittags verſuchte ich mit Hans eines Geſchäfts halber nach Wurzen zu gelangen. Wir fuhren mit der Bahn bis Borsdorf. Im Coupé ſaßen neben uns Bauernburſche, die, angetrunken, allerlei Lieder brüllten, darunter auch eins mit dem Refrain: „So wollen wir die Preußen ſchlagen.“ Schienen ſächſiſche Soldaten im Zivilanzuge zu ſein und wollten dem Anſcheine nach auch nach Wurzen, blieben aber auf der Straße von Borsdorf dahin allmählich hinter uns zurück. In Gerichshain nichts von preußiſchem Kriegsvolke zu ſehen, ebenſowenig in Machern. Auch weiterhin, wo man von der Höhe ins Muldenthal hinabblickt, nichts als Frieden und Gedeihen: in der Ferne die rötliche Stadt mit ihrem alten Schloſſe und den Türmen ihres Domes und der Wenzelskirche inmitten grüner Felder und Wieſen, um uns ſchön ſtehende Saaten und friſcher grüner Wald Alles ſtillvergnügt und alltäglich, nur ein wenig ruhiger und einſamer als ſonſt um dieſe Tageszeit. Nirgends in der Ferne ein in der Sonne blitzendes Bajonett, ein blinkender Säbel, auch nicht auf dem Wege nach Eilenburg, den man von hier zwei Stunden weit überſieht.

Bald darauf aber das wandelnde Kriegsgerücht in Geſtalt eines barfuß daher kommenden, die Stiefel in der Hand tragenden ſtromerlichen Geſellen. Ich frage, ob man nach Wurzen hinein und wieder heraus dürfe. Hinein, jawohl, aber nur ſchwer wieder heraus. Er wäre von Dresden zugereiſt und hätte hier in Wurzen zwei geſchlagne Stunden bei den Offizieren herumlaufen müſſen, um den Zettel zur Weiterreiſe zu erhalten, ſodaß ihm „ganz nuppernäppiſch“ zu Mute wäre. Ob ich nicht einen Dreier zu einem Kümmelchen bei mir hätte. — Ich hatte einen bei mir. — „Alſo von Dresden kommen Sie. Wie ſtehts da?“ fragte ich weiter Jawohl, von Dresden, wäre geſtern früh von da abmarſchiert, berichtete der Barfuß. Die ganze Stadt weiß und blau von Kaiſerlichen, es müßten an die Hunderttauſend dort ſein. Während er

dann in Meißen was gegeſſen hätte, wäre der Preuße ſingend und pfeifend in die Stadt hineingezogen, aber — „Proſit die Mahlzeit, die kriegtens! Kaum waren ſie hinein, ſo liefen ſie, was das Zeug hielt, wieder hinaus und eines Laufens bis nach Zehren. Wiſſen Sie nämlich, die Bayern waren gekommen, und da mußten ſie natürlich ausreißen.“ Weiter hatte Bruder Barfuß noch zu berichten, daß die Preußen bei Oſchatz und Zehren Poſto gefaßt hätten, und daß da herum eine Schlacht mit den Bayern im Gange ſein müßte, da er den ganzen Vormittag Kanonendonner gehört hätte — „So ſo, hm, da wollen wir wünſchen, daß die Herren Bayern recht gründlich geklopft werden,“ ſagte ich, was von dem landfahrenden Kriegsgerücht mit einem verblüfften Grinſen beantwortet wurde.

Kurz nachher begegneten wir zwei anſtändigern Fußgängern, Kaufleuten, die ebenfalls von Dresden kamen. Dieſe wußten nichts von dort eingetroffnen Öſterreichern Die Stadt ſei leer von Soldaten. Bei Meißen wären ſie langen Zügen von Preußen begegnet. Von den Bayern des Barfüßers war ihnen nichts zu Ohren gekommen, und über ſeine Kanonenſchüſſe lachten ſie.

Wir kamen nach Deuben hinab, und immer noch war alles friedlich. Sogar die Eiſenbahn drüben zeigte wieder etwas von ihrem gewöhnlichen Leben. Ein Lokomotivenpfiff im Walde. Bald darauf blauer Rauch über den Wipfeln, und dann zu unſerm Erſtaunen ein kleiner Zug von zwei oder drei Perſonenwagen in langſamer Bewegung von Leipzig herab auf Wurzen zu. Er hält eine Weile an der Muldenbrücke, dann geht er weiter oſtwärts.

Endlich hart vor Bennewitz, tauſend Schritte vor der erſten der drei Brücken, auf denen die Chauſſee den Fluß überſchreitet treffen wir die erſte preußiſche Schildwache. Gardelandwehr, ein älterer, kräftig gewachſener Mann. Ob man in die Stadt dürfe? — Es ſtünde nichts im Wege — Ob auch wieder heraus? — Auch heraus, aber nur bei Tage. Weiterhin liegen ſechs andre unter dem Schatten eines Baumes im Straßengraben. Links ſitzt etwa noch ein Dutzend am Tiſche vor der Schenke Wir grüßen ſie und werden freundlich wieder gegrüßt. Der Sprache nach ſinds Oſtpreußen, im übrigen große ſtarke Männer, mit denen unſre kleinen Sachſen ſich nicht auf Kolben und Bajonett einlaſſen dürfen, ohne übel wegzukommen.

Von Bennewitz bis an die große Mühle links neben der letzten Brücke vor der Stadt wieder nichts von Militär zu ſpüren. Nur auf der Eiſenbahnbrücke, weiter flußaufwärts, glitzern ein paar Bajonette. Im Stalle der Mühle geſattelte Soldatenpferde, recht hübſche Tiere. Dahinter an der Wand Säbel, Mantelſäcke und Helme. In der Scheune daneben ein halb Dutzend Dragoner und im Hofe zwei ſchwarze Huſaren mit weißen Schnüren. Wir gehen am Poſtteiche vorbei nach dem Markte. Auf der Hauptſtraße einzelne Landwehrleute, faſt durchgehends Enakskinder, mehrere davon im Geſpräche mit Bürgersleuten. Vor dem Rathauſe Pferdeſchau der Dragoner unter Aufſicht eines himmelhohen und himmelblauen Leutnants mit Waſſerſtiefeln im Stil der Schwedenzeit und dem unvermeidlichen Klemmer über der Naſe, der vermutlich zur Uniform gehört.

Ich ſehe Meiſter Költſch am Fenſter ſeines Ladens und begrüße ihn. Lobt die Preußen als manierliche und beſcheidne Leute, mit denen ganz gut auszukommen ſei. Und wie raſch, glatt und geräuſchlos die Beſetzung vor ſich gegangen wäre — wahrhaft zum Verwundern. Iſt ohne alle Nachricht von dem, was ſeit drei Tagen außerhalb des Ortes geſchehen iſt, und ſehr ärgerlich über die Kunde von der Retirade nach Böhmen. Wäre ihm ganz einerlei, ob er preußiſch würde. Andre dächten ebenſo. Doch ſcheinen wieder andre nicht ſo gleichgiltig zu ſein, da die Proklamation, die die Preußen angeſchlagen haben, in der Nacht abgeriſſen worden iſt. Die Dragoner ſind nach meinem Berichterſtatter Litauer und meiſt katholiſch. Die Truppen biwakieren nicht, wie es in Leipzig hieß, im Freien, ſondern ſind bei den Bürgern, doch meiſt in Maſſenquartieren, untergebracht.

Beſuchen den Vetter Schwarze, der ſehr über Geſchäftsſtörung klagt, im übrigen aber zu den Gleichgiltigen gehört, wie, vermutlich ein paar Dutzend Leutchen ausgenommen, die ganze gute Stadt. Auch er weiß den Soldaten nichts Unrechtes nachzuſagen, geſchweige denn, daß ſich ſeine naive Befürchtung, ſie würden plündern, in der er eiligſt ein Drittel ſeiner Schlafkammer hat vermauern laſſen, um ſeine Wertpapiere, ſein Silberzeug und andres von ſeinen irdiſchen Schätzen da zu bergen, irgendwie gerechtfertigt hätte. Wenn ſie den Bürgermeiſter und den Bahnhofsinſpektor einige Stunden eingeſteckt hätten, um von ihnen etwas über eine unterirdiſche Telegraphen-

leitung zu erfahren, die nicht exiſtiert, ſo iſt das mit Humanität geſchehen, und wenn ſie einen Gendarmen, der hatte telegraphieren wollen, unſanfter angefaßt haben, ſo hätte der gute Mann ſich des Sprichworts erinnern ſollen: „Was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Fürwitz.“

Im Ratskeller fanden wir an den Tiſchen, wo ſich früher unſre Herren Offiziere von der Linie ihr Bier ſchmecken ließen, preußiſche Unteroffiziere mit Durſtlöſchen beſchäftigt. Sehr erfreulich war, zu bemerken, daß gute Stimmung vorhanden war, aber ohne Großſprecherei. Knüpfte mit zweien ein Geſpräch an, und bald waren wir mitten in großer Politik. Der eine war Fortſchrittsmann vom reinſten Waſſer, ſtark gegen den Krieg und die Bismarckſche Politik überhaupt. Die Freiheit und das Budgetrecht in Preußen wären wichtiger als die deutſche Frage. Was die Exiſtenz der Kleinſtaaten ſchade? Hätten für die freiheitliche Entwicklung Deutſchlands mehr gethan als Preußen. Ginge nur wegen ſeines Fahneneides mit in den Krieg und würde ſeine Schuldigkeit thun. Freiwillig hätte man ihn nicht dazu bekommen, und dergleichen nicht erfreuliche Dinge mehr. Ich verbarg ihm nicht, daß ich entgegengeſetzter Anſicht ſei. Der andre — er war älter — hatte dieſe entwickelte Geſinnungstüchtigkeit nicht und war dafür mehr preußiſcher Patriot. Beide gehörten übrigens der gebildeten Klaſſe an.

Nach einer Stunde gingen wir wieder, nachdem wir den Leuten Segen für ihre Waffen gewünſcht hatten Die letzten Vorpoſten ſtanden jetzt vor der Schenke zu den drei Brücken, alſo etwa tauſend Schritt näher gegen die Stadt hin. Ein Offizier examinierte uns über Wer und Wohin, und wir konnten befriedigend antworten und paſſieren.

Weiterhin ein Botenmann mit einem Hundefuhrwerke, der uns unaufgefordert ſeine Anſichten über die Preußen mitteilt und erzählt, einer von ihnen — „'s war ein Quirlmann“ — hätte gemeint, wenn die erſte Schlacht verloren ginge, ſchmiſſen ſie alle miteinander die Flinten hin, was wir bezweifelten. Thäteſt du das wirklich, braver Quirlmann, und hätte der etwas konfuſe Hundefuhrmann nicht falſch verſtanden, ſo wäre deine Denkart äußerſt unanſtändig, und ich meine, du verdienteſt, daß man dich zur Strafe dafür einmal mit einem Quirl ſtatt mit einer Muskete Wache ſtehen ließe.

Von Deuben bis Gerichshain mit einem Müllergeſellen gefahren, der die wilden Sänger und Preußenbeſieger aus dem Coupé von heute mittag auf dem Wagen hat. Dieſe ſind immer noch ſehr laut. Der lauteſte iſt ſächſiſcher Reiter geweſen und jetzt arbeitsloſer Maurer. Er will weitere Dienſte als Freiwilliger nehmen, renommiert in ſchwer erträglicher Weiſe in betreff der Preußen. Hätte nach ſeinem Bericht, den wir für kindiſche Verwechslung des Wollens mit dem Vollbringen halten dürfen, dem Offizier an der Brücke Grobheiten geſagt und ſchreit allerhand ſeltſames Zeug in die geduldige Luft hinein. Der Mann des Mehls möchte auch „gern mitthun gegen den Feind“ — Gott verzeih ihm die Sünde, wenn ers fertig kriegt! Die andern ſind zahmer, wahrſcheinlich, weil ſie weniger tief ins Bierglas geſehen haben.

Wir kommen wohlbehalten in Leipzig an. Noch einen Sprung zu den Telegrammen der Börſenhalle. Die Zweifel an der engliſchen Tour Georgs von Hannover und an der Abfaſſung des Kaſſeler Kurfürſten waren gerechtfertigt. Sonſt nichts Neues mit heimzunehmen

Dienstag, 19. Juni. Früh gegen halb neun Uhr vor den Fenſtern ſtarkes Laufen nach der Landſtraße hin durch unſer Dorf.*) Frage hinunter, was es giebt. „Die Preußen kommen!“ Schnell in die Stiefel und hin nach der Grünen Schenke. Richtig, da kommen ſie ſchon um die Ecke: hellblaue Dragoner mit ſchwarzen Kragen und Aufſchlägen, erſt einer, dann drei, darauf wieder zwei. Weiterhin von der Schecke her noch etwa zwanzig Mann mit zwei Offizieren. Einige Leute aus dem Dorfe grüßen laut, ſie artig wieder. Im Schritt ziehen ſie an uns vorüber. Ich folge ihnen ſpäter in die Stadt, wo ſie ſich vor dem Rathausdurchgange aufgeſtellt haben. Müſſen gut empfangen worden ſein. Mehrere haben Blumen an den Pickelhauben, während draußen von ſolchem Schmucke nichts zu ſehen war. Der Leutnant hält in der einen Hand den Säbel, in der andern einen mächtigen Roſenſtrauß. Eine Frau zerſchneidet Wurſt und verteilt die Stücke an die Reiter, ein Mann reicht ihnen ſeine Flaſche, andre ſpenden Cigarren, was alles nicht wie Preußen-

*) Ich wohnte damals in Anger, einem mit Leipzig durch Neubau zuſammenhängenden Orte.

haß ausſieht. Man hört, daß ſie Quartiermacher für ein Infanteriebataillon ſind, das von Eilenburg her im Anmarſch iſt, und daß früh vor Tage ſchon anderthalbhundert Mann Garde durchgekommen ſind, um nach Altenburg weiter zu gehn.

Begegne auf dem Wege zur Zeitungskrippe in die Börſenhalle Leppoc, der berichtet, daß auch unter der höhern Kaufmannſchaft die Stimmung, wo ſie überhaupt nach dem Herzen Beuſts geweſen wäre, im Umſchlagen, daß man namentlich ſehr böſe über den Rückzug der Armee und der Regierung ins Nepomukiſche ſei, und daß die „Beamtenwelt auf der Steuer und der Poſt völlig den Kopf verloren zu haben ſchiene.“ In der Börſenhalle viel Beſuch, wie jetzt immer. Telegramm, daß die Preußen bei Friedberg das vierte darmheſſiſche Infanterieregiment zerſprengt hätten, was ein guter kleiner Anfang wäre, wenn es wahr wäre. Aber auch unheimliche Gerüchte von einer großen Aktion im Oſten, nach einigen bei Görlitz, nach andern bei Troppau, wieder nach andern zwiſchen Görlitz und Troppau — hoffen wir, in der Luft. Benedek hätte „glänzenden Sieg“ nach Wien telegraphiert Ein Herr, der dergleichen ſchon mehrmals eifrig kolportiert hatte — er ſoll zu der Abendpoſt in Beziehungen ſtehen , weiß ſchon von ſechzehntauſend toten und verwundeten Preußen Ein maßvolleres Gemüt will bloß eintauſend gelten laſſen. Ein dritter läßt nur ein preußiſches Huſarenregiment von den ungariſchen Kameraden vernichtet ſein — ganz vernichtet natürlicherweiſe. Ein vierter Hauſierer mit ſolchem Schnack hat „poſitiv“ erfahren, daß Görlitz, ein fünfter, daß auch das arme Löbau in Flammen ſtehe. Viel Kriegsgreuel auf einmal. Aber es wird wohl außer unſern Öſterreichern auf der Univerſitätsſtraße etwas Hauſſe und Baiſſe mit im Spiele ſein.

Abends. Um ein Viertel nach elf Uhr ſind die angeſagten Eilenburger Musketiere eingezogen, Augenzeugen berichten, an der Ecke des Grimmſchen Steinwegs und der Querſtraße mit Hochrufen empfangen, mehrfach mit Blumen beworfen. Mit Trommelſchlag und Pfeifenklang ins Schloß marſchiert und dort einquartiert. Einzelne Züge haben geſungen: „Immer langſam voran, daß die öſterreichiſche Landwehr nachkommen kann.“ Es iſt das vierte Garderegiment, Brandenburger, mit blauen Achſelklappen. Die heute früh angeklebte Bekanntmachung von Rat und Polizei, die zu achtungs-

voller Haltung gegen die einrückenden Truppen aufforbert und Demonſtrationen gegen dieſelben mit ſtrenger Beſtrafung bedroht, hat alſo gewirkt. Vorgeſtern Steine und Schmutz, heute Blumen, morgen vielleicht noch Beſſeres. In der That, die Preußen und ihre Freunde können vorläufig zufrieden ſein. Beim Nachhauſegehen ſah ich Steuergebäude und Poſt mit preußiſchen Schildwachen beſetzt. Der Verkehr auf der Bayriſchen Bahn iſt nun bis auf weiteres auch ſiſtiert. Bald werden wir in Eiſenbahnſachen eine Art Halbinſel ſein, die nur noch mit dem Norden zuſammenhängt.

Herr von Wurmb aus Weißenfels iſt Zivilkommiſſar für Sachſen. Er wars, der geſtern auf dem kleinen Zuge an Wurzen vorbeifuhr. An den Ecken las man nachmittags eine Proklamation des Generals Herwarth von Bittenfeld an das ſächſiſche Volk, die gut geſchrieben, kurz, verſtändig und wahrheitsgemäß war Sächſiſcher Patriotismus von der Sorte des Patriotiſchen Vereins ſcheint das nicht gefunden zu haben; denn ich ſah beim Heimgehn, daß mehrere von den Anſchlägen abgeriſſen waren Die Ente von heute morgen, die die Abendpoſt laut Ankündigung an den Ecken dem Publikum in einer Extrabeilage ſervieren wollte, haben die Köche nicht anbringen können, und ein finſtres Gerücht geht um, die ganze Küche ſei geſchloſſen worden. Görlitz iſt, gottlob! nicht in den Händen der Öſterreicher, auch nicht im Feuer aufgegangen. Um ſieben Uhr erſchien ein Herr im Lokal der Börſenhalle mit der erfreulichen Nachricht, daß er ſoeben ein Telegramm von dort erhalten habe, wonach ſich nichts verändert hätte. Gleichfalls wohlthuend iſt die allenthalben angeſchlagne Bekanntmachung, daß die Eiſenbahnzüge wieder bis Dresden und von dort nach Berlin gehn, der Zuſammenhang unſrer Halbinſel in Sachen des Verkehrs mit Preußen alſo wieder beträchtlich breiter geworden iſt. Leppoc erzählte, Herr von Wurmb habe ſich geäußert, man werde Leipzig möglichſt mit Einquartierung verſchonen Der Grund wohl weniger, wie L. meint, die jüngſte Vergangenheit wie die Zukunft: beſſer eine reiche als eine ausgeſogne Stadt, wenn der Wunſch der Preußen auf dem Wiener Kongreſſe ſich nun etwa erfüllen ſollte. Hier würde man nicht viele darüber jammern hören. Sächſiſche Patrioten wie ein hieſiger Arzt, der ſeinen in Freiberg ſtudierenden Sohn vor acht Tagen nötigte, ſich vor der Zeit zum Militärdienſt zu ſtellen, wirds nicht in Menge

geben. Die große Mehrzahl unſrer Leipziger denkt wie Meiſter Költſch in Wurzen. Soll doch ein früher hier garniſonierender höherer Offizier an ſeine Frau geſchrieben haben, all dieſes Unglück verdanke man der Intrigue eines Miniſters, und ſoll doch ein Mitglied der oberſten Verwaltungsbehörde hier ſich in ſehr wenig gemäßigtem Tadel über die böhmiſche Retirade ergangen haben. Wenn das am grünen Holze geſchieht, was ſoll am dürren geſchehen?

Mittwoch, 20. Juni. Erſt abends in die Stadt gegangen, die ganz friedlich ausſieht. Auf den Straßen zwar ſtatt unſrer Grünröcke die Brandenburger Blauröcke, aber ſonſt alles wie bisher Die Soldaten gehen meiſt paarweiſe, aber mehrere begegneten mir ohne Seitengewehr. Sie müſſen ſich daher ganz ſicher fühlen, und ſie thun recht daran. Man läßt ſogar die Kommunalgarde, die freilich ganz harmlos iſt, noch bewaffnet erſcheinen Auf der Börſenhalle große Lücken an den Wänden, wo die Zeitungen hängen; kein Dresdner, kein öſterreichiſches, kein ſüddeutſches Blatt neuern Datums. Bald wird nur noch der Preußiſche Staatsanzeiger verläßliches Neueſtes bringen Die Leipziger Zeitung findet ſich mit Würde ins Unvermeidliche und läßt die Leitartikel. Die Stelle der Abendpoſt in der Reihe iſt leer. Ein Befehl des Stadtkommandanten hat ihr geſtern das von Wien geſpeiſte Lebenslämpchen ausgeblaſen. Ihr letztes Blatt war notgedrungen ihr erſtes anſtändiges. Aber wo ſoll nun unſer eifriger Wuttke mit ſeiner Galle hin? Auch auf den Pulten der Telegramme ſieht es ärmlich aus: Einmarſch der Kaiſerlichen bei Neiße wäre, wenn es richtig wäre, das Einzige von Bedeutung Über Benedeks originellen Tagesbefehl allgemeines Achſelzucken und „Gott behüte uns vor dem!“ Die Proklamation des Königs Wilhelm an ſein Volk hat guten Klang. Die Preußen über Dresden hinaus bei Pirna und Dippoldiswalde, desgleichen in Chemnitz, ſächſiſche Pioniere bei Annaberg durch drohende Volksmaſſen an Aushebung der Eiſenbahnſchienen verhindert (Privatnachricht von jemand, der Augenzeuge geweſen ſein will), klingt auch nicht übel.

Hier hat ſich die Garde raſch häuslich eingerichtet, und der gute Wille gegen unſre Gäſte iſt, wie mir nach manchen Anzeichen ſcheint, im Wachſen. Im Schloſſe ſind die Leute geſtern von der großen Weinfirma Brems, wie man hört, mit ein paar Körben

Rotſpohn traktiert worden, andre wurden anderswo reichlich mit Bier bedacht. Die Preußen haben von den Kaſernen unſrer Jäger Beſitz genommen, ihre Offiziere ſpeiſen an den Tafeln der unſrigen in Stadt Hamburg und trinken ihr Kulmbacher am Offizierstiſch Papa Kitzings. Den Wirten iſt damit geholfen, aber was werden unſre Leutnants ſagen, wenn ſie davon erfahren? Auch die Dienſtmädchenſchaft findet augenſcheinlich ſchon Gefallen an den hübſchen großen Grenadieren. Die Okkupation vollendet ſich immer mehr. Die Amalgamation wird folgen, vielleicht die Annexion. Zu jener gehört ein mildes Regiment, zu dieſer wohl nur noch ein tüchtiger preußiſcher Feldherr.

Zweite Woche

Die erſten ſieben Tage des Krieges wären vorbei. Soll ich die Aufzeichnungen fortſetzen? Ich denke, ja. Tagebücher zu führen iſt aus der Mode gekommen und im allgemeinen mit Recht. In gewöhnlichen Zeiten erlebt nicht einmal der Hochgeſtellte jeden Tag Denkwürdiges. Nur die ſchöne Seele hat dieſes Privilegium, und dieſe Spezies iſt im Ausſterben wie das Geſchlecht der Möpſe. Sich bemühen, innerlich was zu erleben, wenn es draußen nichts für das Tagebuch giebt, iſt nicht jedermanns Sache. Anders in ſtolzer, ſtattlich ſich entfaltender Zeit, wie die jetzt angebrochne. Hier ſind ſorgfältig und gewiſſenhaft gegen ſich ſelbſt gehaltene Notizenſammlungen der Art nicht nur für den Sammler, ſondern auch für andre, für deſſen Familie, für die ſpätere Geſchichtſchreibung immer von einigem, zuweilen von hohem Wert, und jeder, der zu beobachten gelernt hat und dazu Gelegenheit findet, ſollte ſich ein ſolches Magazin von ſofort niedergeſchriebnen Erlebniſſen äußerer Art und ſofort fixierten Stimmungen und Betrachtungen anlegen. Mehr wie vorher werden wir in ſolchen Zeiten mit dem Gange der Ereigniſſe täglich andre, ſehen wir, was hinter uns liegt, mit andern Augen an. Vieles verblaßt ſehr bald unter der heißen Sonne derartiger Tage, alles verſchiebt ſich und tritt in andre Beleuchtung. Es gilt daher, den erſten Eindruck feſtzuhalten, die Dinge, die ſich vor uns entwickeln, die Geſtalten, die an uns

vorübergehn, unſre Empfindungen und Urteile vor ihnen ſowie die unſrer unmittelbaren Nachbarn Tag für Tag ohne Aufſchub gleichſam photographiſch für die Zukunft aufzubewahren. Alſo fahren wir fort.

Donnerstag, 21. Juni. Keine weſentliche Veränderung des Standes der Dinge. Doch gehen die Poſtzüge der Eiſenbahn jetzt wieder bloß bis Rieſa und nach Süden zu bis Göſznitz. Alſo wieder mehr eingeſchnürt. Die hundertundfünfzig Preußen, die nach Altenburg vorgerückt waren, ſind, wie es heißt, zurückgekehrt und in der Zeitzer Vorſtadt einquartiert. Wahrſcheinlich darauf hin iſt das Gerücht wieder zu Kräften gekommen, die Bayern wären im Anzuge auf Leipzig. Wie ſich die öffentliche Meinung gerade vor dieſen fürchten oder von dieſen viel verſprechen kann, iſt rein unbegreiflich. Unſer guter Freund auf der Königsſtraße teilt allerdings die letzte Anſicht. Er hofft auf die Bayern. „Werden ſchon beißen," meinte er, als ich die Kriegführung der Völkerſchaft mit dem Raupenhelme geſtern eine ſchüchterne nannte. Indes pflegt der zu glauben, was er ſich wünſcht. „Werden ſchon beißen" — ein phantaſtiſcher Stratege. Dabei immer gut preußiſch — das heißt auf ſeine fortſchrittliche Weiſe „Werden ſchon beißen" — könnte das Landsmann Wuttke nicht am Ende auch geſagt haben?

Im Volke heißt es ferner, Prinz Karl, nach andern Friedrich Karl, ſei tot — ſelbſtverſtändlich von ſächſiſcher oder öſterreichiſcher Kugel gefallen — vermutlich eine Verwechslung mit dem armen kleinen Sigismund. Auf der Börſenhalle neue betrübende Lücken in der gewohnten Lektüre. Die Schleswig-Holſteiniſche ſchon lange tot und begraben, die Abendpoſt vorgeſtern wirklich beerdigt, die Neue Frankfurter infolge der Eiſenbahnſperre eine alte Frankfurter. Die übrigen ſüddeutſchen Phraſenbatterien ſchießen ebenſowenig mehr bis zu uns herauf. Dagegen einige beachtenswerte neue Nachrichten in den preußiſchen und den hieſigen Zeitungen: Kriegserklärung des Königs von Italien an Öſterreich — möge ſie der Anfang eines guten Endes ſein! Einnahme Stades durch die Truppen Manteuffels — wie es ſcheint, mehr Vergnügen als Strapaze geweſen; die Hannoveraner von König Wilhelms Zündnadeln ſo flott und fix umſtellt, daß auch für dieſen letzten Reſt welfiſcher Herrlichkeit das Ende der Tage jeden Augenblick zu erwarten iſt. In

der That, eine elegante Kriegführung bis jetzt, wie ſelbſt eingefleiſchte Preußenfeinde, wenn auch mit etwas ſäuerlicher Miene, zugeben müſſen. Endlich das Wichtigſte. Telegramm, daß Benedeks Weißröcke, achtzigtauſend Mann ſtark, in der Richtung auf Neiße in Schleſien eingebrochen ſind. Wünſchen wir ihnen ein recht raſches Vorwärtskommen bis Poſen und Königsberg — als Gefangne.

Freitag, 22. Juni. Früh die Milchfrau mit der blutigen Nachricht angelangt, daß ſechs Burſchen aus ihrem Dorfe, die bei den Sachſen dienen, und von denen drei Söhne eines Vaters ſind, totgeſchoſſen oder verwundet ſeien. Einer hätte beide Beine eingebüßt, ein andrer — ich glaube, ſie hatte ihn Wöhlerts Karl genannt — einen Arm. Beklagenswerte junge Leute, wenn es wahr wäre! Arme Eltern, die ihre Kinder für die Dickhäutigkeit unſers Partikularismus auf die Schlachtbank führen ſehen. Indes iſt die ſchlimme Poſt wohl nur die Ausſtreuung eines ſchlechten Geſellen, der aus Übermut oder Übelwollen die Gemütlichkeit der Betreffenden geſtört hat.

In der Stadt erzählt man ſich, daß neue Preußen nach Dresden durchgezogen ſeien, in deſſen Nähe, etwa bei Nollendorf, eine Hauptſchlacht zu erwarten wäre. Der hieſigen Garniſon merkt man davon nichts an, ſie ſcheint ſich immer mehr wie zu Hauſe einzurichten und unter der Bevölkerung gute Freunde zu gewinnen. Kohlgärtner L., der mit ſeiner ſtark ſächſiſchen Geſinnung wohl einen beträchtlichen Teil der öffentlichen Meinung in dem großen Dörferkomplex im Oſten der Stadt repräſentiert, lobte ſie mir trotzdem von freien Stücken mit ſichtlicher Wärme als anſtändige Leute, die nicht fluchen, beſcheiden auftreten und Gefühl für die Ihrigen zu Hauſe haben. Meinte, unſre Soldaten würden ſich kaum ſo gut aufführen. „Und erſt die Kaiſerlichen!“ Eine heilſame Anſicht, und ſo käme es doch noch zuletzt zu moraliſchen Eroberungen.

Sch. will von Dresden Schlimmes wiſſen: der Große Garten umgehauen, die Getreidefelder, kaum halb reif, ſämtlich abgemäht, die Prager Vorſtadt auf Befehl des preußiſchen Generals von den Bewohnern geräumt. Ich glaubte, wie man ſich jetzt gewöhnt, etwa die Hälfte davon und that auch damit zuviel. Abends war ein Verwandter N.s bei uns, der heute von Dresden gekommen iſt. Es ſind ein paar Dutzend Bäume gefällt, einige Acker Korn

zu Futter für die Pferde geſchnitten, und vor einem der letzten Häuſer der Lüttichauſtraße hat man eine halbe Batterie aufgeſtellt, worauf die Inſaſſen des Gebäudes ausgezogen ſind. Übrigens iſt der größere Teil der preußiſchen Elbarmee wieder aus Dresden abgerückt, wie man meint, nach Bautzen zu. Alle, die ſie geſehen haben, bewundern, was man ihnen im Punkte des Marſchierens zumutet, und was ſie darin leiſten. Unſer Dresdner hatte einen Rheinländer geſprochen, der von Wetzlar bis Dresden in lauter Eilmärſchen gekommen wäre — mit Erlaubnis zu ſagen, ein wenig viel für ſterbliche Menſchen.

Allgemein fällt auf, daß man in Sachſen weit rückſichtsvoller auftritt als in Hannover. Man läßt die ſächſiſche Regierungskommiſſion neben dem preußiſchen Zivilkommiſſar fungieren, und man hat die mit Beſchlag belegten Kaſſen wieder freigegeben — wie ich höre, auf Grund eines Abkommens, wonach Sachſen den Preußen täglich zehntauſend Thaler zahlt. Muhme Fama findet das zu wenig und erzählt dem, ders glauben will, von dreißigtauſend — morgen werdens vermutlich hunderttauſend ſein. Auch ſonſt wimmelt es, vorzüglich in den untern Schichten der Bevölkerung, von Übertreibungen und zum Teil recht komiſchen Erfindungen. Das Bayerngeſpenſt ſpukt wieder. Es ſoll ſich ſchon in Plauen haben ſehen laſſen. Andre wiſſen, daß dies nur eine Verwechslung mit dem Dorfe Plauen bei Dresden iſt, wo jetzt — wahrſcheinlich im Schiff eines Luftballons über die Grenze geflogen — die öſterreichiſche Avantgarde ſteht. Tröſten wir uns über die Fülle ſolcher Phantaſien mit der Neuen Frankfurter Zeitung, die ſich entrüſtet, daß die Preußen uns arme Sachſen „vor die Kanonen ſchleppen,“ ſoll heißen, zu Soldaten ausheben, und mit unſern Landsleuten in Paris, von denen geſtern einer in höchſter Eile hierher gereiſt iſt, weil er für gewiß gehört hat, daß bei Leipzig eine große Schlacht geſchlagen worden ſei. Er ſoll äußerſt verwundert dreingeſchaut haben, als er, die langen blauen Soldaten auf Gaſſe und Promenade abgerechnet, die gute Vaterſtadt in tiefem Frieden gefunden und am Abend die Biergärten Schulter an Schulter voll vergnügter Trinker geſehen hat, ſodaß kein Apfel zur Erde gekonnt.

Sonnabend, 23. Juni. Auf mehrere Exemplare der Proklamation unſrer Majeſtät „An die treuen Sachſen,“ die preußiſche

Duldſamkeit und Artigkeit noch immer an den Ecken leidet, haben illoyale Hände „Lügen!“ geſchrieben und die allerdings nicht zu vergeſſenden Jahreszahlen 1848 und 1849 hinzugefügt. Gutmütigere dagegen erklären mit patriotiſchem Bleiſtift „Wir bleiben dir treu!“ Die ſtärkſte Verbreitung hat dieſe Geſinnungstüchtigkeit zweifellos in der unterſten Volksſchicht, die bei uns die Soldaten ſtellt und daher von dem Geiſte der Armee beeinflußt wird, und die wenig oder gar nicht weiß, um was es ſich handelt, und andrerſeits wenig oder gar nichts zu verlieren hat. Würden ſich, abgeſehen von allen idealen Dingen, gewaltig verwundern, wenn auf den lebensvollen Straßen unſrer Welthandelsſtadt langſam das Gras zu wachſen anfinge, das gewiſſe ſtill über die ganze partikulariſtiſche Einfalt lächelnde Naturkenner als Folge der bloßen Aufhebung des Zollvereins prophezeien. Der Mittelſtand ſchwankt, ſoviel ich beobachten kann, faſt durchgehends. Ein paar von der ſchwarzweißen Fahne gewonnene Siege, und die Stimmung, die ſich jetzt meiſt bloß in gelinder Mißbilligung der ſächſiſchen Politik, in dem Zugeſtändnis, daß Preußen kühn, kräftig und human auftritt, und in ſtummem Kopfſchütteln und Achſelzucken äußert, wird in dieſen Kreiſen der Berliner Politik wenig Unbequemlichkeit mehr machen. Man weiß hier jetzt ſchon zur Genüge, daß wir in Preußens Händen ſind.

Es ſcheinen mehr Truppen eingetroffen zu ſein; denn man ſieht an den Uniformen, die auf der Petersſtraße und dem Neumarkt aus den Fenſtern ſchauen, daß das Schloß die Einquartierung nicht mehr ganz aufzunehmen vermag. Die Nachrichten vom Süden immer noch kärglich. Die Hannoveraner immer noch nicht gefangen. Tſchirſchwitz ſoll wegen Nachläſſigkeit in der Ausrüſtung der in ſo tragikomiſcher Weiſe Umhergejagten auf Befehl der Welfenmajeſtät erſchoſſen worden ſein. So meldet ein Extrablatt der Deutſchen Allgemeinen. Wir, nicht ſo blutgierig, ſchenken dem Herrn General das Leben und verleihen ihm überdies den in Anbetracht des Verfahrens und Erfolgs verſchiedner andrer Hochgeſtellten, z. B. Georgs des Fünften, jetzt als zeitgemäß baldmöglichſt zu ſtiftenden Orden „Für Verdienſt wider Willen.“

Sonntag, 24. Juni. Neue Preußen eingerückt, Landwehr, weiße Achſelklappen, alſo Pommern Kräftige, unterſetzte Kriegs-

leute, obwohl durchſchnittlich nicht ſo groß wie unſre Brandenburger von der Garde. Man erzählt, es ſei von der Kommandantur an den Rat die Forderung geſtellt, ein Lazarett mit tauſend Betten einzurichten, was ich beſtätigen höre. Der große Krieg hätte alſo begonnen Die Preußen bei Seidenberg mit Hurra und Muſik in Böhmen eingerückt. Gott ſtreite ihnen voran! Die Sachſen ſollen zu Feſtungsbeſatzung verwandt werden — das Gerücht meint, in Ungarn. Vortrefflich, wenn ſichs beſtätigte. Unſre Herren Offiziere würden die Art, wie der Kaiſer über ſeine Vaſallen verfügte, begreiflicherweiſe nicht recht billigen können, deſto mehr aber wir hier zu Lande; wir hätten dann wenigſtens im Oſten keinen Bruderkrieg und erlebten dann nicht die Schmach, daß unſer Blut für Habsburgs ſpaniſche Politik und gegen Deutſchlands Intereſſen vergoſſen würde. Die Welfenſoldaten noch unter Gewehr, aber in enger Falle. Es giebt Leute, die die Ausdauer ihres Kriegsherrn bewundern können. Ich aber ziehe vor, mich über das rückſichtsvolle und ſchonende Auftreten der Preußen zu freuen, die die Doppelblindheit des Königs Georg nicht an ſeinen Leuten heimſuchen und auch hier, ſoweit thunlich, vermeiden, deutſches Blut zu vergießen.

Heute Johannistag, unſer Totenfeſt Die preußiſchen Offiziere haben Motherbys Grab bekränzt. Auch der eherne Kopf von Friccius ſchaut mit einem Lorbeerzweige geſchmückt aus dem Poſtament des Sturmdenkmals vor der Johanniskirche in die Welt hinaus, die er befreien half. Befreiung von Frankreich damals, das an den Intereſſen der kleinen Staaten in Deutſchland ſtark geworden war, Befreiung von Habsburg jetzt, das ſeine Macht unter uns Deutſchen aus demſelben Sumpfe zieht. Nicht wahr, alter Held aus der geſegneten Völkerſchlacht, die ſich nun in Böhmen drunten wiederholen ſoll?

Montag, 25. Juni. In der Kaufmannswelt allgemein lebhafte Beſorgnis infolge des Gerüchts, zum erſten Juli ſolle der Zollverein als nicht mehr exiſtierend angeſehen werden. Wir hätten die preußiſchen Schlagbäume dann hart vor den Thoren, und die gute alte Zeit, deren Poſtkutſchen und Frachtwagen bei der Sperrung der Eiſenbahnen wieder aus der Rumpelkammer gezogen worden ſind, wäre auch in dieſer Beziehung wieder lebendig geworden. Die Sache iſt indes wohl ſchwerlich ſchon ſoweit gediehen, vielleicht

nur Daumenſchraube für die Parlamentswahlen, deren Ausſchreibung nach dem erſten großen Siege der Preußen erwartet wird. „Dann müſſen die Großhändler fort von hier,“ hörte ich heute, während ich einen Anſchlag las, hinter mir ſagen, „nach Hamburg, Magdeburg oder Berlin. Bayern und Württemberg kann uns nicht ernähren, und ein Zollverband mit Öſterreich iſt undenkbar.“ Unſre Kaufleute ſind auch ſonſt übel dran. Der briefliche Verkehr mit dem geſamten deutſchen Süden iſt ſo gut wie aufgehoben. Korreſpondenzen nach Württemberg, ja nach Nordbayern gehen über Warſchau oder Paris. Wechſelverbindlichkeiten ſind in vielen Fällen abſolut nicht zu erfüllen. Das Bargeld iſt knapp, da die Regierung bei ihrer Flucht Maſſen davon — man ſpricht 17½ Millionen — mitgenommen hat, und preußiſche Banknoten und Treſorſcheine bis jetzt hier kein geſetzliches Zahlungsmittel ſind. Ich meine, hier hätte die Handelskammer eine Aufgabe vor ſich, die ihr Dank einbringen müßte. Die Preußiſche Bank iſt gut fundiert, und unſre Kaufmannſchaft weiß das. Will die Landeskommiſſion auf eine dahin gehende Vorſtellung nicht ja ſagen, ſo wäre vermutlich der preußiſche Zivilkommiſſar zu der Wohlthat bereit.

Der Kurheſſe als Gefangner nach Stettin transportiert — endlich! Allgemeines Wohlgefallen über ſolche Energie und bei vielen der Wunſch nach mehr davon. Verheißung des Generals von Beyer in Kaſſel, die Verfaſſung der Heſſen unverkürzt wiederherzuſtellen — gleichfalls recht erfreulich. Aber auch bei uns gäbe es eine von der Gewalt umgeworfne Konſtitution wieder aufzurichten. Die Hannoveraner ſollen kapituliert haben. Es wird Zeit; denn auch die Langmut hat ihre Grenzen. Garibaldi auf dem Marſche durch Tirol nach München — machen wir ein Fragezeichen dahinter. Bevorſtehende preußiſche Durchmärſche nach Hof eher glaublich. Richtig, endlich, wovon ſchon geſtern verlautete: die Cholera in der Stadt, durch die von Swinemünde gekommnen Soldaten mitgebracht. Sechs Erkrankungen unter dieſen, aber ungefährlich. Unter der Bürgerſchaft bis jetzt nichts davon.

Dienstag, 26. Juni. Die Preußen in Reichenberg und gegen Bodenbach vor. Scharmützel, morgen vielleicht ſchon große Entſcheidungsſchlacht. Die Italiener gegen das Feſtungsviereck vorgegangen. Wer die Stellung kennt und Viktor Emanuel den Sieg

wünſcht, ahnt nichts Gutes. Die Hannoveraner haben noch immer nicht kapituliert. Fluch der Hartnäckigkeit, die nun zur Folge haben wird, daß Norddeutſche gegen Norddeutſche ſchießen. Welf nun hoffentlich bald in die zweite Etage des Stettiner Schloſſes einlogiert. Kann mit der Zeit eine ganz artige Sammlung gekrönter Herren, einen Exfürſten-Kongreß dort geben.

Abends Telegramm, daß die Italiener bei Mantua eine Schlacht verloren haben und über den Mincio zurückgewichen ſind. Ein zweites leugnet, ein drittes beſtätigt den Rückzug.

Mittwoch, 27. Juni. Poſtnachricht, daß wieder Briefe nach Süddeutſchland angenommen werden. Es ſollen wirklich in der Nacht auf der Verbindungsbahn ſtarke Truppenabteilungen nach der bayriſchen Grenze durchgegangen ſein, um nach Hof befördert zu werden. Aus Baden die traurige Nachricht, daß der Großherzog nachgegeben und ſich der Liga gegen Preußen angeſchloſſen habe. Abraham (oder Moſes) Metz hat eine Philippika gegen die Berliner Politik losgelaſſen. Habeat sibi! War immer ein fauler Nationalvereinsſchwätzer. Die Frankfurter Reichsarmee nach Gießen vorgerückt. Was das Volk dreiſt iſt! Es wird hohe Zeit, daß die Preußen dem hannoverſchen Unfug bei Eiſenach ein Ende machen und freie Hand gewinnen, um dem ſchwäbiſch-bayriſch-heſſiſchen Soldatenrattenkönig die Wege nach Hauſe zu weiſen. Ich meine, mit dreißig- bis vierzigtauſend Zündnadeln ließe ſich hier ſchon ein rechtſchaffnes Roßbach zu ſtande bringen.

Noch ſpäter abends wird davon geſprochen, daß es bei Gotha zum Treffen mit den Welfiſchen gekommen ſei, und daß dabei auch Kanonen mitgeſprochen hätten. Aus Dresden wollte M. wiſſen, daß man die dortigen Elbbrücken zum Sprengen vorbereite, und daß zweitauſend Bergleute requiriert worden ſeien, um beim Bau von großen Schanzen zu helfen, die um die Stadt angelegt werden ſollen. Wozu gerade Bergleute? In Bautzen iſt der Belagerungszuſtand proklamiert, das Gerücht behauptet, es ſei aus einem Hauſe auf die Preußen geſchoſſen worden, und will ferner wiſſen, beſagtes heimtückiſches Haus ſei ſogleich der Erde gleich gemacht worden.

Donnerstag, 28. Juni. Bis jetzt, mittags, nichts von Bedeutung, als daß die Niederlage der Italiener nicht von der Art iſt, daß ſie uns entmutigen könnte. Die Hannoveraner ſollen

ſich wieder einmal ergeben haben und Gefangne und Verwundete von ihnen in Halle eingetroffen ſein. Unſre Einquartierung breitet ſich mehr aus, auch aus den Fenſtern der Grimmiſchen Straße ſehen heute blaue Röcke mit roten Kragen heraus. Dem Vernehmen nach ſind wieder Truppen durchgezogen und neue zu erwarten.

Überblicke ich die vorhergehenden Blätter, ſo will mich bedünken, als ob der peſſimiſtiſche Spruch: Selig ſind, die da nichts glauben, denn ſie ſollen nicht enttäuſcht werden, auf dem Punkte ſtünde, für eine Weile als praktiſch empfohlen werden zu müſſen. Eine der eigentümlichen Erſcheinungen, die der nunmehr entbrannte große Kampf zeigt, iſt die außerordentliche Menge von halbwahren oder ganz irrigen, zuweilen ſelbſt ſinnloſen Nachrichten, die von ihm auffliegen und nach allen Richtungen hin durch die erregte Welt flattern, und die Bereitwilligkeit, womit die einzelnen Exemplare dieſes Entenſchwarms auch von ſonſt nicht gerade phantaſiereichen Leuten für echte Brieftauben genommen werden.

Man ſchaut des Morgens zum Fenſter hinaus, und ſchon iſt unten das Kriegsgerücht auf den Beinen, um die Neugierigen zu ſpeiſen, die Schreckhaften zu ängſtigen, die Hoffenden zu befriedigen oder zu bekümmern. Man geht des Abends zu Bett, aber nicht ohne zuvor noch die eine oder die andre Poſt gehört zu haben, die uns beſorgt oder vergnügt einſchlafen läßt, und die ſich in der Regel am nächſten Vormittag als Übertreibung oder Erfindung erweiſt. Dazwiſchen gleitet den Tag über eine Folge von Gerüchten wie Wechſel von Sonnenblicken und Wolkenſchatten über Stadt und Dorf hin. Die Nachbarn ſtehen vor den Hausthüren in Gruppen beiſammen mit „Wiſſen Sie ſchon?“ und „Was ſagen Sie dazu?“ Bekannte, die ſich begegnen, nehmen ſich mit ähnlichen Fragen beim Knopfloch. An die Ecke klebt der Zettelträger mit ſeinem Kleiſterpinſel einen bunten Anſchlag mit der Ankündigung einer Extrabeilage voll und ſchwer von anſcheinend gewichtigen, in Wirklichkeit oft tauben Telegrammen. Von der Eiſenbahn kommen eilige Paſſagiere, beſtrebt, ſich bei Freunden geſchwind der mitgebrachten Kunde von intereſſanten Ereigniſſen zu entledigen, eine Stafette jagt vorüber, Zeitungsjungen ſchwärmen mit noch naſſem Preßfabrikat durch die Gaſſen, ſicherlich Boten ebenfalls großer Geſchehniſſe. Selbſt die Vögel des Himmels und die Wolken droben ſcheinen die Kunde

von ſolchen weiter zu tragen. Wenigſtens weiß der Überlegſame oft nicht recht, wie deren raſche Verbreitung ſonſt erfolgt ſein ſollte. Setzen uns die Redaktionen der Tageblätter ſchon in gewöhnlicher friedlicher Zeit eine gute Anzahl von Korreſpondenzen, die der folgende Tag widerlegt, ſo kommen jetzt auf einen ehrlichen Poſtillon in ihren Spalten durchſchnittlich mindeſtens ein Dutzend halbe oder ganze Tataren. Woher man, wenn es mit rechten Dingen zuginge, das Wenigſte wiſſen ſollte, von daher weiß man häufig das Meiſte. Das Gerücht ſieht durch Wände und Gebirge hindurch, es hat an verſchloſſenen Doppelthüren gehorcht und, wie es verſichert, Wort für Wort von dem verſtanden, was drinnen geredet wurde, es hat als leiſes, ſchlaues Mäuslein den Selbſtgeſprächen von Königen und Miniſtern beigewohnt und iſt dann mit dem Erlauſchten wie auf Fauſts Mantel auf und davon geflogen. Es ſitzt im Kriegsrate mit, ſteht auf den entlegenſten Vorpoſten, begleitet als ſcharf beobachtender Überall und Nirgends die Bataillone und Schwadronen in die Schlacht, marſchiert auf dem rechten und dem linken Flügel, bei der Avantgarde wie bei der Nachhut, ein Spion, wie er ſo rührig, beweglich und allgegenwärtig unter Menſchenkindern nicht gefunden wird. Schade nur, daß es häufig läuten und nicht anſchlagen hört, und daß es noch häufiger ſtatt der Augen ein paar Vergrößerungsgläſer im Kopfe hat!

Sehr viel wird in dieſer Beziehung offenbar mit Abſicht geſündigt: journaliſtiſche Betriebſamkeit, Börſenſpekulation, Vexierſucht, politiſcher Fanatismus, perſönlicher Haß gehören ohne Zweifel zu den Faktoren dieſer Erſcheinung. Bei weitem die meiſten der Gerüchte aber ſind augenſcheinlich entweder die Folge von Mißverſtändniſſen oder Geburten einer dichteriſchen Stellung der Menge zu den Dingen. Wir kehren gewiſſermaßen in die Urzeit der Fabeln und Mythen zurück, und eine Poeſie nimmt überhand, die an die Geſchöpfe ihrer Einbildungskraft glaubt wie die Kinder im Dunkeln. Es iſt dies ein Zuſtand, der unter den Phänomenen mächtig bewegter Zeiten jedesmal eintritt.

Der Sonnenbrand der Wüſte läßt den Reiſenden am Horizont das Spiel der Fata Morgana ſehen, gewöhnlich, wonach er ſich am meiſten ſehnt, Waſſer in Fülle und ſchattige Bäume. Die einſamen Heideſtriche des Nordens erzeugen die Gabe des zweiten

Geſichts, Halluzinationen, die förmliche Handlungen und Ereigniſſe mit allen Farben und deutlichen Umriſſen, Leichenzüge, Brände, bisweilen kriegeriſche Aktionen zeigen. Nebelluft gebiert ſeltſame Augentäuſchung wie die rieſigen Doppelgängerſchatten des Rigi- und des Brockengeſpenſtes. In der Nacht träumen wir. Das Fieber ſpiegelt uns allerhand Geſtalten, anmutige, häßliche, komiſche, traurige, in buntem Wechſel, oft in barocker Verſchlingung an die Wand neben unſerm Lager.

Zu alledem bietet die große Zeit, in die wir mit dieſem Sommer eingetreten ſind, Anklänge und Seitenſtücke. Heiß und immer heißer ſcheint die Sonne des Krieges auf das Land herab, und häufig begegnet es dem wandernden Gedanken, daß er als Wirklichkeit erblickt, was nur ſeine Sehnſucht iſt. Aus der Fülle von Nachrichten aus weiter Ferne, die uns Telegraph und Eiſenbahn zu vermitteln pflegten, ſind alle, die auf dem Kriegsſchauplatze ſelbſt oder an deſſen Rande wohnen, mit Ausnahme weniger Wiſſenden mehr oder minder in die Einſamkeit verſetzt. Nebel und wenigſtens momentane Nacht, wo wir bisher viele Meilen weit ausſchauten. Dazu fieberiſche Erregtheit, Beklommenheit, Sorge, ungeduldige Erwartung, die das Ausbleiben erhoffter oder gefürchteter Kunde durch Raten und Grübeln zu erſetzen ſtrebt. Man hat ſeine Gedanken und Wünſche, man braut und miſcht, man kombiniert, und unwillkürlich beginnen die Augen anders zu ſehen, die Ohren anders zu hören als ſonſt. Eine Sprengung in einem Steinbruch wird zum Kanonenſchuß, ein fern grollendes Gewitter anhaltendes Geſchützfeuer. Die reinſte Luft riecht nach Pulver. Wenn gewöhnlichen Augen die Dinge deſto kleiner erſcheinen, je weiter ſie entfernt ſind, ſo iſt den Augen einer erregten Zeit das Entfernteſte das Größte. Eine Patrouille an der galiziſchen Grenze begegnet einer feindlichen, wirft ihr einen blutgierigen Blick zu und zieht von dannen. Eine Meile von da iſt die Patrouille eine Kompagnie, der Blick eine Salve, zehn Meilen weiter weg iſt die Kompagnie zum Regiment, die Salve zu einem muntern Gefecht mit Toten und Verwundeten, noch fünfzig Meilen weiter das Gefecht zu einem ernſten Treffen, noch weiter das ernſte Treffen zu einer großen Entſcheidungsſchlacht geworden.

Der Kaltblütige leidet weniger von dieſer allgemeinen Krank-

heit der Zeit als der Hitzige, der Realiſt weniger als der ſanguiniſche Idealiſt. Was für ſchreckliche Kriegsgeſpenſter mögen jetzt in Schwaben und in der Pfalz ſpuken! Die wenig oder gar nicht mit den Verhältniſſen vertraute Menge iſt ſelbſtverſtändlich Hauptquelle und Hauptopfer des Gerüchts. Uns allen aber iſt Vorſicht von nöten. Wir werden ohne Zweifel noch viel Seelenruhe brauchen, und es iſt gut, wenn man ſich den Vorrat, den man davon hat, durch feſtes Verhalten dem leichten Volke der Mythen gegenüber für die großen Wirklichkeiten ausbildet, die die nächſten Wochen heraufführen werden. Es iſt bisher nach unſerm Sinne gegangen, aber die Hauptſache kommt erſt, und hier können die Würfel auch gegen uns fallen.

Dritte Woche

Donnerstag, 28. Juni, abends. Schlimme Nachrichten aus Thüringen. Ein Treffen — das Gerücht nimmt ſeiner Natur nach den Mund voll und ſagt, eine große Schlacht — bei Langenſalza, die Preußen mit ſtarken Verluſten geworfen, die Hannoveraner nach Süden durchgebrochen. „Wie das Vieh ſind ſie drauf gegangen, die Hannoverſchen, gehauen, geſtochen, keinen Pardon gegeben," erzählte mit grimmigem Blicke und ſchauderſam geballten Fäuſten unſer Omnibuskondukteur, ein ehemaliger ſächſiſcher Unteroffizier, indem er zu loben meinte, und wie wenn er dabei geweſen wäre — ein rechter Typus des Kriegsgerüchts aus der Quelle des Fanatismus. Andre wollen wiſſen, die Preußen hätten nach zwölfſtündigem Kampfe geſiegt, die Mehrzahl der Hannoveraner ſei tot, verwundet oder gefangen, nur ein Teil entkommen, der König Welf der Letzte zöge mit ſeinem Troß von Silber- und Küchenwagen nach Nordweſten, dem Korps von Falckenſtein gerade in die Arme. Verläßlichere Kunde aus Böhmen, wo König Wilhelms Zündnadeln hübſche kleine Vorpoſten- oder Vorhutsgefechte beſtanden haben. Doch auch hier ein dunkler, wenigſtens zweifelhafter Punkt: das Zurückgehen vor der Übermacht auf dem Marſche gegen Trautenau.

Freitag, 29. Juni. Jubilate! Der alte Fritz iſt mit uns. Früh beklommenen Herzens nach der Börſenhalle, die ich ungewöhnlich gefüllt und erregt finde. Gruppen ſtehen lebhaft disputierend

bei dem Pulte der Telegramme und vor den Landkarten. Die Öſterreichiſchgeſinnten, jetzt ſehr in der Minderzahl, reiben ſich vergnügt die Hände. Hätten immer geſagt, daß es ſo kommen würde. Da hätte mans ſchwarz auf weiß. Schwindel wärs mit dem Siege der Preußen bei Skalitz und den eroberten fünf Geſchützen, von denen der Telegraph heute morgen berichtet hätte. Die Preußen ſtill, beſorgt, zweifelnd, einander tröſtend, ſo gut es gehen will. Ich höre: „In der Indópendance.“ Suche, ein Bekannter hat ſie erobert, und ich leſe ihm über die Schulter Wahrhaftig! Da ſteht es unter den Telegrammen, zweimal ſogar: die Preußen geſchlagen, in vollem Rückzuge mit Hinterlaſſung ihrer Toten und Verwundeten.

„Daß einen der Schlag rühren möchte,“ ſeufzte Leppoc.

Ich überblicke die Hiobspoſt eben noch einmal, da wird eine neue Depeſche aufgelegt. Alles eilt nach dem Leſepult, einer lieſt ſie laut vor und — Gott ſei Dank! Lichtblicke in der Wolke: die Blauen haben geſiegt und in zwei Treffen zugleich die Weißen zurückgetrieben! Zehn Kanonen, mehrere Fahnen den Unſern in die Hände gefallen.

Man zweifelt, bleibt, es muß mehr davon kommen, und es kommt mehr. Gegen Mittag wird ein zweites Telegramm angeheftet, das die beiden preußiſchen Viktorien beſtätigt und ſogar von einer dritten berichtet. Noch zweifeln und ſchwanken wir. Es iſt gar zu viel Glück auf einmal, und in dieſer Stimmung gehe ich nach Hauſe Der Abend aber wälzt den Stein ganz vom Herzen. Um ſechs Uhr bin ich wieder in der Börſenhalle. Um ſieben etwa wird eine Nachricht der Staatsbürgerzeitung, die einen amtlichen Anſchlag wiedergiebt, und die ein ſoeben von Berlin eingetroffner Kaufmann mitgebracht hat, dem wieder zahlreich verſammelten Publikum vorgeleſen, und ſiehe da, ſtärkſte Wahrſcheinlichkeit bedeutender preußiſcher Erfolge: Berlin heute abend illuminiert, die ganze Stadt im Flaggenſchmuck der Siegesfreude. — Noch immer gelinder Zweifel. Da bringt ſpät abends ein Extrablatt der Deutſchen Allgemeinen eine ihr von der Kommandantur zugegangne Mitteilung, die kein Bedenken mehr erlaubt. Alles in der Ordnung, die Garde hat geſiegt, der Kronprinz geſiegt, Prinz Friedrich Karl und Herwarth von Bittenfeld geſiegt, Landsknecht von Gablenz, der unritter-

lich in die vorderſte Reihe des Angriffs auf die Waffenbrüder von 1864 getreten iſt, gründlich niedergeworfen, Tauſende von Gefangnen, verſchiedne Kanonen genommen, desgleichen Fahnen und Standarten, öſterreichiſcher Verluſt an Toten und Verwundeten überall erheblich größer als preußiſcher — freilich nur der Zahl, nicht dem Werte nach, den der Mann für den Frieden hat; denn in dieſer Hinſicht wiegt uns ein Preuße im Durchſchnitt mindeſtens dreimal ſo viel als ein Slowak oder Kroat — endlich die Hauptſache: die Vereinigung der ſchleſiſchen Armee mit der von der Lauſitz vorgerückten nahe, die der Elbarmee mit der letzten ſchon vollzogen. Wo bleibt Benedeks wohlbedacht zögerndes Feldherrngenie mit ſeinen Rätſeln, Geheimniſſen und Hinterhalten?

Auch aus Thüringen nunmehr ſichere Berichte über den glücklichen Ausgang des unerfreulichen Keſſeltreibens bei Langenſalza und Eiſenach. Die Preußen haben zwar eine Schlappe erlitten, die wohl nicht eingetreten wäre, wenn man in Berlin weniger Rückſicht auf gekrönten Dünkel genommen, und wenn man an Ort und Stelle den Gegner nicht unterſchätzt hätte. Aber mäkeln und nörgeln wir nicht, wie die thun, die Preußens Erfolgen aus Verdruß über das Syſtem im Innern nur mit halbem Herzen Freude abgewinnen können und das Bedürfnis empfinden, zu allem die Miene des wohlunterrichteten, unfehlbaren Kritikers anzunehmen. Die Hauptſache iſt erreicht, die Welfiſchen haben kapituliert, und eine nicht kleine Verlegenheit auf dem weſtlichen Kriegstheater wäre im ganzen befriedigend verlaufen. Die Lehre aber, daß die Truppen der Mittelſtaaten nicht zu gering geſchätzt werden dürfen, iſt eine heilſame Zugabe. Ich denke, es wird heute abend in Leipzig noch manche Flaſche Champagner auf das bisher von Preußen Gewonnene und vielleicht auf den genialen und energievollen Staatsmann, der ſich im letzten Jahre aus dem anſcheinend nur geiſtreich-frivolen Herrn von Bismarck entpuppte, getrunken worden ſein — auch von Nichtpreußen. Aber halten wir den Daumen, loben wir den Tag nicht vor dem Abend, freuen wir uns mit Maßen, hüten wir uns vor Überhebung, die den Neid der Götter wach ruft. Noch ſteht die Hauptſchlacht bevor, auf der Karte liegt vor den Preußen Kollin, und oft ſchon war der Zufall mächtiger als alle Trefflichkeit der Soldaten und ihrer Führung.

Sonnabend, 30. Juni. In den Telegrammen und Zeitungen weitere Vervollſtändigung und Beſtätigung der erhebenden Kunde von geſtern. Die drei Treffen in Oſtböhmen, die man nunmehr ruhigern Blutes überſieht, haben mit ihren Reſultaten entſchieden den Geſamtwert einer großen Schlacht. Auf jeder von den beiden Seiten ſind, die drei Punkte, wo gefochten worden iſt, zuſammengenommen, mindeſtens ſiebzigtauſend Mann unmittelbar engagiert geweſen. Von den Siegern wurden etwa achttauſend Kaiſerliche zu Gefangnen gemacht, und auf ſeiten der Geſchlagnen gab es, wie es ſcheint, ſechs- bis ſiebentauſend, vielleicht mehr, Tote und Verwundete. Das wiegt allein ſchon die Einbuße unſrer Partei bei Cuſtozza auf. Dazu kommt aber noch die Kapitulation bei Langenſalza, die eine tüchtige kleine Armee kalt ſtellt und den Preußen für die ihrer im Südweſten harrende Aufgabe in wenigſtens fünftauſend Pferden — die Deutſche Allgemeine rechnet wunderbarerweiſe zwölftauſend heraus — ein vermutlich ſehr erwünſchtes Material liefert. Wer doch in Böhmen hätte dabei ſein können! Daß man nicht mithelfen kann an der Befreiung des Vaterlandes von Habsburg und ſeinen Vaſallen! Wie glücklich ein Preuße, der im Schlachtenſturm mitſtreitet für den alten Wahlſpruch der Unitarier, und wie frißt es an uns, bloßer Zuſchauer zu ſein und ſich am Ende ſchenken zu laſſen, was König Wilhelms Volk in Waffen mit ſeinem Blut und Schweiß für die Nation zu erringen im Begriffe iſt!

Auf dieſen Teil der Preußen allein ſehen jetzt die Augen aller Patrioten außerhalb Preußens. Die Wahlen, die gegenwärtig im Gange ſind, und in denen wir früher lebten und hofften, wie wenn wir draußen Mitwähler wären, werden kaum eines flüchtigen Blickes mehr gewürdigt. Sie könnten in Hinterindien ſtattfinden, und ſie würden uns nicht viel weniger intereſſieren. Die Behauptung, daß die Fortſchrittspartei in Berlin mit ihrer Juriſterei auch für unſer Intereſſe kämpfe, iſt Phraſe geworden. Man zuckt die Achſeln über die großen Reden der Herren und wendet ſich ſchweigend ab von ihrer kurzſichtigen Rechthaberei, um den großen Thaten zu folgen, auf die die Urſache des Budgetſtreites hinzielte. Ebenſo verhält ſichs mit einer andern Größe jüngſt vergangner Tage. Die Reichsarmee in Frankfurt erhebt die ſchwarzrotgoldne Fahne, und jeder

Verſtändige im Norden, der ſie nicht ſchon nach dem heuchleriſchen Unfuge, den Beuſt beim Dresdner Sängerfeſt mit ihr aufführen ließ, verlaſſen hat, ſollte ſie jetzt flugs in den Ofen ſtecken. Erſt das Banner des ſchwärmenden, träumenden Idealismus und ſeines Wolkenkuckucksheim, dann zur Fälſchung der öffentlichen Meinung zu Gunſten des Partikularismus gebraucht, jetzt zum Kriegspanier egoiſtiſcher Dynaſten und verblendeter Bevölkerungen, die Deutſchland im Munde Deutſchland bekämpften, heruntergekommen — eine klägliche Metamorphoſe! Was heißt Schwarz-Rot-Gelb heute noch? Die ſchwarze Reaktion gegen alles Nationale, der gelbe Neid auf Preußen, das heranwachſende Neudeutſchland, das ſchwarz-gelbe Habsburg, an das die ſüddeutſche rote Demokratie ihre Farbe angeflickt hat. Fort mit dem Schwindel, ihr, die ihr in Norddeutſchland von ihm noch nicht gelaſſen habt! Fort mit ihm ins Feuer und die Fahne hochgehalten, die bei Roßbach und Leuthen geſegnete Schlachten ſchlug, die bei Leipzig und Waterloo das Beſte that und mit der Befreiung Schleswig-Holſteins die Befreiung Deutſchlands begann.

Regierungsrat Häpe von den Preußen aus Sachſen verwieſen, zwei verwandte Geiſter mit ihm. Wohin man hört, Billigung der Energie, die reinen Tiſch macht, gerade in betreff dieſer Perſönlichkeit. Aus dem Reußiſchen gebürtig, als Student Schwärmer für Freiheit und nationale Einheit, Dirigent der innern Verbindung der Markomannen, dann plötzlich umgeſchlagen und als brauchbares Subjekt durch den frömmelnden und eifrig öſterreichiſch geſinnten Advokaten Schellwitz bei Miniſter von Falkenſtein als Amanuenſis untergebracht, erwarb er ſich als Redakteur der Fackel in der Reaktionszeit nach 1848 und ſpäter als Vorſtand des Beuſtſchen Preßbüreaus einen Ruf der Art, daß ſich ſelbſt unſer zahmer Landtag einmal veranlaßt fand, gegen ihn aufzutreten. Jetzt ſoll er ſich als Berichterſtatter über ſächſiſche Zuſtände ſeinem Meiſter und Gebieter jenſeits der Grenze nützlich zu machen verſucht haben.

Unſre Himmelblauen bei Münchengrätz mitgeweſen und ſich, wie zu erwarten, tapfer gehalten. Arme Burſchen, die ſich für eine katholiſche Politik totſchießen laſſen!

Das niedere Volk glaubt bis zu dieſem Augenblick nicht an die preußiſchen Siege. Möge ihm die bevorſtehende Hauptſchlacht

den Schleier von politiſchem Aberglauben, der ihm über den Augen hängt, recht gründlich zerreißen! Das bayriſche Geſpenſt wenigſtens ſcheint aus ſeinen Halluzinationen verſchwunden zu ſein, ja man kann ſchon Leute mit dem Finger des Tiefblicks an der Naſe flüſtern hören, mit denen in Bayern da unten ſei es nicht richtig, ſie warteten und zögerten, um nach Befinden mit dem Preußen zu gehen und zu teilen — womit die blinde Henne vielleicht ein Körnchen Wahrheit gefunden, wahrſcheinlich aber nur Unbehilflichkeit für Unzuverläſſigkeit angeſehen hat.

Spät abends noch will ein kleiner, geſchwinder Herr auf der Börſenhalle eine Hauptſchlacht, und zwar eine für Preußen glücklich ausgefallne, verkünden können. Man ſoll es heute mittag in Halle aus amtlichem Munde erfahren haben. Warum denn nicht auch hier? Es wird alſo nichts daran ſein. Dagegen war das vor einigen Tagen umlaufende Gerücht, daß Dresden mit Schanzen umgeben werde, begründet, und auch die Bergleute, von denen dabei die Rede war, ſind Wirklichkeit geweſen. Schade um die ſchöne Stadt, die ſo unter Umſtänden, die fernbleiben mögen, noch einmal erleben könnte, was ihr die thörichte Politik im Siebenjährigen Kriege zuzog.

Sonntag, 1. Juli. Das Telegraphenamt für den privaten Depeſchenverkehr geſchloſſen. Damit wieder einmal Verengerung des Geſichtskreiſes und infolgedeſſen Bedenken, Grübeln, Gerüchte, unheimliches, beklommnes Gefühl. Gewiß iſt, daß man in den weſtlichen Stadtteilen angewieſen worden iſt, ſich auf Einquartierung gefaßt zu machen, und es heißt, daß dritthalbtauſend Mann erwartet werden. Als aus guter Quelle ſtammend giebt ſich die Nachricht, daß in Dresden der Belagerungszuſtand verkündigt worden ſei. Mit den Parlamentswahlen in Sachſen wäre es ſomit wohl nichts, und das iſt, näher beſehen, kein Unglück. Um von einer ſolchen Maßregel guten Erfolg in unſerm Sinne zu gewinnen, bedarf es, dünkt mich, noch einer ganz andern Reinigung der Luft von den faulen Dünſten, die das Beuſtſche Regiment über das ganze Land verbreitet hat, und einer viel mächtigern Aufrüttelung und Erhebung der Gemüter, als ſie die erſte Woche des Krieges, die raſche Schlagkraft Preußens, die zu Tage tretende Inferiorität Öſterreichs und die Flucht unſers Hofes und unſrer Regierung aus ſcheinbar ſtarker Poſition bewirkt haben.

Mindeſtens eine für Preußen ſiegreiche Hauptſchlacht iſt noch nötig, um mit der feindlichen Armee auch die an ſie geknüpften Hoffnungen niederzuwerfen und den dem Parlamentsgedanken Geneigten ihre Bedenken und Befürchtungen zu benehmen, und ſelbſt dann wird es noch ſchwer halten, andre als Minoritätswahlen zu ſtande zu bringen, deren Bedeutung ſich überdies durch die nicht zu leugnende Thatſache mindern müßte, daß ſie umgeben von Bajonetten die Gegner werden ſagen: fremden Bajonetten — ſtattfinden würden.

Bis vor kurzem ſtand dieſe Frage ungefähr folgendermaßen. Das Volk in den kleinen Orten und auf dem platten Lande faſt ausnahmslos indifferent gegen alle Politik, ohne irgend welchen Begriff von den großen Fragen des Tages, „gemütlich“ hinvegetierend in der Alltäglichkeit. Wenn es hochkam, ſo waren dieſe Kreiſe durch Turner- und Sängerfeſte mit einigen national klingenden Stichworten bekannt geworden und durch eine gelind liberale Lokalpreſſe auf ein wenig Schimpfen gegen die Junker in Berlin und Beelzebub Bismarck dreſſiert, gegen den gehalten Herr v. Beuſt ſelbſtverſtändlich der menſchgewordne Liberalismus war. Beſondrer Haß gegen Preußen in dieſen Schichten nicht vorhanden, ebenſowenig beſondre Liebe zu Öſterreich; der Gedanke an Deutſchland, wo er überhaupt hier lebte, eine dunkle, nebelhafte Vorſtellung mit ein paar hellern Punkten, Erinnerungen von 1848, Nachklängen der Leipziger Oktoberfeier u. dergl. Zur Regierung ſtand man gleichgiltig, ſie regierte eben, und man ließ ſich regieren, wie es Vater und Großvater auch gethan hatten. Nicht ſehr viel Beſſeres war in den großen Städten und in den Fabrikorten von Bedeutung zu bemerken Hier gab es allerdings einiges Parteileben, allein es traten dabei zwar manche wohlgeſinnten und achtungswerten Charaktere, aber kein irgendwie die Mittelmäßigkeit überragendes Talent und niemals ein beſonders energiſcher Wille hervor. Wir hatten eine Fortſchrittspartei, aber nur einen kaum bemerkbaren Fortſchritt in dem, was über das miniſterielle Intereſſe hinausging Wir hatten ein paar hundert Mitglieder des Nationalvereins, deren Führer, meiſt Advokaten, wenigſtens Juriſten, es gelegentlich zu einer hübſchen kleinen Demonſtration, einer Reſolution, einem Proteſt oder einem ähnlichen von der Partei und ihren Zeitungen für

bedeutungsvoll gehaltenen, im Grunde aber harmlosen Scherze brachten, und die den Verein als Selbstzweck ansahen. Wir hatten endlich einen Landtag, in Bezug auf dessen Verhandlungen man in der Regel wohlthat, das Lächeln nachzuahmen, mit dem ihm der Minister von Beust gegenüber zu stehen pflegte. Die Beamtenwelt war zum großen Teil in allen Stücken gehorsamst bereit, zu thun, was ihr in Dresden vorgeschrieben wurde, und trug sächsischen Patriotismus zur Schau, bis es ihr oberster Vorgesetzter geraten fand, daneben deutschen spielen zu lassen, wo denn von seiten der Herren auch damit aufgewartet wurde. Die Offiziere immer stramm sächsisch. Dresden Beamten- und Bedientenstadt, bis auf wenige Unabhängige, unter denen einige sehr tüchtig, voll Verehrung vor dem großen Staatsmanne, der des Landes Geschicke lenkte, auch voll Haß gegen Preußen und seinen Cavour, der allerhand schlimme Dinge im Schilde führte, den Deutschen Bund nicht normal fand, die rautengrüne Gemütlichkeit durch Rendsburg gestört hatte und sie weiter zu stören drohte. In der ganzen Lausitz, in Freiberg und Zwickau ähnliche Verhältnisse. In Chemnitz, Glauchau, Plauen und andern großen Fabrikstädten mehr Liberale und Nationale, mehr Wohlwollen gegen Preußen, aber gleich heftiger Verdruß über die „Junkerherrschaft“ und die „Beugung des konstitutionellen Rechtes“ in Berlin, gegen die in Volksversammlungen mitunter recht unklug deklamiert wurde. Noch etwas besser in Leipzig, wo viele Nichtsachsen ansässig geworden sind und der Kaufmannsgeist manches praktischer auffaßt als anderwärts. Hier neben einem nicht sehr starken „Patriotischen Verein“ mit rein dresdnerischer Anschauung der Welt und neben einer Rotte von Preußenhassern aus rot demokratischen oder andern unreinlichen Gründen Preußenfreunde von kommerzieller, von nationalvereinlicher und selbst von unitarischer Schattierung in ziemlicher Menge. Die ungeheure Mehrzahl war gleichgiltig. Unter den andern war viel doktrinäres Wesen, viel Pickwickiertum. Die zahlreich besuchten Volksversammlungen bewiesen nicht viel wirkliches politisches Interesse und Leben. Sie „machten nur Bäckerrauch.“ Man pflegte sich mit den üblichen Redensarten zu speisen, schrie Bravo, half ein paar prächtig drapierte Resolutionen fassen und setzte sich dann mit dem Bewußtsein, eine That fürs Vaterland verrichtet zu haben, zu seinem Abendschoppen.

Jetzt hat ſich die Sache in Leipzig und Umgegend etwas anders geſtellt. Das niedre Volk iſt namentlich da, wo in einer Familie der Vater oder ein Sohn gedient hat oder gar mit der Armee vor den Preußen ſteht, voll Haß gegen dieſe, denen man auch den Druck, der auf Gewerbe und Verdienſt laſtet, zuſchreibt, und für deren Kampf gegen Öſterreich und für Deutſchlands Zukunft man kein Verſtändnis hat. Was von dieſer Schicht übrig bleibt, käme aus Faulheit und Einfalt nicht zu der Wahlurne. Ein ſehr erheblicher Teil des gebildeten Mittelſtandes wäre durch ein mäßiges Einlenken in Berlin dem Landtage gegenüber zu gewinnen und durch einen entſcheidenden kriegeriſchen Erfolg zu ermutigen. Manchen ſind ſchon die Augen aufgegangen. Nur wenige von dieſer Klaſſe haben meines Erachtens etwas gegen die Forderungen, die Preußen an unſre Könige und Herzöge gerichtet hat, aber die Mehrzahl machen alle dieſe zuſammengenommen bis jetzt noch nicht aus. Es wäre daher wohl gut, wenn man ſich in Berlin mit einer Befragung des Volks durch Parlamentswahlen noch eine Weile gedulden könnte. Die vis inertiae, der man jetzt dabei begegnen würde, iſt nun einmal eine Kraft, die auch in die Rechnung gehört, wenn ſie richtig ſein ſoll.

Nachmittags ſpät noch einmal den Durſt nach Neuigkeiten am Brunnen der Börſenhalle zu ſtillen verſucht, aber die Quelle noch immer verſtopft gefunden. Nichts da von Telegrammen. Da kommt H. plötzlich mit großem geflügeltem Botenſchritt herein: „Meine Herren, neuer glänzender Sieg der Preußen!“ Sprichts und zieht ein ihm ſoeben von dem Briefträger gebrachtes Extrablatt aus Berlin aus der Bruſttaſche, das die Erſtürmung von Gitſchin meldet. Starke Poſition, Verluſt der Preußen erheblich, Verluſt der Kaiſerlichen gegen viertauſend Mann. Die ſechs Tage, ſeit der Krieg begonnen hat, müſſen ihnen zuſammen ſchon über zwanzigtauſend gekoſtet haben. Sämtliche preußiſche Heere jetzt vermutlich vereinigt. Wacker gemacht und mehr davon, ſagen wir in der Zuſchauerloge unwillkürlich. Dann aber ſchämen wir uns wieder, nicht ſelbſt mitthun zu dürfen.

Während die Preußen in Böhmen raſch Terrain gewinnen, erwerben ſich ihre Kameraden hier faſt ebenſo raſch die Gunſt des Publikums. Immer häufiger ſieht man Unteroffiziere und Gemeine

in Begleitung von Zivilisten, oft Arm in Arm mit ihnen auf der Straße, und auch die Offiziere, selbst die von der Garde, scheinen zu gefallen Gewiß ist wenigstens, daß sie dem Bilde, das sich Public Opinion von einem preußischen Gardeleutnant gemacht, nicht entsprechen. Unser Gardeleutnant war ein Gemisch aus Miles gloriosus, Modekupfer und Krautjunker. Gang Kikerikihahnschritt, Wuchs Wespentaille, Augen Klemmerglas, Sprache Genäsel mit Säbelgerassel, Benehmen suffisant und insolent. Wo es raucht, giebts auch ein Feuer. Es wird also wohl irgendwo solche Gardeleutnants geben oder gegeben haben. Die unsrigen hier in Leipzig gehören nicht zu dieser Spezies. Es sind ruhige, etwas zugeknöpfte Leute von einfachen Manieren und männlicher Haltung, die, je genauer man sie sich betrachtet, desto mehr Vertrauen auf ihre Leistungsfähigkeit einflößen. Nichts von Säbelgerassel. Unsre reitende Kommunalgarde leistet darin beträchtlich mehr Nichts von Renommage. Ich glaube, sie überlassen das ihren Gegnern. Auch nichts von Modekupfer und Wespentaille. Ja, wenn man sie sich ganz aus der Nähe besieht, könnte man fast meinen, sie seien Menschen wie unsereins Möge unsern Leipzigern noch recht lange Gelegenheit gegeben sein, sie sich so ganz nahe zu besehen. Die guten Folgen für die Aufklärung ihrer Begriffe werden nicht ausbleiben

Montag, 2 Juli. Früh noch immer der private Telegraphenverkehr gehemmt Desgleichen nachmittags. Von Wien aus, das bisher nach allen Richtungen Siegesnachrichten ausgestrahlt hat, das Zugeständnis, daß man in Böhmen den Rückzug angetreten habe. Unsre Österreicher hängen die Köpfe. Sonst nichts Neues. Die angesagte Einquartierung nicht eingetroffen

Dienstag, 3. Juli. Heute morgen alarmierende Nachrichten gleich beim Kaffee. Das Dienstmädchen hat es von der Christel nebenan, die es wieder von der Milchfrau hat. „Die ganze Geschichte von den Preußen“ ist nicht wahr; die Sachsen und die Kaiserlichen haben allenthalben gesiegt, und das alte bayrische Gespenst ist auch wieder auf dem Platze. „Fünfundzwanzigtausend Bayern — so meldet der Barbier — sind in Gotha eingerückt und haben den dortigen Herzog fortgejagt.“ Die Sache wird vom Kohlgärtner Fritsche bestätigt, der es aus den Leipziger Nachrichten herausgelesen hat, und der mirs vergnügt zum Fenster heraufschreit.

Er weiß auch, daß „die gelbe Linie“ (ſoll ſächſiſche Linieninfanterie von der Brigade mit gelbem Kragen und Aufſchlag bedeuten) die Preußen bei Münchengrätz oder wie das Ding da drüben heißt (dabei wies der Erzähler nach Südweſten ſtatt nach Südoſten) tüchtig mit hat verknütteln helfen, und daß Benedek die Kommandanten von Joſephſtadt und Thereſienſtadt wegen Verräterei hat vor den Kopf ſchießen laſſen — „In höchſtens acht Tagen haben wir hier bayriſche Einquartierung,“ ſchloß dieſer patriotiſche Schlaukopf nach verſchiednen andern derben und weiſen Proben ſeiner Geſinnung und Kenntnis ſeinen Bericht.

Ein Geſchäft führte mich ſchon am Vormittag in die Nähe der Börſenhalle. Ich ſah auf einen Sprung nach, ob an den erwähnten Gerüchten etwas Wahres ſei, und fand, daß die Bayern in Schleuſingen ſein ſollten. Sonſt nichts als weitere Beſtätigungen des preußiſchen Erfolgs in Böhmen, und von Wien halbe und ganze Zugeſtändniſſe, daß man vor den Preußen hat zurückweichen müſſen. Die neue Einquartierung iſt noch immer nicht da. Aber man richtet die große Bude, die vom Wollmarkt her noch auf dem Roßplatze ſteht, zu einem Stalle für Kavallerie — es heißt in der Stärke von zweihundertundfünfzig Pferden — her, und für das von den Preußen verlangte Lazarett werden das kleine Militärhoſpital am Roſenthal, das Waiſenhaus und das Armenhaus in der Dresdner Vorſtadt, lauter ſehr bequeme, geräumige und wohlgelegne Gebäude, bereit gemacht. Auch eine Batterie Artillerie ſoll in die Stadt verlegt werden. Man ſpricht davon, daß unter dem Volke, von Dresden her kolportiert, eine neue Proklamation des Königs umläuft, und K. wollte ſie hier bei jemand geſehen haben. Wenn man dergleichen doch unterlaſſen wollte.

Nachmittags auf einen Augenblick ganz in der alten guten Zeit. Drei wirkliche und wahrhaftige Extraposten mit blaſenden Poſtillonen zum Grimmiſchen Thore hinaus, wie ich höre, nach Chemnitz, und zu gleicher Zeit ungefähr echte alte Frachtwagen in derſelben Richtung abgefahren, vierſpännig, rote Tuchlappen und Meſſingkämme an den Kumten der Gäule, ein kleiner tombakner Pferdekopf als Sattelknopf am Sattel des einen Stangenpferdes, der „Feierburſche,“ der das Geſpann nach Herkommen bis zur nächſten Schenke vor der Stadt führt, der unausbleibliche Spitz in der Schoßkelle, etliche

hundert Schritt hinterher in blauer Bluſe der Fuhrmann mit ſeiner Geldkatze mit einem Worte: Auferſtehung der Toten, wie ſie leibten und lebten. Nächſtens ſehen wir vermutlich auch den Muſterreiter wieder auf ſeinem Klepper, und wenn das ſo fortgeht, tragen wir in etlichen Wochen Zöpfe und Haarbeutel.

Abends bei E. zum Souper. Die andern von der Geſellſchaft auch faſt alle dabei. Das Geſpräch kam vom Kriege auf die Wahlen zum Parlament. Die Leute waren faſt ohne Ausnahme jetzt noch preußiſcher geſinnt als früher. Aber nach dem, was man ſonſt hier zu hören bekam, würde ſich, wenn jetzt die Wahlen ausgeſchrieben würden, von den Herren kaum einer beteiligen. Der eine äußerte, die Sache ginge gegen ſeinen Unterthaneneid, und was man auch gegen politiſche Eide ſagen konnte, er käme darüber nicht hinweg. Ein andrer fand es nutzlos, ſich mit etwas zu bemühen, wovon die ungeheure Majorität ſich fernhalten würde. Wieder andre brachten weitere Einwände — meiſt wohl nur Verdeckungen ihrer Scheu vor den Folgen kühnen Hervortretens vor. Ziemlich alle waren darin einig, daß eine jetzt ſchon erfolgende Anordnung von Parlamentswahlen in Sachſen ein politiſcher Fehler ſein würde. Ich konnte ihnen hierbei nur recht geben.

Mittwoch, 4. Juli. Früh hörte ich im Hofe den Maurer, der da die Wand ausbeſſerte, ſich mit einem Dienſtmädchen über die Preußen unterhalten. „Ja, ſehen Sie, Mine, die Preußen, die kann ich alle 'nausbringen. Das ginge ganz fix, wenn ich nur wollte.“ — „Na, Sie wären mir einer dazu. Sie allein doch nicht.“ — „Ja, ich ganz allein, aber nicht lebendig. Lebendig kommen ſie nicht 'naus bei mir.“ „Nun, das möcht ich wiſſen, wie Sie das anbrehen wollten.“ — „Ganz leicht, 's wird unterminiert.“ — „Na, das können Sie doch auch nicht allein.“ — „J. das kann ein Junge von zehn Jahren. Da macht er ein Loch, und da legt er einen Schwefelfaden hinein, und wuff! da gehn ſie alle in die Luft.“ — Mine machte große Augen und ſchien ſich vor dem Tauſendkünſtler zu fürchten.

Bald nachher kam ein andrer Maurer mit der Nachricht, daß dieſe Nacht preußiſche Reiterei eingerückt ſei und noch Artillerie kommen werde. „'S iſt der Bayern wegen, die ſchon an der Stahlbrücke (ſo verſtand ich) bei Chemnitz ſtehn. Und in Böhmen ſind

die Preußen auch geſchlagen, und Benedek rückt ſchon auf Dresden los.“ Ein Dritter ſtellte ſich dazu und berichtete aus ſeinem Wiſſensvorrat, daß die Preußen ſeit Münchengrätz „furchtbaren Dampf“ vor den Sachſen hätten. Freilich wäre dort aber auch die ganze Brigade Prinz Max aufgerieben worden, und von den Gardereitern wären auch nicht viele mehr übrig. Ein Vierter beſtätigte den Sieg Benedeks. Es käme davon nur nichts in unſre Zeitungen, weil ſies nicht bringen dürften. Hätte doch ſelbſt der Biedermann bei Brockhauſen, der doch preußiſch genug wäre, ſeine vier Mann Garde vor der Thür, die keine Depeſche zu ihm hineinließen, die ihnen nicht in den Kram paßte. Was ſich das Volk erzählt! Und wie es in einem ſolchen Kopfe ausſehen mag! Nicht einmal das Nächſtliegende von alledem, die Kavallerie, die angekommen ſein ſollte, beruht auf Wahrheit.

Nachmittags Jubilate und Quaſimodogeniti! Um vier Uhr hält eine raſch daher jagende Droſchke vor dem Hauſe. Drinnen weht einer mit dem Taſchentuch. Es iſt L f. Herauf die Treppe. „Sieg — Hauptſchlacht — großer vollſtändiger Sieg unſrer Preußen. Gelobt ſei Gott.“ Raſch den Rock an, Hut auf und mit dem Wagen in die Stadt. Erſte Beſtätigung die große weiß und ſchwarze Freudenflagge vor dem Fenſter des Hotel de Bavière, wo der Kommandant wohnt. Dann in die Börſenhalle, die voll wie die Kirche iſt, und wo zwei Nachrichten die Freudenbotſchaft des guten Jungen von der Salomonſtraße wiederholen — ſchwarz auf weiß und amtlich. Abends noch weitere Bekräftigung aus Berlin Wie berauſcht gingen wir Freunde Preußens umher. Auch der Vorſichtige, deſſen Schutzpatron der heilige Apoſtel Thomas iſt, darf jetzt voll aufatmen. Hoch unſern Helden von Sadowa! Hoch das herrliche Kriegsheer Preußens! Und ein Hoch auch dem, der es zu ſolcher Trefflichkeit umgeſchaffen hat — König Wilhelm, bald Wilhelm, König der Deutſchen!

Vierte Woche

Mittwoch, 4. Juli, abends Zu der großen Freudenbotſchaft von Sadowa, von der mattherzig nach Ruhe und behaglicher Alltäglichkeit verlangende Philiſter und ſanguiniſche Börſenvögel

ſich ſchon den Frieden verſprechen, iſt im Laufe des Tages noch eine kleine getreten, die Gerechten und Ungerechten gleich lieb ſein wird: der Telegraph darf dem Privatverkehr wieder dienen. Gar nicht hübſch und liebenswürdig dagegen findet man es, und gar nicht in den ſtillen Gang der moraliſchen Eroberungen preußiſcher Humanität in Leipzig paßt in der That das heute auf Befehl von Dresden her erfolgte Verbot von Keils Gartenlaube. Es mag konſequent ſein, das in Preußen verbannte Blatt überall zu verbannen, wo Preußen gebietet. Opportun aber iſt die Maßregel gewiß nicht und billig ebenſo wenig. Daß die Redaktion vor etwa vier Jahren die Taktloſigkeit hatte, einen einfältigen und ungebührlichen Artikel über den Untergang der „Amazone“ zu bringen, ſollte man ihr nicht nachtragen. Was ſie ſeitdem zwiſchen den Zeilen leſen ließ, iſt Liberalismus von der ungefährlichen waſſerblauen Sorte und ſicher eher ein wenig preußiſch als öſterreichiſch-partikulariſtiſch. Hoffentlich beſinnt man ſich bald und nimmt die Verfügung zurück. Preußen hat unter unſern Philiſtern immer noch Gegner genug, die nur die Furcht zu ſchweigen veranlaßt, es braucht deren Zahl nicht durch die hundert Arbeiter, die durch Unterdrückung des Keilſchen Unternehmens brotlos werden, und durch die Hunderttauſende zu vermehren, die dadurch ihre Sonntagslektüre einbüßen Wiederholt hörte man ſchon ſagen: „Seht ihrs, da hätten wir eine Probe von den Segnungen, die uns unter euerm preußiſchen Regimente bevorſtehn,“ und wenn das ſo bleiben ſollte, könnte man wirklich zu ſolchen Vorwürfen ſchweigen müſſen. Ich meine aber, Bismarck denkt billiger und praktiſcher als der Herr von Wurmb.

Heute nachmittag wäre der Krieg denn auch in ſeiner finſtern und ſchrecklichern Geſtalt in unſer Leipzig eingezogen. Etwa um fünf Uhr iſt der erſte Transport der für unſre Lazarette beſtimmten Verwundeten, etwa zweihundert Mann, auf der Verbindungsbahn eingetroffen und in dem neuen Waiſenhauſe am Johannisthale untergebracht worden. Die Leute, wie es heißt, größtenteils Öſterreicher und faſt alle nur leicht bleſſiert, ſind unangemeldet gekommen, und ſo ſoll faſt nichts als die Betten für ſie bereit geweſen ſein. Andre wollen dieſe wenig genügende Fürſorge mit der Nachläſſigkeit und Unbehilflichkeit des Ratsmitgliedes erklären, dem

die Angelegenheit obgelegen hat. Morgen wird es ohne Zweifel beſſer ſtehn, und übermorgen ſchon wird die hilfreiche Gutherzigkeit unſrer Leipziger den Mangel in Überfluß verwandelt haben.

Noch eine Nachricht von einiger Bedeutung, ein Schatten aus dem ſüddeutſchen Nebel. Die Bayern kommen wirklich und wahrhaftig in Bewegung. Sie rücken auf Saalfeld los — feierlich, langſam, wie ſich ſelbſt ihre hieſigen Freunde die Sache vorſtellen, einen endloſen Zug von Bierwagen hinter jedem Bataillon, den ich, wenn mir die Ehre beſchieden wäre, ihnen den Unfug zu legen, als den Lebensnerv dieſes Fittichs der ſchwarzrotgoldnen Reichsarmee meinen gezognen Kanonen zum erſten Zielpunkt empfehlen würde Denke übrigens, ſie werden ſich auf die Nachrichten aus Böhmen hin eines beſſern beſinnen und wieder rechts um kehrt machen, um ihr Bier in der Kühle daheim weiter zu trinken.

Donnerstag, 5 Juli. Am Vormittag ein Gang nach den Lazaretten, zuerſt nach dem im Waiſenhauſe, auf dem man ſchon von fern die weiße Fahne mit dem roten Kreuze wehen ſieht. Ein zweiter Transport von Verwundeten, der vorzugsweiſe Preußen gebracht hat, iſt, wie man hört, in der Nacht angekommen. Es ſind wieder meiſt Leichtbleſſierte. Viele gehn oder liegen im Garten umher oder ſtehn am Eiſengeländer und unterhalten ſich mit dem hier in dichten Gruppen verſammelten halb neugierigen, halb teilnehmenden Publikum. Man ſieht alle Waffengattungen unter ihnen: hechtgraue Jäger mit der häßlichen, aber praktiſchen Klappenmütze der kaiſerlichen Infanterie, dunkelblaue Huſaren mit gelben Schnüren auf den mit Krimmerpelz verbrämten Dolmans, Weißröcke von der Linie, Ungarhoſen, auch eine braune Montur mit niedriger Fellmütze, wohl einer von der öſterreichiſchen reitenden Artillerie; weiterhin zwei rote preußiſche Huſaren, ſowie ein Dutzend Musketiere, endlich auch einen ſächſiſchen Jäger aus Reudnitz oder Neuſchönefeld und oben am Fenſter die Mütze eines von unſern Reitern.

Die Kaiſerlichen ſehen ſehr wenig nach dem „deutſchen Bruder“ aus, den unſre Phraſendreher vor Ausbruch des Krieges als Schreckbild entgegenſtellten. Sie ſind Menſchenbrüder und jetzt ſelbſtverſtändlich als ſolche von uns zu behandeln. Aber die Wahrheit zu geſtehn: die meiſten erinnern mit ihrer Geſichtsbildung mehr an

Hunnen und Tataren als an unſer Blut, und nur wenige ſind imſtande, ſich einigermaßen mit der deutſchredenden Neugier außen vor dem Gitter zu verſtändigen. Die Leute im Garten ſind vorzüglich an den Händen verletzt. Doch begegnet man auch Hinkenden und einigen verbundnen Köpfen und Geſichtern unter ihnen. Alle Kaiſerlichen, denen ich zuhörte, ſprachen mit Schrecken von der furchtbaren Wirkung des Zündnadelgewehrs und gaben zu, daß ſie maſſenhafte Verluſte erlitten und total geſchlagen worden ſeien Im übrigen ſchienen ſie ziemlich vergnügt, nicht mehr mitthun zu müſſen, wogegen mehrere Preußen ungern umgekehrt zu ſein und die Zeit kaum erwarten zu können erklärten, wo ſie wieder zu ihrem Regiment ſtoßen und „wieder draufgehn“ dürften — ein Gegenſatz von Entmutigung und Gehobenheit, der recht bezeichnend für die Lage der Dinge iſt und auch für die Zukunft Gutes hoffen läßt. Einer von den Sachſen hat erzählt, die Öſterreicher hätten, als ſeine Brigade wo, wußte Referent nicht gegen die Preußen vorgerückt ſei, die ſächſiſche Infanterie, vermutlich wegen ihrer Mützenform, für feindliche gehalten und auf ſie geſchoſſen, und als die Offiziere, um das Mißverſtändnis zu heben, mit weißen Taſchentüchern gewinkt hätten, hätten die Preußen ihrerſeits wieder gemeint, die Sachſen wollten zu ihnen übergehn, dann aber, als ſie von denſelben angegriffen worden ſeien, Verrat geſchrieen und keinen Pardon geben wollen.

Später nach dem Hoſpital am Exerzierplatze, wo ich Doktor R. ſprach. Es ſind etwa anderthalb hundert Mann hier, darunter ebenfalls einige Sachſen Faſt alle nur leicht verwundet, auch bloß Erkrankte dabei, namentlich mehrere, die an den Augen leiden. Abgeſehen von einem, der dieſen Morgen trepaniert worden iſt, und dem man einen Knochenſplitter aus dem Gehirn gezogen hat, ſollen alle außer Gefahr ſein. Im ganzen haben wir jetzt ungefähr ſechshundert von ihnen in der Stadt, und es heißt, daß heute noch ein Zug angekündigt iſt, für den man in aller Eile ein Armenſpittel räumt. Die Barmherzigkeit und das hilfreiche Gemüt der Leipziger iſt neben der bloßen Pflicht überall, wohin man ſieht und hört, in Bewegung und Arbeit für ſie In vielen Familien ſind die Frauen eifrig mit Bereitung von Verbandſtücken und Erfriſchungen beſchäftigt, Komitees treten zuſammen zur Unterſtützung der Be-

hörden, Geldſammlungen haben begonnen, und ſelbſt kleine Kinder ſah ich vor den Häuſern Charpie zupfen Auch unſre Ärzte und die Mediziner der Univerſität thun rührig und unverdroſſen ihre Schuldigkeit.

Auf der Börſenhalle neue erfreuliche Kunde von der Entſcheidungsſchlacht bei Königgrätz, wie ſich der Kampf bei Sadowa und an der Biſtritz nennt. Immer prächtiger und ausgiebiger entfaltet die Hand des Telegraphen den ſchönen Sieg. Erſt achtzehntauſend Gefangne und einige fünfzig erbeutete Geſchütze, mit dem nächſten Telegramme zwanzigtauſend von jenen und hundertundſechzehn von dieſen, zuletzt volle hundertundzwanzig eroberte Kanonen treten aus dem ſich verziehenden Pulverdampfe und dem Getümmel der Verfolgung heraus. „Ein ſtolzer Tag in Preußens Heldenbuch, möge er zugleich ein geſegneter für uns draußen ſein!“

Noch nicht lange hatte ich mich mit dieſem Wunſche in etwas proſaiſcherer Faſſung von Freund Leppoc verabſchiedet, als ich an der Promenade K. und W. traf, die ſich mit bedenkenerweckender Miene unterhielten. „Was haben Sie denn? Die Schlacht iſt doch wirklich gewonnen und glorreicher, als wir geſtern meinten.“ — „Ja, ſchon recht, ungeheurer Sieg, aber wiſſen Sie das Neuſte?“ — „Nun?“ — „Infolge der Niederlage bei Königgrätz Venetien an Napoleon verſchenkt und dieſen erſucht, nach den in ſeinem Briefe an Drouyn de l'Huys niedergelegten Anſichten den Frieden mit Italien und Preußen zu vermitteln. Wie gefällt Ihnen das?“ — „Nicht möglich!“ — „Steht im Moniteur. Da, leſen Sie,“ womit W. mir eine ſoeben bei der Deutſchen Allgemeinen eingegangene Depeſche hinhielt.

Im erſten Augenblicke war ich ſprachlos vor Schreck und Erſtaunen. Nur die ſchwarze Seite des Ereigniſſes präſentierte ſich. In dem Briefe Napoleons ungefähr alles, was wir nicht wollen, und wenig von dem, was wir wollen. Öſterreich in Deutſchland eine Macht, im Weſten eine engverbundne Gruppe von deutſchen Mittelſtaaten, die einen Rheinbund im Schoße tragen würde, Preußen mit ein paar Annexionen arrondiert, mit denen man nur, wenn ſie alles ſein ſollten, zufrieden ſein könnte. Das Haus Habsburg bezahlt mit ſeinem letzten Stück Italien die Hilfe des Franzoſenkaiſers, um Deutſchland nicht von der Kette laſſen zu müſſen, die

es an seine Interessen fesselt, es schwächt sich durch die Abtretung nicht, sondern stärkt sich für seine Aspirationen im Norden, es kümmert sich nicht entfernt um die Glieder der Liga, die sich ihm dort angeschlossen haben, sondern macht seinen Frieden nach seinem Interesse und Belieben. Kein Verständiger konnte das anders erwarten, und doch ist man überrascht, geradezu verblüfft vor diesem Schachzuge der Hofburg

Aber wie in Preußen? Auf welchem Wege wird Graf Bismarck die neu aufgetauchte Klippe umschiffen? Wird König Wilhelm fest bleiben? Viktor Emanuel dem Bündnis mit Preußen treu? Ist dieses Bündnis überhaupt der Art, daß ein solcher Fall direkt oder indirekt vorgesehen ist, und daß der König von Italien den Krieg fortsetzen muß, so lange Preußen ihn fortsetzt, wenn er nicht den Ehrennamen des Re Galantuomo verscherzen will? Haben wir endlich für den schlimmsten Fall an Rußland einen Bundesgenossen, Polens wegen, und wöge der ein etwaiges Hinaustreten Frankreichs auf die Wagschale des zu leicht erfundnen Österreichs auf?

Mit solchen Fragen und in solcher Unsicherheit trennten wir uns, und die später noch eingegangne Nachricht, daß Gablenz mit seinem Auftrag, um Waffenstillstand zum Zwecke von Verhandlungen zu ersuchen, vom König rundweg abgewiesen worden sei, vermochte die gedrückte Stimmung, die die neue Intrigue hervorgerufen hatte, nicht gänzlich zu beschwichtigen. Was geschehen sollte, glaubte man zu wissen, was geschehen würde, konnte man kaum ahnen. Sorgenvoll wanderten beim Heimgehen die Gedanken hin über die abendlichen Gefilde zu den Königen in unsern Lagern, und ratlos kehrten sie wieder.

Freitag, 6. Juli. Es wird heller. Man sieht nun auch die Lichtseite der neuen Wendung der Dinge, und fast schämt man sich schon der gestrigen Niedergeschlagenheit. Ein preußisches Herz wird anders empfunden haben, gleich von Anfang an, und gottlob! ich komme jetzt auch über den Berg. König Wilhelm ist, wie sehr unsre wohl unterrichtet sein Wollenden in ihrer Allerweisheit auch das Gegenteil prophezeiten, bis jetzt festen, aufrechten Ganges auf das Ziel zugeschritten, das auch unser heißer Wunsch ist. Die Berechnungen seines Ministers sind, soweit sie der Laie in politischer Mathematik verfolgen kann, eine nach der andern eingetroffen, er

wird auch den neuen Faktor nicht unberücksichtigt gelassen haben. Die Generale, die Intelligenz und die Tapferkeit der Truppen, die Hinterladungsgeschütze und die Zündnadelflinten Preußens haben mit einer Raschheit und Vollständigkeit, die an Wunder grenzt, niedergeschmettert und zertrümmert, was vielen als unüberwindliches Hindernis vor unsern Hoffnungen erschien. Der preußische Staat nicht erschöpft von der Anstrengung, die das kostete, im Gegenteil moralisch gestärkt durch den Erfolg, das Volk mächtig gehoben, der König umstrahlt von der Glorie eines Sieges, wie selbst der große Friedrich ihn so gewaltig nicht erfochten hat — könnten sie sich an den halben Früchten genügen lassen, die man ihnen in Paris allein lassen zu wollen scheint? Italien wurde in der Hauptsache einig trotz der Abneigung Napoleons gegen die unitarische Idee. Der vorsichtige Kaiser hat dazu gegrollt, aber den Degen in der Scheide behalten Ist es Überhebung, sanguinische Hoffnung, anzunehmen, er werde ihn auch nicht für die Grundsätze seines Briefes ziehen, zumal er hier unzweifelhaft einem Gegner stärker als Italien ins Auge zu blicken hätte Das preußische Volk wird sich nichts ab handeln, das italienische sich nichts schenken lassen wollen, und ich denke, wir dürfen auf eine feste Antwort aus dem böhmischen und auf eine ehrliche aus dem lombardischen Feldlager hoffen, wenn der französische Unterhändler erscheint. Sie wagens nicht, die Rothosen, sich mit dem verfaulten, in allen Gliedern kranken Habsburg zusammenzuthun gegen den Kernstaat der deutschen Nation, und wenn sies wagen, so ist zu erwarten, daß jeder rechtschaffne Norddeutsche seine Pflicht kennen und wissen wird, wo dann seine Stelle ist. Unter der schwarzweißen Fahne, die dann deutlicher wie je das Symbol der Unbeflecktheit und Unteilbarkeit des vaterländischen Bodens wäre Wer da weiß, um was es sich dann handelte, und wer eine Muskete regieren kann — ein Hundsfott, wenn er sich nicht, nachdem der König gerufen hätte, zur Einreihung in ein Bataillon stellt, dem diese Fahne voranweht!

(„Daß er eine Muskete regieren kann — so schrieb ich später nüchterner zu dieser Stelle des Tagebuchs , daß er exerzieren und manövrieren kann, wird von Wichtigkeit sein, denn mit der Begeisterung allein gewinnt man heutzutage keine Schlachten mehr.")

Gegen Mittag sah ich an der Turnhalle Soldatenbettstellen

abladen und Leute von unſerm Gardebataillon Haufen von Matratzen und Kopfkiſſen herbeitragen. Das Gebäude wird ebenfalls zu einem Lazarette eingerichtet und ſoll dreihundert Betten aufnehmen. Es hieß, ſoeben ſei ein neuer Transport von Verwundeten ſignaliſiert, und als ich nach der Verbindungsbahn kam, war er ſchon eingetroffen. Waggon auf Waggon entlud ſeine Laſt. Faſt nur Preußen, etwa zweihundert an Zahl, rote Huſaren, einge Jäger, die das maſſenweis Gaſſe bildende Volk für Altenburger hielt, Linieninfanterie vom 50. und 67. Regiment, kamen ſie, von Kameraden aus dem Wagen gehoben, truppweiſe und einzeln durch die Menge daher. Die meiſten gingen und trugen ſogar Flinte, Torniſter und Helm ſelbſt. Einige ſtützten ſich hinkend auf Säbelſcheiden, Ladeſtöcke oder große rohe Knüttel. Etwa ein Dutzend wurde von Packträgern auf niedrigen Wagen, die mit Matratzen belegt waren, fortgebracht, darunter ein großer Feldwebel mit prächtig kriegeriſchem Geſicht, dem ſie am Nachmittag ein Granatſtück oberhalb des Knies herausnahmen Alle in der Verfaſſung, wie ſie aus der Schlacht gekommen waren, beſchmutzt, zum Teil von Pulverrauch geſchwärzt, verbogne Helmſpitzen, roſtige Gewehre, aufgeſchlitzte Ärmel, noch blutige Bandagen. Nur wenige ſchienen heftige Schmerzen zu haben, manche hatten, obwohl matt von der langen Fahrt, Laune zu ſcherzen So einer, der ſeine ſchirmloſe Mütze mit dem Federbuſch eines öſterreichiſchen Jägers geſchmückt hatte, und ſo ein andrer, dem neben mir ein Herr Cigarren anbot, und der lächelnd in ſeinen Brotbeutel griff und ein halbes Viertelhundert zur Auswahl als Gegengabe hinreichte.

Auch an rührenden Auftritten fehlte es nicht. Ein verwundeter Stabstrompeter erſchien in dem Zuge, und mit: „He, Karl, da biſt du ja!“ drückten ihm drei oder vier aus dem Preußiſchen herübergekommne Bauernburſchen die Hände. Eine alte Frau lief auf einen der Musketiere zu und fiel ihm um den Hals. Eine andre wurde von den die Aufſicht führenden Polizeidienern angewieſen, ſich nicht aus der Reihe vorzudrängen. „Warum ſoll ich nicht vortreten?“ antwortete ſie. „Ich erwarte meinen Sohn.“ Hübſch klang es, als ein junger Leutnant von unſrer pommerſchen Einquartierung einem verwundeten Gemeinen anbot, ihm Gewehr und Torniſter zu tragen. „Gott ſei Dank, Herr Leutnant — er-

widerte dieſer , ich kann das ſelber noch.“ Weiterhin muß der Offizier ſein Anerbieten wiederholt haben, und mit Erfolg; denn H. wollte ihn wirklich mit Muskete und Ranzen auf der Schulter geſehen haben. Viele andre ließen ſich Armatur und Gepäck von gefälligen Gamins tragen.

Es waren großenteils, wie einer auf Befragen berichtete, Leute aus der Schlacht „vom Dienstag,“ alſo von Königgrätz. Die Bleſſuren ſchienen meiſt Hand- und Armwunden zu ſein. Einer hatte ein Tuch um Mund und Naſe gebunden, und der obere Teil des Geſichts war furchtbar verſchwollen und ſchwarzblau. Kaiſerliche zählte ich nur fünf unter dem ganzen Transport.

Nachmittags ein Gang in das Innere des Lazaretts im Waiſenhauſe. Die Leute haben viel Beſuch aus der Stadt — mir ſcheint zuviel. Damen und Herren ſtehn und gehn in den Sälen umher. Ein praktiſch denkender Gentleman verteilt einen Arm voll Hausſchuhe, ein andrer Hemden, eine beſonders begehrte Ware. Einer präſentiert Cigarren, wieder einer Wein, ein Biedermann aus dem Volke glaubt in einem Krankenzimmer mit fetten Würſten wohlthätig ſein zu dürfen. Die Mehrzahl der Verwundeten im Hauſe ſchläft, was ihnen rückſichtsvoller zu gönnen wäre. Andre unterhalten ſich, ziehen die neuen Hemden an oder machen ſonſt Toilette.

Ein blauer Huſar, der ein Karree hat ſprengen helfen, zeigt eine Kugel, die ihm durch die eine Backe gegangen und ihm während der ganzen Schlacht in der andern Kinnlade ſitzen geblieben war, „ohne daß ich viel mehr davon gemerkt hätte, als wenn mir eins eine richtige Maulſchelle gegeben hätte.“ Ein Kamerad von ihm hatte das ganze Geſicht voll Riſſe, Beulen und Löcher. Wir fragten, ob er ſchwer verletzt ſei. „Ach nein — antwortete er, ſo gut es ſeine Verſchwollenheit zuließ , bloß eine Schwadron über mich hinweggegangen.“ Ein Füſilier erzählte, die Öſterreicher hätten ihn, als ſie an ihm, dem Verwundeten, vorbeimarſchiert wären, mit Füßen getreten und andre Bleſſierte geſchlagen. Ein Huſar berichtete, die Kaiſerlichen hätten ihre eignen Dörfer niedergebrannt, unter andern eins mit lauter ſchönen ſchieferbedeckten Gebäuden. Viele beſchäftigten ſich mit Schreiben an ihre Verwandten. Mehrere äußerten auch jetzt lebhaft den Wunſch, bald wieder mit ins Feld ziehen zu können. Nicht weniger als fünfunddreißig Mann unter

den bis jetzt in Leipzig Eingetroffnen ist, wie Doktor Günther mitteilt, der kleine Finger weggeschossen.

Sonnabend, 7. Juli. Habe mich nicht getäuscht in der öffentlichen Meinung Preußens. Die Berliner Journale unisono entschieden und eifrig für weiteres Vorgehn und volle Befriedigung der von Bismarck erhobnen Ansprüche trotz Napoleon. Die italienischen Blätter plädieren ebenso entschieden für treues Stehen zu Preußen und Abweisung des österreichischerseits vorgeschlagnen Arrangements. In Paris wartet man noch auf Antwort aus den Hauptquartieren der Könige. In Böhmen wird weiter verfolgt und weiter Beute gezählt. Hundertzweiundzwanzig Kanonen und zweiundzwanzigtausend Mann; reichlich ein Drittel der kaiserlichen Nordarmee mit Einschluß unsrer sächsischen Vasallen muß jetzt unschädlich gemacht sein. Benedek des Oberbefehls enthoben, der Einzige wohl, der Unmögliches hätte möglich machen können. Um so besser. Die Bayern bei Dermbach oder Geisa im Weimarischen nach heftigem Gefecht zurückgeschlagen. Die Badner verstimmt, manche vermutlich froh über die Schlacht bei Königgrätz, aus Wetzlar nach Süden abmarschiert. Ich meine, in acht Tagen wird mit der Reichsarmee noch besser aufgeräumt sein als mit der österreichischen, und auf Beseitigung dieser buntscheckigen Gesellschaft in vierzehn Tagen dürfte man, wenn wir uns nicht vor Übermut zu hüten hätten, fast wetten.

Heute abend erzählte Z. eine nette Geschichte zur Charakteristik des Kriegsgerüchts. Vor einigen Tagen geht eine Abteilung unsrer Garnison auf dem Bayrischen Bahnhofe zu einer Expedition ab, und sofort heißt es in der Nachbarschaft: „Die Bayern sind im Anrücken auf Leipzig.“ Der Zug, den unsre Preußen bestiegen, lenkt in die Verbindungsbahn ein, und nun weiß man: „Die Österreicher sind in Dresden.“ Er kommt wieder zurück und fährt in südlicher Richtung ab, und jetzt weiß man wirklich nicht, was die Zündnadeln vorhaben. Sie selbst aber wußten es recht gut. Man hielt bei Kiritsch, marschierte auf Pegau und konfiszierte hier und in der Umgebung etwa fünfzehnhundert Scheffel Hafer, die die sächsische Regierung dort für ihre Reiterei aufbewahrte, und die irgend ein illoyales Sachsenkind verraten hat.

Sonntag, 8. Juli. Nachmittags wieder einen Besuch in

den Lazaretten gemacht, für die jetzt sehr reichliche Spenden, namentlich an feinen Weinen, fließen, und wo der Zudrang des Publikums passend geordnet und beschränkt ist. Eine Anzahl von Verwundeten ist schon bei Familien untergebracht, natürlich auf deren Wunsch und Bitte, und wie ich vernehme, gehen noch fortwährend solche Gesuche bei der Direktion ein. Die Österreicher und die Sachsen sind davon ausgeschlossen, da sie als Kriegsgefange betrachtet werden.

Im Waisenhausgarten wieder viele uniformierte Spaziergänger, darunter ein Preuße und ein Kaiserlicher Arm in Arm, und viel Volk am Gitter, um zu fragen, sich erzählen zu lassen, Cigarren zu verteilen und — wenn die Wache nicht hinsieht — die Schnapsflasche durch die Eisenstäbe zu reichen. Ein preußischer Blauer von der Linie berichtet, daß die Österreicher in der Schlacht nicht ihre gewöhnliche weiße Montur, sondern Mäntel getragen hätten, über deren Schöße sie bei der Flucht häufig gefallen wären. „Sie sagten selbst — so setzte er hinzu —, sie hätten Befehl gehabt, ihre guten Röcke zu schonen, um in Berlin damit Parade machen zu können Aber ich glaube, bald kriegen sie in Wien eine preußische Parade zu sehen "

Die Wache hatte, da es Abend wurde, die Leute aus dem Garten ins Haus gerufen, und ich wollte eben gehen, als mich ein Streit zwischen ihr und einem kaiserlichen Grenadier festhielt. „Ich gehe nicht hinauf, die Preußen sind noch unten," hörte ich. Die Wache befahl diesen, sich ebenfalls ins Haus zu verfügen, und sie gehorchten, nicht aber der Österreicher. „Wollen Sie jetzt auf Ihr Zimmer gehn." — „Ganz gewiß nicht." — „Gleich gehen Sie." — „Fällt mir gar nicht ein." — „So muß ich den Unteroffizier rufen." — „Gut, so werde ich auf den warten und hören, was der dazu meint." — Der Soldat ging, schien den Gesuchten aber nicht gleich zu finden, und inzwischen machte ihm der Grenadier allerhand Grimassen und zeigte nach dem Himmel. Er war offenbar betrunken oder nicht klug. Endlich erschien der Unteroffizier. Aber statt sich zu fügen, zankte sich der Trotzkopf mit der Messinggranate am Kragen von neuem mit der Wache, die nun die Geduld verlor. „Ich will gar nichts mehr von Ihnen hören, aber Ihnen sagen, was Sie sind. Sie sind dumm, verstehen Sie, dumm sind

Sie," womit der Soldat auf ſeine Stirne wies. Der Unteroffizier aber machte kurzen Prozeß. „Sie gehen augenblicklich hinauf," ſagte er in ſcharfem Tone. Noch einmal ſetzte ſich der Grenadier auf die Hinterbeine, er ſehe nicht ein, warum. „Wenn Sie nicht auf der Stelle thun, was ich Ihnen heiße, ſo kommen Sie morgen nach Berlin," drohte der Preuße, und das wirkte. Der Weißrock zog ab, aber nicht, ohne ſich nochmals umzudrehen und gen Himmel zu weiſen. Ob der Burſche dort etwa einen Schutzpatron hat, und ob er etwa dahin zu entwiſchen gedachte?

Später war ich am Turnhallenlazarett, wo die Verwundeten, wie es ſchien, nur Preußen, noch vor der Thür ſtanden und ſich mit dem Publikum unterhielten. Ein Musketier erzählte, wie er in Böhmen in mehreren Dörfern gefunden hätte, daß die Öſterreicher die Bauern verjagt, die Brunnen mit Steinen verſchüttet und das Gerät und Geſchirr in den Häuſern kurz und klein geſchlagen hätten. „Wir verfolgten ſie — ſo ſchloß er ſeinen Bericht —, gaben ihnen was ab für ihren Unfug und ſpeiſten dann die armen Bewohner des Ortes, die halb verhungert zurückkamen, von unſerm Brot und Reis." Die Geſchichte von dem angeblichen Verrate der Sachſen (in obiger Faſſung, wie ich in der Zeitung ſehe, richtig) war hier auch bekannt, aber vom Gerüchte dadurch verſchönert, daß die tückiſchen Sachſen nicht bloß mit weißen Tüchern gewinkt, ſondern auch ihre Gewehre hingelegt, ſie, als ſich die Preußen vertrauensvoll näherten, wieder aufgegriffen und gefeuert haben ſollten, „wofür wir ſie dann von fünf Seiten her zuſammenſchoſſen." Auch ein paar Wunder wurden erzählt. Ein preußiſches Infanteriebataillon war einer bedrängten Batterie ſo raſch zu Hilfe geeilt, daß es in einer Stunde zwei Meilen zurückgelegt hatte, und ein Füſilier wollte einen öſterreichiſchen Offizier auf ſechshundert Schritte mitten in die Bruſt getroffen haben. Das kann Augentäuſchung geweſen ſein. Renommiert wurde wenig und dann faſt nur von den Leiſtungen des Zündnadelgewehrs, nicht von den eignen. Zu den Führern das unbedingteſte Vertrauen, das Lob der untern Offiziere in aller Munde — eine wahre Muſterarmee.

Auf dem Gebiete der Telegramme alles nach Wunſch. France hat wiſſen wollen, daß aus den Tuilerien nach dem Feldlager am untern Po „die Empfehlung" abgegangen ſei, Venetien nicht an-

zugreifen, aber nach andrer Nachricht ſcheint glaublicher, daß dorthin nur der ſtille und unſichtbare Wunſch nach ſolcher Zurückhaltung geflogen iſt, und zwar nicht aus den Tuilerien, ſondern aus dem Hotel des k. k. Botſchafters in Paris, und daß beſagter Wunſch vorher auf der Redaktion der Franco eingekehrt ſei. Die Meinung, daß Napoleon ſeine Bundesgenoſſen, oder ſagen wir bloß, ſeine guten Freunde, anderswo zu ſuchen habe, als bei einer altersſchwachen und gebrechlichen Macht und deren gleichfalls ſchwachem Anhang, breitet ſich, wie ich aus mancherlei Äußerungen ſchließen möchte, immer mehr aus, auch unter Leuten, wo man ſie nicht ſucht. Desgleichen der Wunſch, daß Preußen nicht ſtill ſtehen, ſondern ſeinen Vorteil raſch und rückſichtslos weiter verfolgen möge. Unter andern war auch der wackere kleine Schuhmann dieſer Anſicht. „Drauf auf die Öſterreichiſchen, ſage ich, drauf auf die Bierbayern, zuſammengeſchoſſen, totgeſtochen! Wir müſſen endlich eins werden," lautete ſein grimmiges Votum, als ich mir heute abend bei ihm Cigarren für meine verwundeten Pickelhauben beſtellte. Er iſt weder Hofrat noch Profeſſor, ja er hat das Mißgeſchick, nicht einmal Doktor zu ſein. Selbſt in Vereinen und Volksverſammlungen zu den Füßen unſrer politiſchen Gamaliele zu ſitzen und Weisheit zu lernen, hat es ihm an Zeit und Luſt gefehlt. Er iſt ein ſimpler Materialwarenhändler, der aber ſeine Gedanken hat, und manchmal gar keine übeln, wie mir vorkommt. Nicht ſelten begiebt ſichs jetzt, daß ein kindlich Gemüt in Einfalt übt, was hochfahrender Verſtand nicht gewahr wird, und ich zweifle nicht im geringſten, daß man bei einigem Nachſuchen ſeitab von der Heerſtraße des Parteitreibens noch manches im ſtillen blühende unitariſche Veilchen entdecken würde, das die Siegesſonne Preußens hervorgelockt hat. Die großen vollen, fetten Päonien und Klatſchroſen doktrinärer Selbſtgefälligkeit und Tugendhaftigkeit aber beginnen ſich zu entfärben und zu entblättern. Auch in Preußen geht es, dem Himmel ſei Dank! mit ihnen zu Ende. Die Wahlen zeigens deutlich: das Reich der politiſchen Juriſterei wird fallen, das Vaterland wieder ſtehen, wohin es gehört — über der Partei.

Montag, 9. Juli. Dieſen Morgen wieder ein ſtarker Transport von Verwundeten eingetroffen, wie ich höre, über fünfthalb hundert. Man hat ſie zum Teil im Waiſenhauſe, wo noch einige

neunzig Betten leer ſtanden, zum Teil in den beiden andern Lazaretten, zum Teil in den „Luftbuden“ neben dem Waiſenhaus und dem Militärſpital am Roſenthale untergebracht. Es ſind gegen dreißig Schwerverwundete dabei. Wie es heißt, erwartet man noch mehr von dieſen unglücklichen Gäſten, und für dieſe wird die Bürgerſchule vor dem Zeitzer Thor in Bereitſchaft geſetzt. Unſre Ärzte haben viel zu thun. Die Spenden von Geld und Material fließen reichlich fort, was der Kommandant in einem Anſchlag dankend anerkennt. Zu wünſchen wäre, daß unſre vornehme Damenwelt ihren Eifer für die Bleſſierten noch mehr in die rechte Bahn lenkte, d. h wie bisher fleißig Binden, Wäſche, Charpie und Erfriſchungen beſorgte, aus den Lazaretten aber wegbliebe. „Die Krinolinen ſind außerhalb des Lazaretts ſehr werte Gehilfinnen, drinnen aber im Wege,“ ſagte mir einer der Ärzte. „Eine vornehme Dame am Krankenlager eines verwundeten Kriegers iſt ein hübſches Bild für den Maler, aber dem Doktor iſt eine derbe und geſchulte Wartefrau lieber, und ein Hoſpital iſt kein Theater. Junge Mädchen aber gehören gleich gar nicht hierher. Sie ſollten ihr Bedürfnis nach Emotionen anderswo befriedigen, als da, wo Soldaten die Hemden wechſeln.“

Draußen auf dem Kriegsſchauplatz alles in erfreulicher Verfaſſung: Preußen im Oſten über Pardubitz hinaus auf dem Wege nach Brünn, behende Preußen im Weſten in Brückenau, Bayern zurückweichend, Cialdini über den Po vorgerückt. In etlichen Tagen iſt hoffentlich Frankfurt mit preußiſcher Einquartierung verſehen. Wie prächtig doch unſre Kriegsmaſchine arbeitet! Und wie zahm ſchon das Schreiervolk in Schwaben geworden iſt! Hofft da ſchon ein Stuttgarter Blatt ganz unverfroren, daß nicht auch noch Württemberger Blut für Öſterreich — bisher hieß es, für Deutſchland — vergoſſen werde. Der Himmel ſegne dieſe endlich aufgehende Erkenntnis und verleihe ihr ein raſches Wachstum! Bei uns bricht ſie immer mehr durch, und meine Anſicht, daß es in Leipzig mehr ſolche Veilchen wie der kleine Cigarrenmann im Fürſtenhauſe geben müſſe, wurde heute von L., der als Gaſtwirt vieler Menſchen Rede hört, beſtätigt. „Es iſt zum Verwundern — ſagte der für ſeine Perſon Indifferente —, vor der Schlacht waren meine Gäſte alle ſächſiſch, jetzt ſind ſie wie auf den Kopf geſtellt, und die meiſten

würden morgen ſchon preußiſch.“ „Erfolganbeter.“ Und das iſt die „Volksſeele“ unſers demokratiſchen Hofrats. Die Gartenlaube darf wieder erſcheinen So iſts recht. Bismarck ſelbſt iſt, wie Keil mir ſagt, für ſie eingeſchritten.

Dienstag, 10 Juli. Früh brachte Günther ein paar allerliebſte Kriegsgeſchichten aus dem Lazarett in der Turnhalle mit. Einer der dort liegenden Preußen, ich glaube ein Huſar, bekommt bei Königgrätz einen Hieb über den Kopf, von dem er bewußtlos niederſinkt. Als er ſich nach einiger Zeit erholt und ſich das Blut aus den Augen wiſcht, iſt alles ſtill um ihn, und nur Tote liegen in ſeiner Nähe. Brennender Durſt quält ihn, und er ſieht ſich eben nach Waſſer um, als ſich neben ihm ein Öſterreicher erhebt und dem Kameraden einen guten Abend bietet. Der Preuße klagt ihm ſeine Not, und der Weißrock ſteht ganz auf, geht weg und kommt nach einer Weile mit einer Mütze voll Waſſer wieder. Geſtärkt dankt der Preuße für die Wohlthat und fragt dann, wo der gute Kamerad verwundet ſei. „Verwundet? I bin holt goar nit verwundet. I docht, als d Gſchicht losging, was ſollſt di totſchießen loſſen? Und ſo fiel i holt hin und blieb liegen, bis der Gſpoaß vorbei war. Itzt oaber bin i dein Gfangner.“ Und richtig führte der verwundete Preuße den geſunden Öſterreicher als Gefangnen ab.

Ein Musketier ferner hatte erzählt: „Als unſer Regiment die Kaiſerlichen angreifen ſollte, zeigte ſichs, daß der Feind zu ſtark war, und der Oberſt kommandierte: Zurück. Wir aber ſchreien: Die Brandenburger gehn nicht zurück. Hurra! und drauf gehts, und wir brechen durch, ſchmeißen die Mützen in die Höhe und rufen Viktoria.“ Wäre die Geſchichte wahr und ich König Wilhelm, ſo wüßte ich, was ich thäte. Ritte zu ihnen hin. „Habts braw gemacht, Leute,“ ſagte ich. „Aber Disziplin muß ſein. Dahero horcht. Wenn wir heimkommen, ſo wird das Regiment auf eine Viertelſtunde in Arreſt marſchieren, von wegen Inſubordination, aber mit der Fahne. Und wenn ihr wieder herauskommt, ſo werde ich vor der Thür ſtehen und jedem von euch das Eiſerne Kreuz anheften. Verſtanden? Adieu!“

Unter den Öſterreichern in der Turnhalle ſind auch Leute, die nach Büchern verlangen. So ein Wiener Kind, und ſo ein andrer, der um ein tſchechiſches Buch gebeten hat. Gegen ſiebzig ſind heute

als Gefangne und nur Leichtverwundete abgeführt worden, es heißt, nach Magdeburg. Man fährt fort, für die Zurückbleibenden zu ſammeln und zu ſorgen, und ſie haben jetzt reichlich, was ſie bedürfen.

Heute iſt das zwanzigſte Landwehrbataillon in drei Zügen, man ſagt, von Magdeburg kommend, hier durch und nach Böhmen gegangen. Von draußen weitere gute Nachrichten. Die ſchwarze Wolke der Paris-Wiener Intrigue ſteht noch am Horizont, wird aber nur von Ängſtlichen noch mit großer Beſorgnis betrachtet. Sie iſt wenigſtens nicht bedrohlicher geworden, und Cialdini iſt wirklich über den Po. Die Preußen, achttauſend Mann ſtark, in Prag eingetroffen und in Brünn erwartet. Im Weſten die Pickelhauben wieder in Wetzlar, die Bayern im Nebel verſchwunden. Das naſſauiſch-darmheſſiſch-kurheſſiſch-badiſch-ſchwäbiſch-öſterreichiſche Kuddelmuddel quirlt unſchlüſſig hin und her. Die Frankfurter Juden- und Demokratenſchaft in tauſend Ängſten. Von Schleswigs Bürgerſchaft, von Flensburg ſogar dem König Wilhelm zur Schlacht bei Königgrätz gratuliert. Desgleichen — Wunder über Wunder! — von den Kielern. Was wird „Querfritz“ dazu ſagen?

Mittwoch, 11. Juli. Das Kriegsgerücht braut fort im Volke, vorzüglich auf dem Lande. Die Leute ſind rein wie die Kinder. Wie Knaben, was ſie gern gethan ſähen, Dichtungen für wirklich eingetreten halten und als wirklich eingetreten weiter erzählen, unbekümmert um Möglichkeit und Unmöglichkeit, ſo auch der kleine Mann in unſern Dörfern draußen vor der Stadt. „Na, wiſſen Sie ſchon?“ ſo hörte ich dieſen Vormittag den Kohlgärtner Fritſche zu dem Kellner von den „Mohren“ ſagen, der ihm zum Frühſtück die gewohnte Flaſche Wernesgrüner brachte. „Neue Schlacht geweſt, unten in Böhmen. Die Preußen Keile gekriegt. Die Sachſen haben's hauptſächlich gemacht. Acht Stunden haben ſie ſich herumgehauen, und der Preuße ſteht jetzt wieder auf dem Flecke, wo er vor der Geſchichte bei Königgrätz ſtand. Benedek und drei andre Generale ſind in Wien erſchoſſen worden, und die Kaiſerlichen werden jetzt von einem ſächſiſchen Generale kommandiert.“ Der Kellner, ein vorſichtiger und nur in betreff der Trinkgelder phantaſievoller Charakter, erwiderte nur: „Na, das wäre.“ — „Ja, und wiſſen Sie ſchon, den Koburger, den haben ſie aus allen

Wirtſchaften nausgeſchmiſſen — ich meine ſein Bild —, will der ein Volksmann ſein und geht mit Bismarcken.“ — „Hm — verſetzte der Kellner, indem er im Entkorken und Ausſchenken der Flaſche innehielt —, ſoll der denn etwa mit dem katholiſchen Oſterreicher gehen?“ — „Na, das gerade nicht, aber“ — hier ſtockte die Weisheit unſers Dorfbürgers und ſteckte den Kopf in den Korb mit grünem Gemüſe, den ſie vollzupacken beſchäftigt war, aus dem ſie aber nichts weiter hervorbrachte, als: „Sie ſind mir auch ſo einer.“ Der Kellner ſchwieg, ſchenkte ſeine Flaſche aus und ging. Er ſchien zuzugeben, daß er auch ſo einer wäre.

Die Preußen ſind noch einmal in Pegau und Umgegend geweſen und haben noch mehr Stroh und Hafer abgefaßt. Das Volk will wiſſen, der hieſige Kommandant hätte die, die die preußiſchen Vorräte angegeben hatten, zur Belohnung auf eine preußiſche Feſtung geſchickt. „Seid ihr ſo ſchlecht, eure Regierung zu verraten — hätte er geſagt —, ſo haben wir uns desſelben von euch zu verſehen; alſo marſch mit euch nach Spandau.“ Vermutlich Mythe, die darin ausgeſprochne moraliſche Anſchauung aber nicht übel.

In Dresden herrſcht nach dem Berichte K.s, der geſtern dort geweſen, namentlich in Beamtenkreiſen tiefe Entmutigung Alles glaubt, wir werden preußiſch. Viele beklagen das Schickſal der königlichen Familie. Noch mehr aber betrübt und ängſtigt man ſich mit dem Gedanken, ſelbſt ſeine bisherige Poſition zu verlieren. „Jeder Kalkulator erwartet - wie K. meint — ſeine Entlaſſung aus Amt und Brot, wenn Sachſen zu Preußen kommt.“

Viele ſollen ſich mit Napoleon tröſten „Der läßts nicht zu, daß Sachſen preußiſch wird,“ ſagt das Volk. Napoleon Schiedsrichter, Retter! O ſeliges deutſches Turnfeſt von 1863, und o ſeliges Schlachtjubiläum desſelben Datums, wo ſeid ihr hin mit euern Gefühlen und Gelübden! — „Ja ja, Sie können glauben, der Kaiſer hat vor zwei Jahren in Paris zum Prinzen Georg geſagt, er wiſſe wohl, daß ſeinem Großvater (ſoll heißen Großoheim) um ſeiner Liebe zu Frankreich willen ſchweres Unrecht geſchehen iſt, aber er würde es ſchon wieder gut machen, darauf könnte er ſich verlaſſen.“ Dieſe Anekdote geht hier, von Dresden importiert, als tröſtendes Geſpenſt um und wird von allen geglaubt, die Troſt

bedürfen. Wie ſich die braven Kanonengießer die Sphinx in Paris vorſtellen mögen!

Abends. Nicht alle Bauern denken wie unſer Fritſche. Heute nachmittag kehrte ich nach einem Spaziergang durch die Nonne und über die lange Linie zu Connewitz ein. Vier Leute vom Lande ſaßen in der einen Ecke der Schenke und politiſierten. Sie wußten auch von der neuen Schlacht, in der die Preußen geſchlagen worden ſeien, und ferner, daß dabei Prinz Albert in Gefangenſchaft geraten, aber von Prinz Georg mit viertauſend ungariſchen Huſaren wieder herausgehauen worden wäre. Mit ihrem ſächſiſchen Patriotismus aber wars ſchwächlich beſtellt. „Wißt ihr was — ſagte der eine —, mir iſts recht, wenn der Preuße unten in Böhmen gewinnt; da kriegen wir den Spektakel und die Laſt nicht hierher.“ — „Na, mir auch — erwiderte ein andrer —, was geht uns Öſterreich an und der Auguſtenburger? Wir wollen in Frieden leben. Und ob ich Preuße werde, iſt mir ganz einerlei. Ich werde meinetwegen Türke, wenns ſein muß.“ — „Und warum wir uns für den König totſchlagen laſſen ſollen, ſehe ich auch nicht ein. Was haben wir von ihm?“ fügte der dritte hinzu. — „Na, aber, dann wird ja unſer Militär preußiſch,“ miſchte ſich der Wirt hinein, indem er einen Blick auf mich warf, da er in mir einen Horcher der Regierungsparteien vermuten mochte. — „Na, ſo laß es preußiſch werden,“ antwortete der erſte. „Dann braucht nicht bloß der arme Teufel zu dienen, der Miniſterſohn muß dann auch daran“ — ein Raiſonnement, das zeigt, daß unſre Bauern gar nicht ſo einfältig ſind als manche ausſehen.

Das Manifeſt Franz Joſephs an ſeine Völker, über das geſtern ein Telegramm eingelaufen iſt, ſchmückt ſich wieder mit dem Namen Gottes und ruht auf dem guten Rechte Öſterreichs. Er will Frieden machen, wenn man von ihm nicht Zugeſtändniſſe verlangt, die die Macht des Reiches erſchüttern. Von den Bundesgenoſſen „im Reiche draußen“ ſcheint nicht die Rede zu ſein, was nicht angenehm für dieſe, aber recht ſehr angenehm für uns wäre. Und ob die Macht Habsburg wohl erſchüttert, ob ſie nicht vielmehr in die rechte Bahn gebracht wird, wenn ſie ſich aus dem Verbande mit Deutſchland löſt? Wir im Norden wiſſen die Antwort darauf. Aber in Wien — wir werden ſehen. Gut iſt an

dem Aktenſtücke, ſoweit wirs kennen, nur das eine, daß K. K. Majeſtät in betreff Allerhöchſt ihrer Truppen nicht auf die Südarmee, ſondern nur auf Rekruten und Freiwillige rechnen zu können ſcheint.

Inzwiſchen ſind die Preußen nicht müßig geblieben, und die Nadeln mit den blauen Glasköpfen ſind auf den Karten in der Börſenhalle ſeit geſtern wieder um ein erkleckliches Stück weiter nach Süden vorgerückt. Auf dem öſtlichen Kriegstheater bis über Zwittau hinaus, und weiter ſüdöſtlich ſchon bis Weißkirchen; Gelbköpfige im Norden nur noch an fünf einzelnen Punkten, den Feſtungen Königſtein, Leitmeritz, Joſephſtadt, Königgrätz und Pilſen, und in Venetien Cialdini ſchon öſtlich vom Feſtungsviereck in Montagnana — eine Schnelligkeit, die Bedenken erregt, da die Kaiſerlichen zu ſchwach geweſen ſein müſſen, den General anzugreifen und aufzuhalten, was auf bereits erfolgten Abmarſch eines großen Teils der Südarmee nach Norden ſchließen ließe. Die ſchwarze Sturmwolke in Paris ſieht gleichfalls wieder bedenklicher aus. Napoleon mache Ernſt, wolle keine Schwächung Öſterreichs, Froſſard ſei ins preußiſche Hauptquartier geſandt, bewaffnete Vermittlung Frankreichs anzukündigen, meldet ein Telegramm aus Wien. — Aus Wien — ähnliches ſchon dageweſen und Erfindung geweſen. Napoleon iſt ſchwerlich ſo raſch entſchloſſen; warten wir den Moniteur ab.

Später neues Telegramm angeheftet. Gablenz wieder mit Waffenſtillſtandsanträgen im preußiſchen Hauptquartier erſchienen und wieder abgewieſen. In London hätte das Pariſer Vermittlungsprojekt einen übeln Eindruck gemacht Hm, will wohl nicht viel bedeuten. Man hat ſich bis auf weiteres abgewöhnt, Englands guten oder böſen Willen in deutſchen Dingen als Faktor zu betrachten, mit dem zu rechnen wäre. Wichtiger erſcheint die Proklamation des preußiſchen Oberkommandos an die Böhmen Was? Förderung der nationalen Beſtrebungen der Tſchechen, Andeutung, daß deren Wünſche nach Selbſtändigkeit und Verbindung mit Mähren erfüllt werden ſollen, wie die der Ungarn. Das ſieht ja aus, als ob Preußen über ſeine Eroberungen bereits zu disponieren Miene machte. Sch. hat ſchon lange prophezeit, König Johann bekommt die Wenzelskrone und tritt dafür die ſächſiſche an Preußen ab. Ein guter Tauſch für die Böhmen und für uns und für das Haus Wettin und darum, dünkt mich, keine illoyale Prophezeiung. Im übrigen

etwa maßvolle und anmutige Miſchung der Prinzipien von Bundesſtaat und Annexion. Was bundestreu nördlich vom Main, annektiert, mindeſtens Südhannover, Kurheſſen, Naſſau und das nördliche Darmheſſen — Schleswig-Holſtein ſelbſtverſtändlich, vielleicht die fränkiſchen Stammländer Brandenburgs und Meiningen noch. Der Reſt bundesſtaatlich mit Preußen verbunden. Die Südweſtdeutſchen ihrem Nachdenken überlaſſen. Das wäre ungefähr, was man in unſern Kreiſen wünſcht und jetzt nicht mehr für ganz unmöglich halten will.

In Chemnitz Tumult geweſen, Pöbel natürlich, und infolgedeſſen ein gelinder Belagerungszuſtand erklärt. Recht ſo. Ordnung muß ſein, und Ruhe iſt vorläufig die erſte Bürgerpflicht für die Sachſen.

Donnerstag, 12. Juli. Alle Tage faſt bildet die erregte öffentliche Meinung, beſonders im niedern Volke, ſchauerliche und komiſche Mythen, und beinahe allenthalben hört man in dieſen Kreiſen mit viel Behagen und wenig Verſtand und Überlegung politiſieren. Ein paar hübſche Beiſpiele davon. „Wiſſen Sie, warum der Glyczinski*) von Limburgern weggezogen iſt?“ fragt geſtern ein biedrer Philiſter den andern bei Kitzing am Biertiſche. — „Nein.“ — „Sehen Sie, er hats zu arg gemacht. Verlangt der zwei ganze Etagen, zwei Equipagen und alle Tage Tafel mit ſechs Gedecken.“ „Er, das wäre!“ — „Ja, aber Limburger wußte ſich Rat. Exzellenz, ſagte er, wie viel Gemeine gehen auf den General?“ — Fünfzehn. — „Nun, dann bitte ich um die fünfzehn Gemeinen. Sprichts und dreht ihm den Rücken.“ — „Hölliſch fixer Kerl, und was für Courage. Ja, ſo muß es kommen.“ So meine Philiſter. In Wirklichkeit iſt, wie ich erfahre, der Quartierwechſel des Kommandanten aus ganz andern Gründen erfolgt. Herr Limburger bot dem General die dritte Etage ſeines Hauſes zur Wohnung an, und das wurde artig abgelehnt, da es zu hoch und weil die vielen auf der Kommandantur verkehrenden Soldaten dem Hauswirt die mit Teppichen belegten Treppen der untern Stockwerke ruinieren würden.

Gleich neben der Mythe vom Kommandanten ſaß ein andrer

*) General und preußiſcher Kommandant von Leipzig ſeit Beginn der Okkupation.

weiſer Thebaner, der einem Tiſchgenoſſen die italieniſche Frage erläuterte, und dabei hörte ich folgende Äußerungen: „Der Italiener muß Venedig kriegen. Das iſt richtig. Aber das Feſtungsviereck, das muß der Öſterreicher behalten; denn das brauchen wir für Deutſchland.“

Die France will wiſſen, das Berliner Kabinett wolle auf folgenden Grundlagen über den Frieden verhandeln: Öſterreich aus dem Bunde getreten, die ganze Land- und Seemacht Deutſchlands in Preußens Hände gelegt, desgleichen die diplomatiſche Vertretung, endlich Annexion eines Teiles der okkupierten Staaten, worunter nach andrer Nachricht, außer Schleswig-Holſtein meerumſchlungen, Hannover, Kurheſſen, das öſterreichiſche Schleſien und Sachſen verſtanden wären. Auch die Waffenſtillſtandsbedingungen ſind von dem Bewußtſein der Stärke Preußens und der Unzuverläſſigkeit der Hofburg formuliert: Einräumung der Feſtungen zwiſchen der preußiſchen Grenze und Mähren, Übergabe der böhmiſchen Eiſenbahnen, Verpflegung der preußiſchen Armee in Böhmen auf Öſterreichs Koſten, keine Rekrutierung desſelben während des Waffenſtillſtandes, Verbleiben des kaiſerlichen Nordheeres in ſeiner jetzigen Stellung und des Südheeres auf halbem Wege zwiſchen Wien und dem Feſtungsviereck — das klingt gut, und Napoleon wird dagegen nicht viel geltend machen können.

Auch ſonſt melden die Telegraphen nur Erfreuliches. Im Südoſten glückliches Reitergefecht, im Weſten Manteuffel über die fränkiſche Saale und jetzt in Kiſſingen. Aus dem Norden Abmarſch der Kontingente Mecklenburgs und Oldenburgs nach dem Kriegsſchauplatze in Heſſen, Reichsarmee mit der ſchwarzrotgelben Binde ſich noch im Nebel tummelnd. Roggenbach einen grimmbrennenden Brief an Bismarck geſchrieben, der den badiſchen Staatsmann ganz zu den Unſern ſtellt und alles von der Einheitspartei mit ſich fortreißen wird, was bisher noch an die Halbheiten des Nationalvereins glaubte. In der That, man kann mit ſeiner Zeit wohl zufrieden ſein. Ich meine, die Mainlinie bekommen wir aus dem gröbſten, und die Süddeutſchen werden auch nicht ewig die Narren bleiben, die ſie — abgeſehen von Leuten wie unſer Mathy — jetzt ſind.

Fünfte Woche

Freitag, 13. Juli. Unſre Köchin iſt wieder glücklich und verſalzt uns nicht mehr die Suppe. Ihr Granatkanonier, mit König Johanns Macht gezogen in die böhmiſche Schlacht, hatte bisher nicht geſchrieben, ob er geſund geblieben. Heute früh Brief von ihm, etwas ſchmutzig zwar, wie alles aus Krieg und Lager, mit Bleiſtift, vielleicht auf einem Protzkaſten, ſo unleſerlich wie möglich zuſammengekritzelt und ſehr dürftig an Detail, „da wir hier nichts weiter ſchreiben dürfen," aber doch Sonnenſchein in ein verdüſtertes Lenorengemüt; denn „Dein innigſt geliebder Wilhelm" war am 5. Juli noch „geſunt und am Leben." Wo, durfte er vermutlich auch nicht genau ſagen. „Aus Böhmen" mußte genügen. Heute würde er den Brief aus Mähren datiert haben. Wilhelm war zweimal mit im Feuer geweſen. Er erzählte: „Am 27 Junte wurde unſre Batterie zuerſt ins Gefegd gezogen, und wir ſtanden zwei Stunden in demſelben, als wir aufmarſchierten, feuerten die Feinde weiter nichts wie Kranaden auf uns, doch keine draf. Das 2. mal war den 3ten Julie, es war aber kein Gefegd, ſondern eine fermliche Schlacht, wo über ſiebenhundert Kanonen gegen einander ſchoſſen. Wie mancher brave Sachſe hat hier ſein Leben laßen genußt. Die Gebrüder Z. waren auch mit dabei, Robert und Auguſt ſint geſund. Ernſt aber iſt ſo wie ich von Kameraden ſeiner Kompagnie gehörd habe, in Arm geſchoſſen. Wenn ich wieder zu Hauſe komme, werde ich dir als erzählen, wie es war."

Auch die bluttriefende Nachricht der Milchfrau vom 22. Jum iſt durch Briefe „aus Böhmen" zu nichts geworden. Andern freilich geht es nicht ſo wohl. Die Sachſen ſcheinen namentlich bei Sadowa, wo ſie die letzten auf dem Schlachtfelde waren und durch ſtramme Haltung den geſchlagnen Öſterreichern einen leidlich geordneten Rückzug ermöglichten, ſtarke Verluſte erlitten zu haben. Unter anderm zeigte geſtern der Sprecher der hieſigen Burſchenſchaft Germania an, daß ein Verbindungsbruder, Kratz, dort gefallen ſei.

Für gewiß verlautet, daß Leipzig demnächſt mehr Einquartierung bekommen wird, und daß auch die Dörfer der Umgegend damit belegt werden ſollen. Man zieht, wie es heißt, hier ein

Reſervekorps zuſammen, dem die kleinern norddeutſchen Kontingente angereiht werden ſollen, und zu deſſen Kommandeur der Großherzog von Mecklenburg beſtimmt iſt. Für dieſen iſt das Hotel de Pruſſe gemietet.

Draußen auf den verſchiednen Kriegsſchauplätzen immer noch faſt alles nach Wunſche. Preußiſches Hauptquartier wiederum weiter nach Süden verlegt und in dieſem Augenblick ſicher ſchon in der Hauptſtadt Mährens. Die drei Armeen der Preußen haben ſich von neuem getrennt: die eine nimmt die Richtung auf Olmütz, die andre geht nach Brünn, die dritte nach Iglau. Im Weſten ſollen die Zündnadeln Kiſſingen wieder geräumt haben, was auf Übermacht der Bayern deuten würde. Bei Frankfurt immer noch ſeltſames Hinundherfahren der Reichsarmee in Nebel und Wolken. Was noch fehlen mag zum Angriff der angeblichen Achtzigtauſend? Einigkeit? Oder ſind die ſchwarzrotgelben Armbinden noch nicht fertig? Cialdini ſteht bei Padua, die öſterreichiſche Südarmee ſcheint Venetien nur zum Teil geräumt zu haben. Die franzöſiſche Trikolore weht noch nicht, wie geſtern verlautete, in Verona. Eben ſo wenig iſt Prinz Napoleon nach Venedig und die kaiſerliche Mittelmeerflotte nach der Adria abgegangen. Dem Empereur ſollen die preußiſchen Ideen in betreff des Friedens nicht gefallen, er ſoll ſogar geäußert haben, ſie ſeien nicht diskutierbar. Woher die Kölniſche das wiſſen mag? Ein Troſt, daß Bismarck den Wahlſpruch des alten Blücher angenommen hat. Vorwärts! Je mehr man erobert, deſto weniger wird man ſchließlich bei Regulierung der Rechnung von ſeinen Eroberungen aufzugeben haben. Die öſterreichiſche Südarmee könnte, wie Sachverſtändige behaupten, vor Ablauf von drei Wochen nicht wohl an der Donau ſein, und dann wird Preußen den dreimalhunderttauſend Kaiſerlichen bei Wien eine gleiche Anzahl von Königlichen entgegenſtellen. Gegen den „Sieger von Cuſtozza“ aber wird der Sieger von Königgrätz Rat wiſſen, und das übrige wird Herr Dreyſe beſorgen.

Sonnabend, 14. Juli. Früh hörte ich wieder die laute Stimme unſers Fritſche im Hofe und beeilte mich, von ſeiner Unterhaltung mit dem Nachbar Kohlgärtner zu profitieren. „Ja, dieſe Nacht ſind ſie gekommen, auf zwei Parten. Es ſollen Lübecker ſein und Hamburger, lauter alte Kerls, und was für Mützen! Mit

Schirmen wie die Kohlenſchaufeln, und Gott, König und Vaterland darauf. Der Preuße muß jetzt ſchon das letzte zuſammenkratzen, ſeit er neulich wieder ne Schlacht verloren hat.“ — „Welche denn?“ — „Nun, die bei Kiſſingen, wo ihn die Bayern zurückgejagt haben.“ — „So, wiſſen Sie das ſo gewiß?“ — „Steht in der Zeitung, und Beuſt iſt auch in Paris und hat lange mit Napoleon zuſammengeſteckt. Ein paar ſchlaue Trabanten, nun kriegt der Preuße Sachſen gewiß nicht.“ — „So ſo, na na.“ — „Ja, und haſt du ſchon die Nachrichten geleſen, die Geſchichte von dem ſächſiſchen Gardereiter, der jetzt in Dresden liegt? Das iſt ein Kerl! Kommen da fünf preußiſche Dragoner auf ihn los. Reißt aber nicht aus, ſondern haut und ſticht um ſich wie der Teufel, und das Pferd macht mit, beißt und ſchmeißt aus. Soll ſich ergeben, thuts aber nicht. Kuchen! ſagt er und haut und ſticht weiter, und wie der Säbel entzwei geht, mit dem Karabiner, bis ein preußiſcher Küraſſieroffizier kommt. Da ergiebt er ſich. Der aber greift in die Taſche: Biſt ein braver Soldat, hier haſt du nen Thaler, trink einmal dafür.“ Die Geſchichte wird vermutlich nicht ganz ſo geweſen ſein, wie mein phantaſievoller Morgenbote ſie erzählt, aber man freut ſich doch zu hören, daß unſre Leute ſich wacker ſchlagen, und nur das verdrießt, daß es für keine beſſere Sache geſchieht. Nicht erfreulich klingen Berichte von dem Betragen ſächſiſcher Jäger in Teplitz. Sie ſollen ſich dort höchſt übermütig und händelſüchtig aufgeführt haben, und ſelbſt Fritſche meinte: „Lieber hundertmal Preußen als Einquartierung wie unſre Völker, wenn ſie jetzt zurück kämen, oder gar Bayern, die alles zerbrechen und zerſchlagen.“

Die „Lübecker und Hamburger“ von heute morgen waren, als ich mir ſie am Nachmittag näher betrachtete, preußiſche Landwehr mit roten Achſelklappen, auf denen eine Zwolf. Leute aus der Gegend von Frankfurt an der Oder. Die Kohlenſchaufeln an den Mützen vermochte ich nicht zu entdecken. Fritſche wird eine Viſion gehabt haben. Gegen Abend rückte eine Abteilung mecklenburgiſcher Dragoner ein, tüchtige Leute und Pferde, die ganz danach ausſehen, als ob ſie ihre Schuldigkeit thun würden. Dieſe Nacht ſollen in drei Zügen noch drei Bataillone großherzogliche Infanterie eintreffen. Bisher war die Einquartierung mehr eine Zierde der Stadt. Wenn dieſe Mecklenburger kommen und da bleiben, wird ſie von vielen

als eine Laſt empfunden werden. Wir würden dann ſieben Bataillone Infanterie hier haben, und ſchon jetzt ſieht es auf manchen Straßen ſo bunt wie in Potsdam aus. Wir ſollen ſie keine Laſt ſein. Wer nicht mitkämpfen kann für Preußens Panier, der ſoll ſich freuen, wenigſtens dafür ſteuern zu dürfen.

Auch ſonſt zeigt der Krieg der Stadt täglich ein ernſteres Geſicht. Weitere Transporte von Verwundeten, darunter heute abend einer von faſt lauter Schwerbleſſierten. Drei Öſterreicher dabei, die in Betten gehüllt waren, fahl wie Leichen ausſahen und wohl nicht wieder aufkommen werden. Einer, der einen furchtbaren Säbelhieb quer über den Kopf hatte, ſtöhnte laut, wenn der Wagen der Packträger, die ihn fortſchafften, an ein Hindernis ſtieß. Einem andern, der wie tot auf dem Rücken lag, ſtand rötlicher Schaum vor den Lippen. Was mögen die Unglücklichen auf der langen Fahrt gelitten haben!

Auswärtige Angelegenheiten noch immer befriedigend. Brief von S. aus Berlin: man will und wird annektieren. Die Zurückwerfung der Preußen Mythengebilde geweſen, die Bayern überall zurückgetrieben, wenn auch nach reſpektabler Gegenwehr. Die Frankfurter Reichsarmee denkt nicht mehr an Vorgehen nach Norden, nur noch an Verteidigung der Mainlinie. Starker Exodus des Volkes Gottes aus der Bundesſtadt nach der Schweiz und Frankreich. Deutet nicht auf beſondres Vertrauen der Börſe zu dem Genie des Prinzen Alexander und zu der Widerſtandsfähigkeit des militäriſchen Miſchmaſchs, den er befehligt. Unſer Heer im Oſten dem Feinde immer noch dicht auf den Ferſen. Preußen über Brünn hinaus, Spitzen der weſtlichen Kolonne, ſchweifende Huſaren, vermutlich ſchon in Znaym, zehn oder zwölf Meilen nördlich von der Stadt mit der Hofburg. Selbſt der alte Fritz iſt niemals ſo tief nach Süden vorgedrungen, und ſchon zittert Wien vor einem Sturm unſrer Blauen auf ſeine Schanzen. Manifeſt Kaiſerlich-Königlicher Majeſtät an die Ungarn, etwas kleinlaut, wie mich dünkt. Sollen ſich der Väter erinnern, Moriamur pro rege nostro rufen. Schweigen aber bis jetzt fein ſtille und laſſen die Geſchicke ſich erfüllen. Auch Napoleon macht im Moniteur eine freundliche Miene und läßt ſeine Franzoſen wiſſen, daß „ſein Verhältnis zum Preußenkönig immer das allerbeſte geweſen ſei.“ Geht das ſo fort,

ſo hat Preußen in ſieben Wochen mehr erobert als 1763 nach ſieben Jahren, und wir feiern dann wohl auch hier ein fröhliches Annexionsfeſt. Herrn von Beuſt aber wäre dann das Verdienſt zuzuerkennen, durch ſeine Ränke einer der beſten Verbündeten der unitariſchen Idee geweſen zu ſein, und wir hängen dann ſein Bildnis an das eines gewiſſen koburg-gothaiſchen Geheimrats unmittelbar unter das des Grafen Bismarck, aber, um nicht zu Mißverſtändniſſen Anlaß zu geben, verkehrt.

Sonntag, 15. Juli. Ander Wetter in Fritſches Ideenkreis Woher, nicht zu erraten. „Laſſen Sie uns nur erſt Preußen werden — ſo hörte ich ihn dieſen Vormittag unten mit ſeiner Trompeterſtimme predigen , Sie ſollen ſehen, alles wird dann gut. Zuerſt werden ſie uns freilich ein bischen mit den Militärgeſchichten quälen. Aber Steuern kriegen wir nicht ſo viel, denn der Preuße weiß, daß wir jetzt nicht viel gehabt haben, und er darf uns den Unterſchied nicht merken laſſen.“ Ohne Zweifel iſt Fritſchens Robert, der fleißig in den Schenken der öſtlichen Dörfer verkehrt, als Barometer für die dort herrſchende Stimmung anzuſehen.

Die meiſten Ortſchaften vor dem Zeitzer Thore ſind nach derſelben Quelle jetzt mit mecklenburgiſchem Militär beſetzt. Stötteritz hätte tauſend Mann, was ſicher übertrieben iſt. „Lauter junge Kerle, hübſche, artige Leutchen; haben die ganze Nacht guten Jamaikarum getrunken und Karten geſpielt“ — was dem Berichterſtatter offenbar imponiert hatte.

Mittag kommt Vetter Schwarze aus Wurzen. „Nun, große Dinge inzwiſchen paſſiert, nicht?“ ſage ich. — „Ja, das muß wahr ſein, und mit den Kaiſerlichen iſts nichts, und mit unſerm Alten wirds wohl aus ſein. Mir iſts recht, wenn wir preußiſch werden, aber“ — „Was aber?“ — „Aber die Beamten — bei uns heißts überall, alles würde abgeſetzt, wenn der Preuße das Land kriegte.“ Er dachte dabei an ſeinen Älteſten auf dem Gerichte. Ich berichtigte ſeine Vorſtellungen und bat ihn, die Berichtigung zu Hauſe weiter zu geben, was er verſprach.

Abends brachte ich den Vetter auf den Bahnhof, wo alles ſchwarz von Menſchen war. Als ich auf dem Rückwege über den Plauenſchen Platz ging, kam ein weiteres Bataillon vom zwölften Landwehrregiment von der Berliner Bahn die Gerbergaſſe herauf

getrommelt und gepfiffen. Ein ganz eigner altertümlich kriegerischer Klang, diese schrillen Pickelflöten, bei dem ich, Gott weiß, warum, immer an Spartaner denken muß, und bei dem das Wetterleuchten der Läufe und Bajonette über der dunkelblauen Kriegswolke doppelt grimmig flimmert. Auf der Magdeburger Bahn war den drei mecklenburgischen Infanteriebataillonen von gestern abend und voriger Nacht Artillerie gefolgt, die aber gleich den Dragonern nicht in die Stadt, sondern auf die Dörfer im Südwesten gelegt worden ist, sodaß wir in Leipzig selbst bis jetzt nur Preußen und nicht sieben, sondern nur fünf Bataillone sowie etwas Kavallerie, im ganzen ungefähr viertausend Mann Einquartierung haben.

Die Zahl der Verwundeten in unsern Spitälern ist ebenfalls gestiegen, es sollen deren gegen dreizehnhundert hier liegen. Als ich an den Bahnhöfen war, wurden mehrere Schwerblessierte in Siechkörben von Soldaten und Packträgern über die Promenade getragen. Einer hat, als er aus dem Waggon gehoben wurde, die Umstehenden flehentlich gebeten, ihm ein paar Eimer kaltes Wasser über den furchtbar geschwollnen Schenkel zu gießen, was auch — vielleicht nicht zu seinem Heil — geschehen ist. Einen andern haben sie als Leiche im Coupé gefunden. Immer düsterer zeigt auch uns Friedensmenschen der alte Kriegsgott sein Gesicht. Noch hat die Stadt seine Stimme nicht gehört. Werden auch wir sie noch vernehmen? Ich glaube nicht. Bei Wien und Frankfurt ists, wo die Geschicke Deutschlands entschieden werden.

Abends. Wieder ein größerer Sieg der Preußen, vielleicht ein entscheidender, telegraphiert, diesmal im Südwesten. Aschaffenburg genommen, Bayern, wie es scheint, vereinigt mit Österreichern und Darmstädtern zurückgetrieben, Bundestag mit Gänsefüßchen auf und davon gewatschelt nach Augsburg. Schwarzrotgelber Talisman also wirklich nichts gegen die Zündnadeln geholfen, und Reichsarmee wirklich die alte Reißausarmee. Sollte mich nicht wundern, wenn sie nun bald die Flinte ins Korn würfe.

Wie hat man sich zu hüten, nicht übermütig zu werden und den Tag vor dem Abende zu loben! Nur bei Trautenau, Auschwitz und Langensalza ein paar geringfügige, bald wieder gut gemachte Schlappen. Sonst Sieger und Sieger und immer wieder Sieger — in der That, unser Befreiungsheer scheint unwiderstehlich.

und ſelbſt eine Niederlage an der Donau würde ihm ſchwerlich viel von der durch eine ſolche beiſpielloſe Reihenfolge von glücklich geführten Schlägen geweckten Zuverſicht nehmen können. Mit einer derartigen Niederlage iſts aber wohl noch in weitem Felde. Das k. k. Kriegsminiſterium packt, um nach Peſt, die Preßleitung packt, um nach Graz, andre Behörden packen, um nach andern Orten überzuſiedeln, läßt ſich die Augsburgerin von einem ihrer Preßjüdchen aus Wien ſchreiben, und wenn dieſer kluge Politikus ſich in ſeiner Angſt unter anderm damit tröſtet, daß Befehl gegeben ſei, die im Wiener Arſenale lagernden Gewehre unverzüglich in Hinterladerbüchſen zu verwandeln, ſo weiß man wirklich nicht, was man mehr belächeln ſoll, den Wunderglauben an die Langmut der Preußen, die darauf warten müßten, oder die Vorſtellung, daß ein k. k. Befehl das Mirakel zu ſtande bringen könnte, die Kuhfüße im Arſenal im Handumdrehen zu Schießzeug zu machen, das dem preußiſchen ebenbürtig wäre. Indes darf man dergleichen den Wienern nicht zu hoch anrechnen. Iſts doch das Volk der Stadt Groß-Abdera, aus der vor ein paar Jahren das ebenſo erhabne als erheiternde Wort erklang: „Ich finde, das Defizit hat aufzuhören.“

Montag, 16. Juli. Hans brachte heute das Gerücht mit aus der Stadt, daß die ganze Reichsarmee bei Aſchaffenburg geſchlagen worden und in eiliger Flucht nach Schwaben hinauf begriffen ſei. Verluſt an Menſchen und Kanonen ungeheuer. Aſchaffenburg niedergebrannt. Wohl Übertreibung.

Nachmittags marſchierte unſer Gardebataillon die Straße nach Dresden hinaus. Man ſagt, nach Taucha, und um Platz zu machen für noch ein Bataillon Landwehr. Ich bin überzeugt, daß ihnen kein Tadel oder Vorwurf folgt, und daß viele den ſcheidenden Kriegern eine freundliche Erinnerung bewahren werden.

Unter der Landwehr vom zwölften Regiment ſind Propheten. Einer der Leute — er war aus Ortrand — weisſagte heute meinem Cigarrenmanne „Sechſe für zwei Silbergroſchen. Wollte ſagen, Neugroſchen. Schadet aber nichts; denn in ein paar Monaten heißts hier in Sachſen auch Silbergroſchen“ — „Da werden Sie Recht haben,“ erwiderte der Kaufmann „Wenigſtens haben andre von Ihrem Regiment in ähnlichen Dingen die Wahrheit prophezeit. Es ſind Tuchmacher aus Lübben — fuhr er, zu mir gewandt, fort —

die bei mir zur Meſſe wohnen. Letzte Oſtern ſagten ſie, geben Sie acht, Herr Schuhmann, dieſen Sommer noch kommen wir wieder nach Leipzig, aber in zweierlei Tuch mit blanken Knöpfen, und richtig, da ſind ſie jetzt in der blauen Jacke mit rotem Kragen."

Bezeichnender Unterſchied zwiſchen der preußiſchen und der öſterreichiſchen Armee Wie hier Soldaten als alte Bekannte kamen, ſo neulich in Stettin oder Küſtrin ein paar kaiſerliche Weißröcke. Die Differenz war nur, daß ſich jene als Eroberer, dieſe als Gefangne präſentierten, und daß jene eigentlich ehrbare Tuchweber, dieſe — die Geſchichte unſerm Sch. von ſeinem Bruder geſchrieben — ihrem bürgerlichen Berufe nach fahrende Leute, Bärenführer waren.

Das in dieſen Tagen verbreitete Gerücht, die Preußen bereiteten eine Beſchießung des Königſteins vor, beſtätigt ſich nicht — glücklicherweiſe! Das Grüne Gewölbe fort, und nun auch noch die Feſtung in Ruinen geſchoſſen, das wäre zu viel Herzeleid für unſre Spießbürger zwiſchen Feldſchlöſſchen und Kammerdieners. Es fehlte dann nur noch, daß man das große Vogelſchießen verböte.

Abends durch Zeitungsfenſter in die Welt hinausgeſehen, und überall im Weſten und Südoſten die Sterne Preußens hellleuchtend und in günſtiger Konſtellation. In Mähren die blauen Musketiere, Huſaren und Kanonen in raſchem Vorbringen, ein Trupp ſchon im Oberöſterreichiſchen. Die Kaiſerin von einem Bittgang zu den Ungarn unverrichteter Sache nach Wien zurück. Wills noch einmal verſuchen, vermutlich à la Maria Thereſia mit den Kinderchen an der Hand. Die gehoffte Inſurrektion der getreuen Magyaren ſoll Görgey kommandieren Wie weit es doch mit dem alten ſtolzen Hauſe Habsburg gekommen iſt ſeit Olmütz, ſeit dem Fürſtentage von Dreiundſechzig! Hochgebietend, hochſtrebend dem Ziele nahe, dann widerwillig von Bismarck ins Schlepptau genommen und gelöſt von altherkömmlicher Verbindung, gebückt in den Bund zurückgekehrt und mit ihm niedergeworfen. Zuletzt bitten gegangen bei Napoleon, bei den mißhandelten Ungarn, bei Görgey, dem Rebellengeneral, und alles nichts geholfen. Der große Beuſt in Paris ohne Erfolg abgefahren. Die Italiener ſetzen den Krieg fort. Der eine Flügel der Reichsarmee zerſprengt, jedenfalls gründlich geſchlagen. Fürwahr, ſelbſt der Ungenügſamſte könnte vom Schickſale nicht mehr verlangen. Ich wage es aber auf alle Gefahr hin und

wünſche, daß das preußiſche Volk den feſten Willen und Entſchluß kundgebe, was es mit ſeinem Blut erobert hat, wenigſtens ſoweit es nördlich vom Main gelegen iſt, zu behalten. Mit dem alten Nationalvereinsprogramm iſt uns nicht gedient, und die Führer des Vereins ſind unzweifelhaft charmante Volksverſammlungspräſidenten, ſcheinen aber nicht zu begreifen, daß die Dinge nach einem Kriege anders angeſehen ſein wollen, als vor einem ſolchen. Oder ſtellen ſich die Herren von der ewigen und unausbleiblichen Reſolution etwa vor, daß die Helden von Nachod und Trautenau, Gitſchin und Königgrätz geſtorben ſein ſollen für ihre juriſtiſche Fiktion, für den halbſchürigen Bundesſtaat, wo die faule Welfenwirtſchaft, der ganze Haß gegen die wahre deutſche Einheit und das ganze Ränkeſpiel von Beuſt und Genoſſen gegen Preußen konſerviert wäre? Es giebt keinen „berechtigten Partikularismus,“ und die preußiſchen Zeitungen ſollten es ſich beizeiten angelegen ſein laſſen, dieſer Täuſchung wie andern Hirngeſpinſten unſrer liberalen Doktrinäre ein Ende zu machen und der Regierung, wenn ſie, wie zu erwarten iſt, bis zur Grenze des Möglichen annektieren will, aus dem Volke ein lautes millionenſtimmiges „So ſei es!“ zu ſchaffen.

Dienstag, 17. Juli. Geſtern wieder eine Anzahl Leicht- und Schwerverwundete angekommen, aber nur, um auf der Bahn nach Weißenfels weiter zu gehn. Die Stadt wimmelt von Uniformen, namentlich auch von mecklenburgiſchen, von Gardiſten, Jägern, Artilleriſten und Dragonern. Auch die Vorſtädte haben jetzt großenteils Einquartierung, und in Reudnitz iſt preußiſche Garde eingerückt. Das Volk häufiger mit den Mecklenburgern im Verkehr und Geſpräch geſehen als mit den Preußen — ſicher nicht bloß, weil ſie was Neues ſind.

Draußen wieder ein glückliches Gefecht der Pickelhauben mit den Kaiſerlichen und den Sachſen bei Olmütz und ſechzehn Geſchütze erbeutet. Wie uns die letzten Tage verwöhnt haben, daß wir darin nichts Beſondres ſehen! Die Öſterreicher ſetzen ihre Retirade in Mähren fort, ſie ſollen nach Preßburg wollen. Wenn das ſo weiter geht, haben wir ſie in acht Tagen in Peterwardein unten und vor Ende des Monats in der Türkei. Endlich hat ſich Prinz Alexander Amalgam wirklich bei unſern Leuten Schläge geholt und

ſogar zweimal: bei Laufach der Angriff von ſeiten der darmheſſiſchen Diviſion und die Hiebe von der Brigade Wrangel, bei Aſchaffenburg ein öſterreichiſch-kurheſſiſch-bayriſches Trifolium von den Zündnadeln zerſtört, fünfzehnhundert Weißröcke gefangen, ein kaiſerlicher General, der dies durch ſein Genie dem raſch vordringenden Vogel v. Falckenſtein ermöglicht hat. Die Königliche Hoheit von Darmſtadt nach München echappiert, natürlich die Schatulle in der Kutſche. Was das läuft! Nächſtens wird auch der naſſauiſche Großrittergutsbeſitzer von unſern Blauen depoſſediert ſein, und morgen hoffe ich die Freude zu erleben, daß Frankfurt preußiſche Garniſon zu begrüßen hat. In der That, unſre Sache ſchreitet mit Siebenmeilenſtiefeln vorwärts, ſoviel Tage, ſoviel Siege! Ceterum censeo: es muß ſoviel als irgend möglich annektiert werden.

Mittwoch, 18. Juli. Früh einen Gang nach Connewitz gemacht, wo eine mecklenburgiſche Batterie exerzierte Prächtige Pferde vor den Geſchützen, die Kanoniere wie die ganze Infanterie in Mützen ausgerückt, die Trainſoldaten tragen wollene Bluſen, alles ſehr praktiſch und ſolid. Es heißt, wenn unſer Reſervekorps, zu dem geſtern noch zwei Bataillone Garde geſtoßen ſein ſollen, wozu heute noch eins erwartet wird, vollzählig wäre, ſo würde es nach Süden aufbrechen, um über Hof einen Stoß ins Herz von Franken zu thun, wohin ſich ſchon von Hildburghauſen aus preußiſche Truppen in Bewegung zu ſetzen anfingen Wie traurig biſt du zerſtoben, hellblaues Bayernphantom unſrer Volksmythe!

Telegraph heute nur das eine von Intereſſe gebracht, daß die k. k. Südarmee mit einem ihrer Korps im Anzuge auf Wien, daß aber Cialdini eifrig dabei ſei, dem Reſte den Weg zu verlegen Zu der Nachricht, daß Frankfurt von den Preußen beſetzt worden iſt, ſagt man jetzt nur noch: Geſegnete Mahlzeit!

Sechſte Woche

Donnerstag, 19. Juli. Die neu eingetroffnen Pommern vom 9. Linienregiment ſind wieder zur großern Hälfte Leute von auffallend langer und kräftiger Statur. Ob ſolchen Rieſen immer eine beſonders gutartige und ſanfte Gemütsart innewohnt, weiß ich

nicht zu ſagen. Nach dieſen zu urteilen, müßte es die Regel ſein. Wie dankbar und wie beſcheiden und anſpruchslos betrugen ſich die beiden hochgewachſenen Zündnadelmänner, die wir geſtern als Einquartierung erhielten, für jede Aufmerkſamkeit, die ihnen erwieſen wurde, und welche manierliche, faſt möchte ich ſagen, vornehme Haltung zeigten ſie den Hausgenoſſen gegenüber, obwohl der eine nur ein Schuhmacher aus einer Kleinſtadt, der andre ein Bauersſohn war, und dasſelbe Lob hörte ich auch von andern Quartiergebern den ihnen Zugeteilten geben Nirgends ſcheinen ungebührliche Zumutungen, Dreiſtigkeiten, Aufſchneidereien und Windbeuteleien vorgekommen zu ſein, wie ſie der Volksglaube ſich bis auf den Krieg mit dem Auftreten jedes Preußen gegen Nichtpreußen ewig und unteilbar verbunden vorſtellte. Wir tranken ſelbſtverſtändlich mit ihnen ein rechtſchaffnes Glas Wein auf die ſiegreiche Armee und ihren König.

Am Vormittag drunten im Hofe wieder das Kriegsgerücht bei der Arbeit. Der Brotmann erzählte dem Sandmann: Die Preußen ſind von den Öſterreichern und Sachſen geſchlagen und in eiliger Flucht nach Prag. Dem Prinzen Friedrich Karl haben ſie den Arm abgeſchoſſen — natürlich war der gute Zieler ein ſächſiſcher Kanonier. Ein dritter Mann aus dem Volke kommt dazu und beſtätigt die Sache, als ob er dabei zugeſehen hätte. Geſtern hätte auf dem Königſtein den ganzen Tag eine große weiß und grüne Flagge geweht, auch hätte es in der Zeitung geſtanden. Ich bin überzeugt, daß derartige Fabeln zum guten Teile von Dresden her und von hieſigen Anhängern der alten Wirtſchaft abſichtlich erfunden und unter die Menge geſtreut ſind, um deren Bewundrung des preußiſchen Siegeslaufes zu ſchwächen und die damit verbundne Einkehr in vernünftiges politiſches Denken möglichſt zu hindern.

Nachmittags der Auguſtusplatz ein recht buntes und vielbewegtes militäriſches Bild. Um alle Ecken kommt es getrommelt und gepfiffen: Landwehr in Käppis, Linie in Pickelhauben, Mecklenburger in Mützen. Aus der Grimmiſchen Straße bewegt ſich ein neu eingetroffnes pommerſches Bataillon nach der Poſt hin, vom Roßplatze her bringen Landwehrleute einen Transport geheilter Verwundeter von den Kaiſerlichen als Gefangne nach der Eiſenbahn, überall auf den Gaſſen blaues, rotes und weißes Tuch, allenthalben

hört man in der Ferne dumpfes Trommeln, und wo man es nicht hört, glaubt man es zu hören.

Zeitungsnachrichten auch heute gut. Die Preußen in Lundenburg und Stockerau. In der Hofburg ist das Barometer so weit herunter, daß man von Volksbewaffnung spricht — ein Plan, zu dessen Ausführung die Apostolische Majestät Herrn Kolb von der Neuen Frankfurterin kommen lassen könnte, der seit Jahren darauf gedrungen hat, und der jetzt von den Preußen unfreiwilligen Urlaub erhalten haben wird. Von den Badnern ist es ganz still geworden, von der Streitmacht des Königs am Nesenbach verlautet auch nichts mehr, von den Nassauern nur, daß ihr Herzog sich wie der Darmstädter rechtzeitig ins Trockne gebracht hat, man sagt, vorläufig nach Mannheim. Wenn wir Friedrich von Schleswig-Holstein mitrechnen dürften, so hätten wir schon ein halbes Dutzend unsrer angestammten Landesväter durch den Krieg eingebüßt, und wenn Wittelsbach und Schwaben sich nicht sputen, Frieden zu machen, so werden sie ebenfalls ans Einpacken ihrer Koffer denken müssen. Ihre Hoffnung in Paris läßt sie gegen das Sprichwort zu Schanden werden. Der Moniteur sagt jetzt mit dürren Worten, der Kaiser hätte weder je an bewaffnete Vermittlung im Streite zwischen Österreich und Preußen, noch daran gedacht, Italien zum Abschlusse eines Waffenstillstands ohne Preußens Einwilligung zu nötigen, und der Staatsanzeiger bringt jetzt den Paragraphen des Vertrags zwischen dem Berliner und dem Florentiner Kabinett, worin sich die beiden Regierungen verpflichten, einseitig weder einen Waffenstillstand noch Frieden zu schließen. Das Unifikationswerk wird also fortgehen, es wäre denn, daß sich die österreichische Landwehr, die sie jetzt in Wien zu bilden im Sinne haben, dazwischen stellte. Dann wirds bedenklich.

Freitag, 20. Juli. Früh zwischen vier und fünf Uhr großes Trommeln und Blasen auf den Straßen. Unsre Einquartierung geht fort, desgleichen ein beträchtlicher Teil der übrigen hier liegenden Truppen. Das 9. pommersche Regiment marschierte zuerst aus, dann folgten lange Züge andrer Preußen und ein Bataillon Mecklenburger Auch von den Orten der Umgegend soll heute das Militär aufgebrochen sein. Alles hätte, wie Hans versichert, die Helme zurückgelassen und wäre nur in Mützen aus-

gerückt. Die Truppen, die ich bei uns vorüberziehen ſah, waren durchgehends in beſter Stimmung. Die Garde ſang das Preußenlied, andre Bataillone andre patriotiſche Geſänge. Sie zogen ſämtlich auf den Thonberg zu, wohin weiter, war früh nicht mit Sicherheit zu erfahren, unſre Einquartierung wollte wiſſen, nach Glogau, andre behaupteten nach Grimma, ein Hauptmann hatte verlauten laſſen, nach Hof, was mir das glaublichſte zu ſein ſcheint, obwohl der nächſte Weg dahin nicht die Chauſſee nach Grimma, ſondern die Bayriſche Eiſenbahn iſt.

Die Stimmung im hieſigen Volke, ein ſtetes Auf und Nieder, ſcheint wieder einmal ſtark herunter zu ſein. Das Bayerngeſpenſt iſt jetzt wohl zu weit unter den ſüdlichen Horizont verſcheucht, um ſelbſt unſern Viſionären noch ſichtbar zu ſein. Der große Sieg der Sachſen und Öſterreicher über die Preußen, der geſtern zum drittenmale ſeit Königgrätz hatte tröſten ſollen, iſt auch ſpurlos verraucht. „Mein Sohn ſchreibt mir," ſagt Schuhmacher Brehme ſoeben, „daß er ſchon dreimal mit dabei geweſen iſt, und allemal hätten ſie verlieren muſſen. Es wäre Zeit, daß man ſie heimgehen ließe." Die Kochin aber iſt jetzt zu der Anſicht gelangt, daß ihr Granatkanonier am beſten verſorgt wäre, wenn er gefangen genommen würde – eine Meinung, die unſer guter altmodiſcher Hausdoktor, vor drei Wochen ziemlich loyal, wenn auch mit Phlegma, jetzt ſtark preußiſch, auf die geſamte ſächſiſche Armee ausdehnen möchte.

Abends erfahren, daß geſtern noch verſchiedne Bataillone, darunter ein altenburgiſches, von Erfurt hier angekommen und durchgerückt, und daß ſie ebenſo wie die heute morgen abmarſchierten Truppen zunächſt nach Zwickau, dann nach Hof oder Eger beſtimmt ſind.

Im Süden iſt nun ſpäteſtens in kommender Woche eine neue große Schlacht zu erwarten. Wenn unſre Preußen ſiegen, wird ſie die letzte dieſes Krieges ſein. Der neue Oberbefehlshaber der Öſterreicher und ihres ſächſiſchen Appendixes, Erzherzog Albrecht, hat einen Tagesbefehl an das alliierte Heer erlaſſen, der nichts gelernt und nur die Logik vergeſſen hat. Die Soldaten ſollen „mit heißem Verlangen, ein unverdientes Mißgeſchick zu rächen, ſich nach der Gelegenheit ſehnen, dem Übermute des Feindes ein

Ende zu machen.“ Phraſen! Die Preußen ſind eher alles andre als übermütig, und die Sehnſucht der Armee, ſicherlich die der ſächſiſchen, geht ſchwerlich auf Rache, ſondern aller Wahrſcheinlichkeit zufolge nach Hauſe. „Laßt uns unerſchütterlich vertrauen auf Gott, der die gerechte Sache beſchützt.“ Wie herkömmlich. „Auf unſre Monarchen, die von uns die Wahrung der Wohlfahrt ihrer Völker erwarten.“ Wirklich nichts weiter? Und was heißt hier Wohlfahrt? „Laßt uns vertrauen auf die eigne Kraft, die ſich mit jeder neuen Aufgabe neu belebt.“ Dachte ſich die Kaiſerliche Hoheit hierbei wirklich etwas? Uns Laien in der Ferne ſcheint, Vertrauen auf die Floriſsdorfer Schanzen wäre ſolider, als Vertrauen auf die Kraft, die ſich hinter Nachod bei Skalitz, hinter Trautenau bei Königinhof, hinter Podol bei Münchengrätz, hinter Münchengrätz bei Gitſchin und nach allen dieſen Niederlagen noch einmal bei Königgrätz neu belebte, aber immer nur, um ſofort wieder in Ohnmacht zu fallen Zum Schluſſe ſollen die Truppen „getroſt zum Entſcheidungskampfe ſchreiten mit dem alten Ruf: Es lebe der Kaiſer!“ Das iſt doch einmal Farbe bekannt nach ſo vielen Phraſen. Daß Franz Joſeph der Kaiſer von heute bleibt, der unter der Hand Deutſchland beherrſcht und benutzt, dafür kämpft auch ihr Sachſen in der Meinung der Öſterreicher. Weiter hat es keinen Zweck. Wir hier in Leipzig danken für gütige Belehrung, nur war ſie für uns eigentlich nicht vonnöten.

Sonnabend, 21 Juli. Man bereitet für nächſten Dienstag ein großartiges Konzert im Schützenhauſe vor, bei dem Theaterkapelle und Gewandhausorcheſter mitwirken werden, um die Kaſſe zu füllen, die in den Schoß der Verwaltung der internationalen Lazarette Leipzigs geleert werden ſoll. Andre Muſikchöre haben ſich ſchon anderwärts für ähnliche Zwecke hören laſſen. Lobenswert von ihnen. Aber daß ſchon ſolche Zugmittel nötig ſind! Wie weit haben wir Deutſchen noch bis zu den Amerikanern? Auch das zeigt den Unterſchied zwiſchen Großſtaat und Kleinſtaat. Das Gewaltigſte geſchieht hier wie dort, aber die Aufopferung geht dort auf Flügeln, hier auf Krücken ans Werk Kleinſtädtiſch bedarf der Menſch im Kleinſtaat, gewöhnt, alles kleinlich aufzufaſſen, nach wenigen Wochen ſchon Unterſtützung ſeiner Freigebigkeit durch Gemütlichkeiten, die mit dem großen Leben nichts zu ſchaffen haben,

durch Konzerte, Kegelſchubkaſſen, Sammlungen bei den letzten Gläſern fröhlicher Kindtaufſchmäuſe u. dergl.

Man ſammelt auch für die Familien unſrer ſächſiſchen Einberufnen, und wir könnten uns freuen, daß hier ziemlich reiche Spenden einlaufen, wenn nur bei den Aufrufen und Rechenſchaftsberichten dem Sammler nicht bisweilen das lange Ohr des ſpezifiſch ſächſiſchen Patriotismus aus dem Mantel der Mildthätigkeit herausführe.

In den Zeitungen dieſen Nachmittag nichts Neues von ungewöhnlichem Intereſſe, als daß der linke Flügel der Preußen vor Wien am Ufer der March auf Preßburg hin operiert, daß Herwarth von Bittenfeld, ſelbſt Wiener Nachrichten zufolge, hart an der Donau bei Tulln ſteht, und daß von der Mülbe mit einem ſtarken Korps über Budweis auf Linz marſchiert. Der Kampf an der Donau würde demzufolge ungefähr auf ebenſo weitgeſtreckter Linie entbrennen wie vor drei Wochen die erſten Kriegsfeuer in Böhmen.

Das ſächſiſche Hilfskorps der Hofburg iſt ſeit einigen Tagen in Wien und lagert teils auf der Schmelz, teils im Prater. Nach der Augsburgerin wären die Leute in „einer faſt übermütigen Laune“ angekommen. Das Papier iſt darüber nicht rot geworden, und ſo wird es wohl wahr ſein. Dann aber war es ohne Zweifel der ungewohnte öſterreichiſche Wein, der den Übermut zu wege brachte. Ein kleines Heer, das binnen ſechs Tagen bei aller Tapferkeit ſechsmal geſchlagen worden und in einem Feldzuge von nicht ganz ſechs Wochen von achtundzwanzigtauſend auf zwanzigtauſend Mann herunter gekommen iſt, pflegt nüchternen Mutes nicht an maßlos guter Laune zu leiden.

Italien bleibt treu, aber langſam und, wie mir vorkommt, recht ſchwächlich. Nutzte uns mit ſeiner großen Armee bis jetzt kaum mehr als den Kaiſerlichen der Soldatenlärm des Bundesrumpfs im Südweſten. Vielleicht wirds nun beſſer. Die Landarmee ſcheint ſich teilweiſe an die Belagerung Mantuas zu machen, teilweiſe den Siegern von Cuſtozza den Abmarſch nach den nördlichern Provinzen des Hauſes Habsburg verſperren zu wollen. Auch die Flotte iſt endlich in Bewegung gekommen, und zwar iſt es auf die Beſitznahme der Inſel Liſſa abgeſehen, was auf einen Plan zur Landung von Truppen in Dalmatien oder Kroatien ſchließen läßt.

Abends ſpät noch neue Friedensnachrichten. Es wäre gut, wenn man auch von unſerm Standpunkte ſagen könnte: Friedenshoffnungen Nach dem Moniteur hat die öſterreichiſche Regierung in Paris angezeigt, daß ſie den Vorſchlag Preußens, ſich fünf Tage lang jeder Feindſeligkeit zu enthalten, annehme, und daß ſie in dieſer Zeit die Gutheißung oder Verwerfung der Friedenspräliminarien von ihrer Seite mitteilen werde Hier ſcheint die Depeſche ſich nicht genau auszudrücken Waffenſtillſtand ohne vorläufige Zuſtimmung zu den Hauptforderungen des Siegers galt bisher für unmöglich. Übrigens Annehmen oder Ablehnen - für beide Fälle iſt, meine ich, geſorgt. Wird angenommen, ſo dürfen wir uns hier in Sachſen damit tröſten, daß die preußiſche Diplomatie, die dann den Frieden zu vollenden hat, nicht in den Händen eines Hardenberg, ſondern in denen eines Bismarck liegt, der gewiß nicht zu wenig fordern und zu viel nachlaſſen wird. Wird abgelehnt, ſo werden das gute Auge Moltkes und die Erfindung Dreyſes weiter ihre Schuldigkeit gegen den zweiköpfigen Adler an der Wiener Vogelſtange thun, und wir Unitarier werden dann noch viel weniger zu fürchten haben, daß unſre Hoffnungen nur zur kleinern Hälfte erfüllt werden.

Sonntag, 22. Juli. Nachmittags in der Stadt. Es waren für heute wieder Truppen angeſagt, und man ſprach von dreitauſend Mann Gegen vier Uhr war davon in den ſüdlichen Teilen Leipzigs nichts zu ſehen, man traf überhaupt nur auf wenig Soldaten, die meiſt dem zweiten Landwehr- und dem zwölften Infanterieregiment angehörten. Dagegen war der ganze Plauenſche Platz blau von preußiſchen Uniformen und metallen von Helm- und Bajonettſpitzen. Es waren etwa tauſend Mann vom ſechsundzwanzigſten Regiment, und das ſiebenundzwanzigſte ſowie das ſechsundſechzigſte ſind ebenfalls ſchon angelangt. Ich höre von einem Unteroffizier, daß ſie auf eine Depeſche warten, die entſcheiden ſoll, ob ſie vorläufig bleiben oder ſofort nach Dresden weitergehn. Später ſehe ich, daß ſie geblieben ſind, und ſo hätten wir denn heute wieder fünf Bataillone Infanterie, vier Zündnadel- und ein Miniébataillon, als Garniſon.

Auf der Börſenhalle Depeſche aus Paris, von geſtern und „aus ſicherſter Quelle.“ Öſterreich willigt ein, aus dem Deutſchen

Bunde zu ſcheiden und eine Neubildung des Bundes ohne ſeine Teilnahme anzuerkennen. Nun das wäre doch etwas; es muß aber beſſer kommen, wenn es uns gefallen ſoll. Mit der Neubildung des Bundes können wir warten, auch mit dem Parlament eilt es wenigſtens mir nicht. Vorher, dünkt mich, muß mit gewiſſen Trümmern aufgeräumt, die Landkarte neu geordnet werden, worein das Parlament nichts zu reden hat Oder ſoll ſich die dumme Phraſe vom Selbſtbeſtimmungsrechte des Volkes auch hier wieder breit machen dürfen? Schleswig-Holſtein, Hannover, Kurheſſen, faſt ganz Darmheſſen, desgleichen Naſſau, Frankfurt, Meiningen und ein Stück von Nordbayern, endlich das Königreich Sachſen ſind in dem gerechteſten aller Kriege von Preußen erobert worden. Werden Bismarck und König Wilhelm alles das oder auch nur einen erheblichen Teil davon aus Gründen des Gefühls, aus Großmut, aus Hochachtung vor den Bürgermeiſterperücken, die jetzt vom Schlachtenſturm in den Staub der Straße geweht ſind, aus Reſpekt vor der Bundesſtaatsdoktrin des Nationalvereins, oder um die immer wieder annoncierte Ware der moraliſchen Eroberungen dafür einzutauſchen, wieder herausgeben? Freiwillig? Der große Friedrich würde ſich im Grabe umdrehen. Nur gezwungen alſo, mit Hilfe Napoleons gezwungen. Aber Napoleon hat ſchwerlich Intereſſe daran, den norddeutſchen Mittelſtaaten das Leben zu erhalten, und hätte er eins, ſo ginge ihm ſicher nichts über gutes Einvernehmen mit Preußen Daher erneutes Ceterum censeo annektieren, was in Nord und Mitteldeutſchland ſich „bundestreu“ erwieſen hat. Kann man Naſſau, das nördliche Darmheſſen und Frankfurt ſowie Ansbach und Baireuth, die alten hohenzollernſchen Lande, dazu haben,*) deſto beſſer Preußen hat lange genug geſät, es muß einmal ernten, um wieder ſäen zu können

Was ich mir als erſte Maßregel der Sieger in Frankfurt erwartete, iſt eingetreten. Sechs plus fünfundzwanzig Millionen Gulden Beiſteuer zum Kriege der Stadt auferlegt, das Wörtchen „frei“ vor ihr bis auf weiteres kaſſiert Vae victis! ſagte Herr

*) Aus den vorhergehenden Teilen dieſes Werks iſt bekannt, daß Bismarck an dieſe, ſowie überhaupt an Teilungen niemals gedacht, vielmehr davon abgeraten hat.

von Varnbüler. Hätte nur gemeint, zehn plus zwanzig Millionen wären eine rundere Summe. Sonſt finde ich die Kontribution in Anbetracht des vielen Fettes, das Frankfurt ſich in dem bisherigen Bundesſumpf angemäſtet hat, nicht unbillig. Die preußiſche Mainarmee ſchon zum größern Teil ſüdlich von dort — ohne Ruhe und Raſt frißt und arbeitet ſich das Verderben tiefer hinunter in das Land der „Kriſcher“ an Mittelrhein und Neckar, und die „Weinknochen“ halten es nicht auf Reichsarmee von neuem ins Ungewiſſe verſchwunden. Ruht vermutlich irgendwo in einem idylliſchen Thale von ihren Thaten aus. Daß man doch mit dieſer ſüdweſtlichen Ecke und ihrem wahnwitzigen Dünkel nicht eher Frieden ſchlöſſe, als bis ſie all ihr Schießzeug, Kanonen, Musketen und Piſtolen nach Berlin abgeliefert habe, und die Fahnen und Standarten gleichermaßen. Nur eine ſehr eindringliche Lektion wird hier wirken, nur ein Teufel treibt den andern aus. Die Franken ſind wackre Leute, die Kurheſſen nur durch Mißgeſchick in ſchlechte Geſellſchaft geraten, die meiſten Naſſauer ſähen ihren Herzog lieber bei dem preußiſchen Heere und vermutlich noch lieber auf einer preußiſchen Feſtung, auch die Badner ſollten — „um etlicher Gerechten willen“ — nach Möglichkeit geſchont werden. Die übrigen, vorzüglich die „Deutſcheſten der Deutſchen“ im Schwabenlande, dahin, wohin ſie gehören, sub jugum, eine mächtige Geldſtrafe wegen Mißbrauchs von Schießgewehr und unbefugter Ausübung von Regierungshandlungen in Hohenzollern, Quos ego und dann ihrem Nachdenken überlaſſen.

(Spätere Randgloſſe. Ei ei, was für hitzige und grobe Phantaſien! Der politiſch Denkende iſt nicht rachſüchtig. Er ſtraft nicht, ſondern betreibt ſeinen Vorteil, und der beſteht hier nicht darin, daß man Deutſche durch Deutſche mißhandeln und ſchänden läßt.)

Die Herren Italiener gefallen mir als Soldaten immer weniger. Sie ſcheinen nur da zu ſein, um ſich von den Kaiſerlichen ſchlagen zu laſſen, um durch ihre Niederlagen unſre Siege wenigſtens in ihren moraliſchen Wirkungen zu ſchwächen. Es kommt aus Wien, wenn ein Telegramm meldet, daß die italieniſche Flotte bei Liſſa von der ſchwächern öſterreichiſchen geſchlagen und verjagt worden ſei, und wenn es ſich offiziell nennt, ſo brauchte es deshalb doch nicht wahr zu ſein, wenn es nicht ſo viele Details enthielte. Es

wird daher im wesentlichen richtig sein, und wir sind um eine Illusion ärmer. Wir dachten bis jetzt, unsre Alliierten leisteten wenigstens zur See mehr als ihre Gegner. Ärgerlich, aber um so glorreicher, wenn Preußen so den Kampf mit Österreich und ganz Süddeutschland fast so gut wie allein bestanden haben wird.

Montag, 23. Juli. In Ermangelung von Lust zu besserm vergegenwärtigte ich mir heute morgen durch Zeichnung einer Karte die Gestalt, die Preußen im Frieden gewinnen sollte und wahrscheinlich gewinnen wird, wenn es seine militärischen Eroberungen diplomatisch gut verteidigt. Es ist nicht allzuviel, und die Taille bleibt an einigen Stellen, z. B. zwischen dem Striche, wo Preußen an das südliche Mecklenburg grenzt, und der Grenze bei Zeitz und Naumburg, dünn genug. Aber es ist doch ein schöner Fortschritt, und namentlich thut dem Auge die stattliche Breite zwischen der Königsau und dem untern Maine wohl, wo ich mir die Grenzlinie von Mainz über Frankfurt (mit Annexion beider Städte) gezogen und dann etwas südlich über Hanau, darauf von Fulda, zuletzt von Meiningen auf Suhl zu strebend denke. Wie ein nach Mehr ausgestreckter Arm ungefähr sieht Baireuth und Ansbach aus, das sich schmal an das sächsisch gewesene Vogtland anschließt und fast bis nach Heilbronn und Ingolstadt hinabreicht. Die vielen und zum Teil nicht kleinen Enklaven im Norden stören etwas und lassen volles Behagen nicht aufkommen, müssen aber ehrlich und im Bewußtsein ihrer Unschädlichkeit ertragen werden.

Hm, da hielt ich meine Karte schon für ein Bild der Wirklichkeit. Wie doch auch in ruhigen Gemütern der deutsche Sanguiniker und Träumer steckt, und wie herb oft sein Erwachen ist, wenn er am schönsten geträumt hat! Ich war kaum fertig mit meiner Zeichnung, als Sch. hereinkam, augenscheinlich aufgeregt, verdrießlich, entrüstet. „Da schlag eins doch ein Rad!“ begann er. „Nichts sollen sie haben für all das Blut und all den Sieg als das langweilige Schleswig-Holstein oben, das sie schon besitzen, und eine Verbindung zwischen ihren östlichen und westlichen Landesteilen, etwa das Göttingische und ein Stück Hessen. Von allem übrigen nicht die Rede, am wenigsten von Sachsen. Sie, liebster Freund, kriegen die ganze alte Wirtschaft wieder, daneben eine Art von norddeutschem Bundesstaat mit großem Redeübungsverein, der sich

Parlament nennen wird. Die Italiener, die etwa ſo viel wie nichts geleiſtet, die nichts als zwei Niederlagen erlitten haben, bekommen, was ſie begehren, wir (Fritz Sch. iſt geborner Preuße) nicht den vierten Teil deſſen, was wir brauchen und ſauer verdient haben. Es iſt zum Auswachſen."

Ich tröſtete den betrübten Mann, obſchon mir ſelber nicht wohl zu Mute war. Woher er das alles wiſſe? — „Soll in der Provinzialkorreſpondenz ſtehen." — Das wäre ſchlimm genug, doch könnte ichs noch nicht recht glauben, es wäre doch faſt undenkbar nach alledem, was vorgegangen iſt.

Da kam ein Packträger, der uns eine neue Extrabeilage der Brockhauſiſchen anbot, und das erſte, worauf meine Augen fallen, iſt die Pariſer Depeſche: „Ein Anſchlag an der Börſe beſagt, Öſterreich hat die Friedenspräliminarien angenommen." Jetzt begann auch ich zu glauben, was Sch. ſo ſehr verſtimmt hatte. Es ſcheint aus zu ſein mit einem großen Teil unſrer Hoffnungen, wenn nicht noch eine günſtigere Wendung eintritt. Das einzige Erfreuliche an der ganzen Extrabeilage war eine Nachricht aus Leer: „In den bedeutendern Städten und den meiſten Landbezirken Oſtfrieslands werden Adreſſen für Vereinigung mit Preußen vorbereitet." Wenn das weiter um ſich griffe! Bei uns in Sachſen iſt leider daran nicht wohl zu denken.

Dienstag, 24 Juli. Früh bringt der Doktor die Nachricht: in Chemnitz großer Aufſtand der Arbeiter und Abmarſch eines Teils der Leipziger Garniſon dahin. Denke, es wird nicht ſo ſchlimm ſein, und man wird die aufſäſſige Maſſe bald zu Paaren treiben und gehörig abſtrafen.

Um zwei Uhr ging ein Zug mit grünen Anhaltinern, die während der Fahrt „Vivat Preußen" gerufen haben ſollen, von der Magdeburger oder Berliner über die Verbindungsbahn nach der Bayriſchen und bald darauf nach Süden ab. Schon vorige Nacht ſollen, wie es heißt, tauſend Mann davon durchpaſſiert ſein. Glückliche Leute, wenn es in Bayern noch zu kämpfen gilt! Denn ſchon geſtern wurde gemeldet, daß die ſüdſtaatlichen Miniſter ſich in München zuſammengeſetzt hätten, ſehr wahrſcheinlich, um zu beraten, wie auf anſtändige Weiſe und mit möglichſt wenig Schaden und Einbuße von Preußen Frieden zu erlangen ſei. Morgenſtern von Bamberg, wo biſt du hin verſunken?

Abends erfuhr man, daß in Chemnitz allerdings Unruhen ſtattgefunden haben, aber nicht aus politiſchen Gründen. Militär wäre keins dahin abgegangen, dagegen das vorgeſtern hier eingetroffne Bataillon der Sechsundzwanziger nach Dresden.

Sehr erfreut wird namentlich unſre Kaufleute die Aufhebung der von militäriſcher Seite angeordneten Beſchränkung des Poſtverkehrs haben, die heute bekannt wird. Wir können die Wiener und Frankfurter Zeitungen wieder haben, die letztern freilich nur ſoweit ſie noch exiſtieren, und die bisherige obligatoriſche dreitägige Lagerungsfriſt aller nach Feindesland, insbeſondre nach Öſterreich gerichteten Briefe iſt beſeitigt Auch die Sperrung gewiſſer Routen für den Poſtbetrieb wird nun wohl bald ein Ende nehmen, und ſo alles allgemach in das alte bequeme Geleis zurückkehren. Alles? Ich meine den Poſtverkehr. Daß das andre nicht dahin zurückkehrt, wird — ich war geſtern wohl kleinmütiger als zu rechtfertigen — der Himmel verhüten und der Graf Bismarck.

Zuletzt noch die angenehme Notiz, daß unſer Reſervekorps in Hof angelangt iſt und dort etwa ſechzig Bayern gefangen genommen hat. Werden ſich beim Seidel verſpätet haben. Ein guter Anfang, und bald mehr davon.

Mittwoch, 25. Juli. Expellas furca, tamen usque recurret! Treibs mit dem Bajonett hinaus, trotzdem kommts wieder dir ins Haus. Ich meine, die Treffen in Franken wären hinreichend geweſen, unſerm Dorfvolke das Bayerngeſpenſt aus dem Kopfe zu verſcheuchen. Aber wie man ſich täuſchen kann! Die Leute haben nun einmal ihr Herz an den blauen Popanz gehängt. Ein dunkles Gefühl, daß Bayern der einzige Mittelſtaat ſei, der wie eine Macht ausſieht, mag dahin wirken, und richtig, heute morgen ruft Kohlgärtner Fritſches Stentorſtimme unten dem vorübergehenden Scherenſchleifer und Siebmacher zu: „Heda, wiſſen Sies ſchon: Preußen ordentliche Dreſche gekriegt“ — er ſcheint alſo wieder einmal umgeſchlagen zu ſein. „Die Bayern habens ihnen gegeben, wie es riecht und ſchmeckt, ihr ganzes Brot weggenommen. Dreitauſend Mecklenburger auf der Stelle übergegangen. In Chemnitz haben ſie den Kanonendonner deutlich gehört.“ — Ich mußte an mich halten, um ihm nicht hinabzurufen: „Nun laſſen Sie vernünftige Chriſtenmenſchen mit Ihrem verwünſchten Biereſel endlich in

Frieden!“ Als ich nachmittags die Zeitung bekam, war nicht das Mindeſte darin, was ſich als Kern des Gerüchts hätte deuten laſſen, im Gegenteil, die angenehme Nachricht, daß Herr von der Pfordten mit ſeinen Bemühungen um einen Waffenſtillſtand bei den Preußen abgefahren iſt. Alſo doch Marſch nach München und Stuttgart und gründliche Abſtrafung der „Bundestreue,“ vielleicht Reunion Ansbachs und Baireuths?

Geſtern hats große Verſammlung unſrer Leiſen und Halben vom Nationalverein, trockne Pelzwäſche und Zurechtmachung des Bundesſtaatsideals gegeben. Herr Profeſſor Biedermann natürlich Vorſitzender und Hauptſtimmführer, es geht gar nicht anders. Muß durchaus mit dabei ſein, „wirken,“ die Weltgeſchichte käme ſonſt nicht vom Flecke Es iſt überaus komiſch, großen Menſchen und Dingen dieſe eiteln, immer geſchäftigen Reſolutionsdrechsler zwiſchen den Beinen durchlaufen und der Welt ihre Philiſterpolitik anbieten zu ſehen, wo die Kanonen noch nicht einmal ausgeredet haben Daß dieſe Partei noch immer nicht ahnt, wie ihr doktrinärer Schnack durch den Krieg ins alte Eiſen gelegt worden iſt, und daß man ſich beim Frieden um alles andre eher als um ihre tugendhaften Wünſche kümmern wird, iſt freilich nicht zu verwundern. Verblendung aus übergroßem Selbſtgefühl iſt ja immer ein Grundzug dieſer aus ſuperklugem Profeſſorentum und aufgeblaſenem höherm Spießbürgertum zuſammengefloſſenen Geſellſchaft geweſen.

Siebente Woche

Donnerstag, 26. Juli. Heute kam O. von Dresden zum Beſuch. Dort ſind jetzt nicht mehr als etwa fünftauſend Preußen. Die Schanzen auf der Altſtädter Seite ſind fertig. Sie bilden einen Halbkreis nach Südoſten, Süden und Südweſten und ſind fünf an Zahl, jede für zehn bis zwölf Geſchütze eingerichtet. Eine liegt beim Lämmchen am Wege nach Blaſewitz, eine zweite nördlich vom Großen Garten, links von der Straße nach Pirna, eine dritte am Ende des Großen Gartens, eine vierte bei Räcknitz, die fünfte und letzte endlich in der Gegend des Schuſterhauſes. Ein eignes Leben ſoll an dem Tage, wo Herwarth von Bittenfelds Hauptarmee

Dresden verließ, um über Hohnstein und Neustadt nach Böhmen zu gehen, in der Prager Vorstadt geherrscht haben. O. erzählt, daß die zurückgebliebnen Preußen mit aller Bestimmtheit einen Angriff der Sachsen und Österreicher auf Dresden erwartet, und daß sie Befehl gehabt haben, die Position auf Tod und Leben zu verteidigen. Ein Hauptpunkt wäre dabei das Taubstummeninstitut vor dem Falkenschlage gewesen. Hier hätte der Direktor, wie er O. selbst berichtet, die Offiziere des Hauptquartiers ihre Testamente machen sehen. Drei katholische Geistliche wären einen ganzen Tag beschäftigt gewesen, die Beichte der Soldaten zu hören. Der Direktor habe ein ganzes Kästchen voll Ringe gehabt, die ihm Offiziere und Gemeine für den Fall, daß sie den Kampf nicht überlebten, zur Besorgung an die Adressen übergeben, die auf daran befestigten Zettelchen gestanden hätten. Jeden Augenblick wäre das ganze Institut bereit gewesen, in den Keller zu flüchten. Diese Thermopylenstimmung hatte volle vierundzwanzig Stunden die Leute in Spannung erhalten. Dann erst hatte man Gewißheit bekommen, daß die Feinde nicht daran dachten, nach Norden vorzudringen.

Österreich hat, wie der Moniteur meldet, die Friedensgrundlagen, die seinen Austritt aus dem Bunde einschließen, nun end giltig angenommen, und bei Wien herrscht Waffenruhe, deren Eintritt leider einen neuen Sieg der Preußen bei Preßburg, die Besetzung dieser Stadt und die Gefangennahme einer österreichischen Brigade mitten in glücklicher Entwicklung abgebrochen hat. Dagegen haben die Italiener noch Zeit gehabt, endlich eine kleine hübsche Viktorie zu gewinnen. Medici mit einem Teile der Garibaldischen Freiwilligen hat die Kaiserlichen bei Borgo im Valsugano geschlagen und marschiert auf Trient. Auch der preußische Siegeszug im Südwesten hat seinen flotten Fortgang. Die Schwarzrotgelben von Manteuffel bei Bischofsheim und Werbach geklopft, Mainarmee bereits auf badischem Boden, Frankfurt weiter gezüchtigt nach Verdienst, Souveränität bis auf weiteres — hoffentlich für alle Zeit — ausgestrichen, hoher Senat zu einfachem städtischem Magistrat, hoher gesetzgebender Körper zu gewöhnlicher Stadtverordnetenversammlung degradiert, der republikanische Kram mit herzoglich nassauischem und großherzoglich darmhessischem in einen Topf geworfen. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.

Auch bei uns ſcheint man etwas energiſcher auftreten zu wollen. Wenigſtens meldet die Norddeutſche Allgemeine Zeitung, wegen Renitenz eines Teiles der Beamten und Hartnäckigkeit des Kommandanten auf dem Königſtein ſei in der Regelung der ſächſiſchen Verhältniſſe eine durchgreifende Änderung zu erwarten. Geht wohl vorzüglich auf die Landeskommiſſion, mit der man ſich preußiſcherſeits von Anfang an gar nicht hätte einlaſſen ſollen.

Freitag, 27 Juli Dieſen Morgen mit M geſprochen, der das Hauptquartier der zweiten Reſervearmee nach Hof begleitet hat. In Reichenbach nette kleine Geſchichte paſſiert Die reußiſche hohe Frau hatte ſich, als ſie Preußens ernſte Ungnade merkte (das Ländchen iſt jetzt von Altenburgern beſetzt), ohne Verzug möglichſt klein gemacht, ihre Armee desarmiert, ihr die Röcke ausgezogen und ſie nach Hauſe geſchickt — kurz: ungefähr Vogel Strauß mit dem Kopf im Buſch geſpielt. Dennoch mußte die gute Dame erleben, daß man ſie nach Kriegsrecht behandelte und ihr wenigſtens einen Gefangnen abnahm. Das ging aber ſo zu. Ein wißbegieriger Feldwebel vom reußiſchen Bataillon wünſcht die Mecklenburger nach Bayern gehn zu ſehen und begiebt ſich zu dieſem Zwecke auf den Reichenbacher Bahnhof. Sein böſer Genius rät ihm, dort in Uniform zu erſcheinen. Als der Zug mit dem Großherzog und ſeinem Stabe ankommt, bemerkt ein Adjutant den ihm unbekannten Rock, fragt und wird belehrt: „Ein reußiſcher Feldwebel.“ — „Hm — denkt er —, dächte, mit der Macht wären wir im Kriege,“ und meldet die Sache der Königlichen Hoheit. Dieſe läßt den Mann kommen, und nach einigem Hin- und Herreden wird er benachrichtigt, daß er Gefangner ſei und in dem Zuge mit weiter müſſe. So dampft er wirklich mit bis Hof, wo man ihn endlich entläßt und mit einem der nächſten Züge wieder nach Reichenbach zurückbringt. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht ſorgen. Auf dem Reichenbacher Bahnhof hatte ſich das an unſerm Feldwebel bewährt, und ſo bat er, ihn weiter bis nach Werdau mitzunehmen, wo er ſich bei Nacht heim begeben wolle, was ihm dann auch zugeſtanden wurde

Nachmittags Telegramm aus Paris: Am 26. Juli Friedenspräliminarien in Nikolsburg unterzeichnet, Waffenruhe in Waffenſtillſtand verwandelt, Preußen bleibt bis zum Frieden in Böhmen und Mähren ſtehen. Öſterreich, ſo heißt es, ebenfalls aus Paris,

hält an zwei Punkten feſt: ungeſchmälerter Beſtand des Reiches und Rückkehr des Königs von Sachſen in ſeine Staaten. Ich meine, über das Letzte wird es mit ſich reden laſſen. Ein gutes Stück des Königreichs wird, denke ich, den Preußen verbleiben. Mindeſtens Leipzig mit Umgebung, ohnehin, wie die Dresdner ſagen, ein unechter Stein in der Krone des Hauſes Wettin, und wahrſcheinlich die Lauſitz.

Aus Süddeutſchland die Nachricht, daß Edelsheim ſeine Entlaſſung hat — ob genommen oder bekommen, iſt nicht geſagt, auch im Grunde nicht von weltgeſchichtlicher Bedeutung. In München hält, wie ein Telegramm mit wichtiger Miene meldet, Herr v. d. Pfordten unerſchütterlich an der alten bayriſchen Maxime feſt, daß Bayern keinem Bunde angehören kann, dem nur eine der beiden Großmächte angehört So ſo, na na. Wenn Exzellenz nicht mag, ſo wird ſie ja wohl nicht mögen Und unerſchütterlich. Es könnte einem Angſt werden. Aber in München, Herr Miniſter, ſprechen wir uns über die Sache noch einmal. Inzwiſchen, verehrte, unerſchütterliche Exzellenz, haben Sie die Gefälligkeit, ſich die guten Freunde in Frankfurt zu betrachten und an ihnen zu erkennen, daß auch heutzutage noch manchmal Hochmut vor dem Falle kommt.

Sonnabend, 28. Juli. Die Stadt leert ſich allmählich wieder von Soldaten, und viel ſeltner ſchon als in den letzten acht Tagen begegnet man noch auf den Straßen der zweierlei Tuch mit Metallknöpfen tragenden Menſchheit. Geſtern haben uns die Sechsundſechziger auf der Dresdner Bahn verlaſſen, und heute morgen ſind ihnen die Siebenundzwanziger in derſelben Richtung, wie man hört, zu Fuße gefolgt Das bisher in Privatquartieren untergebrachte Bataillon des zwölften Landwehrregiments hat nun in die Militärkaſerne in der Pleißenburg verlegt werden können.

Man begegnet jetzt ziemlich häufig aus preußiſcher Gefangenſchaft zurückgekehrten ſächſiſchen Soldaten. Ruhm und ſtarkes Selbſtgefühl bringen ſie nicht mit, vielleicht aber haben ſie ſich während des Feldzugs einen Begriff davon erworben, was es heißt, dem Hauſe Habsburg zu dienen. Nach den Verluſtliſten, die jetzt veröffentlicht ſind, hat die ſächſiſche Armee im ganzen an Toten 13 Offiziere und 132 Unteroffiziere und Gemeine, an Verwundeten 39 Offiziere und 979 Mann von den beiden andern Klaſſen, endlich an

Vermißten (größtenteils wohl Gefangnen) 2 Offiziere und 1225 andre Soldaten eingebüßt — eine ſtarke Hekatombe für die Hausgötter der Dynaſtie Habsburg, die aber auch — mag es ſich ſo oder anders geſtalten — aller Wahrſcheinlichkeit nach die letzte ſein wird. Aus Wien ſchreibt man der Augsburgerin, daß zwiſchen der ſächſiſchen und öſterreichiſchen Mannſchaft durchaus kein kameradſchaftliches Verhältnis beſtehe — was bei der halbbarbariſchen Natur und dem Sprachenbabel der letzten nicht verwundert —, und daß die Offiziere der einen die der andern nicht mehr ſalutieren. Wie? Hätte man ſächſiſcherſeits etwa die durch den Krieg und die nähere Bekanntſchaft mit den Schattenſeiten der k. k. Soldateska gewonnene Anſicht dieſer, die einer unſrer Offiziere in dieſen Tagen in einem Brief an ſeine Familie mit Worten ſtärkſter Abneigung ausdrückte, nicht ganz verbergen können? Oder hätte man öſterreichiſcherſeits die Sachſen zu deutlich merken laſſen, daß man ſie als ſich untergeordnet betrachte? Ich vermute, beides wird der Fall geweſen ſein, und wie angenehm muß das Schickſal ſein, ſich monatelang — denn auf baldige Rückkehr der Leute in die Heimat iſt gar nicht zu rechnen — geringſchätzig von Alliierten begegnen zu laſſen, die man ſelbſt geringſchätzt!

Im Südweſten alles nach Wunſch. Mecklenburg und Manteuffel rücken wacker vor. Dieſer hat den Bayern wieder ein paar für die Preußen günſtige Gefechte geliefert. Der Hof am Neſenbach bringt ſchon ſein Silberzeug nach der Schweiz in Sicherheit. Garſtiges Ferſengeld geben dieſe ſüddeutſchen Großſprecher, die, Bayern und Reichsarmee zuſammengezählt, mindeſtens mit hunderttauſend Mann an ſich gewiß ganz tüchtiger Truppen den zwei- bis fünfundvierzigtauſend Preußen Manteuffels und ihren kleinen Hilfsheeren aus Oldenburg u. ſ. w. gegenüberſtehen. In einem der vorhergehenden Treffen iſt der Hauptmann Köniker von den Darmſtädtern gefallen. Als patriotiſch denkender und ziemlich ſtark preußiſch geſinnter Militärſchriftſteller wird er von hieſigen Politikern von der Farbe des Nationalvereins als tragiſches Opfer des Konflikts zwiſchen Fahneneid und politiſchem Gewiſſen betrachtet und lebhaft beklagt, und ich habe nichts gegen die Lehre, die man daraus ziehen hört.

Sonntag, 29. Juli. Das ſpezifiſch ſächſiſche patriotiſche

Kriegsgerücht lebt und arbeitet noch immer mit allen Kräften. Geſtern berichtete es: Die Preußen von den Sachſen bei Wien geſchlagen, ihr Kronprinz gefangen, ſein Herr Vater hat ihn reklamiert, im Weigerungsfalle mit einem Bombardement Dresdens gedroht und von König Johann die Antwort erhalten: Dann ſchießen wir ihn tot. Heute ſind die Mecklenburger, wie Fritſches Kohlgärtner ſich erzählen, von den Bayern ſchreckbar in die Pfanne gehauen worden, von der preußiſchen Kompagnie, die in Anger einquartiert war, ſind nur noch vier Mann am Leben. Wo die Kataſtrophe die Unglücklichen ereilt hat, weiß Berichterſtatter nicht, „aber wahr iſts, Vollbedingen ſein Landwehrmann hats geſchrieben.“ Die Zeitung und der Telegraph melden uns nichts davon – „die Preußen laſſen ſies nicht ſagen,“ meint das Volk —, ſie berichten, wie wirs nachgerade gewohnt ſind, nur Erfreuliches: der Großherzog von Mecklenburg mit den Truppen des zweiten Armeekorps wohlbehalten in Baireuth eingerückt, Manteuffel von der andern Seite vor Würzburg erſchienen, das von ſeinen Batterien beherrſcht wird und zu kapitulieren begehrt, vorher wieder ein paar nette kleine Siege der Zündnadeln bei Helmſtedt und Üttingen, wobei der Prinz Ludwig einen Denkzettel bekommen hat. Meiningen zur Erkenntnis gekommen und nun auch aus dem Bunde getreten.

In Nikolsburg alſo am 16. die Friedensbaſis von den öſterreichiſchen Unterhändlern — vermutlich mit ſaurer Miene – wirklich unterzeichnet. Das Habsburgiſche Nationenkonglomerat ſcheidet aus Deutſchland aus, beläſtigt und bedroht es nicht mehr mit ſeinem Egoismus, knüpft es nicht mehr an ſeine Geſchicke, ſtört nicht mehr die nun raſch wachſende Einheit des Nordens, tritt ſeine Rechte an Schleswig-Holſtein an König Wilhelm ab und zahlt einen Teil der Koſten des Krieges, der die Hofburg gedemütigt und dahin geſchoben hat, wohin ſie gehört. Sehr erquickend, dieſer Abſchluß des Streites! Ebenfalls recht wohlthuend, daß der Flügeladjutant, den der nun betteln gehende welfiſche Hochmut nach Nikolsburg zu Unterhandlungen geſchickt hat, kurz und rund abgewieſen worden iſt.

Abends die Welt draußen revidiert und unſre Sache bei guter Geſundheit und gedeihlichem Fortſchritt gefunden wie nun ſeit Wochen. In Baden großer und hocherfreulicher Umſchwung: Edelsheim die Thür gewieſen, Mathy, rein preußiſch, nichts von Nationalvereins-

halbheiten, energiſch, feurige Seele unter ruhiger Äußerlichkeit, faſt fanatiſch und despotiſch, ganz der Mann, um gründlich aufzuräumen und Ordnung zu ſtiften, Premierminiſter des aufatmenden Großherzogs, Jolly Inneres, das klingt nach etwas und läßt viel vergeſſen, viel erwarten Wenn man nur damit auch das Volk mit ſeinen ſchwarzen Schleichern und ſeinen roten Schreiern umgeſtalten könnte! Varnbüler und Dalwigk Bittgang nach dem preußiſchen Hauptquartier angetreten, wo Kollega Pfordten ſich Waffenſtillſtand vom 2. Auguſt an ausgewirkt hat. Haben ſich den Prinzen Wilhelm von Württemberg mitgenommen, wie ich annehme, um hofmäßiger behandelt zu werden, als dieſe Afterſtaatsmänner nach ihrem Auftreten gegen Preußen und die unitariſche Idee von Rechts wegen verdienten. Prinz Friedrich Wilhelm von Heſſen ſoll in Paris unter den Fittichen des kaiſerlichen Adlers Schutz für ſein bedrohtes kurheſſiſches Erbrecht ſuchen. Stünde ihm gut zu Geſicht und iſt nicht unwahrſcheinlich That desgleichen, wenn mir recht iſt, ſchon in der Frage der Elbherzogtümer. Aber der Adler wird mit kühnem Lächeln vor dem petitionierenden Sperlinge die Achſeln zucken und höflich bedauern, für diesmal nicht helfen zu können.

Im Südoſten hat die Garniſon von Thereſienſtadt am 29., alſo drei Tage nach dem Waffenſtillſtande, die dortige Strombrücke geſprengt — unverſtändlich, wozu noch der Lärm, das Stück hat ausgeſpielt. Sonſt nichts Bemerkenswertes von da, als Belagerungszuſtand in Wien, vor dem die Oſtdeutſche Poſt ihre patriotiſche Orgel ſtillſtehen läßt, und ſchroffer Beſcheid des übelgelaunten Kaiſers auf eine liberal gefärbte Adreſſe des Wiener Gemeinderats.

Im Südweſten Mecklenburger und unſre letzte preußiſche Einquartierung ein muntres Gefecht mit den Himmelblauen König Ludwigs beſtanden, ein Bataillon ſeines Leibregiments zerſprengt, ein paar hundert Gefangne gemacht Ihr fürſtlicher Führer hat von dem Regierungsbezirk Oberfranken im Namen des Königs von Preußen „Beſitz genommen," ein Ausdruck, der, wenn ich mich recht erinnere, bisher bei Okkupationen nicht Stil war und vielleicht wieder in München zu denken geben wird. Manteuffel beſchießt die Citadelle von Würzburg, die — was in Bayern ungefähr ſelbſtverſtändlich iſt — nicht in verteidigungsmäßigem Zuſtande iſt.

Dienstag, 31. Juli Dieſen Morgen Beſuch von R. aus

Dresden gehabt, der eine nette Anekdote von da mitbrachte. Er hatte auf der Terraſſe einen entlaſſenen Verwundeten von der ſächſiſchen Armee getroffen, der ſehr übel auf die öſterreichiſchen Kameraden zu ſprechen war. Die Verpflegung in Böhmen hätte ſie hungern laſſen, und ſtatt Quartiere zu bekommen, hätten ſie, auch wo es ſolche gegeben hätte, in Nacht und Nebel unter freiem Himmel kampieren müſſen. Bei Königgrätz bleſſiert, wäre er mit andern zu Wagen nach einer öſterreichiſchen Ambulanz gebracht worden, und dabei hätten ihm die guten Freunde aus Böhmen ſeinen Torniſter wegpraktiziert. Nirgends wäre Ordnung und Ehrlichkeit geweſen. „Da machtens Ihnen die Preußen, von denen wir hernachens gefangen wurden, ganz anders. Wenn einer ſeinen Torniſter abgab, da klebten ſie ihm eine Nummer drauf, und ebenſo eine bekam der Mann, und wenn er dann ſeine Sachen wiederhaben wollte, brauchte er bloß ſeinen Zettel mit der Nummer vorzuweiſen. Mauſen aber, wie die Böhmaken — nein, das kommt bei den Preußen nicht vor.“ Ein Weißundgrüner hatte eingeworfen, ſo ſchlimm könnte es doch bei den Kaiſerlichen nicht ſtehn, Erzähler ſähe ja ganz voll und munter aus. Er war aber von dieſem mit dem Beſcheid abgefertigt worden, das müſſe er beſſer wiſſen, und was ſein gutes Ausſehen beträfe, ſo hätte er das der preußiſchen Gefangenſchaft zu verdanken.

Auch hier wird über die Öſterreicher geklagt. „Es waren unter den Verwundeten ordentliche Leute — erzählte Dr. N. —, aber noch mehr unordentliche Früh ſchon verlangten ſie Spirituoſen, und ihre Begriffe von Mein und Dein befanden ſich in bedauerlicher Gärung. Namentlich trat das ihnen gelieferte Bettzeug Wanderungen an, die es auf unrechte Wege, z. B. vor die Thür und in die Hände dienſtfertiger Dritter brachten, die dafür die Flaſche füllten.“ N hatte das aus eigner Beobachtung und von Kollegen. Von einem Preußen das zu denken, wäre kaum möglich, von einem dieſer Tſchechen und Hannaken findet mans natürlich. Wie der Herr, ſo das Geſchirr, d. h.: „Wer je in einen Zweig der k. k Militärverwaltung hineingeblickt hat — ſchrieb uns vor einiger Zeit ein ehemaliger öſterreichiſcher Offizier —, der weiß, was da auch manchen vornehmen Leuten an den Fingern hängen bleibt,“ und „Wien iſt ein abfaulender Düngerhaufen,“ ſagte einmal ſehr unhöflich, aber vermutlich ſehr wahr der Feldmarſchalleutnant von Welden.

Auch unter den ſächſiſchen Patrioten der höhern Stände lebt der Aberglaube an das Bayerngeſpenſt und läßt es große Dinge verrichten. Bei Roßbrunn hat es, wie einem hieſigen Buchhändler geſchrieben wird, den Preußen übel mitgeſpielt und ihnen nicht weniger als ſechzehn Kanonen abgenommen, was alte Herren in der Harmonie ſehr erbaut.

Wie der kurheſſiſche Prinz in Paris, ſo hätte der Welfenkönig in London Schutz und Hilfe nachgeſucht, von Her Majestys Miniſtern aber den Beſcheid erhalten, daß ſie froh wären, die hannoverſche Streitigkeit endlich einmal im Begriff zu ſehen, begraben zu werden. Denke, die Antwort wird artiger lauten, aber ungefähr auf dasſelbe hinauslaufen, was das Gerücht ſie ſo kurz angebunden ſagen läßt.

Am 5. Auguſt wird König Wilhelm in Berlin den Landtag eröffnen. Es wird gut ausſehen, wenn die greiſe Majeſtät mit dem Lorbeer des Sieges im heiligen Kriege vor die Elihu Burrits der Fortſchrittspartei tritt, die ſich ihrer jämmerlichen Friedenspredigten vom Mai jetzt doch wohl ſchämen werden. Sieg ihm und ſeinem großen Miniſter auch hier Sieg und Verſöhnung!

Heute abend wieder große Verſammlung unſrer gelind und ſachte Preußiſchen. Wollen ſich zu einer Partei zuſammenthun, Programme, Reſolutionen und dergleichen hübſche Sächelchen leiſten, ſich in der aufgehenden Sonne des Parlaments guten Morgen ſagen. Was Ordentliches, eine Erklärung, die Hand und Fuß hat, wird dabei nicht herauskommen Dazu fehlt den Führern der Glaube und der Mut Schal und fahl, und viel Geſchrei und wenig Wolle.

Ergötzlich zu hören iſt, wie ſich die Stimmung unter unſern Politikern vom Patriotiſchen Verein erhitzt. „Eher die Republik als preußiſche Hegemonie'" ließ ſich geſtern der Kapellmeiſter vernehmen, der dieſes Orcheſter dirigiert. Der Herr Doktor war bisher ebenſo ſtramm als Royaliſt wie als Partikulariſt.

Achte Woche

Mittwoch, 1. Auguſt. Der Krieg ſchläft allmählich auf ſeinen Grabhügeln und Trophäen ein, und der Friede wagt ſich

wieder hervor. Der Strom aufregender Nachrichten, der in den letztverfloſſenen ſieben ungeheuern Wochen vor unſern Augen vorüberrauſchte, iſt zum ſchmalen Bächlein geworden, und bald wird es nur noch tröpfeln. Mittlerweile iſt es intereſſant, wenn auch nicht immer erfreulich, zu ſehen, wie ſich die Friedensſaaten, die der Fuß des Kriegsgottes niedergetreten hatte, zugleich mit dem Unkraut zwiſchen ihren Halmen langſam wieder aufrichten. Die Durchmärſche ſind ſeltner geworden. Schon kehren Landwehren in die Heimat zurück, um ſtatt der Muskete die Senſe zu ſchultern. Die Lazarette fangen an, ſich zu leeren, von der fünften Bürgerſchule und ebenſo von der Turnhalle iſt die weiße Fahne mit dem roten Kreuze verſchwunden, und die Stadt verpflegt und heilt nur noch etwa ſechshundert Verwundete. Der Fabrikant denkt wieder ans Arbeiten, der Kaufmann ſpekuliert wieder, die Aktien ſteigen, und der Philiſter freut ſich der bevorſtehenden Bekanntmachung, wonach die Ziehungen der königlich ſächſiſchen Landeslotterie demnächſt wieder aufgenommen werden ſollen. Der Partikularismus, ziemlich geduckt bisher, macht ſich gerade und tritt auf die Zehen, um zu ſpähen.

Auch der Buchhandel wagt ſich wieder ans Geſchäft, zunächſt, wie es ſcheint, nur an Ausbeutung des Krieges durch Sichtung und Verarbeitung deſſen, was die Zeitungen im Sommer dieſes Wendejahres von den Preußenzügen nach der Donau und dem Main berichtet haben. Eine ganze Reihe ſolcher Kompilationen ſind ſchon in den erſten Lieferungen erſchienen, andre angekündigt. Die Nachfrage nach dieſen Produkten einer Zeit, wo die Quellen noch dürftig und trübe fließen, die Leidenſchaften noch verblenden, ſoll bei einigen ganz außerordentlich lebhaft ſein. In den letzten Wochen ſtand es auch auf dieſem Gebiete der Gewerbthätigkeit unſrer Stadt übel. Die Beſtellungen der Sortimenter wurden ſchwächer und blieben zuletzt faſt ganz aus, die Berge von Bücherballen, die in den Packräumen der Kommiſſionäre an den Hauptverſandtagen abgeladen werden, waren nicht mehr zu ſehen. Die zweirädrigen Handkarren, mit denen die Markthelfer ſie ausfuhren, ſtanden ſtill in den Winkeln; denn was noch verlangt wurde, konnte man auf den Armen fortbringen. Beinahe nur Kriegskarten wurden noch verlangt, wobei auch Veraltetes, z. B. Blätter, auf

denen Mailand noch öſterreichiſch war, auf den Markt kam und unbeſehen Käufer fand. Als Preußen geſiegt hatte, ließen lyriſche Zwitſcherlinge ihre Emotionen gedruckt vom Stapel laufen. Es war aber kein Arndt und kein Korner darunter, und eben ſo wenig hat die Muſik, die gleichermaßen „nicht umhin konnte," etwas Beſondres geleiſtet.

Donnerstag, 2. Auguſt. Heute alſo Waffenſtillſtand und wahrſcheinlich Ende des Kriegs auch am Main. Möge ihm hier ein beſſerer Friede folgen, als er uns werden zu ſollen ſcheint. Die Braunſchweiger, die heute die Stadt paſſiert haben ſollen, um den Preußen und Oldenburgern in Franken den bayriſchen Löwen zähmen zu helfen, hätten ſich nicht mehr zu bemühen brauchen. Es hat ſich ohne ſie gemacht, daß der Löwe zum Krebſe wurde. Wenn man zurückblickt! Wie das dunkelblau hinunter wimmelte vom Thüringer Walde an die Werra und hinüber über die Rhön an die fränkiſche Saale und wieder über Gebirge, vorwärts, vorwärts, unaufhaltſam mit der ſchwarzweißen Fahne gegen die buntſcheckige Übermacht, nach rechts hin geſtoßen, nach links hin geſchlagen, verdrängt, zerſprengt — Hurra, ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben! Was ſie liefen bei Laufach die Darmſtädter vor den Zündnadeln, was ſie ſchafften, daß ſie fortkamen von Aſchaffenburg die kaiſerlichen Weißröcke mit der italieniſchen Zunge und der deutſchen (jetzt deutſchgeweſenen) Armbinde! Was ſie zitterten in Frankfurt, als das Gericht über ſie kam, und wie ſie wieder liefen und ihr Schießzeug wegwarfen, die Schwaben bei Tauberbiſchofsheim! „Eins, zwei, drei," ſangen unſre Pickelhauben beim Einzug in die Bundesſtadt am Main, „wir ſind die Fünfundfünfziger, wir ſchießen mit Blei." Sie haben mit Blei geſchoſſen und das Schwarze getroffen, die wackern Jungen Vogels von Falckenſtein. Künftig aber Feuerſpritzen ſtatt der Kanonen und Musketen gegen die Generale der Prahler aus dieſen Ecken.

(Spätere Randgloſſe. Übermut und Unbilligkeit! Die Deutſchen ſind überall gleich tapfer. Das Material war auch dort tüchtig, nur die rechte Form und gute Führung fehlten. Sie kamen hinzu, und die Geſchlagnen vom Main und der Tauber wurden an der Maas und der Marne zu Siegern.)

Freitag, 3. Auguſt. Nichts als erfreuliche Kunde von

draußen, aus Südweſten wie aus Südoſten. In Baden Mannheim und Heidelberg von preußiſcher Landwehr beſetzt, und Markgraf Wilhelm mit ſeinen Truppen aus dem Taubergebiet nach Hauſe marſchiert. Dagegen hätte Württemberg noch nicht nachgeben wollen. Zweifle daran. Iſts wahr, ſo ſtärke ihm der Gott, der Pharao verblendete, ſeinen Mut und ſteife ihm den Nacken. Hochmut und Hartnäckigkeit waren bisher die beſten Mitarbeiter am Bau der deutſchen Einheit.

Die Nachricht, daß Rabenhorſt der Armee im Exil öſterreichiſche Käppis aufſetzen wollte, iſt wohl Erfindung, wenn auch bei dem Charakter des Herrn Kriegsminiſters nicht undenkbar.

In Augsburg iſts, wie man lieſt, recht ſtill um den grünen Tiſch geworden, an dem man in den letzten Wochen das rein komiſche Nachſpiel zu der Tragikomödie des deutſchen Bundestags aufführte. Unter Vortritt des Repräſentanten Englands haben alle fremden Geſandten ihre Zuſchauerloge verlaſſen, nur der ruſſiſche iſt geblieben, vermutlich, damit es nicht an einem Totengräber fehle, wenn das Lebenslämpchen endlich ganz ausgeht.

Abends vom kleinen F. die Notiz bekommen, daß geſtern auf dem hieſigen Hauptſteueramte ſämtliche Funktionäre unter preußiſche Oberleitung geſtellt worden ſind, und daß in Dresden das Gleiche ſtattgefunden hat. Auch die Salzverwaltung hat preußiſche Oberaufſicht erhalten.

In unſern Lazaretten ſoll es jetzt nicht recht erfreulich ausſehen. Von den Soldaten hier ſtarben in jeder der letzten drei Wochen durchſchnittlich acht, und viele der Verwundeten ſind nach dem dreizehnten Tage, dem „Wendetage," wie Doktor Günther ſagt, trotz beſter Verſorgung und Abwartung in bedenklichem Zuſtande, weil ſie nicht zu rechter Zeit in die rechten Hände gekommen ſind. Die große Mehrzahl allerdings wird binnen kurzem den als geheilt Entlaſſenen folgen; aber nicht wenige ſind, die kaum Hoffnung darauf haben. Als ich dieſen Nachmittag an der Johanniskirche vorbei nach der innern Stadt ging, wurde wieder ein Öſterreicher nach dem Friedhofe gebracht. Er war, wie ich hörte, an Arm und Fuß zugleich bleſſiert geweſen, und man hatte ihn vor zehn Tagen noch im Garten des Waiſenhauſes in einem Handwagen herumfahren ſehen. Gegen achtzig Kameraden, an Stöcken und Krücken

hinter dem Sarge herhinkend, meiſt Weißröcke, auch einige Preußen, gaben ihm das letzte Geleit — ein recht wehmütig ſtimmender Anblick.

Sonnabend, 4. Auguſt. Sollte mans für möglich halten! Zwei Tage ſchon Waffenſtillſtand bei Würzburg und Nürnberg, und noch immer tanzt vor dem Dresdner Thor in hartnäckiger Bauernphantaſie das bayriſche Irrlicht und treibt grauſamen Unfug. „Der Preuße geſchlagen, wiſſen Sies ſchon, und tüchtig Der Mecklenburger auch. Ganze Kompagnien glatt weggeſchoſſen, nur vier Mann übrig geblieben. Hauptkerle dieſe Bayern, Mordskerle!“ Es ſcheint die hübſche kleine Affaire zwiſchen Baireuth und Nürnberg zu ſein, wo die Mecklenburger Dragoner ein Bataillon des bayriſchen Leibregiments zerſprengten und ihm ſeine Fahne entführten. Dabei mögen vier der Angreifer geblieben ſein, und das wird ſich in Ohr und Mund der Dorfmythe in „nur vier übrig geblieben“ verwandelt haben. Ganz natürlicher Prozeß. Es bleibt aber doch immer eine eigne Beobachtung, daß die guten Leute ſich vor allem in der Monomanie von den ſiegreichen Bayern erfreuen und erbauen.

Die Kölniſche Zeitung will wiſſen, daß auch uns in Sachſen eine ſtarke Kriegskontribution auferlegt werden ſoll. Ein paſſender Beitrag zu den Koſten der Befreiung Deutſchlands von Öſterreich wäre nicht unbillig; daß wir uns aber damit gewiſſermaßen von der Einverleibung in Preußen löſen und die Wiederkehr der alten Wirtſchaft erkaufen ſollen, iſt bitter.

In Hannover partikulariſtiſche Agitation gegen die Parlamentswahlen und gegen die Annexion. Wird aufhören, ſobald den Leuten deutlich gemacht iſt, daß es ſchon zwölf geſchlagen hat. Rußland ſcheint im ſtillen auf einen Kongreß hinzuarbeiten, der Preußen die Früchte ſeines Siegs verkümmern ſoll. Bismarck ſoll abgelehnt haben, ſich vor Vollzug der Territorialveränderungen und Errichtung des norddeutſchen Bundesſtaates auf Verhandlungen über einen Kongreß einzulaſſen, und er hätte dabei England und Frankreich auf ſeiner Seite. Fürſt Gortſchakow wird ſich alſo beruhigen müſſen, falls er wirklich Unruhe über Preußens Wachstum empfunden und geäußert hat.

Morgen erwarten die Bekannten in der preußiſchen Thronrede

Erklärungen über die Annexionen und ſonſtigen politiſchen Neugeſtaltungen im deutſchen Norden. Erlaube mir daran zu zweifeln, da die Sache von einem Genius ausgeht, der zwar immer mit dem Aplomb des Eingeweihten und Wohlunterrichteten auftritt, bisher aber ſchlecht informiert war. Auch iſt ja der Friede noch nicht ſo weit gediehn, daß ſeine Reſultate ſchon vom Throne herab verkündigt werden könnten. Im Gegenteil, ich meine, Graf Bismarcks Arbeit fängt jetzt erſt recht an, und ich denke, er wird uns beſſere Tage verſchaffen, als wir ſie jetzt erwarten.

Sonntag, 5. Auguſt. Berliner Thronrede von gutem Klange, ſehr verſöhnlich in der innern Frage, Bedeutung von Paragraph 99 anerkannt, Indemnitätsgeſuch in Ausſicht geſtellt, ſonſt farblos. Nichts von beſtimmten Annexionen. Die Grenzen des Staates ſollen erweitert werden. Das iſt alles, und wir hier zu Lande ſtehen noch immer vor dem Vorhange.

Inzwiſchen war hier etwas im Werke. Entſchieden Preußiſchgeſinnte dachten an eine Adreſſe an König Wilhelm, die in kurzen, aber deutlichen und rückſichtsloſen Sätzen die Einverleibung Sachſens in Preußen für das beſte Ende der gegenwärtigen Wirren erklären und darum bitten ſollte. Einer unſrer erſten Kaufleute, desgleichen andre angeſehene Bürger und Einwohner wollten ſich an die Spitze ſtellen. Jetzt aber ſcheint die Abſicht aufgegeben zu ſein, da man nicht auf genug Namen rechnen kann. Die Mehrzahl der Preußiſchen ſchwört noch auf die Doktrin des Nationalvereins, und wenn es auch nicht an ſolchen fehlt, die eine kurze, glatte, runde Annexion einem langſamen, koſtſpieligen und von allerlei Widerwärtigkeiten begleiteten Abſorbiertwerden vorziehn, wie es die Bundesſtaatsidee in Geſtalt der Februarforderungen von 1865 herbeiführen würde, ſo mangelt der Majorität die Entſchloſſenheit, ihre Überzeugung offen und ungeſcheut zu bekennen.

Montag, 16. Auguſt. Geſtern iſt Graf Hohenthal, der vor einiger Zeit nach Schönbrunn berufen worden war, um (da Beuſt natürlich unmöglich geworden iſt) Inſtruktionen zu Unterhandlungen wegen eines Vertrags zwiſchen Sachſen und Preußen in betreff der Stellung Sachſens zu einem norddeutſchen Bunde zu empfangen, von dort wieder hier durch und über Dresden nach Berlin gereiſt. Die Tour nach Öſterreich war für ihn nicht ohne Beſchwerde und

ſelbſt nicht ohne Gefahren, da er den Weg durch das Land der wilden Bajuvaren gewählt hatte. In der Richtung auf Regensburg eine Strecke über Hof hinausgekommen, wurde er — ſo erzählt Sch. „aus allerbeſter Quelle“ von Kriegern dieſes Stammes nach ſeiner Legitimation gefragt. Die von ihm gegebne Aufklärung über ſeine Perſon und ſeinen Auftrag genügte nicht; denn die Frager waren auf dem Kriegspfade, alſo nach bajuvariſcher Sitte betrunken. Man bringt ihn vor den Häuptling, der aber gleichfalls auf dem Kriegspfade, folglich gleichfalls betrunken iſt. Ein andrer Anführer wird herbeigeholt, vergebens, denn er befindet ſich ebenfalls in dem Zuſtande, wo man mehr Alkohol als Verſtand im Kopfe hat. Umſonſt verſucht der Graf noch einmal, ſich mit den Wilden zu verſtändigen. Er ſei bereit, ſeine Papiere zu zeigen und ſich als Geſandten auszuweiſen. — Ja, wer das glauben könnte; viel wahrſcheinlicher, daß er ein preußiſcher Spion ſei. — Er wolle ſeine Koffer öffnen und ſeine Uniform anlegen. — Auch kein Beweis, daß er kein Kundſchafter ſei; man wiſſe, die ſächſiſchen Farben ſeien weiß und ſchwarz, die aber könne jeder anlegen. — Kurz und gut: der Graf wird als Spion behandelt, hat von Glück zu ſagen, daß man ihn nicht mit Stricken bindet, und wird als Gefangner per Bahn weiter transportiert, wobei ihn grimmige Zivilbajuvaren zu zerreißen drohen, ſodaß der ihn begleitende Häuptling gegen ſie — die ſelbſtverſtändlich gleichermaßen bezecht ſind — den Tomahawk ſchwingen muß. Erſt in Regensburg klärt ſich die Sache auf, indem hier ein Oberſt, mit dem Grafen von früher bekannt, und zwar auch auf dem Kriegspfade, aber gegen die Volksſitte unbenebelt, Verſtand dazu mitbringt.

Wie viele ſolche Hiſtorien mögen ſich im Laufe des Krieges im Bajuvarenlande zugetragen haben, und wie anmutig klangen die Geſchichten aus Schleuſingen, wo die Wilden mit dem Krug in der Hand auf Biertonnen Schildwach ſaßen, und aus Kaltennordheim, wo ſie den „ketzeriſchen“ Bauern Tiſche und Bänke zerſchlugen und ihnen ihre Lutherbilder beſudelten!

Dienstag, 7 Auguſt. Bekanntmachung im Tageblatt: Die Lotterie wird wirklich wieder fortgeſetzt, und ſchon in dieſem Monate ſollen ſich die Loſe wieder drehen. Hätten wir eine Spielbank im Lande, ſo wäre ſie vermutlich auch ſchon wieder im Gange. Bereits

iſt Profeſſor Biedermann auf die Polizei zitiert und „bedeutet“ oder gar beſtraft worden, weil er eine Verſammlung unſrer ſanftgehenden Preußenfreunde in der Zentralhalle veranſtaltet hat, ohne ſich genau an die hinſichtlich ſolcher Zuſammenkünfte beſtehenden Vorſchriften zu halten. Erbaulicheres iſt ohne Zweifel im Anzuge.

Der Auguſtenburger, der, ſo lange geſchoſſen wurde, in irgend einer Couliſſe verſchwunden war, iſt jetzt auf einen Augenblick wieder ſichtbar geworden und hat durch ſeinen Miniſter Samwer bei dem Augsburger „Bundestage,“ der immer noch atmet, gegen die Einverleibung Schleswig-Holſteins nochmals kräftig Einſprache gethan. Zäh und konſequent wie immer. Aber wie ſich die Exzellenzen, die den Proteſt in Empfang nahmen, bei dieſer Haupt- und Staatsaktion angeſehen haben mögen!

Preußen hat erklärt, daß es das Verhalten Italiens während der letzten Monate als ein ſehr würdiges betrachten müſſe und die Verbindungen mit ihm auch im Frieden fortbeſtehen zu ſehen wünſche. Ganz in der Ordnung, Öſterreich und wohl auch einer andern zweifelhaften Macht gegenüber. Unſre Intereſſen und die italieniſchen kollidieren nirgends, und wenn auf die militäriſche Unterſtützung von ſeiten des guten Freundes im Süden gegenwärtig nicht viel zu rechnen iſt, ſo wird ſich das in Zukunft beſſer geſtalten, und in den nächſten Jahren giebt es ſchwerlich andre Feldzüge als auf diplomatiſchem Felde.

Mittwoch, 8. Auguſt. Draußen vor dem Fenſter in der großen Welt nichts Neues von Bedeutung. Dagegen im Hauſe Treitſchkes Schrift: „Die Zukunft der norddeutſchen Mittelſtaaten,“ eine rechte Fortſetzung des Kriegs gegen die Feinde unſers Glaubens, ſcharf und glänzend wie ein Schwert, wuchtig und warm von edler Flamme. Ganz andrer Ton und ganz andre Farbe als die unſrer liberalen Hektiker. Nichts von dem „Dürfte“ und „Möchte“ dieſer Seelen aus blauer Milch und Blümchenkaffee. Ganz anders als deren Singſang klingt es an unſer Herz und unſern Verſtand, wenn er ſagt:

„Dieſe drei Dynaſtien ſind reif, überreif für die verwirkte Vernichtung, ihre Wiedereinſetzung wäre eine Gefahr für die Sicherheit des neuen deutſchen Bundes, eine Verſündigung an der Sittlichkeit der Nation. Die drei Länder ſind erobert in gerechtem Kriege, denn niemals ward langmütige Macht von prahleriſcher Ohnmacht

verachtender herausgefordert.“ — „Mit der Beseitigung der kleinen Kronen vollzieht sich nur ein Akt der historischen Notwendigkeit. Wer aus der Vergangenheit aller Nationen Europas noch immer nicht gelernt hat, daß die Kleinstaaterei in gereiften Kulturvölkern keine Stätte hat, und daß der Zug der Geschichte auf das Zusammenballen großer nationaler Massen weist, dem müssen sich nach den Erfahrungen dieser reichen Wochen endlich die Augen öffnen. Die Hülle heuchlerischer Phrasen, womit man so lange die Geheimnisse des mittelstaatlichen Lebens verdeckte, ist durch das Schwert hinweggerissen, und darunter tritt zu Tage — eitel Fäulnis und Moder“ — „Die Mittelstaaten sind wohl im stande, ein gewisses schläfriges Behagen im Volke zu erregen, doch nicht eine wagende Hingebung, opferfreudige Staatsgesinnung.“ — Vortrefflich ist folgende Stelle: „Die Einverleibung in den preußischen Staat wird für alle gesunden arbeitenden Klassen des Volkes ein reiner Gewinn sein. Darunter leiden werden nur die unmittelbaren Umgebungen der kleinen Höfe, der kleinere unfähige Teil des Beamtentums, der arme Adel, der in den zahlreichen Sinekuren der Kleinstaaten willkommne Versorgung für seine unbrauchbaren Söhne fand, endlich — last, not least — die Eitelkeit und Rechthaberei des Professorentums. Es ist ein Jammer, welcher armselige Dünkel an den kleinstaatlichen Universitäten aufgewuchert ist, wie diese Hochschulen, berufen, dem ganzen Vaterlande hochsinnig zu dienen, zu Brutstätten des erbärmlichsten Partikularismus geworden sind. Dem echten Leipziger Professor ist der Gedanke unfaßbar, daß er aufhören soll, eine Perle im sächsischen Rautenkranze zu sein. Unbemerkt rauschen die brutalen Thatsachen der Geschichte an dem geschlossenen Auge des Doktrinärs vorüber; wenn sie ihm grausam seine Zirkel stören, so wird er verdrießlich und fühlt sich persönlich beleidigt.“ — „Sachsen ist ein Staat, Preußen ist ein Staat, folglich müssen sie zusammen einen Bundesstaat bilden Erst wenn gewisse unwiderlegliche staatsrechtliche Paragraphen ein Gemeingut aller Deutschen geworden sind, wird sich auf friedlichem Wege, durch rechtlich-sittliche Mittel Deutschlands Verfassung neu gestalten. - Nein, schauet sie mit hellen Augen an, die wundervolle Wirklichkeit, wie sie strahlt in jugendlicher Lebenskraft, und laßt euch nicht bethören durch die Afterweisheit der Doktrinäre.“

In der That, goldne Worte überall und ein hochſinniger feuriger Geiſt. Und wie wird er wirken auf unſre Gebildeten? Die einen werden ſich der ſchönen, aus voller Bruſt kommenden Sprache freuen und ſie mit Pathos genießen, wie man einen edeln Wein genießt. Die andern werden ein ſäuerliches Lob für ihn haben, es ihm aber ſtill und laut übel nehmen, daß er die Wahrheit geſagt hat. Thun wird von den Herren kaum einer etwas, man müßte denn fleißiges „Wirken“ für die eigne Erwählung in das Parlament Thun nennen, das jetzt einigen von unſern zünftigen Politikern die ganze Exiſtenz in Anſpruch zu nehmen ſcheint.

Neunte Woche

Donnerstag, 9. Auguſt. Der Himmel draußen wieder wolkiger Italien ſcheint ſich mit Rückſicht auf die Freiſcharen, die außer heroiſchen Attituden nichts geleiſtet haben, und auf die Stimmung der Armee, die ſich auch keiner großen Erfolge zu rühmen hat, mit Venetien nicht zufrieden geben zu wollen und auf die Abtretung auch Welſchtirols zu beſtehen Öſterreich wieder ſoll nun Venetien nur gegen eine Geldentſchädigung herausgeben wollen. Drei kaiſerliche Armeekorps und ein halbes ſtünden ſchon wieder in Tirol und weiter ſüdlich. Auch Preußen gegenüber wäre die Hoffnung noch nicht zu dem rechten Grade von Überlegung und Selbſterkenntnis gelangt, einzuſehen, daß ſie wohlfeilen Kaufs aus einem bedenklichen Handel entkommen iſt.

Inzwiſchen hat die Beſchlagnahme des Rugeſchen „Manifeſtes an die deutſche Nation“ zur Folge gehabt, daß man die Anſprache des ewigen Jünglings wenigſtens lieſt, was vorher von vielen nicht gerade für unbedingt zum Heile der Seele erforderlich gehalten wurde. Noch beſſer hat, wie es ſcheint, auf den verſtändigen Teil unſers Publikums die Verfolgung der Broſchüre Treitſchkes gewirkt, die offenbar von Dresden her angeregt worden und mißlungen iſt, und ich höre, daß es im Werke iſt, ſich darüber bei unſrer Kommandantur zu beſchweren. Ob das zuſtande kommen wird, iſt freilich die Frage, und ob es etwas helfen würde, muß ich bezweifeln. Wunderlich genug aber ſind Zuſtände, wo unter den Augen einer

preußiſchen Regierung und Beſatzung Beamte einer preußenfeindlichen Macht preußenfreundlichen Sympathien als „hochverräteriſchen“ den Mund zuzuhalten wagen dürfen.

Auch in Dresden hebt, wie man von verſchiednen Seiten her vernimmt, der Partikularismus keck wieder den Kopf und freut ſich ſchon ſchwarz auf weiß, nun bald die unbehaglichen Preußen los zu werden. Nur die verzweifelnde Stimmung der guten Freunde in Wien und die häßlichen Schanzen, die das ſchöne Elbflorenz nun auch auf der Neuſtädter Seite umgürten, ſtören die wieder aufgetaute Gemütlichkeit. Dieſe Stimmung malen ſogar halbamtliche Blätter zum großen Erſtaunen der Leſewelt mit den ſchwärzeſten Farben. Die Schanzen aber, die vorläufig der beſte Troſt für uns Preisgegebne ſind, ſollen ſie, meine ich, „laſſen ſtahn und keinen Dank dazu haben.“ Sie werden vorderhand eine genügende Garantie dafür ſein, daß unſer Herrgott auch fürderhin nicht geſonnen iſt, die Bäume in den Himmel wachſen zu laſſen.

Sehr erfreulich lautet die Notiz aus Berlin, daß Graf Münſter, der Mann mit dem für preußiſche Ohren fatalen Namen, ſeinen Auftrag, die verräteriſchen Welfen wieder auf den Thron hinaufzubitten, unvollzogen im Koffer hat mit heimnehmen müſſen. Nicht einmal vor ſich gelaſſen hat ihn der König. Auch die partikulariſtiſchen Agitationen im Philiſterium an der Leine beginnt man endlich zu hemmen. Sobald die Einverleibung erfolgt iſt, wird das ſtiller werden. Nur die Ungewißheit macht es, daß die Leute noch ſo laut lamentieren. Zur Not kann man mit Vogel von Falckenſtein als Gouverneur nachhelfen, der die widerborſtigen Jütenbärte ſo glatt und nachgiebig zu machen verſtanden hat. In Mecklenburg ſollens die Ritter mißbilligen, daß ihr Großherzog in Bayern gegen das, „was wir lieben,“ zu Felde zieht. Das Parlament wird dieſer Geſellſchaft und ihrer Liebhaberei für das Mittelalter wohl Schweigen auferlegen.

Trotz der Wolken in Italien und an der Donau wird der Himmel im ganzen täglich heiterer. Heute noch einige Durchmärſche, von Oſten nach Weſten und von Norden nach Süden. Sonſt alles friedlich, namentlich auf dem Gebiete von Handel und Wandel. Laut der neuſten Bekanntmachung des hieſigen Oberpoſtamts unterliegt die Korreſpondenz faſt nach keiner Richtung der Windroſe mehr

einer Beſchränkung, und auch die bayriſche Bahn ſüdlich von Hof iſt wieder in Betrieb geſetzt, vielen Leipzigern gewiß eine beſonders willkommne Nachricht, nicht ſo ſehr wegen der geiſtigen Schätze, die uns die Bahn näher rückte, als wegen der Getränke, die man in Kulmbach, Nürnberg und München braut und bei Papa Kitzing, bei Baarmann und bei dem Türken im Kaffeebaum verzapft.

Freitag, 10. Auguſt. Es iſt Zeit, ſich endlich aus dem Zuſtande gelaſſener Verzweiflung und träger, nur zum Spott aufgelegter Verdroſſenheit, in den uns die Wendung der ſächſiſchen Angelegenheit verſenkte, herauszuheben, den Divan des Mißmuts zu verlaſſen und wieder ordentlich auf die Füße zu treten. Mit Gram und Neid, wie berechtigt ſie ſind, mit thatloſem Haſſen wird nichts geändert, und das bloße Hoffen auf Gewalten außer uns oder gar auf den Zufall ziert nicht und nützt nicht. Sehen wir uns die gegenwärtige Sachlage einmal ſtatt mit dem Rücken lieber ernſthaft mit den Augen an, und prüfen wir, wie mit der Halbheit, in die wir gegen unſern Wunſch und Willen hier zu geraten im Begriffe ſind, bis auf weiteres auszukommen ſein könnte. Vielleicht ſieht die Sache doch nicht ſo verzweifelt aus, als ſie zuerſt erſchien.

Nach den jetzt vorliegenden Grundzügen des Friedens wird nichts vom Königreiche Sachſen preußiſch. Dagegen verzichtet Öſterreich auf alle Einrede in die Forderungen, die Preußen an den König Johann in betreff der nunmehrigen Einordnung ſeines Landes in den Norddeutſchen Bund und in betreff der Zahlung eines Teils der Kriegskoſten zu ſtellen belieben wird. Über dieſe Punkte wird ſchon verhandelt. Man wird ſächſiſcherſeits möglichſt wenig zugeſtehn wollen, Preußen dagegen wird von der Notwendigkeit getrieben werden, viel zu verlangen und darunter ſehr Unbequemes.

Was ſollte Berlin fordern? Zunächſt alles, was es von den Gliedern des Bundes beanſprucht, die den Bundesverfaſſungsentwurf vom 10. Juni angenommen haben. Das wäre erſtens Unterordnung unter die Leitung und Aufſicht der Bundesgewalt — d. h. zu Deutſch Preußens, des Staates, der nach ſeiner Vergrößerung durch Hannover, Heſſen, Frankfurt und Schleswig-Holſtein etwa fünfmal ſo mächtig als die Geſamtheit der übrigen den Bund bildenden Staaten Nord- und Mitteldeutſchlands ſein und auch im Parlament die ent-

ſchiedenſte Majorität haben wird — hinſichtlich aller Dinge, die zur Zoll- und Handelsgeſetzgebung und zu den Fragen über Maß, Gewicht und Münze, Papiergeld, Banken, Erfindungspatente, Schutz des geiſtigen Eigentums, Freizügigkeit, Gewerbebetrieb und Auswanderung gehören Ferner Zentraliſation des Konſularweſens, Oberaufſicht Preußens über Eiſenbahnen, Telegraphen und Poſtanſtalten, Einheit der Zivilprozeßordnung und des Konkursverfahrens. Endlich oberſte Leitung der Diplomatie, Oberbefehl über das Heer des Bundes und das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen.

König Johann hat dieſe Forderungen in der elften Stunde der alten Zeit abgelehnt Er kann nicht erwarten, daß man ſie in der elften Stunde der neuen einfach wiederholen, ſich mit ihnen begnügen wird. Man wird ihm jetzt wahrſcheinlich weniger bequeme und von ſeiner Machtvollkommenheit weniger übrig laſſende Bedingungen ſtellen.

Sonnabend, 11. Auguſt. Es rührt ſich doch etwas mehr, als ich vorausſetzte, wenigſtens in Leipzig, und unſre Halben und Sanften ſind doch ein wenig ganzer und derber, als mir ſcheinen wollte. Geſtern war ich in einer ihrer Verſammlungen, die diesmal nicht vertraulich war, da die Polizeidirektion ſich erlaubt hatte, einen ihrer Horcher in den Saal zu poſtieren. Trotzdem ſprach man ziemlich von der Leber weg und ließ noch beſſere Gedanken und Abſichten im Hintergrunde merken

Einer der Faiſeurs zwar, Mitglied des Nationalvereinsvorſtandes, ſchien durch den Krieg wenig gelernt zu haben und noch ganz in dem Gerede der Zeit vor der großen Flut befangen, ſodaß man vor ihm der Norddeutſchen Allgemeinen Recht geben mußte, die noch mehr Klärung der Begriffe verlangte, bevor man an Einberufung des Parlaments denken könnte. Aber es nahm ſich doch recht erfreulich aus, als dieſer Redner wiederholt von einer Reichsgewalt ſprach, der Sachſen ſich in militäriſcher und diplomatiſcher Beziehung unterzuordnen habe, und ſofort andre Mitglieder der Verſammlung unter lautem Beifall und ſpäterer einſtimmiger Gutheißung der übrigen dieſen Nebelbegriff mit dem klarern, ſolidern und realern Namen „Preußen“ vertauſcht wiſſen wollten. Es wurde ferner der übliche Mißbrauch mit dem Worte Volk getrieben, wonach

ſich hundert oder ein paar hundert politiſierende Herren ſchlankweg gebärden, als ob ſie die Nation zu vertreten beauftragt wären. Doch fehlte es auch hier nicht an Widerſpruch und Warnung.

In der Hauptſache war es ein recht hübſcher Redeübungsklub mit den üblichen Requiſiten und wohl noch was mehr: die Geſichter würdevoll, wie es ſich für Mitarbeiter am Werke der Einigung deutſcher Nation ziemt, die Reden fließend und meiſt klar, wenn auch nicht beſonders tief, manche der vorgebrachten Gedanken verſtändig und praktiſch, womit ich den von obigem Nationalvereinsmanne angekündigten Vorſatz, demnächſt in Glauchau eine „Landesverſammlung“ (ſollte heißen: Verſammlung der Reſte des Nationalvereins und der ſächſiſchen Fortſchrittspartei) ohne vorher feſtgeſtelltes Programm anzuſtiften, nicht gemeint haben will. Sehr praktiſch dagegen war die von einem andern Mitgliede der Verſammlung ausgehende Hinweiſung darauf, daß durch geeignete Flugſchriften für Aufklärung der Maſſe geſorgt werden müſſe, und die daran geknüpfte Anzeige, daß unbekannte Wohlthäter einen Preis von zweihundert Thalern auf eine populäre Broſchüre ausgeſetzt hätten, die im Anſchluß an die Frage des Eintritts Sachſens in die norddeutſche Union die unausbleiblichen Folgen des mit einer Verweigerung dieſes Eintritts unzweifelhaft verbundnen Ausſchluſſes des Königreiches aus dem Zollverein darſtelle. Prüfung der eingehenden Arbeiten und Verteilung des Preiſes ſollte der Ausſchuß der Verſammlung übernehmen. Eine ſolche Schrift, die mit guter Kenntnis der Thatſachen das Geſchick, dieſe paſſend und ſchlagend zu gruppieren, und die Gabe, faßlich zu reden, verbände, könnte viel wirken. Aber Eile thut daher not; denn das Volk verſinkt täglich wieder mehr in die alte Stumpfheit.

Sonntag, 12. Auguſt. Während es im Süden wieder hell wird, die italieniſche Kriegswolke ſich verzieht, ballt ſich im Weſten von neuem Gewölk. Napoleon, ſo meldet nicht bloß Reuter, hätte ſich beſonnen, er müßte, wenn Preußen ſich erheblich vergrößerte, ſeiner Länge auch eine Elle zuſetzen und zwar von den Rheinlanden. Wirklich Gewölk? Vermutlich nur Meilerrauch, Ziegelhütte, Dampfwagen oder ſonſt ein paſſageres Wölkchen. Napoleon iſt natürlich nicht der edle Uneigennützige, den ſich manche von unſern guten Freunden aus der Schreckgeſtalt des Dezembermanns zurecht

gemacht haben. Welcher Politiker wäre das! Aber ſein Eigennutz iſt unüberlegſam. Er iſt alt geworden und liebt die Glücksſpiele, die großen Wagniſſe nicht mehr; er hält es mit dem Erreichbaren und läßt ſich von ſeinem Verſtande ſagen, daß von preußiſchem Gebiete ohne das größte Wagnis für ihn kaum etwas zu haben iſt. Er kann ſondiert haben, wird aber ſeine Anträge kaum in Forderungen verwandeln. Ich meine daher, daß man die Entrüſtung, die man über franzöſiſche Einmiſchung in unſer norddeutſches Einigungs- und Annexionswerk loszuſchießen hätte, vorderhand noch im Rohre behalten kann. Für unſre ſächſiſchen Patrioten allerdings ſind die Rothoſen ſchon auf dem Marſche, und daß ſie unwiderſtehlich ſind, leidet ihnen trotz der Lehre von Sadowa keinen Zweifel. „Die Öſterreicher, ja, aber die Franzoſen, das iſt doch ganz was andres.“ Wir andern aber wollen uns bis auf weiteres mit der Erinnerung begnügen, daß die Siege von Roßbach und Leuthen faſt als Zwillinge geboren wurden.

Aus Dresden die Nachricht, daß der preußiſche Zivilkommiſſar das Verbot der Treitſchkeſchen Flugſchrift aufzuheben gedenkt. Meldung des Dresdner Journals, das es wiſſen kann. Wird gute Wirkung thun, die Schwachen ermutigen und die Böswilligen inne werden laſſen, wer dermalen noch Herr im Lande iſt. Mittlerweile wird die prächtige Broſchüre aus Eiſen und Gold viel geleſen, wie ich ſehe, auch von Kleinbürgern, und nur von unſern Leſetretern als zu ſchroff nicht recht goutiert. Mehr von ſolchen Simſonsfüchſen in die Saaten Beuſts gejagt, die erſt zu Aſche werden müſſen, bevor man den Boden neu beſäen und auf eine befriedigende Ernte hoffen kann. Mit dem Parlament können wir noch warten und wird in Berlin ohne Zweifel gewartet werden. Das „Volk“ unſrer „Volkspolitiker“ hat zu der großen militäriſchen Revolution Graf Bismarcks nur indirekt mitgewirkt, das Volk in den Mittelſtaaten gar nicht. Jetzt möchten die Herren ernten, wo ſie nicht geſät haben, die nationalen Errungenſchaften für ihre liberale Krähwinkelei ausbeuten, der Wirklichkeit wieder ihre Phantaſien beimengen, den engen Zuſammenſchluß, die ſtraffe Unterordnung unter ein Oberhaupt wieder durch Einſchmuggelung von Nationalvereinsvorſchlägen gelind partikulariſtiſchen Charakters lockern und illuſoriſch machen. Dieſe Gefahr wäre nächſt gewiſſen legitimiſtiſchen Intriguen,

die auf Schonung und wenigſtens halbe Rehabilitierung der verjagten Potentaten abzielen und ſich, wie man erfährt, der Protektion ſehr hochſtehender Damen zu erfreuen haben, die größte für uns, aber man darf wohl hoffen, daß man ihr wie der auf der Berliner Wilhelmſtraße zu begegnen wiſſen wird. Nichts von Parlament, bevor nicht annektiert iſt. Was von Selfgovernment zu wünſchen iſt, kann ſpäter vereinbart und gewährt werden. Was der Liberalismus mit Recht beanſpruchen kann, wird ihm nicht vorenthalten bleiben. So lange es noch der Erreichung möglichſt dichter und feſter Gruppierung der Norddeutſchen um ihr Berliner Zentrum gilt, hat der Liberale mit ſeinem Begehren zu ſchweigen. Ein rein parlamentariſches Regiment eignet ſich nicht für einen Staat, der im Intereſſe der Nation Militärſtaat ſein, zu weitern Erobern gerüſtet ſein muß. Was die moraliſchen Eroberungen, die man ſo eifrig empfahl, bedeuten, haben wir geſehen: Entſtehen des Nationalvereins, fünfundzwanzigtauſend Köpfe voll Phraſen für ein Deutſchland mit preußiſcher Spitze, dann, als die Spitze den Herren nicht zu Willen war, ſich nicht das Selbſtbeſtimmungsrecht, das heißt den Partikularismus, als Windfahne annageln laſſen wollte, allmähliches Lockerwerden jener Phraſen, hierauf rapiderer Zerfall des Phantaſiebaues, Weichen aus allen Fugen, Wanken und Schwanken, zuletzt ein kläglicher Trümmerfall. In der That, man ſollte davon etwas gelernt haben, man ſollte beſcheidner geworden ſein.

Montag, 13. Auguſt. Geſtern nachmittag und heute Ausflug aufs Land und durch einige kleine Städte und Flecken, nach Grimma, Trebſen, Mutzſchen, Wermsdorf und Dahlen. Zweck, einmal andre Luft zu ſchmecken als die der hieſigen Kreiſe, wirkliches Volk zu hören, zu rekognoszieren, ſich zu informieren. Reſultat nicht günſtig für Parlamentswahlen. Die große Maſſe auf dem Lande völlig indifferent und ganz in der Hand der Beamten und Paſtoren, die zum Teil wirklich von romantiſcher Anhänglichkeit an die Dynaſtie, zum Teil von der Furcht vor dem ſtrammen, viel Arbeit fordernden, die bisherige ſchläfrige Gemütlichkeit in der Führung der Geſchäfte bedrohenden Preußentum, zum Teil auch von der Angſt, anzuſtoßen, ſich zu kompromittieren und der lauernden Reaktion ins Garn zu geraten, beſtimmt werden. In den kleinen Städten ebenfalls die alte Apathie und dazwiſchen einige

demokratiſche Fanatiker voll Aberglauben und Unverſtand, in den Mythen lebend, die die fruchtbare Erfindungsgabe unſrer Preußenfeinde in den letzten Wochen zur Paralyſierung der Wirkung der preußiſchen Erfolge in die Welt geſetzt hat, voll Hoffnung auf unveränderte Wiederkehr der alten Zuſtände, daneben ein paar, ſagen wir ein halb Dutzend Klügere, die entweder ſchon früher, meiſt aus materiellen Gründen, für Preußiſchwerden waren oder durch die Okkupation belehrt worden ſind, daß es kein Unglück ſein würde. Einige Energie legen nur die Gegner Preußens an den Tag, vorzüglich durch Renommieren und Schimpfen. Die Preußiſchgeſinnten, ſofern ſie es erſt neuerdings geworden ſind, ſind meiſt durch die Entdeckung bekehrt, daß die Preußen „ſolche hübſche gebildete Leutchen ſind," alſo auf echt ſächſiſchem gemütlichen Wege. Vorher ſcheint man die Nachbarn aus dem Norden für eine Art Menſchenfreſſer gehalten zu haben oder doch für ſchlimme Räuber. Auf der kurzen Tour ſtieß ich auf mehrere Beiſpiele, wo nach dieſer düſtern Vorſtellung verfahren worden war in einem Dorfe bei Grimma hatten die Bauern auf die Nachricht vom Einmarſche der Pickelhauben in Wurzen ihr ſämtliches Vieh in den Wald geſchafft, in einem andern hatte man ſein Geld und ſeine Wertſachen vergraben u. dergl.

Gar nicht erfreulich iſt der Ton der kleinen Blätter, die faſt ohne Ausnahme in den Händen der Beuſtſchen Politik waren, die jetzt voll von ſchlechtverhaltnem ſpezifiſchen Sachſentum ſind, und deren Borniertheit von nicht geringem Einfluß auf die Volksſtimmung ſein wird, wenn die Wahlen zum Parlament kommen. Alles, was den Durchbruch zu verſtändiger Betrachtung der Sachlage erſchwert, wird hier abgedruckt, die Einmiſchung Frankreichs, die partikulariſtiſche Agitation im Hannoverſchen, der abgeſchmackte Brief des Herrn von Weſtphalen müſſen zum beſten dienen Gedichte von Dorfpaſtoren, Schulmeiſtern oder kleinen Beamten, die über das Exil des guten Königs klagen und deſſen baldige Wiederkehr erſehnen, thun, indem ſie ſich an das Herz des Leſers wenden, ein übriges. Hier müßte Wandel geſchafft werden, wenn es in den untern Schichten der Bevölkerung tagen ſoll. Die kleine Preſſe iſt für allgemeine Volkswahlen, wie ſie Graf Bismarck ins Auge gefaßt hat, unendlich viel wichtiger als die große. Macht man hier nicht Ordnung,

ſo werden alle Bemühungen um die Aufklärung und Aufrüttlung der von Beuſt und ſeinen Helfershelfern ſyſtematiſch verdorbnen Meinung dieſer Kreiſe wahrſcheinlich nur ſehr mäßige Ergebniſſe liefern.

Mit Volksverſammlungen kommen wir hier nicht zum Ziele. Sie ſind eine Erfindung der großen Städte, die ſich in der Provinz, ſchon der großen Entfernungen wegen, die die meiſten von dem Orte der Zuſammenkunft trennen, wohl niemals recht einbürgern wird, und ſie laufen überhaupt zum guten Teil auf Schein und Spiel hinaus Die beabſichtigte Landesverſammlung in Glauchau wird ſchwerlich viel beſſeres leiſten. Eine Anzahl Wohlgeſinnter aus dieſer Stadt, aus Meerane und Crimmitſchau, aus Chemnitz und Leipzig werden ſich zuſammenfinden Auch die Dresdner Freundchen werden ein paar Vertreter dorthin ſenden, nicht zur Verbeſſerung der Qualität des Ganzen. Es wird die alte Bühne mit ein paar neuen Akteurs, das alte Stück mit einigen neuen Stellen ſein. Man wird ein Dutzend mehr oder minder wohlgeſetzter Reden genießen, im Stil des Nationalvereins und nach dem Grundſatze multi, non multum verwäſſernde Kompromiſſe ſchließen, eine Reihe weiſer und wohlabgewogner Reſolutionen faſſen und ſich dann mit dem Bewußtſein nach Hauſe begeben, daß die gute Sache und das ſächſiſche Vaterland nun gerettet wären. Die Hauptrolle werden vermutlich ſtrebſame Advokaten und etliche andre immer redefertige Herren mit großen Phraſenbackentaſchen ſpielen, die ſich mit dem Parlament nicht gedulden können, und denen jede fünf Schock um ſie verſammelte Zuhörer „das Volk“ ſind. „Das ſächſiſche Volk will“ — „das deutſche Volk bedarf.“ Nicht doch: Hauptzweck, ihr Herren, iſt euch oder der Mehrzahl von euch, daß ihr euer Licht wieder einmal leuchten, euer Lager von Redensarten wieder einmal an den Mann bringen könnt, wie früher bei Turner- und Sängerfeſten, die ihr wie Jahrmärkte bezogt. Die Stimme des ſächſiſchen, des deutſchen Volkes wird man dort nicht hören, nur eine große Täuſchung über ſie wird zuſtande gebracht werden.

Komiſch iſt die unter dieſen „Volkspolitikern“ jetzt häufig zu hörende Vorſtellung, die Wiedereinführung des 1850 von der Reaktion aufgehobnen ſächſiſchen Wahlgeſetzes aus dem Jahre 1848 werde die Lage weſentlich ändern. Nur doktrinärer Aberglaube

und vollſtändige Unbekanntſchaft mit dem Leben kann das erwarten. Ich habe nicht das mindeſte gegen die juriſtiſche Berechtigung zu dem Verlangen nach Remedur in dieſer Angelegenheit. Aber mit dieſem Gaule zieht man die Sachſen gewiß nicht aus dem Sumpfe, worin ſichs die Mehrzahl bis jetzt wohl ſein ließ. Das Reſultat jenes Wahlgeſetzes war ein „Unverſtandslandtag“ mit demokratiſchen Schnelldenkern und Schwärmern ohne politiſche Kenntnis und Erfahrung, mit „Jäkel im blauen Rock“ und Schulmeiſtern, die ſich zu dem ſtolzen Grundſatze bekannten. „Ich kenne die Gründe der Regierung nicht, mißbillige ſie aber,“ und das Ergebnis einer Rehabilitierung des Geſetzes würde, wie die Dinge jetzt liegen, kaum etwas andres ſein als wieder ein Unverſtandslandtag. Einer der Faiſeurs der in Leipzig ſich regenden Partei giebt ſchon Äußerungen zu hören, die dieſe Befürchtung beſtärken. er ſagt ganz ungeſcheut, daß die Parteidoktrin allem andern voranzuſtehen hat, und daß die Geſchichte ſich ihr fügen, nach ihr gemacht werden muß, und es werden Anſichten von ihm berichtet, die ſich ungefähr dahin präziſieren laſſen: „Ich kenne die Gründe der Annexioniſten, nach denen ſie die Einverleibung der eroberten norddeutſchen Länder in Preußen wünſchen, zwar durchaus nicht, mag ſie auch gar nicht wiſſen, mißbillige ſie aber, weil — je nun, weil der Nationalverein die Annexion nicht auf ſeinem Programme hat, und ich in deſſen Vorſtand zu ſitzen die Ehre habe.“

Immer muß wiederholt werden: was das Volk zunächſt braucht, iſt Belehrung über ſeine Vergangenheit ſeit 1815 und namentlich ſeit 1848 und über die ihm drohende Zukunft, kurze, faßliche, immer wiederholte und variierte Belehrung durch Flugſchriften, durch Zeitungen und vor allen Dingen durch die kleinen Lokalblätter, die in die Maſſe dringen, und denen man nicht aus dem Wege gehen kann, dann als Beſtätigung und Druckmittel hinter ſolchem Unterrichte — es iſt ein wenig beſchämend, das ſagen zu müſſen, aber nun einmal nicht zu verſchweigen — gelinde, nach Befinden kräftigere Drohung mit dem Ausſchluß aus dem Zollvereine. Für das eine haben wir zu ſorgen, für das andre die Berliner Politik. Alles, was unſrerſeits ſonſt vorgenommen wird, iſt mehr oder minder Komödie, wie pathetiſch und wie würdevoll man ſich dabei auch ausdrücken und gebärden mag.

Je eher und je deutlicher man von Preußen her merken läßt, daß der Renitenz des Partikularismus die Daumenschraube schon geschmiedet ist, je eher man der Trägheit der Gleichgiltigen zeigt, daß sie sich regen muß, und zwar auf der richtigen Seite regen muß, wenn ihr nicht der Brotkorb höher gehängt werden soll, desto eher kann man auf eine zahlreich besuchte und verständige Landesversammlung und einen gefügigen Landtag hoffen. Ohne dieses Mittel werden die verehrten Herren in Glauchau nichts als die Zusammenkunft einiger bekannter, weil sehr rühriger Advokaten und Stadtverordneten sein, der hohe Landtag — gleichviel, ob nach dem jetzigen oder dem frühern Wahlgesetze zusammengetreten — nur die alte selbstgefällige Krähwinkelei und die alte politische Dekrepidität repräsentieren.

Dienstag, 14. August. Die Wolkenschicht im Westen — Saarlouis, Saarbrücken und das Land zwischen Saar und Lauter, also mehr bayrisches als preußisches Gebiet, sollten, wie es zuletzt hieß, von Napoleon beansprucht worden seien — scheint wirklich nur Meilerrauch gewesen zu sein. Hat man das Verlangen gestellt, so hat man sich bei der selbstverständlichen Ablehnung der Sache beruhigt. Die guten Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich sind nicht gestört. Angenehm! Das Verbot der Treitschkischen Schrift ist von Herrn von Wurmb in der That aufgehoben worden, die Leipziger Behörde aber hat die bezügliche Anordnung noch nicht auszuführen beliebt. Eine Ermunterung dazu würde auch angenehm sein.

Die Beunruhigung, die vorgestern jenseits des Rheins aufstieg, hat übrigens unsern Preußenfeinden den Kamm gewaltig wieder schwellen lassen, und sie wird hier nachwirken, bis eine neue Illusion sie ablöst. Jede Enttäuschung wird ohne Verzug durch eine andre möglichst thörichte Hoffnung ersetzt werden, bis endlich Thatsachen eintreten, die nicht mißzuverstehen sind, und um die man mit keiner Wendung herumkommt. Gestern brachte die Eisenbahn zwei Batterien, ich glaube eine vier- und eine sechspfündige, und gleich hieß es: „Die gehen an den Rhein, der Franzose ist eingebrochen.“ Um dieselbe Zeit ungefähr trafen schwarze Husaren aus Schneidemühl ein, und natürlich waren sie ebenfalls gegen Napoleons Zuaven und Chasseurs bestimmt. Sollte mich wundern, wenn nun nicht schon

morgen das wackre alte Bayerngeſpenſt wieder auflebte und mit den Rothoſen Arm in Arm vor den Augen unſrer patriotiſchen Viſionäre herumgaukelte.

Abends. Richtig prophezeit, nur dichtet das Volk raſcher, als ich dachte. Bayernſpuk wieder auf den Beinen. Unſer Mythenbriefträger Fritſche weiß es ganz gewiß. Die Nachricht, daß der Zug, der dieſe Nacht auf der Bayriſchen Bahn hier eingetroffen iſt, bei Neumark ein Unglück gehabt hat, und daß dabei ein Mann und vier Pferde das Leben eingebüßt haben, iſt wahr, nur iſt die Erklärung, dies ſei dadurch veranlaßt worden, daß der Zug in der Dunkelheit auf einen andern geſtoßen ſei, dahin zu berichtigen, daß die Bayern den Schaden herbeigeführt haben, indem ſie die Wagen mit Kanonen beſchoſſen.

„Aber, Herr Fritſche, es iſt ja Waffenſtillſtand.“

„Ach, was Waffenſtillſtand! Der Franzoſe kommt, und da gehts bei uns wieder in die Bataille.“

Das iſt das „Volk,“ und das ungefähr wäre die ſächſiſche Armee ohne Einverleibung in die preußiſche

Mittwoch, 15. Auguſt. Treitſchke von unſern Behörden noch immer aus den Schaufenſtern der Buchläden und den Leſezimmern der Klubs und Reſſourcen verbannt, und es wird, wie behauptet wird, ſogar Klage gegen ihn vorbereitet; in der nächſten Biedermannſchen Parteiverſammlung ſicherlich wieder ſäuberliche Überwachung durch die Polizei, daneben die Stadt voll preußiſcher Huſaren, Musketiere und Kanonen, in Dresden desgleichen und überdies acht oder neun reſpekteinflößende Schanzen - wie lange ſoll dieſes Stück aus der verkehrten Welt ſpielen, wie lange ſich die Ohnmacht als Macht gebärden dürfen und alles im Schwanken verbleiben? Von Glauchau ſchon eine Loyalitätsadreſſe nach Schönbrunn abgegangen, die erſte Frucht dieſer Rückſichten und dieſer Unſicherheit. Nicht lange wirds währen, ſo thun unſre „Patriotiſchen“ hier und anderwärts desgleichen, und die antipreußiſche Agitation ſteht unter den Augen des preußiſchen Zivilkommiſſars und des preußiſchen Heeres in ganz Sachſen wieder in voller Blüte.

Er ſeufzt nach der Polizei, könnte man ſagen, wenn man dies läſe. Nicht doch, er wünſcht ſie möglichſt weit hinweg, er verlangt nur, daß die ſächſiſche Polizei veranlaßt werde, beide Parteien mit

gleichem Maße zu meſſen, beiden freie Rede zu geſtatten. Unſre Gründe ſind zu gut, als daß wir Widerlegung zu fürchten hätten. Aber Wind und Sonne müſſen gleich verteilt ſein. Das iſt ſicherlich ein beſcheidnes Verlangen, an das kein verſtändiger Liberaler ſich ſtoßen ſollte. Wir wünſchen nicht, daß man uns von Preußen aus ermutige, nur, daß man uns nicht entmutige durch Duldung gegen die, die uns keine Duldung gewähren. Die Broſchüre, die der Biedermannſche Verein vorbereitet, wird es nicht allein thun, wie überzeugend ſie ausfallen mag. Andre Flugſchriften müßten ihr folgen dürfen und würden ihr folgen, wenn erſt die Luft rein wäre. Die Gegner möchten dann verſuchen, unſre Beweiſe zu entkräften. Gleiches müßte in der kleinen Preſſe, den Lokalblättern geſchehen, die das meiſte zur Verſumpfung Sachſens beigetragen haben, die das beſte zu ſeiner Drainierung leiſten können, und die von Dresden her angeregt werden ſollten, wie ſie ihren Acker bisher mit dem Beuſtſchen Apparat bearbeiten ließen, nun die Gegenpartei ans Werk zu laſſen, auch hier wieder ſo, daß denen, die gegen uns etwas von Belang vorzubringen hätten, kein Pflock vorgeſteckt wäre.

* * *

Hier endigt das Tagebuch; denn bald darauf verließ ich Leipzig, um in Hannover ſich vollziehen zu ſehen, was ich in Sachſen gehofft hatte, und dabei — ich denke, nicht ohne einigen Nutzen — mit dem was ich hatte und konnte, vergnügt mitzuarbeiten.

Sach- und Namenregiſter — Parallelſtellen der „Gedanken und Erinnerungen“

Sachregister

A

Abdikationsurkunde, die, und Bismarck und der König in Babelsberg III, 229.
Abekens Charakteristik II, 200 ff.
Abeken ist Verfasser des Vertrags von Olmütz II, 221.
Absolute Könige II, 119.
Adelskonferenz in Bautzen II, 286.
Adler, die Enten sind I, 505.
Adliche Minister I, 11.
Aegidi, seine Anstellung als Preßrat II, 248.
– seine Geschäftsführung II, 272. 274.
Ägypten 1882 und die Engländer und Franzosen III, 84–86.
Ägyptologen, politische III, 99.
Afghanistan, Engländer und Russen III, 172. 179. 186.
– Bahnbauten der Engländer und Russen III, 189–190.
Alliance israélite, die, und Glaser III, 47–48.
Alternieren der Kaiserwürde zwischen Bayern und Preußen II, 47.
Altkatholiken II, 227.
Amerika bietet seine Vermittlung an I, 189.
Amerikanische Kriegskontrebande II, 48.
Amerikanische Zeitungen wollen Artikel vom Kanzler haben II, 594.
Amerikanischer Bürgerkrieg I, 8.
Amiens, Sieg Manteuffels am 27. November und Besetzung am 28. November I, 442.
Andrae-Roman, Buschs Verkehr mit ihm III, 169–170. 178–185.
Andrassy und „Unser Reichskanzler“ III, 194–195.
Angra Pequena und Graf Herbert Bismarck III, 171. 172.
Ankunft der süddeutschen Minister in Versailles I, 321–322.
Annexionslust des Königs 1866 II, 466. III, 229.
Anschluß der Süddeutschen an den Nordbund II, 115–116.
Antipäpstliche Katholiken III, 218.
„Anzünde oder moderiert verwüschte“ II, 58.
Aosta, Herzog Amadeus von, zum König von Spanien gewählt I, 411.
Apollo der Typus eines Franzosen I, 70.
Arbeitergesetze, Bismarck findet keine Majorität dafür und will gehen III, 55. 56.
Arbeiterschutzfrage III, 278.
Arbeiterversicherungsgesetz III, 10.
Aristokratie, Pflichten der deutschen I, 498.
Arnim, Harry, und die Gründung einer deutschen Nationalkirche III, 38–40.
Arnims, Harry, Prozeß im Reichsgericht II, 479.
Arnimsche Berichterstattung II, 392–394.
Arnimsche Händel II, 405 f.
Arretierte Engländer I, 539. 541–543.
Ästhetische Internationale III, 81.
Attentat auf den Kaiser II, 549. 550
Aufhören des direkten Verkehrs zwischen Busch und dem Reichskanzler II, 271.
Auswärtige Amt, das, im Kriege I, 61.
– es wird schlecht behandelt I, 421.
– Veränderungen II, 416.

Auswärtiges Amt: 1879 alles krank II, 560.
- der Ring im Ausw. Amte III, 31.
– Sybel und Poſchinger und die Akten III, 53-54.
– der Staatsſekretär III, 90-91.

B

Baden, Anſchluß an den Norddeutſchen Bund I, 1. 4. 7. 10. 25.
die badiſchen Ultramontanen II, 417.
Urſache der Wandlung II, 443-447.
Bapaume, Treffen bei, 2. u. 3. Jan. II, 21.
Barbare amable II, 139.
Bar le Duc, Quartier vom 24.—26. Auguſt I, 106-114.
Barral, General, wortbrüchig weggelaufen I, 487.
Barrot, Odilon, ſein Haus in Bougival II, 18-20. 96.
Battenberger Heiratspläne III, 224. 227-234. 236.
– die Königin von England ſchlägt die Sache nieder III, 239.
Bayern und das Konzil I, 18.
verlangt Reſervatrechte und Alternieren der Kaiſerwürde II, 47.
- die Abgeordneten, die für Neutralität geſtimmt haben I, 48.
– Mohls Bericht über die Stimmung I, 250-251.
Anſpruch auf Mitvertretung des Bundesſtaates I, 323.
- gute Ausſichten wegen der Verhandlungen I, 418-419.
– gute alte Kriegsſitten I, 421.
– bayriſcher Vertrag unterzeichnet I, 427.
- Bemerkung des Kanzlers darüber I, 427.
Oppoſition der Patrioten in der Kammer II, 37.
– Annahme der Verträge in der Kammer II, 68.
– kirchliche Fragen II, 286.
– Miniſterkriſis II, 379.
- Miniſterium Gaſſer II, 384.
Beamte, intrigierende, Bismarcks Ärger darüber II, 580-581.
Beaugency, Sieg bei, am 7. Dezbr. I, 499.
Beaumont, Schlacht am 30. Auguſt I, 132 f.
Beaune la Rolande, Sieg Friedrich Karls am 28. November I, 444.
Behandlung, ſtrenge, der Bevölkerung im Kriege notwendig I, 179.
„Bei uns viel beſſer" III, 235.
Belfort will kapitulieren II, 122.
Belfort und der Waffenſtillſtand II, 163-165.
Belgien. Der Neigung der Belgier zu Frankreich kann Befriedigung geſchafft werden I, 189.
– Chambord und der Précurseur II, 324.
Hetzereien gegen Deutſchland II, 325-326.
die kirchliche Frage in Belgien II, 340.
Bellevue, Schloß bei Fresnois, Begegnung der Monarchen I, 160-161.
Benedettis Ma Mission en Prusse und die Sendung Roſchs an Garibaldi II, 288.
Bennigſens Miniſterium und der Kaiſer III, 12. 20. 66. 69. 70.
Bennigſen behält immer drei Aß in der Hand III, 72.
Beredſamkeit und Poſe II, 132.
Berliner im Herrenhauſe III, 22.
Berliner und Deutſche, zwei Nationen III, 34-35.
Berliner, 46 Mann im Reichstage III, 35. 36.
Berliner Wahlen I, 348.
Beſchießung von Paris, ihr Beginn II, 1. (Siehe Bombardement.)
Beſetzung der Forts von Paris 28. Januar II, 102.
Beſtialiſche Artikel der franzöſiſchen Preſſe II, 11 12.
Beſuch des Kaiſers Wilhelm II. in Friedrichsruh III, 262.
Beſuch des Kronprinzen in Verſailles, 20. Dezember I, 552-557.
Beuſt und die Kurie I, 14.
Beuſts „Aus drei Vierteljahrhunderten" III, 228.
Beuſt, Thiers und Revanche II, 292-296.
Beuſts Entlaſſung II, 290.
Bier macht dumm I, 68.
Bierſeidel und Menſuren II, 120-122.

Bischöfe, deutsche auf dem Konzil I, 16. 20.
Bischöfe, österreichische auf dem Konzil I, 17. 18.
„Bismarck unter drei Kaisern," Fabrikarbeit III, 253.
Bismarck nimmt das Abendmahl am 30. Juli 1870 I, 51.
– Abreise auf den Kriegsschauplatz I, 55.
– Charakteristik der Franzosen I, 59 f.
– bei Gravelotte I, 128 f.
– über die Waffenstillstandsverhandlungen mit Favre I, 239-240.
– schlaflose Nächte I, 343.
– Unthaten des Kanzlers nach französischen Blättern I, 369. 384-386.
– Klagen über die Militärs I, 408. 409.
– grob sein darf man nur gegen seine Freunde. Wie grob ist man z. B. gegen seine Frau I, 425.
– der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen I, 427.
– „militärisch bin ich in den Krieg gegangen, ganz parlamentarisch werde ich nach Hause kommen; eisernes Budget is künftig nich" I, 421.
– Ähnlich I, 429.
– Klagen über die Generale und die Verzögerung des Bombardements I, 441.
– nur Demut führt zum Siege I, 445.
– Besuch im Lazarett I, 459-461. 526-527.
– „wir balancieren auf der Spitze eines Blitzableiters" I, 465.
– „ich bin selber dran schuld" I, 473.
– Ärger über späte und ungenügende Mitteilungen der Militärs II, 20. 34.
bismarcksche Verfahren II, 30. 31.
– seine Ermordung würde beifällig begrüßt werden in Frankreich II, 140.
– will vom Vorsitz des preußischen Staatsministeriums enthoben sein II, 382-384.
– Busch soll seine Biographie schreiben, zunächst aber die Geschichte des Großen Hauptquartiers II, 398. 400-401.
Bismarck: der Erpressungsversuch des Leipziger Buchhändlers II, 399. 400.
– Schwermutsanfälle II, 468.
– seine Lebensdauer II, 487-488.
– Ärger über intrigierende Beamte II, 580-581.
– Verhältnis zum Königtum mehr ein karlistisches als ein staatsmännisches, Partikularist aus dynastischer Anhänglichkeit III, 2.
– Verleumdung der Bismarckschen Politik 1881 III, 56.
„erst Royalist, dann Preuße, dann Deutscher" III, 57.
– ich will meinen König, das Königtum verteidigen gegen die Revolution, die Parteien sind mir gleichgiltig III, 57.
– er findet keine Majorität für die Arbeitergesetze und will gehen III, 55-56.
seine Religiosität III, 95.
– sein Lebenswandel, nie spekuliert. Amtsmüdigkeit (1882) III, 139.
– Klagen über Geschäfte und Beamte III, 147.
– Verhältnis zur Kurie und zum Kulturkampf III, 148. 149.
– sehnt sich nach Ruhe und findet Berlin unangenehm III, 165.
(1885) klagt über Arbeitsüberhäufung und Beamte; Gehen oder Bleiben unter dem künftigen Herrn, Zukunftsaussichten; die Stellung des Reichs beruht auf dem Vertrauen der Mächte auf Bismarck, unsre Politik darf nicht englisch sein, Braunschweig muß selbständig bleiben; „Zwischen uns bleibt alles beim alten" III, 190-194.
– solange ein preußischer König mich braucht, muß ich bleiben III, 216.
– sein Sterbejahr III, 218.
– über seine Güter III, 219-220.
– Anhänglichkeit an die Dynastie III, 236-237.
– seine Politik und der Kronprinz 1863, 1864, 1866 III, 265-266.

Bismarck: sein Urteil über den jungen Kaiser III, 249.
– er packt seine Papiere III, 275.
– sein Abgang, Busch soll in der Presse der falschen Nachricht entgegentreten, daß er aus Furcht vor Krisen und dem Reichstag ginge III, 281; ferner, daß er unfreiwillig ginge III, 282.
– Ordnung der Papiere III, 165. 253-255. 259 ff 276-277. 279. 316.
– Gedanken und Erinnerungen siehe Memoiren.
Blanckenburg, Moritz, und Diest-Daber II, 455.
Bloomfield, Lady, ihre Memoiren und ihr Deutschenhaß III, 148.
Blumenthals Verdienste I, 192-193.
Bombardement von Paris. Ein Verbrechen gegen die Zivilisation I, 237.
– Favre bittet, daß es vorher angezeigt wird wegen des diplomatischen Korps I, 289.
– Bismarcks, Antwort hierauf I, 240.
– Bismarck soll schuld sein, daß noch nicht angefangen wird I, 350. 365-366.
– Darstellung des Major Blume über die Gründe der Verzögerung der Beschießung I, 404-406.
– Berlin murrt über die Verzögerung I, 424.
– Bismarcks Immediatvorstellung wegen Beschleunigung I, 440.
– Ursachen der Verzögerung I, 443.
– der Kaiser und Moltke wollen bombardieren I, 498.
Generalsvortrag am 17. Dezbr. I, 537.
die Kronprinzessin I, 573.
– endlich wirds Ernst I, 578.
Beginn des Bombardements am 27. Dezember II, 1.
– Einstellung 27. Januar II, 98.
Bombardement von Paris durch die französische Regierung; die Diplomaten beklagen sich jetzt nicht II, 223.
Bonbonniere II, 421.
Borck und der Kaviar I, 380.
Bordeaux, Wahlen zu der Versammlung II, 126-127.
Botschafter werden abgeschafft II, 224.
Bourbakis Selbstmordversuch II, 104.
Bourbakis Armee in die Schweiz gedrängt II, 122.
Boyer, General, als Unterhändler aus Metz I, 292. 293.
Brand des Schauspielhauses in Berlin II, 22.
Branntweinmonopol III, 204.
Brief Kaiser Wilhelms I. bei Bismarcks silberner Hochzeit III, 308-309.
Briefe Bismarcks an den Kaiser Wilhelm I. III, 283-296.
Brightsche Niere am Körper der Nation II, 589.
Brillantdose Viktor Emanuels II. 466.
Broschüre des Herzogs Ernst von Koburg III, 230. 237.
Bülow, Bernhard, Staatssekretär, seine Krankheit II, 560. 561. 563.
Buchers Charakteristik und Biographie II, 188 ff.
Bucher, seine „Ostermission" nach Spanien I, 30.
– die spanische Thronfrage II, 65.
– Promemoria über die Pariser Kommune II, 262.
– Julian Schmidt und Lassalle II, 418.
– Aufsätze in der Deutschen Revue (Macht ohne Verantwortlichkeit und Fürst Bismarck im Staatsministerium) III, 31.
– Verhältnis zu Holstein III, 76.
– Urteil über Thile III, 79.
– Buchers Abgangsabsicht III, 92-94.
– Aufzeichnungen III, 100-121.
– Preßhetzen III, 101-106.
– Verhältnis zu Lassalle III, 107-119.
– Verbindung mit Marx III, 120-121.
– spanische Mission III, 125.
– Macdonald und die Schlesingersche Korrespondenz III, 126-127.
– Rinkel III, 128-131.
– Polizeinachstellungen III, 221-222.
– nochmal seine Mission in Spanien III, 165-167.
– unglücklich über die Zustände im Auswärtigen Amte III, 171.

Bucher will abgehen, wegen der Veränderungen im Auswärtigen Amt III, 198.
er nimmt seinen Abschied Seine Zukunftspläne III, 207-209.
nochmals die Hohenzollernkandidatur III, 238.
– letztes Zusammensein mit Busch III, 330-332.
Bund der deutschen Südstaaten I, 8. 9.
Bundesrat, Geschäftsordnung, Stimmrecht und disziplinlose Ministerialbeamte II, 581.
Bundesverfassung, Stimmrecht und Geschäftsordnung des Bundesrats II, 581.
Bunsens Freunde und die Wahrheit III, 80-81.
Bunsens Entlassung und General Rauch III, 164.
Büreau, Litterarisches I, 2.
Bürgerliche Minister I, 11.
Busancy, Quartier am 30. August I, 130-135.
Buschs Entlassungsgesuch II, 325. Audienz beim Fürsten, Aufklärung über die Verleumdung und Zurücksetzung, 21. März 1878; Einladung zur Abendgesellschaft beim Fürsten II, 397-402.
Busch beim Reichskanzler. 11 April 1877 II, 418-423.
– 12. April 1877 (zum Essen) II, 423.
– Oktober 1877 in Varzin II, 449-498.
– 6. April 1878 II, 530.
– 4. Oktober 1878 II, 581-586.
– 24. Februar 1879 II, 548-551.
– 27. Februar 1879 II 551-555.
– Mitte Mai 1879 II, 556.
– 6. Oktober 1879 II, 560-564.
– 9. März 1880 II, 565-570.
– 22. März 1880 II, 574-579.
– 11. April 1880 II, 580-586.
– 11. Mai 1880 II, 587-595.
– 19. Januar 1881 III, 10-14.
– 19. Februar 1881 III, 21-28.
28. April 1881 III, 31-38.
26. Juni 1881 III, 40-46.
– 13. November 1881 III, 55-68.
– 2. Dezember 1881 III, 69-75.
– 9. Juni 1882 III, 84-92.
– 20. Dezember 1882 III, 134-137.
Busch beim Reichskanzler. 28. Dezember 1882 III, 138-144.
– 24. Februar 1883 III, 144-146.
– 15. Mai 1883 III, 147-150.
– 12. bis 18. November 1883 in Friedrichsruh III, 157-165.
– 31. Mai 1885 III, 190-194.
– 5. Januar 1886 III, 199-205.
– 27. Januar 1887 III, 211-217.
– 28. April 1887 III, 218-220.
– 7. April 1888 III, 226-235.
8. April 1888 III, 235-237.
– In Friedrichsruh 26. September bis 13. Oktober 1888 III, 242-256.
– wieder in Friedrichsruh 17. Oktober 1888 III, 268-272.
– 10. Februar 1889 III, 268-272.
– 16. März 1890 III, 275-277.
– 17. März 1890 III, 277-279.
– 22. März 1890 III, 280-282.
– 24. März 1890 III, 282.
– Wieder in Friedrichsruh 18. bis 27. März 1891 III, 310-320.
– Letzter Besuch in Friedrichsruh 1. bis 6. Mai 1893 III, 332-340.

C

Camphausens Opposition im Herrenhause II, 22-26.
Camphausens Artikel in der Köln. Zeitung und die Antwort Buchers in der Post II, 429. 430-433.
Chambord will sich dem Wohle Frankreichs weihn I, 364.
Chateau-Thierry, Quartier am 14. September I, 193.
Chaudordys Rundschreiben über die deutsche Kriegführung I, 428-431.
Cid, der ritterliche I, 54.
Cigarrengeschichte vom Bundestag in Frankfurt I, 232-233. II, 480.
Clermont, Quartier von, 26. bis 28. August I, 115-125.
Cobdenklub und Manchestertum III, 47-48.
Collegium Germanicum III, 150.
Commercy, Quartier vom 23. bis 24. August I, 100-105.
Conferas Baschü I, 580.
Conlie, Einnahme des Lagers bei II, 49.
Cordier, Madame II, 69.
Courcelles, Schlacht 14. August I, 78.

D

Daily Telegraph und der bevorstehende Thronwechsel III, 189.
Dalwigkſche Umtriebe II, 160.
Dänische Ansprüche I, 26. 27.
Darmstädter Gesandtschaften II, 256.
Daumer, der nichts vom Tode wissen wollte II, 99.
Delbrück, der an die Zukunft denkt I, 527.
Delbrück, Lasker und München I, 419.
Delegation in Bordeaux hält Gambettas Verfügung aufrecht II, 149.
Demarkationslinie und St. Denys II, 158.
Demokraten, sozialistische in Deutschland, und Verwandte wollen keine Landabtretungen I, 200.
Deutsche Blätter mit der Kapitulation unzufrieden II, 142-43.
Deutsche Einheit und der Kaiser sind gemacht I, 427.
Deutsche Gefangne, Mißhandlung durch die Franzosen I, 225.
Deutsche Sprache im Verkehr mit den Diplomaten I, 240. II, 98.
Deutsch-freisinnige Presse, ihre Haltung bei verschiednen Gelegenheiten gegen den Kanzler III, 271.
Deutsch reden II, 59.
„Diese Einrichtung hat sich nicht bewährt" (Verfassung) III, 57.
Dieſt-Daber und Moritz von Blanckenburg II, 455.
Dieſt-Dabers Verleumdung, Savigny und Rothschild III, 73-74.
Dijon, 28. November Sieg über Garibaldi I, 444.
Diplomaten, der in Paris gebliebnen, Klagen wegen der Beschießung II, 61. 62.
Diplomaten, ausgemusterte II, 422.
Diplomatensprache I, 240-241.
Disziplinlosigkeit der preußischen Beamten und Bundesrat II, 583.
Döllingersche Bewegung II, 226. 227-229.
Donchery, Nachtquartier 1. September I, 153.
Abfahrt von dort 3. September I, 168.
Dotationen II, 65.
Dreizehn bei Tisch I, 282.
Dualismus; Bismarcks Anträge an Österreich 1866 III, 142.
Ducrot, General, ist durchgebrannt I, 206.
Duell, das, mit Rechberg in Frankfurt I, 231.
Dupanloup und die Kaiserin II, 419.
Dupanloup, Freimaurer u. Frauen I, 439.

E

Ehrenwortbrüchige Offiziere I, 469. 487. 505. II, 7. 8. 60.
Eifersucht, angebliche, zwischen Beust und Bismarck II, 8. 9.
Einigungschancen für Deutschland 1848 I, 450.
Einkommensteuer III, 186.
Einzug in Paris II, 174.
Eisenbahn- und Brückenzerstörungen II, 99.
Eisernes Kreuz an Bayern verliehen I, 104.
Eisernes Kreuz, mechanische Verteilung I, 255.
Elisabeth, Königin, und die reaktionäre Intrigue 1858 III, 248.
Elsaß-Lothringer und die Wehrpflicht II, 341.
Emser Depesche I, 546-547. II, 485.
England und Frankreich in Ägypten und der Türkei 1882 III, 84-86.
England und das Konzil I, 19.
England und Spanien I, 37.
England. Handhabung der Neutralität I, 47. 48 f
– nutzloses Eintreten für Belgien I, 47.
– es will sich in die Friedensverhandlungen einmischen II, 173.
die Wahlen 1880 II, 584.
– und Afghanistan III, 172, 173. 177.
– sein Benehmen gegen Irland III, 174.
– Schutzzöllner III, 175-176.
– die Boeren III, 177.
– Expedition nach Quetta III, 177.
kriegerisches Auftreten wegen Afghanistan III, 186.
– Dardanellen und Bosporus und die Besetzung Ägyptens III, 186.
– das neue Ministerium III, 195.
– Graf Herberts zweite Sendung

nach London und die Luciabucht III, 195-196.
England. Die irische Krisis und die englischen Parteien, Parlamentarismus III, 202-203.
Englische Blätter besser unterrichtet als die deutschen über die Waffenstillstandsverhandlungen II, 188.
Englische Gelüste II, 181.
Englisches Kanonenboot auf der Seine II, 85.
Englische Kohlenschiffe I, 48. II, 16. 41. III, 137.
Englische Politik in den letzten Jahrhunderten, Bismarck darüber III, 230-232.
Erbfolgekrieg, neuer (Spanische Thronfolgefrage) I, 82.
Erbswurst I, 339.
Ertrag, der geringe, von Bismarcks Gütern II, 457.
Eugenie, Kaiserin, will Frieden schließen I, 565-566. II, 36.
Eugenie, Goltz und Reuß I, 506.

F

Faccia feroce II, 132.
Fahnen, Auslieferung der II, 108. 546.
Faites sauter I, 425.
Falkenberg, Quartier am 18. August I, 71. 72.
Farcimentum II, 69.
Fasanen, die, Rothschilds I, 316-317.
Fasanenschießen I, 245-246.
Favre, Begegnung mit ihm am 19. September und Verhandlung mit ihm in Haute-Maison I, 209-211.
— weitere Verhandlungen in Ferrières I, 212.
— dritte Verhandlung in Ferrières am 20. September I, 215.
— lehnt alle Forderungen ab I, 283.
— seine Schauspielerei I, 242.
— will Geleit aus Paris wegen Londoner Konferenz II, 43.
— soll die Suppe ausessen, die er eingebrockt hat; seine Durchlassung wäre Anerkennung der französischen Regierung II, 49 f.
Ferrières, Quartier vom 19. September bis 5. Oktober I, 212-259.
Festung, belagerte, kein Sitz für Diplomaten I, 240.
Fettfleck, der, in Ferrières I, 246.
Feuerwerk vor Blinden II, 590.
Fleischpreise in Berlin III, 45.
Flotte und Admiralität II, 570.
Fortschrittspartei, ihre Geschichte III, 41-43.
Fraktion Lipke III, 7.
Fraktionspartikularismus I, 24. 25.
Frankfurter Erinnerungen I, 491.
— Fürstenversammlung II, 465.
Frankreich und das Konzil I, 15.
— Französische Sitten I, 28.
— Thiers über die Aussichten I, 99.
— Angst der reichen Leute in Reims vor der roten Republik I, 185.
— Waffenstillstandsantrag von Favre, der nicht gewährt wird I, 196-198. 364-365.
— geringe Achtung der Elsaß-Lothringer bei den Franzosen I, 199.
— Nationen, die zwei in Frankreich (Pariser und Provinziale) I, 199.
— eine Nation von Nullen I, 200.
— Verwüstung der Villen und Schlösser um Paris durch die Mobilen I, 234.
— keine Regierung, die den Willen Frankreichs vertritt I, 275. 320. 329.
— Nationalversammlung und Wahlen nötig I, 276.
— die Verhandlungen im Jahre 1866 I, 354-362.
— es droht zu zerfallen I, 363-364.
— französische Zeitungsenten I, 437.
— vernünftiger Artikel der Décentralisation I, 455-458.
— Verlegung der Regierung von Tours nach Bordeaux I, 501.
— Unzufriedenheit mit Gambetta in den südlichen Departements I, 501.
— ein entrüsteter Legitimist I, 503-504.
— Manifest Ducrots I, 513.
— Bismarcks Warnung vor der neuen französischen Kriegsanleihe I, 535.
— Verfälschung der Proklamation König Wilhelms vom 11. August I, 549-550.
— Gambetta will Frieden schließen, Trochu will den Kampf fortsetzen I, 550.
— das Völkerrecht II, 39.

Frankreich. Trochu bittet um Waffenstillstand II, 66.
— Unterhandlung mit Favre am 23. Januar 1871 II, 71.
— Thiers soll die Krone dem König der Belgier anbieten wollen II, 160.
— provisorische Regierung; fast alle sind Juden II, 161.
— Thiers wird Chef der ausübenden Gewalt II, 168.
— Friedensverhandlungen mit ihm II, 168. 169.
— Kriegskostenentschädigung II, 170.
— Einbildung und geistige Ohnmacht, die ihr Heil von Fremden erwartet II, 229-230.
— Pariser Kommune, kosmopolitische Revolution, Internationale, Versailler Regierung und die französischen Wirren II, 231-241.
— unser Interesse, die gegenwärtige Regierung anzuerkennen II, 257. 258.
— Möglichkeit eines Wiederbeginns des Krieges II, 259. 260.
— Enthüllungen des Herrn Vallon II, 265.
— schlechte Behandlung der Deutschen II, 267.
Thiers Hoffnung und Selbstgefühl; seine Rüstungen II, 270.
— die zwei Völker (Franzosen und Pariser) und der Deutschenhaß II, 302.
— Thiers beabsichtigt die Republik II, 325.
Franzosen. Ihre Charakterisierung durch Bismarck I, 50-51.
Französisch, feines und deutliches I, 569.
Französische Friedensvermittlung 1866, ihre Kosten für Österreich II, 145.
Französische Konspirationen mit Österreich, Italien und Spanien zwischen 1866 und 1868 I, 37.
Freihändler III, 12.
Freimaurerei I, 562.
Freitagsmißgeschicke I, 432-433.
„Fremde Einflüsse im Reich," Buschs Artikel darüber und die Angriffe der Berliner Börsenzeitung III, 239. Bismarcks Zufriedenheit damit III, 246.
Friedensengel II, 429. 440.
Friedensfeier in Zürich und Gotthardpartei II, 227.
Friedensliga und Kommunismus II, 30.
Friedensverhandlungen in Frankfurt II, 242.
Friedrich Karl, Prinz, soll Regent von Frankreich werden II, 246.
Friedrichsruh II, 515-528.
Friktionen und Friktionsartikel in den Grenzboten II, 401. 414. 426. 430. 437. 441. 443.
— immer neue Friktionen II, 561.
Fulda, ein Asyl für den Papst I, 372-73.
Für Kinder Rotwein, für Männer Sekt, für Generale Schnaps I, 352.
Fürstengeschlechter, deutsche II, 44.
Fürstenschulen u. Erziehung II, 425.
Fürstentag, der Frankfurter und der König I, 187-188.

G

Gagern, Heinrich, das Souper mit ihm 1850 in Erfurt (Phrasen-Gießkanne) I, 415.
Galizische Polen II, 290. 332-333. 361-362.
Gambetta willigt in den Waffenstillstand II, 122.
will den Krieg bis zum äußersten fortsetzen II, 128-30.
— Proklamation und Wahlausschreiben II, 133-35.
— Bismarcks Protest gegen dessen Wahlausschreiben II, 137.
— Artikel gegen ihn im Moniteur II, 151-58.
— sein Rücktritt II, 155.
— seine Abschieds-Ansprache II, 157.
— in Deutschland III, 54.
Garde, ihre Eifersucht auf die Sachsen am 18. September I, 218.
Garibaldi in Tours I, 285. 388.
— soll die Waffen strecken II, 125-26.
Gaulois-Enten I, 470.
Gebietsabtretungen, Begründung ihrer Notwendigkeit I, 110. 122f.
Gefangnenkalamität II, 35. 98.
Gefangne, französische, ihre Freilassung II, 230-231.
Gegenstände gefunden II, 4.

Geiſteskranke Miniſter II, 560.
Geldmacherei II, 89-92.
Geldſack, deſſen Vertreter und die Armen III, 32.
Generaladjutanten haben mehr Einfluß als Miniſter II, 480.
Gentilhomme Castillan I, 54.
Germanen männlich, Kelten und Slawen weiblich II, 118.
Geſandtſchaften der Einzelſtaaten, ihre Einziehung II, 285.
Geſandtſchaftsberichte II, 78-79. 171.
Geſchichte eines offiziöſen Zeitungsartikels II, 385-391.
Geſpenſt, das rote und das ſpaniſche und Napoleons Schulden I, 50.
Geſpenſter III, 95.
Getreidepreiſe III, 90.
Giers in Friedrichsruh III, 162-163.
Gladſtones Thorheiten III, 13.
Glaſer und die Alliance israélite III, 47-48.
Goldfeder, die des Juwelier Biſſinger in Pforzheim I, 335-336. 527.
Goltz und die Kaiſerin Eugenie I, 506.
Goethes Dramen III, 261.
Gottesglauben und Pflichtgefühl I, 247-250.
„Graf Bismarck und ſeine Leute.“ Druck des Buches und Unterredung mit dem Kanzler am 4. Oktober 1878, das Erſcheinen und die Urteile der Preſſe II, 530. 531. 537. Wieder Unterredung über das Buch mit Bismarck II, 543-546. Franzöſiſche Ausgabe II, 555.
Gramonts Rede wegen der ſpaniſchen Thronfolge I, 38.
— Bismarcks Urteil über ihn I, 74.
— freche Stirn I, 488.
Grand Pré, Quartier am 29. u. 30. Auguſt I, 126.
Gravelotte, Schlacht 18. Auguſt I, 86.
Grenze, beſſere für Süddeutſchland I, 95.
Griechiſche Geſandte, der, mit Familie I, 275-276.
Größenwahn, aktiver (Dieſt-Daber) III, 219.
Große Städte, Oppoſition und Maſſenaberglaube I, 348-349.
Grundkredit in Preußen, Graf Wilhelm Bismarcks Artikel darüber III, 77-78.
Gruner, Schleinitz und die Kaiſerin II, 417. 420.

H

Hallali II, 21.
Hammelbraten, der ſiebenundzwanzigſte II, 26.
Handelsvertrag, engliſch-franzöſiſcher III, 50.
Hannoverſche Adliche I, 44.
Hannoverſche Legion II, 276-277.
Heimreiſe II, 176.
Herriſſons Erzählungen aus Paris II, 105.
Hervy, Quartier am 14. Auguſt I, 74-79.
Herrenhaus, zuviel Berliner und höhere Beamte darin III, 22.
Herrenhausoppoſition, inveterierte II, 422.
Herrſchſucht der Franzoſen I, 95.
Heſſen, der Großherzog von, und die Ultramontanen II, 389.
Hilfebetteln der Franzoſen I, 45. 47. 54.
Hofintriguen III, 1-4.
Hofjakobiner III, 236-237.
Hofklique und Kreuzzeitungsadel II, 419-422.
Höflich bis auf die letzte Galgenſproſſe I, 425.
Hofopoſition und Hofintriguen II, 420. III, 1.
Hohenzollernſche Thronkandidatur I, 30f 45. 52.
Hollands Kohlenlieferung an Frankreich I, 48 f
— abgeneigte Stimmung gegen Deutſchland I, 79.
Holnſtein, Graf, ſeine weltgeſchichtliche Tour wegen der Kaiſerfrage I, 469. 495.
Holzkaufen in Petersburg I, 418.
Horſitz, Bismarcks Nachtquartiere II, 79 80.
Humanität, unpraktiſche (Feſtlegung der Transportmittel zu Gunſten von Paris) II, 15. 16.

J

Jacoby, deſſen Verhaftung I, 272-278. 305. 308-314. II, 116.

Jagdartikel Bismarcks (sein erster Artikel) II, 23.
Jagden in Rußland II, 58.
Jagdgeschichten I, 92. II, 37. 58. 77. 99.
Jessé, Madame X. Silberzeug und Pendüle II, 222. 424. 555.
Jesuitengesetz und die Juden II, 366-367.
Innere Politik, Delbrücksche Krankheit und die Liberalen II, 587-589.
Internationale, die Bismarck schlägt den Regierungen gemeinsames Vorgehen gegen sie vor II, 251-252.
Internationales Gericht über die, die zum Krieg gehetzt haben I, 298.
Internationale Verhältnisse 1880 II, 585.
In trinitate robur II, 478.
Jolivar, der Comte, Bülow und Lasker III, 48. 49.
Jollys Entlassung. Geffcken, Max Müller und die Ultramontanen II, 417.
Itacismus II, 42.
Italien bleibt infolge der Siege neutral I, 92.
Italienisches und der Papst II, 575-576.
Jüdische Namen und Mischheiraten II, 33.
Jüdische Parlamentarier III, 12-13.
Jugenderinnerungen Bismarcks I, 547. 559-561. II, 22. 75.
Jurisdiktionsvertrag mit Baden I, 7.
Jüterbogk, die Fahrt Bismarcks mit dem König nach Berlin, 4. Oktober 1862 II, 419. 484. III, 229.

K

Kaiser von Deutschland u. Deutscher Kaiser II, 38. 42. 69. 70.
Kaiserideé, die, König Wilhelm und der Kronprinz 1870 III, 269-271.
Kaiserliche Erlasse, die, in der Arbeiterschutzfrage und der Ausfall Wahlen 1890 III, 273-275.
Kaiserproklamation in Versailles II, 61.
Kaisertum, ungeschickte Verkündigung im Reichstag I, 525.
Kaiserwürde, die Fürsten stimmen ihr zu II, 47.
– ihr Alternieren zwischen Bayern und Preußen II, 47.
Kaiserzusammenkunft in Berlin und das Schreiben Kaiser Alexanders 1872 II, 374-377. Diplomatisches Diner II, 377-378. Dekorationen II, 378-379.
Kampfzölle II, 589.
Kanossa II, 416.
Kanzlerkrise, November 1870 I, 451.
– Dezember 1870 I, 517.
– April 1877 II, 413.
– April 1880 II, 580-583.
– Oktober 1880 III, 1. 415.
– April 1888 III, 225.
Kapital, deutsches, in Paris angelegt, ein Schutz für dieses I, 193.
Kapitulationsurkunde II, 103.
Kapitulationsverhandlungen II, 81.
Kapitulationsvertrag unterzeichnet 28. Januar 1871 II, 100.
Kartell von 1863 mit Rußland III, 188-189.
Kesseltreiben, das große, 30. August (Abfangung Mac Mahons bei Beaumont) I, 126 ff
Keudell u. der Cobdenklub III, 51-53.
Klassensteuer und Tabakmonopol III, 87.
– – Ursache der Auswanderung III, 87.
Knapper Haushalt beim König I, 96. 104. 107. 227. 230.
Kniephof, der Junker von II, 488.
Koburger Denkschrift über eine Neugestaltung Deutschlands II, 5.
Kolonien, Bismarcks Abneigung dagegen II, 157.
Kommune, Pariser, ihr doppeltes Gesicht II, 231-232.
Kommunismus, Angst der reichen Franzosen davor I, 185.
Konferenz in London; Favre bittet um Geleit aus Paris II, 43.
Kongreß deutscher Fürsten in Versailles in Aussicht I, 286.
Königgrätz, Schlacht bei II, 79-80.
Königsberger I, 571.
Konkordat I, 19.
Konsequent sein wird leicht zum Fehler II, 111.
Konservative, ihre Aufgaben II, 363-364.
Konservative und Reaktion III, 12.
Konstitutionelle Entwicklung in Frankreich I, 7. 10. 11.
Konstitutionelle Garantien III, 20.

Kontrakt mit Krönet und Korrespondenz wegen einer Biographie Bismarcks III, 321-330.
Konzentration der Truppen, ihre Notwendigkeit II, 18.
Konzil I, 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. (Skandal am 22. März) I, 26.
— Wiedereröffnung II, 328-329.
Kosmopolitismus der Juden I, 236.
Kosten der Visiten beim russischen Kaiser I, 417.
Kragen oder Epauletten u. Raupenhelm I, 423.
Kreuzzeitungspartei, ihr Bruch mit dem Kanzler II, 322-323.
Kriegführung, barbarische der Franzosen I, 97. 103. 576.
— zerstreute, ihre Nachteile I, 574. II, 57.
Kriegschancen 1867 (Luxemburg) II, 85-86.
Kriegserklärung Frankreichs, 19. Juli 1870 I, 43.
Kriegsgerüchte I, 18.
Kriegskontrebande, amerikanische II, 48.
Kronprinz, der, in London II, 281-282
Kulinarisches I, 237-238. 558.
Kulturkampf, Bismarcks Verhältnis dazu III, 148-149.
Kurie und das Konzil I, 14-20.
Friedensbestrebung II, 40. 41.
— Anteil am französischen Kriege II, 303-304. 305-307.
- das Verhältnis der preußischen Regierung zu ihr II, 587.
- die Regierung und die Bischöfe in Italien 1880 III, 1.

L

La Fère, Kapitulation am 27. November I, 488.
Le Mans, Kämpfe II, 29. 36. 57.
Landgraf. „Ja, wenn man Landgraf wäre" I, 473.
Laon, Einnahme und Sprengung der Citadelle I, 188-189.
Lasker im Gebirge I, 335.
Lateinisch, Griechisch und Russisch I, 230.
Lauenburg, Zustände und die Huldigung der Junker 1865 II, 517-520.
Le Bourget, Gefecht am 30. Okt. I, 397-388.
Lebochowski mit Vermittlungs-Anerbietungen vom Papst in Versailles I, 367.
Lebochowskis Primastitel u. Schuwalow II, 364-365.
Letzlingen und Burgstall früher Bismarckischer Besitz I, 229.
Levinsteins Bestechungsversuche II, 456.
Liberalismus nicht für die Erleichterung des Loses der Armen zu haben III, 87-88.
Lisaine. Kämpfe an der, 15-17. Januar 1871 II, 49.
Lizenzsteuer III, 135.
Loes „Fürst Bismarck" III, 223.
Loftus, seine Stänkereien II, 154.
Loigny und Artenay, Sieg bei I, 469.
Löwenanteil III, 46.
Luciabucht III, 195-96. 204.
Luftballons, gefangne I, 382. 386-387.
Luftwechsel, ein Vorteil für die Abgeordneten III, 34.
Luxemburgs Mißbrauch der Neutralität I, 471. II. 24-25.

M

Maiden Tribute of Modern Babylon III, 197.
Majorität des Reichstags nicht öffentliche Meinung und Wille des Volks I, 13.
Manchestertum, Artikel darüber in den Grenzboten III, 48. 50.
Manessische Handschrift I, 170.
Manteuffels Sieg an der Somme 27. November I, 438.
Manteuffel in Schleswig II, 44.
Manteuffels Verteidigung gegen die Frankfurter Zeitung II, 280-281.
Marseille. Unruhen I, 324.
Mars la Tour, Schlacht 16. August I, 83.
Matrosenbataillon I, 551.
Meaux, Quartier vom 15.—19 September I, 195-208.
Mehlwürmer I, 461.
Meiningen, anerkennenswertes Verhalten des Herzogs II, 151.
Memoiren Bismarcks II, 487. III, 94.

Memoiren Bismarcks: Besprechung wegen Buschs Hilfe 15. März 1890 III, 276-277. 279-280.
– Korrespondenz zwischen Bucher und Busch wegen der Arbeit in Friedrichsruh und Buschs Schlaganfall III, 296-305.
– Buchers Bericht über die Memoirenarbeit III, 306-307,
neue Klagen Buchers III, 310. 330-332.
– Der Fürst über die Memoiren III, 314-315.
Mermillod und die Kaiserin II, 418.
Metternich, der alte, und der junge Bismarck I, 486.
Metz, Kämpfe 14. bis 18. August I, 78. 98.
– Kapitulation am 28. Okt. I, 329.
– wird behalten II, 171.
Meudon, Schloß II, 100.
Mietsteuer II, 595.
Militärverschwörung in Mainz vor dem Einmarsch in Frankreich III, 229.
Militärvorlage, deren Ablehnung und Zorn des Kaisers III, 215.
Minister, ein, in partibus (Schleinitz) II, 441-443.
– intrigierende II, 578-579.
Ministergewerbe, das aufreibende II, 560.
Ministeropposition II, 422.
Mißbrauch der Hingebung der Truppen durch Generale I, 213.
Möllendorf, General. Anekdoten von ihm I, 415-416.
Monarchische Prinzip, das, und die revolutionäre Propaganda des Pariser Regiments I, 190-192.
Mond und Wachstum II, 126.
Mont Avron, Einnahme am 29. Dezember II, 6.
Montmedy, Beschießung von I, 517.
Kapitulation am 13. Dezember I, 521.
Mormonen I, 68.
Morphiumsucht III, 315.

N

Nachfolgerschaft Bismarcks, Hoffnungen darauf II, 381.
Napoleon, Bismarcks Charakteristik von ihm I, 569-570.
Napoleons Verpflegung auf Wilhelmshöhe I, 205-206.
Napoleon wird das Einsteigen versäumen (Klodderadatschbild) II, 87.
Napoleons Dummheit und Sentimentalität I, 426. 570.
Napoleon macht Friedensanerbietungen II, 102.
Napoleons Resignation und die Hoffnung der Bonapartisten II, 257.
Nationalgesinnte im Süden sollen eine Partei bilden I, 9.
Nationalgardenunfug II, 24.
Nationalliberale, Charakteristik durch Bismarck I, 6.
Nationalliberale Opposition III, 12.
Nationalzeitung, ihre Grobheiten und deren Beantwortung II, 254-255.
Neid, das Nationallaster der Deutschen III, 148.
Nepotismus u. Zurücksetzung I, 128.
Neutralen, die, machen Schwierigkeiten wegen der Annexionen I, 109.
– ihre Friedensvermittlung und die süddeutsche Presse I, 172.
Neutrum — ob der König eins bleiben wolle III, 252.
Nikolsburg, der Kriegsrat, 1866 II, 487.
Nikodemus, der bei Nacht kommt II, 536.
Nordschleswigsche Frage I, 26. 27.
Nordschleswigsche Frage und Rußland II, 241.
Not der Landwirtschaft II, 585.
Nuntiatur, eine in Berlin III, 51. 216.

O

Oldenburg, Prinz Peter, und der ewige Frieden II, 243.
Olmütz und Radowitz I, 188.
Orden, Daimio und Elefantenzahn III, 203-204.
Ordensfest und Kaiserproklamation II, 61.
Orleans wird von v. d. Tann geräumt. Das Hauptquartier packt ein I, 398.
– Sieg Friedrich Karls am 3. u. 4. Dezember I, 477.
Orleans, die Prinzen von, Feindschaft gegen Deutschland und Ver-

wandtschaft mit Österreich I, 482-488.
Orleanisten, Hoffnungen I, 101 f. II, 367-368.
Österreich. Das Konzil I, 15. 17. 26.
– Schritte der Wiener Diplomatie, um die Deutschen zu einem Waffenstillstand zu bewegen I, 327.
– Beusts Einmischung wegen eines Waffenstillstands I, 339-341.
– Kriegspartei aus Hochmut. Das reiche alte Haus, das ein armes altes Haus geworden ist. Der Bankerott nur eine Frage der Zeit I, 481.
Verwandtschaft mit den Orleans I, 482-488.
– der Telegrammwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und Alexander hat Beust sehr bewegt II, 220.
– Parteiverhältnisse II, 277-278.
– Gespräch Kaiser Wilhelms und Kaiser Franz Josephs darüber II, 279-280.
– das Wiener Vaterland II, 285.
– Beust will sich mit französischer Hilfe halten II, 286.
– Andrassys Vortrag über die Gefahr, wenn sich Österreich nicht an die deutsche Seite stellen wollte II, 287.
– Beusts Entlassung II, 290.
– Andrassy und das Volentum II, 291-292.
– die autonomistische Partei in Böhmen II, 341-345.
– Andrassy und die Internationale II, 346.
– der Pester Lloyd und die Thronrede des deutschen Kaisers II, 347-350.
Andrassy über Österreich, Rußland und Rom II, 353-354.
– Bündnis v. 1879 u. die Grenzboten III, 134-140.
– Handelsvertrag III, 140.
– Bismarcks Friedensvorschläge auf Grund des Dualismus 1866 III, 142.
Balkanpolitik III, 199-200.
Österreichisches Bündnis, dessen Notwendigkeit II, 562.
– Vorbereitende Schritte, Kaiser Wilhelms Widerwillen dagegen II, 566-568.

P

Papst Pius IX. will vermitteln II, 5
– die Kommunisten II, 269.
– will Rom verlassen II, 328.
– Petitionen für ihn in Deutschland II, 334-335.
– die Katholikendeputation II, 355.
sein Nachfolger und Deutschland II, 365-366.
– bevorstehende Papstwahl II, 371-373.
Papst Leo XIII., seine Vermittlung im Streit mit Spanien III, 208.
– gutes Verhältnis zu ihm (1887) III, 216.
Paris. Die Republik wird proklamiert I, 176.
– die verwüstete Zone I, 211.
Ausfall am 19. September I, 220.
– ist eingeschlossen I, 221.
– Verwüstungen der Boulevards ꝛc. I, 293.
– Uneinigkeit zwischen den Roten und Blauen I, 300.
– warum die Regierung keine Wahlen will I, 305.
Zustände im Oktober I, 307-308.
– Ausfall bei Bougival am 21. Oktober I, 314-317.
– Bündnisvorschläge der Regierung an Spanien I, 318.
– Unruhen I, 338-339.
– die Regierung will kein Gebiet abtreten I, 351.
– Zustände im November I, 400.
– Ausfall am 28. November I, 444.
– neuer Ausfall gegen Württemberger und Sachsen I, 464-465. 466.
– Ausfall am 2. Dezember I, 469.
– Zustände im Dezember I, 489.
– Beginn der Beschießung II, 1.
– Widerstandsfähigkeit II, 7.
– Zustände im Januar II, 21.
– Verproviantierung II, 45.
– Trochu beklagt sich, daß Spitäler und Asyle beschossen seien II, 48.
großer Ausfall 19. Januar II, 63.
Kämpfe zwischen Nationalgarde und Mobilgarden II, 82.
Sterblichkeit II, 101.
Stadtviergeanten II, 109.

Paris, Schwierigkeit der Versorgung mit Lebensmitteln II, 113.
— Leiden deutscher Familien II, 117.
— die eingeschlossenen Landleute II, 144.
— Proklamation gegen die Delegation in Bordeaux II, 149-151.
— noch keine große Lebensmittelnot II, 153-154.
— Kriegskontribution II, 156-157.
— Unterschleife bei der Proviantierung II, 162-163.
— die Entwicklung der Dinge geht den Revolutionären zu schnell II, 225.
- die Pariser Roten und die polnische Emigration II, 225.
— die Lage vor Paris und Weisung an Moltke II, 245.
— Verhältnisse im Mai 1872 II, 360-361.
Parlamentarier, ihr Haß gegen Bismarck III, 138.
Parlamentarische Kämpfe II, 312-314.
Parlamentarische Verdrießlichkeiten III, 71-72.
Parlamentarismus gut als Veto und Kritik III 202-208.
Partei Savigny-Bebel II, 148.
Parteien der Opposition, ihre Lügen und Legenden III, 215.
Parteihaß und Glaubenshaß III, 32.
Patrie, la, veut être servie et pas dominée II, 112.
Patriotenliga III, 220.
Pensionen auch für den Soldaten der Arbeit III, 44.
Pfalzburg, Kapitulation am 12. Dezember I, 517.
Pferdebahn und Maybach III, 34.
Phrasengießkanne I, 415.
Plamannisches Institut II, 22.
Polen und die soziale Revolution II, 325.
Polnische Emigranten und Vereine II, 290.
— Verschwörung in Galizien II, 332-333.
— Emigration und Panslawismus II, 338-339.
— galizische Machenschaften II, 361-362.
Polnische Frage I, 17.
Polnischlernen I, 554-555.
Politesse du coeur I, 445-446.
Politik, sie hat nicht zu rächen, sondern zu verhüten I, 202-204.
Pont à Mousson, Quartier vom 16.–23. August I, 80-99.
Pontarlier, Manteuffels Erfolge II, 187.
Popokatepetl I, 484-485.
Postenträgerei von Mitgliedern einer feindlichen Regierung II, 109.
Prager Friedensvertrag und die Süddeutschen I, 8.
Presse, Macht der II, 487.
Preßverordnung, die, von 1862 und der Kronprinz III, 265.
Preußen und das Konzil I, 16-21.
Preußische Unglückstage I, 298.
Prinz Wilhelms Toast an Bismarcks Geburtstage 1888 III, 225.
Privathandlungen und öffentliche Funktionen des Königs I, 42.
Privatsekretäre Bismarcks III, 222.
Professorenidee (das Deutschtum der Reichslande) I, 172.
Proklamierung des Deutschen Reichs und Kaisers II, 61.
Provinzial- und Kreisordnung und Eulenburg III, 82.
Prügelstrafe II, 84.

Q

Quartier, schlechtes, für den Reichskanzler in Clermont I, 117. 119.
Quinze spielen und Verträge II, 32.

R

Radowitz, Olmütz und mittelalterliche Spielereien III, 147.
Raschs Sendung zu Garibaldi II, 283.
Ratzeburg, die Huldigung der Lauenburgischen Junker 1865 II, 518-520.
Recht auf Versorgung, keine Almosen III, 44.
Regieren, dessen Schwierigkeit II, 584-585.
Reichsgewordne gehn nicht auf die Barrikade III, 13.
Reichsglocke II, 421. 442-448. III, 41.
Reichshauptstädte, die alten Kaiser hatten keine III, 84.
Reichskanzler und Reichsverfassung, Konflikt der Pflichten II, 582. 583.

Reichskanzler, der, und die Parteien III, 14-21.
Reichslande, ihre Zukunft III, 219.
Reichstag, Verhandlungen wegen des Anschlusses Badens I, 4.
Arbeitsüberhäufung I, 15-16.
- Beratung des Strafgesetzbuches I, 16.
Reichstagseröffnung 19 Juli 1870 und die Kriegserklärung I, 43.
Reichstag, Einberufung nach Versailles I, 331. 337. 351.
und der bayrische Vertrag I, 465.
Warnung Bismarcks an ihn wegen Annahme der bayrischen Verträge I, 477-479.
– Annahme der Verträge I, 501.
- die Deputation nach Versailles beschlossen I, 501.
– Eintreffen der Deputation in Versailles am 16. Dezember I, 535.
– ihr Empfang am 18. Dezember I, 540.
– Korpsmanieren der Fraktionen, Bismarcks Unlust hinein zu gehen II, 569.
– eine Quelle von Friktionen II, 422.
– Verlegung von Berlin weg; Vorteil des Luftwechsels, Berliner und Deutsche, zwei Nationen; Freihändler und Zollreformpläne, Richter und Delbrück, Industrie und Zölle, Bennigsen und Tabakmonopol, Juristengeist und Sozialistengesetz II, 546-550.
– die Zollreform und die Leute, die nicht säen, ernten und spinnen und sich doch ernähren und kleiden II, 556-558.
- Unabhängigkeit der Voten in Mittelstädten besser gewahrt, 46 Berliner im Reichstage; gewerbsmäßige Ausübung der Volksvertretung nebst Zeitungsredaktionen, angenehme Ferien für die Beamten; Reichstag darf nicht verberlinert werden III, 34-37.
Reichstag und Verfassung III, 212.
Reichtum alter Bojarengeschlechter I, 256.
Reille, General, Bismarcks Unterhaltung mit ihm bei Sedan I, 425.
Reims, Fahrt dorthin am 5. Sept. I, 172-178.
Reims, Quartier dort bis 14. Sept I, 178-193.
Reisen in Rußland II, 78.
Religionsfreiheit I, 68.
Republik, deren Liebhaber in Deutschland und die Annexion I, 200.
– französische, ihre Einwirkung auf Deutschland I, 275.
Republikaner, die kosmopolitischen, roten I, 514-517.
Republikaner werden! I, 429.
Rethel, Quartier am 4. September I, 171.
Revolution, kosmopolitische I, 544-545. II, 231-232.
Riemchenstechen I, 580.
Rohlfs, Gerhard, sein Ungeschick bei der Mission nach Zanzibar III, 196.
Rom, Unternehmung der italien. Aktionspartei auf Rom I, 46.
– von den Italienern besetzt I, 240.
- Einverleibung am 2. Okt. I, 291.
- es giebt dort keine päpstliche Partei mehr I, 291.
Rothschilds Mangel an Anstand I, 214-215.
Rothschild, der alte I, 257.
Rumänien, Fürst Karl von, beabsichtigt einen Staatsstreich I, 576.
Rumänische Nöte II, 34.
Rumänisches II, 310.
Running amuck I, 38.
Russischlernen, dessen Schwierigkeit I, 230. III, 96.
Russisch-türkischer Krieg und die Königin von England II, 437.
Russisch-türkischer Krieg II, 479.
Rußland, Verhalten zur katholischen Kirche I, 18.
– Aufhebung der Verträge wegen des Schwarzen Meeres I, 200. 410. 519.
- die kommunistische Landverteilung I, 256.
– Reichtum alter Bojarengeschlechter I, 256.
- Gortschakow treibt warägische Politik I, 410.
- Gortschakow bietet Luxemburg statt Lothringens an II, 106.
– der Kaiser und die Restauration der Bonaparten II, 289.
- die Rede des Kaisers und Gortschakow II, 298-299.
Gortschakow und Thiers: Payer

d'abord et lamentez après II, 350-351
– die Ostseeprovinzen und Hepworth Dixon II, 373-374.
– Bismarcks Sorge vor einem Bündnis mit Österreich, der drohende Brief Kaiser Alexanders, Rußlands Bemühungen um ein Bündnis mit Frankreich II, 565.
– Gortschakow und Jomini, die russische Politik von 1813–1877, Schuwalow II, 551-555.
– Eingenommenheit Kaiser Wilhelms dafür: Alexandrowo· die russischen Rüstungen; Konstantinopel muß in Berlin erobert werden II, 560. 561. 562.
– die Samtgemeinde (Mir III, 38.
– die Antinihilistengesellschaft III, 49. 50.
– russische Rüstungen 1882 III, 134. 135.
– Kaiser Alexander und der Battenberger; kirchliche Einflüsse auf den Kaiser; die Ostseeprovinzler III, 200-201.
– Zustände 1887, friedliche Stimmung gegen Deutschland, Gefahr durch die Panslawisten, Polen und liberale Russen III, 213. 214.
– Kaiser Alexander und der Battenberger III, 232-233.
Rüstows Eindrücke von der französischen Armee II, 297.

S

Saarbrücken, 11. August I, 59 f.
Säbel des Bey von Tunis II, 474.
Sachsen, ihre Ausnahmestellung I, 176-177.
– Friedensschluß 1866 II, 466.
– Bismarck lobt ihre Heldenmütigkeit bei Metz I, 109. 119.
Samoa III, 271.
St. Avold, Quartier am 11. u. 12. August I, 67-70.
St. Cloud, Zerstörung des Schlosses I, 296.
– Besuch dort II, 128.
St. Privat, Schlacht, 18. August I, 86.
St. Quentin, Sieg Goebens am 19. Januar II, 65.
Savignys Friedensschluß mit Sachsen II, 466.
Savigny und das Zentrum II, 222.
Schanddeckel III, 228.
Scheibenschießen nach dem Zentrum der Welt II, 82.
Schlachten fangen gewöhnlich an, wie die Kämpfe der Griechen bei Homer I, 213. 575.
Schleinitz und das Bombardement 1870 III, 271.
– und Gruner II, 417.
– und die Kaiserin, Unfähigkeit; Hausministerposten, Mitglied der Bonbonniere, sein Haus 1866 Sammelplatz der Österreicher, 1870 der Franzosen II, 420.
Schleswig-Holstein, Bismarck ist am stolzesten auf seine Erfolge dort I, 187. II, 483.
Schlettstadt, Kapitulation 24. Okt. I, 325.
Schmalkalden, der Wald von II, 88.
Schmolsin I, 294.
Schneeglöckchen und Schildwache I, 78. 79.
Schöne Litteratur II, 28. 29.
Schönhausen II, 500-515.
Schulaufsichtsdebatte II, 336-337.
Schulaufsichtsgesetz II, 380. III, 12.
Schwarz-rot-gelb I, 227.
Schweden, kriegerische Thronrede des Königs II, 117.
– der König hofft auf vengeance II, 17.
Schwedisches II, 314-321.
Schweiz, partikularistische Staatsverträge II, 301.
Schwindelerregende Touren I, 283-284.
Sedan I, 145-152.
– Ritt über die Walstatt I, 164.
Seerecht I, 520.
Selbstregierung der Gemeinden, ihre Vorteile und Nachteile III, 32.
Serbisches II, 345. 359-360.
Sezessionisten, die nationalliberalen III, 7-9.
Simon, Jules, sein Sturz und Gontaut-Biron II, 441.
Skiernewice, Dreikaiserzusammenkunft dort III, 172.
Sonderbundkrieg, schweizerischer I, 8.
Souveränität der deutschen Südstaaten I, 8.

Soziale Fragen II, 369-370.
Soziale Gesetzgebung III, 88-89.
Soziale Revolution III, 11.
Spekulation mit Börsenpapieren I, 451. 467.
Spekulationen im Orient III, 98-99.
Staat soll nur Polizei für die Ausbeuter sein III, 32.
Staatsomnipotenz und kommunale Republiken III, 34.
Staatssekretariat im Auswärtigen Amt, Schwierigkeit der Besetzung II, 381-82. 570. III, 4-6.
Staatssozialismus und Gemeindesozialismus III, 10.
Staatssozialismus und praktisches Christentum III, 44.
Starke Eiser I, 227.
Statistisches Büreau II, 356-357.
Stenographen, diese ergreifen Partei gegen den Kanzler II, 585.
Steuereintreibung in Frankreich II, 81.
Steuererlaßdebatte im Herrenhaus 1881 III, 22. 28-31.
Steuerexekutor III, 135. 136.
Stöckers Antisemitismus III, 55.
Stockmar und Bunsen III, 78.
Strafgesetzbuch im Reichstag I, 16.
Straßburg ist über, 28. September I, 244.
Suckow, Kriegsminister, bringt gute Nachrichten aus Württemberg I, 206.
Südafrikanische Frage III, 175.
Süddeutsche Höfe vor dem Kriege 1870 I, 42.
Südstaaten, ihre Souveränität und Berechtigung, einen Bund zu schließen I, 8. 9.
Sybels Schrift „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" III, 271.
Swells und snobs I, 496-497.

T

Tabakmonopol III, 11.
Tagebuch, das, Kaiser Friedrichs, und die vorgebliche Denkschrift Bismarcks III, 240.
Gefckens Auszug in der Deutschen Rundschau; Busch wird deshalb nach Friedrichsruh gerufen III, 241. 243-246.
Tagebuch, das, Kaiser Friedrichs, die Originalmanuskripte III, 255-256.
— nochmals Gefckens Auszug III, 268.
Tantalus in Uniform I, 217.
Telegraph nicht für Küche und Stall der Potentaten, sondern für militärische und diplomatische Zwecke I, 367. 371.
Thile und die Kaiserzusammenkunft 1872 in Berlin, Vasen und Schwarzer Adlerorden III, 187-188.
Thiers in Versailles I, 333. 338. Waffenstillstandsunterhandlungen I, 343-347. 349. 351. 355. 362. seine Denkschrift über die Grundlagen des Waffenstillstandes 876-879.
Thionville, Kapitulation am 25. November I, 490.
Thronfolgefrage, spanische I, 30 ff 45. 52.
Times. Vernünftiger Artikel I, 509-511. 518.
Titulaturen I, 571.
Todesstrafe I, 12-13.
Toleranz und Sonntagsheiligung I, 277-279.
Tours, Besetzung II, 65.
Treitschkes Flugschrift wegen Elsaß-Lothringen I, 198.
Treitschke und die Spenersche Zeitung, ihr seliges Ende II, 308-309.
Trinken und diplomatisches Gewerbe I, 381.
Trochus Belobigungsliste I, 481-482.
— Versuch, sich rein zu waschen II, 268.
Truppenlieferanten, russische II, 31. 92.
Tugenden der Juden I, 237.
Tunis III, 87-88.
Türkei 1882 und Engländer und Franzosen III, 84-86.
Türkische Staatsschuldenverwaltung und Tabakregie III, 132-38.

U

Über den Wolken II, 424.
Ulanen, die beste Reiterei I, 288-289.
Ultramontane und Kaplanokratie III, 218.

Ultramontaner Klerus, dessen staatsfeindliche Praxis III, 6.
Ultramontane, die französischen, wühlen das Volk auf I, 236; ihre Feindschaft I, 287-289.
Umgebung ist das Richtige I, 213.
Unfehlbarkeitsdogma I, 19.
Ungenügende Beköstigung bei Hofe I, 96. 104. 107. 227. 230.
Unglück beim Reiten und andre Lebensgefahr I, 373-376.
Unruhs Memoiren in der Deutschen Revue III, 58-67.
Unschädlichmachung der Leute von der Presse I, 254.
„Unser Reichskanzler," Buschs Schreiben deswegen III, 97-98. Bismarck verspricht die Druckbogen durchzusehen III, 143. Bismarcks Änderungen an den Bogen III, 150-154. Bismarcks Brief aus Kissingen III, 154-155. Stockung des Drucks III, 155-156. Grunows Brief. Buschs Zitation nach Friedrichsruh III, 156-157. Weiterarbeit in Friedrichsruh III, 158 f Bismarck ist nicht böse über das Buch; Andrassy und das Buch III, 194-195.

V

Varnhagens Bücher ein Ausdruck der Berliner Säure I, 486.
Vatikan, Deutschlands Vertreter beim V und seine Aufgaben II, 357-358.
Vendome, Besetzung 16. Dezember I, 586.
– Sieg bei, 6. Januar II, 20.
Vendresse, 31. August I, 144; dorthin zurück am 3. Septbr I, 169.
Verantwortlichkeit vor Gott II, 112.
Verbrauch von Ministern II, 560-561.
Verdun, Kapitulation am 8. November „ohne Beispiel in der Geschichte" (Bismarck) I, 402.
Verfassung, die deutsche, und das Glück von Edenhall, „Wir hatten gebaut ein stattliches Haus" III, 78.
Vergiftete Mitrailleusenkugeln I, 186.
Verhandlungen mit den Süddeutschen stocken I, 407.
Verleumdung der deutschen Kriegführung durch die Engländer I, 222-226.
Verlogenheit der französischen Presse I, 384.
Versailles. Fahrt dorthin I, 260-262. Das Haus der Madame Jessé und das Leben darin I, 260-271.
Verschiedne Sorten Braten I, 382.
Vertrauen der Mächte auf Bismarck III, 192.
Viehhof, der neue (Berl.) III, 45-46.
Volkswirtschaftsrat, dessen Ablehnung III, 71.

W

Wagenzug, der, Napoleons, auf dem Weg nach Wilhelmshöhe I, 166-167.
Wahlen, die, von 1881 III, 55.
Wallensteins Gastmahl II, 578.
Wasserleitungsfauna I, 379.
Warum und darum I, 371.
Weberhäuschen, das, bei Donchery I, 154-155. 158-160.
Weihnachten 1870 I, 587.
Weihnachtssammlung für die Lazarette I, 532.
Weltausstellung in Paris II, 439.
Welten und Philosophen („Was ist groß?") III, 217.
Wilhelms, König, erste große Schlacht II, 80.
Wilhelm II, Kaiser, Besuch in Friedrichsruh III, 262.
Wilhelmstraße 76 II, 177-219.
Windthorsts ultramontane Politik II, 386, sein Brief an Kozmian II, 337-338.
Wörth, Sieg bei I, 55.
Württembergische und bayrische Geschäftsträger in Paris II, 297.
Württembergisches. Die eroberte Mitrailleuse in Stuttgart I, 182. Kriegsminister von Suckow bringt gute Nachrichten nach Meaux I, 206. Die Debatte über die Reservatrechte II, 311-312. Gesandtschaftsrecht II, 330-331. Egloffsteins Entlassung II, 384-385.

Z

Zanzibar und Gerhard Rohlfs III, 196.
Zeitgeschäfte III, 136.
Zentralisten in Deutschland, noch

immer nicht zufrieden mit den Verträgen (Treitschke), Dezember 1870 I, 521.
Zentrifugale und zentripetale Operationsart II, 57.
Zentrum und Kulturkampf. wir paktieren nicht mit Rom und gehn nicht nach Kanossa; die Liberalen als Genossen des Zentrums; bayrischer und westfälischer katholischer Adel und katholische Fortschrittler II, 590-592.
Zentrum, das, der Scheibe ist verschoben (Wahlen 1881) III, 55.
Zentrum, feindliches Auftreten gegen die Regierung II, 227-229.
Zermerung von Paris ein Mißgriff I, 454.
Ziskatrommel II, 399, 536.
Zivilehe, obligatorische II, 284.
Zollreform und die Leute, die nicht säen u. s. w. und sich doch ernähren u. s. w. II, 556-558.
Zudringliche Zuschriften an den Reichskanzler II, 370-371, 495.
Zwang gegen die Süddeutschen I, 200.
Zwiespalt in der zweiten Staffel des Hauptquartiers zu Lagny I, 214.

Parallelſtellen

der Gedanken und Erinnerungen des Fürſten Otto v. Bismarck

(Einige im Text falſch gedruckte Zahlen wolle man hiernach berichtigen)

G. u. E.	Buſch	G. u. E.	Buſch	G. u. E.	Buſch
I, V	III, 305	I, 215/6	II, 419	I, 363 .	II, 479
I, 1 f.	III, 251	I, 226 f	I, 79	II, 1 f	I, 137
I, 25 f	I, 417	I, 237,8	I, 138	II, 8/9 . .	I, 187
I, 37 . .	II, 419	I, 239 .	II, 413	II, 28 f	I, 143
I, 40 f.	I, 450	I, 239 .	II, 419	II, 31	III, 312
I, 45	I, 138	I, 246 .	II, 413	II, 32 . . .	I, 62
I, 48	III, 164	I, 246/7 . . .	II, 419	II, 32 . .	III, 312
I, 59	I, 138	I, 251 f .	I, 137	II, 33/5 .	II, 467
I, 60	I, 138	I, 268 . .	I, 419	II, 35 f . . .	I, 62
I, 60 .	I, 177	I, 271 f	III, 307	II, 36/7 .	I, 408
I, 60 .	II, 331	I, 281 f.	II, 413	II, 39 f. .	II, 466
I, 62	I, 138	I, 281 f. .	II, 419	II, 42	II, 145
I, 64 5	I, 137	I, 281/2 .	III, 61	II, 43 .	II, 467
I, 66 f .	I, 415	I, 283	I, 137	II, 45 f	II, 466
I, 68	I, 138	I, 283	I, 391	II, 48 . .	I, 568
I, 70 . .	I, 138	I, 312 f	I, 137	II, 48 .	I, 182
I, 81 . . .	I, 391	I 314 . . .	III, 188	II, 52/3	II, 87
I, 88	III, 279	I, 319 . .	III, 265	II, 53	I, 103
I, 85/6	III, 140	I, 321 .	II, 419	II, 75 . .	II, 353
I, 92 .	II, 421	I, 321 .	III, 94	II, 77	I, 177
I, 92 f	II, 480	I, 322 . .	III, 265	II, 77 . .	II, 570
I, 93 f. .	I, 187	I, 324 . .	III, 265	II, 78 f	I, 80
I, 93 f	III, 231	I, 326	II, 86	II, 80	I, 54
I, 93 4	. I, 391	I, 328	II, 86	II 80 .	I, 411
I, 95	I, 138	I, 329 .	II, 86	II, 81 .	III, 331
I, 112 . .	. . III, 164	I, 330	II, 86	II, 84 .	I, 546
I, 112,3	III, 80	I, 331/2 .	I, 232	II, 85 f. .	. I, 547
I, 115 . .	. II, 419	I, 332	I, 491	II, 86 f. .	I, 258
I, 121 f	II, 419	I, 337	II, 413	II, 86 f .	II, 419
I, 123	. II, 413	I, 337	III, 61	II, 92/3 . .	I, 103
I, 125 f	II, 419	I, 339 f	I, 188	II, 92/3 .	. II, 87
I, 126	II, 350	I, 347	. III, 140	II, 94 .	I, 62
I, 153 .	I, 29	I, 348	II, 419	II, 94 .	I, 350
I, 155 . .	I, 570	I, 351 f . .	I, 553	II, 94 f. . .	I, 408
I, 198	. . III, 248	I, 352	. II, 47	II, 94 f .	I, 421
I, 203 f.	I, 323	I, 353 f	I, 436	II, 94 f.	. I, 533
I, 211	II, 419	I, 354 .	II, 115	II, 97 . .	III, 80
I, 212 f	II, 456	I, 355	I, 476	II, 98 ff	I, 109

G. u. E.	Buſch
II, 98 . .	I, 328
II, 98 . .	I, 404
II, 98 . . .	I, 408
II, 100	I, 340
II, 103 . .	I, 92
II, 103/4 . . .	I, 46
II, 104 . .	I, 395
II, 104 f	I, 399
II, 104/5	I, 410
II, 104 f.	I, 476
II, 104 . .	I, 200
II, 105 .	I, 111
II, 105	II, 554
II, 105 f . .	II, 552
II, 108 f. . .	I, 111
II, 109 . . .	I, 328
II, 109 . .	I, 350
II, 110/5 .	I, 404
II, 111 . .	I, 398
II, 111 . .	I, 441
II, 112 . . .	I, 478
II, 112 f.	I, 493
II, 112/3 .	I, 440
II, 112 . .	II, 42
II, 113 f. .	I, 416
II, 113 .	I, 504
II, 113/4	I, 441
II, 115 f .	I, 514
II, 115	III, 252
II, 116	. III, 245
II, 117 f .	I, 436
II, 118 f. .	I, 469
II, 118 . .	II, 476
II, 119 † . .	II, 38
II, 120 . . .	II, 60
II, 121/2 . .	II, 61
II, 123 .	II, 367
II, 125 f. . .	II, 227
II, 127 f . .	II, 814
II, 127 f.	II, 334
II, 127 f.	II, 421
II, 128 f. . .	II, 419

G. u. E.	Buſch
II, 130	II, 588
II, 131 . . .	II, 534
II, 131 . . .	II, 560
II, 134	II, 578
II, 137 . .	II, 466
II, 139 . .	II, 455
II, 142 f. . . .	II, 814
II, 142	II, 322
II, 142 f.	III, 12
II, 147	I, 137
II, 147 . .	I, 391
II, 148	II, 308
II, 149 .	II, 387
II, 153 .	II, 421
II, 158 f . .	II, 422
II, 158 f. . . .	II, 549
II, 161 . .	II, 413
II, 161 .	II, 419
II, 161 . . .	II, 421
II, 161 .	II, 534
II, 162 f	II, 405
II, 163	II, 361
II, 163 . .	II, 394
II, 166 f. .	I, 391
II, 168 f	II, 304
II, 168 . .	II, 421
II, 170 f. .	II, 413
II, 174 .	II, 553
II, 178	I, 103
II, 178 .	II, 87
II, 180 f. .	II, 422
II, 180 f. . .	II, 549
II, 180 f	III, 12
II, 188 f	II, 413
II, 188 . .	II, 419
II, 188 . . .	II, 578
II, 195 .	II, 561
II, 196 .	II, 421
II, 196/7	II, 413
II, 196/7 . .	II, 419
II, 196/7 . .	II, 561
II, 196/7 .	II, 578

G. u. E.	Buſch
II, 198 f	I, 399
II, 198 f .	II, 413
II, 198 . .	II, 417
II, 198 f .	II, 420
II, 198 f .	II, 443
II, 199 f. .	II, 421
II, 202 . . .	II, 421
II, 219 . .	II, 554
II, 220	II, 561
II, 227 .	II, 413
II, 229 . .	I, 190
II, 229 f .	I, 192
II, 229 f. .	II, 562
II, 230	II, 87
II, 230 . .	I, 103
II, 231/2	II, 50
II, 231 . . .	I, 459
II, 231 .	II, 591
II, 236	III, 346
II, 236 . .	II, 565
II, 237 f . .	II, 567
II, 238 f	III, 350
II, 238 f	II, 562
II, 238 f .	II, 567
II, 244 f .	III, 350
II, 246 f	II, 567
II, 247 f .	II, 568
II, 247 f	. III, 352
II, 251 f . .	II, 568
II, 257 f. . .	. III, 213
II, 268 .	II, 421
II, 282 f.	II, 410
II, 282 f	II, 413
II, 282 f	II, 419
II, 284 .	II, 442
II, 286 .	I, 404
II, 288 .	. III, 313
II, 290 .	II, 419
II, 295 .	II, 463
II, 300	III, 294
II, 305 .	III, 230
II, 305 .	III, 286

Namenregiſter

(Die faſt auf jeder Seite vorkommenden Namen Kaiſer Wilhelms I. und Bismarcks ſind im Regiſter nicht aufgeführt.)

A

Aali Paſcha I, 565.
Abdurrhaman Chan III, 174.
Abel II, 586.
Abeken I, 17. 59. 60. 61. 65. 67. 69. 73. 74. 76. 77. 79. 80. 86. 89. 97. 100. 101. 113. 114. 116. 118. 119. 144. 145 f. 153. 161. 162. 165. 171. 174. 179. 180. 184. 208. 214. 218. 236. 239. 241. 258. 266. 267. 320. 347. 350. 353. 362. 363. 373. 391. 428. 445. 452. 454. 455. 458. 459. 473. 475. 489. 498. 500. 501. 504. 505. 512. 520. 522. 524. 534. 536. 543. 545. 546. 548. 552. 556. 561. 562. 563. 564. 568. 571. 572. 577. 578. 579. II, 1. 2. 28. 30. 35. 38. 55. 69. II. 73. 75. 106. 111. 126. 135. 156. 166. 174. 176. 200 ff. 206. 221. 243. 248. 249. 250. 279. 288. 290. 301. 305. 308. 309. 324. 325. 327. 330. 338. 334. 335 400. 485. III, 78. 101.
Abeken, Bernh. Rudolf II, 201.
About I, 408.
d'Abzac II, 439.
Abelebſen II, 276.
Adlerberg, Graf I, 554. III, 348.
Aegidi II, 189. 248. 271. 272. 273. 274. 280. 282. 284. 288. 308. 309. 311. 312. 322. 323. 335. 338. 347. 351. 352. 357. 359. 363. 364. 366. 380. 381. 390. 391. 392. 396. 397. 398. 409. 416. III, 388.
Ahlwardt III, 336.
Albedinski II, 221.
Alençon, Herzog von I, 482.
Alopäus II, 180. 209.
Alten I, 152. 365. 366. 408. 411. 421. 465. 466.
Altvater II, 28.
Alvensleben (Generalleutnant Guſt. von (Magdeburg)) I, 102. 103. 213. 480. II, 155. III, 251. 330.
Alvensleben, Graf Fr. Johann, Diplomat II, 560. III, 178.
Alvensleben Auswärtiges Amt 1872, II, 305.
Andrae-Roman I, 250. III, 170. 171. 178. 180. 182. 183. 185. 252. 253. 258.
Andraſſy, Graf II, 46. 252. 287. 291. 292. 295. 345. 346. 353. 354. 359. 360. 363. 378. 566. 567. 579. III, 194. 259. 275. 345. 346. 347. 350. 351. 352.
Andrieſſen II, 541.
Andrieux III, 34.
d'Anethan II, 250. 253.
d'Angelis II, 371.
Angeli III, 205.
Angoulême Herzog von I, 32.
Annenkow, General I, 421.
Antonelli, Kardinal I, 14. 16. 19. 543. 544. II, 289. 357. 365. 371.
Aoſta, Herzog Amadeus von I, 411. ſiehe auch Spanien.
Apponyi II, 345.
Arco, Graf III, 305.
d'Argent II, 133.
Arnim, Graf II, 93.
Arnim, Harry von I, 249. 390. 391. 398. 564. II, 5. 40. 41. 207. 245. 282. 291. 296. 308. 325. 328. 380. 392. 393. 394. 403. 404. 405. 406. 407. 409. 411. 422. 427. III, 38. 39. 40. 80. 168. 380.
Arnim, Hermann von II, 479. III, 222. 243.
Arnim, Heinrich Alexander, Freiherr von II, 201.
Arnim-Boitzenburg, Miniſter I, 390.
Arnim-Kroſchlendorff I, 258. 538. 539.

Arnim, Frau Malwine von II, 556.
Aſcher III, 49.
Aſpremont-Lynden, Graf II, 326.
Aubert I, 84.
Auersperg III, 48.
Auerswald, Alfred von II, 272.
Auerswald, Rudolf von II, 272. III, 35. 59.
Auerswald, Präſident von II, 479.
Auguſta, Deutſche Kaiſerin, Königin von Preußen I, 188. 198. 206. 371. 439. 442. 573. II, 28. 41. 324. 347. 348. 349. 350. 413. 417. 419. 420. 421. 426. 456. 533. 584. 561. III, 41. 91. 271. 283. 312.
Auguſtenburg, Herzog Friedrich (VIII) von I, 107. 110. 143. 170. 187. 329. 342. 369. II, 212. 444. 550. III, 42. 247. 266. 334.
d'Aumale, Herzog II, 360. 367.
d'Aunay, Alfred II, 172.

B

Bach II, 343.
Back II, 284.
Baden, Großherzog Friedrich von I, 75. 367. 387. 389. 469. 475. 540. II, 417. III, 227. 235. 293. 315.
Baden, Großherzogin Luiſe von I, 188. II, 417.
Badinguet III, 331.
Bakunin II, 264.
Balan II, 205. 244. 249. 340. 374. 381. 401. III, 101.
Bamberg, Konſul I, 351. 464. 478. 488. 492. 496. II, 48. 67. 78.
Bamberger I, 77. 99. 174. 183. 241. 253. 254. 269. 299. 304. 341. 350. 479. 480. II, 25. 254. 255. 350. 366. 546. 549. 589. III, 6. 8. 12. 14. 23. 36. 44. 71.
Bancroft I, 259. III, 310.
Banneville I, 15.
Bargaſch III, 196.
Barjatinsky III, 349.
Barral, General I, 487. 537.
Barrot, Odilon II, 18. 19. 96.
Baſtiat III, 9.
Baſtide II, 246.
Battenberg, Alexander von II, 256. III, 200. 224. 225. 227. 230. 232. 234.
Baude, Baron II, 250.
Baudelot, Witwe I, 144. 170.
Bauer, von II, 285.
Bauer, Karoline II, 577.
Bauffremont, Herzog I, 354.
Bauffremont, Herzogin I, 354.
Baumgarten, Hermann I, 188.
Bayard I, 280.
Bayern, Prinz Adalbert von II, 334.
Bayern, Prinz Karl von I, 558. II, 6.
Bayern, Prinz Leopold von II, 357.
Bayern, König Ludwig II. von I, 7. 10. 109. 190. 286. 300. 423. 428. 433. 436. 439. 462. 469. 476. 477. 495. 496. 504. 534. 536. 589. 553. II, 5. 6. 46. 47. 68. 115. 173. 213. 226. 290. 300. 304. 332. 375. 379. 384. 385. 466. 478. 479. 496. 562. 567. 589. III, 22. 246. 284. 350.
Bayern, Prinz Ludwig von II, 6.
Bayern, Prinz Luitpold von I, 126. 171. 190. 191. 435. 469. 477. II, 47. 290. III, 142. 193.
Bayern, Prinz Otto von (König Otto) II, 173. 298.
Bayern, Königin-Witwe von II, 436. III, 192.
Bazaine I, 88. 90. 125. 180. 219. 245. 270. 292. 294. 298. 330. 349. 422. 437. II, 95. III, 271.
Beaconsfield II, 438. 579. 584. III, 13. 173.
Beaufort d'Hautpoule, General II, 94. 96.
Bebel I, 498. 571. II, 232. 250. III, 126. 331.
Bechtoldsheim II, 354.
Beckedorff, Oberſt v. I, 573. 574. 575.
Becker, Maler III, 161.
Becker I, 335.
Becker, Bernhard III, 104. 121.
Becker, Joh. Philipp III, 104. 105. 106.
Becker, Oskar II, 141.
Beckmann II, 277. 334.
Behrens III, 7.
Belgien, König Leopold von I, 99. II, 5. 160. 324. III, 192. 230.
Bellin, Frau II, 501. 508.
Below III, 182. 185.
Below-Hohendorff III, 182. 258.
Benda III, 36. 72.
Bendemann I, 545.
Benedetti I, 18. 52. 54. 354. 355-361. II, 145. 212. 283. 317. 485. III, 239.
Benkendorf, Gräfin I, 228.

Bennigſen I, 6. 24. 26. 269. 319. 329. 331. 333. II, 423. 549. 569. 590 III, 12. 20. 22. 64. 66. 69. 70. 71. 72. 75. 77.
Berchem II, 67. 198.
Berghem III, 205.
Berg, von II, 221.
Bergmann III, 227.
Berlichingen, Götz von III, 192. 216.
Bernadotte II, 315.
Bernhardi I, 323. II, 79.
Bernhard II, 442.
Bernſtorff I, 137. 186. 198. 222. 226. 240. 422. 452. 459. 520. 564. 565. II, 2. 5. 26. 36. 51. 52. 74. 98. 102. 108. 161. 171. 221. 251. 300.
Bernus II, 227.
Bernuth III, 22. 25. 36.
Bertram II, 220.
Beſeler III, 36.
Bethuſy-Huc I, 335.
Beuſt I, 14. 15. 17. 18. 19. 26. 188. 191. 204. 293. 306. 328. 339. 340. 341. 351. 414. 450. II, 9. 34. 36. 46. 160. 169. 220. 227. 252. 253. 255. 283. 286. 290. 292. 294. 295. 296. 299. 300. 465. 566. III, 126. 223. 224. 237. 345.
Beuthner II, 826.
Beyer II, 80.
Biedenweg II, 121.
Biedermann II, 336.
Biegeleben I, 414. II, 256.
Bildt II, 221.
Bind II, 141.
Biron, Prinz I, 207. 211.
Bismarck, Fürſtin I, 55. 172. 250. 285. 292. 332. 362. 425. 518. 522. 554. 574. II, 213. 366. 402. 418. 422. 424. 425. 453. 470. 478. 480. 481. 497. 526. 576. 577. III, 95. 157. 160. 161. 168. 164. 242. 247. 251. 253. 258. 260. 261. 267. 278. 307. 309. 311. 317. 318. 320. 332. 333. 334. 337. 338. 339. 340.
Bismarck, Auguſt II, 515.
Bismarck, Graf Herbert I, 84. 98. 104. 172. 332. 363. 563. II, 26. 137. 144. 154. 155. 157. 377. 425. 449. 453. 454. 457. 458. 470. 477. 486. 529. 531. 571. 573. 574. 579. 594. III, 6. 50. 77. 90. 139. 146. 156. 159. 171. 172. 173. 177. 178. 184. 191. 195. 196. 198. 205. 260. 261. 271. 274. 278. 279. 294. 296. 297. 298. 299. 302. 304. 324. 332. 333.
Bismarck, Jobſt II, 514.
Bismarck, Gräfin Marie, ſ. Rantzau.
Bismarck, Philipp I, 205. 365.
Bismarck, Graf Wilhelm I, 85. 90. 128. 164. 202. 254. 365. 366. 523. II. 26. 29. 30. 35. 44. 424. 425. 470. 488. 543. III, 46. 55. 69. 77. 80. 139. 144. 151. 152. 159. 163. 196. 197.
Bismarck-Bohlen, Graf I, 30. 59. 60. 61. 76. 77. 80. 86. 111 130. 136. 144. 145. 153. 154. 159. 168. 171. 172. 174. 175. 176. 180. 181. 195. 199. 205. 207. 210. 214. 219. 227. 231. 235. 241. 257. 259. 266. 274. 295. 302. 304. 306. 334. 336. 338. 348. 351. 369. 386. 387. 390. 393. 411. 413. 416. 421. 422. 423. 427. 438. 439. 454. 458. 463. 466. 468. 469. 475. 476. 500. 503. 531. 571. 578. II, 11. 15. 60. 66. 71. 72. 74. 80. 81. 82. 83. 84. 87. 89. 91. 105. 106. 108. 109. 112. 122. 144. 166. 205. 222. 287. 324. 327. 399. 537. III, 106.
Bismarck-Bohlen (Sohn) II, 157.
Bismarck-Bohlen, Oberſt II, 10.
Biſſinger I, 335. 522.
Bitter III, 12.
Blanckenburg, Moritz I, 251. 269. 329. 331. 333. 573. 574. II, 405. 409. 455. 456. 468. III, 181. 182.
Blanqui I, 300. 350.
Bleibtreu, Maler I, 395. 425.
Bleichröder I, 303. 329. 384. II, 76. 110. 125. 155. 162. 455. 586. III, 4. 18. 98. 125. 127. 132. 133. 137. 214. 239. 246. 260. 266. 278. 320.
Blind, Karl I, 46. II, 140. III, 8. 51. 106.
Blome II, 32.
Bloomfield, Lady III, 147.
Blowitz II, 554. 594.
Blum, Dr Hans I, 327. 337.
Blume, Major I, 404. 405. 408.
Blumenthal I, 155. 192. 226. 387. 416. 445. 468. 498. 541. II, 59. 458. 482. 489. III, 266.
Bluntſchli II, 39. 119.
Bock I, 5.
Böckh II, 195. III, 108.
Boekhoven II, 541.
Bodelſchwingh II, 223. III, 26. 259.

Böhme, Jakob III, 161. 181.
Bölſing I, 61. 80. 144. 186. 236. 240. 259. 266. 330. 348. 369. 395. II, 186. 327.
Bonnechoſe I, 564. 577. II, 2. 17.
Bonnet I, 352.
Bord I, 112. 136. 300. 411. 504.
Bord, Graf I, 258.
Borel II, 246. 247. 249.
Borlheim III, 104. 105.
Borries II, 352. III, 22.
Boſak III, 232.
Boſe II, 283.
Boſſuet I, 202.
Bothmer I, 151. 233. 371.
Böttticher III, 38. 147. 202. 254. 256. 268. 279. 302. 315.
Bouebec, General I, 447.
Bourbaki I, 301. 517. II, 29. 64. 94. 104. 117. 122. 128. 129. 163. 231. 262.
Bojanowski III, 127. 191.
Boyen, General I, 167. 180. 181.
Boyer, General I, 292. 293. 294. 297. 298. 299. 319.
Bowland I, 541.
Brand I, 547. 559.
Brandenburg II, 560. 568.
Brandenburg, Friedrich Wilhelm (der Große), Kurfürſt von I, 303. 555. II, 469. 577.
Brandi III, 167.
Brandt, General II, 190.
Braß, ſ Nordd. Allg. Zeitung
Braſſier St Simon II, 251.
Brater III, 244.
Bratiano II, 292.
Brauer III, 250. 252.
Brauchitſch I, 303. 322. 422.
Braun II, 38. 291. 309.
Bray, Graf, bayr Miniſter I, 19. 202. 252. 269. 301. 321. 342. 388. 412. 413. 419. 477. 553. II, 1. 115 229. 255. 379. III, 246.
Bray, Graf (Sohn) II, 130. 283.
Breinitz I, 111.
Briancourt II, 221.
Brinken III, 222.
Broglie-Fourtou II, 441.
Broniart von Schellendorf I, 112. 244. 344. 463. 477.
Brown I, 539. 541.
Brühl, Graf I, 176. III, 27.
Brunnow I, 556. II, 257.
Buch, Leopold I, 561.
Bucher, Tribunalrat II, 311.
Bucher, Bruno III, 207. 208. 223.
Bucher, Lothar I, 2. 3. 13. 15. 30. 31-41. 50. 54. 61. 257. 258. 266. 278. 304. 318. 335. 336. 342. 358. 362. 389. 410. 419. 423. 433. 434. 435. 438. 440. 442. 451. 463. 469. 473. 478. 483. 488. 498. 517. 527. 538. 540. 553. 555. II, 6. 18. 25. 30. 38. 42. 43. 58. 65. 66. 84. 88. 112. 125. 133. 136. 140. 166. 186. 188-202. 206. 219. 221. 224. 242. 243. 248. 251. 262. 271. 275. 282. 287. 299. 300. 303. 305. 323. 324. 325. 327. 328. 330. 333. 334. 335. 336. 337. 339. 340. 341. 347. 355. 356. 361. 363. 364. 365. 366. 368. 370. 371. 375. 377. 378. 379. 380. 381. 382. 390. 392. 393. 394. 396. 398. 401. 402. 404. 405. 406. 407. 408. 409. 410. 413. 416. 417. 418. 422. 423. 429. 430. 434. 436. 440. 441. 443. 448. 449. 468. 487. 495. 516. 520. 536. 543. 558. 559. 564. 574. 586. III, 1. 2. 3. 4. 6. 9. 31. 39. 47. 48. 49. 50. 51. 53. 54. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 82. 83. 84. 92. 93. 94. 95. 96. 98. 99. 100. 106. 107. 113. 115. 119. 120. 121. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 128. 129. 130. 132. 134. 147. 150. 165. 166. 167. 168. 169. 171. 172. 175. 176. 177. 178. 184. 185. 186. 187. 190. 194. 195. 196. 197. 198. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 220. 221. 222. 223. 224. 235. 236. 238. 239. 246. 267. 273. 274. 296. 297. 298. 299. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 308. 309. 310. 312. 313. 314. 316. 318. 320. 321. 322. 326. 327. 329. 330. 331. 332. 333. 337. 338. 340.
Buchanan I, 453.
Buckle I, 278.
Budberg II, 98. 99.
Budritzki, General I, 368.
Buhl I, 270. III, 310. 311.
Bulgarien, ſ Battenberg
Bülow, Bernh. Ernſt von, Staatsſekretär und preußiſcher Staatsminiſter II, 186. 197. 205. 377. 396. 397. 417. 586. 560. 561. 568. 579. III, 4. 12. 48. 79. 101.
Bülow, Legationsrat Otto von III, 31. 48. 49. 101. 102.

Bülow, Geheimer Legationsrat von II, 198. 580.
Bülow, von (Lauenburg) II, 519. 520. III, 56. 264.
Bunſen, Frau III, 78.
Bunſen, Georg III, 49. 192.
Bunſen, Joſias I, 42. II, 201. 202. 445. III, 78. 80. 81. 87. 164. 168. 187. 189. 230.
Bunſen, Theodor II, 392. III, 81.
Buol I, 456. II, 480. 484.
Büreau, Litterariſches I, 1. 2. 3. 5. 12. 13. 24. 26. 36. 50. II, 205.
Burnſide, General I, 243 f. 250. 285. 287. 288. 326.
Buſch, Geh.-Rat und Staatsſekretär II, 409. III, 4. 76. 90. 91. 177. 191. 196.
Buglewski II, 290.

C

Cahn, Dr. Wilhelm II, 282. 240. 241.
Cairoli III, 353. 354.
Calonne, Vicomte de II, 293. 294.
Calvel II, 94.
Calvin I, 278. II, 329.
Cambriels, General I, 537.
Camphauſen, preuß. Miniſter I, 11. 29. II, 92. 327. 410. 422. 429. 430. 435. 588. III, 22. 23. 25. 26. 102. 103.
Canitz II, 560.
Canrobert, General I, 331. 437.
Canſtein, General I, 102.
Capalti, Kardinal I, 23.
Caprivi, Reichskanzler II, 198. III, 279. 282. 306. 311. 320. 336.
Caſtelneau, General I, 158. 166.
Cavagnari III, 173.
Chamberlain III, 90. 173.
Chambord, Graf I, 324. 327. 364. II, 67. 245. 250. 257. 324. 367.
Chanzy, General I, 517. II, 29. 48.
Charette I, 372.
Chaſſinat I, 505.
Chaudordy, de I, 340. 528. 531. 534. II, 11. 50. 51. 109.
Chauvin, General I, 368.
Chauvy I, 358.
Chevalier II, 140.
Chevallerie II, 352.
Chigi, Nuntius I, 300. II, 40.
China, Kaiſer von III, 204.
Chlodwig, König der Franken I, 184. 186.
Chryſander III, 296. 305. 311. 317. 328. 332. 339. 335. 338. 339. 340.
Ciſſey II, 368.
Clam-Martinitz II, 286.
Clary, Graf II, 220.
Claremont I, 512.
Clarendon III, 81.
Claſſen-Kappelmann I, 520.
Clinchant II, 122.
Cluſeret I, 389. II, 232. 233. 234. 240. 241.
Cobden (Club) II, 195. III, 47. 48. 51. 52.
Coburg, Herzog Ernſt II. von I, 148. 151. 152. 170. 306. 307. 329. 342. 368. 369. 371. 378. 387. 395. 524. 532. 540. II, 2. 70. 324. 533. 550. III, 223. 230. 237. 265.
Cochery I, 34. 349.
Cockerill II, 35. 36.
Coffin II, 126. III. 251.
Cogolnitſcheano II, 292.
Cohn III, 200.
Colbert I, 178. 280.
Condé, Prinz von I, 158.
Conningsby, Robert I, 388. 541. 542.
Cordier, Madame II, 68.
Cornwallis, Richard von III, 230.
Coſtenoble, Geheimrat I, 187. II, 483.
Couſin I, 196.
Couſin-Montauban, Graf I, 235.
Craushaar, General von I, 93. 123.
Crémieux I, 502. 514. II, 11. 161.
Creſſon I, 111.
Criſpi III, 293. 311.
Criſpin (Crepin) I, 194.
Curas, Hilmar I, 560.
Curtis I, 422.
Cuſa II, 292.
Cuvillier-Fleury II, 325.
Czapska III, 222.
Czartoryski, Fürſt von II, 292. 308. 437.
Czernicki, Polizeileutnant I, 162.

D

Dachröden, Adjutant I, 205.
Dalwigk II, 5. 25. 155. 160.
Dänemark, König Friedrich VII von II, 473.

Dänemark, König Chriſtian IX. von II, 241.
Dänemark, König Friedrich VII von I, 187. II, 488.
Dante II, 203.
Danton I, 516. 517.
Darboy, Erzbiſchof II, 307.
Daru I, 15. 19. II, 305. 306.
Darwin III, 259.
Daumer II, 98.
Dauphinot I, 178.
Daxemberger II, 379. 380.
Deak II, 291.
Decker II, 401.
Deichmann, I, 57. 58. 59. 60.
Delacroix I, 240.
Delbrück, preuß Miniſter I, 11. 30. 180. 181. 182. 289. 281. 301. 302. 308. 322. 328. 330. 394. 336. 337. 338 342. 347. 348. 352 353. 368. 369. 370. 390. 408. 419. 429. 434. 449. 504. 517. 525. 527. 536. 538. 546. 562. II, 3. 21. 27. 32. 33. 36. 79. 94. 95. 102. 115. 157. 182. 245. 293. 377. 387. 409. 410. 417. 422. 547. 550. 551. 557. 578. 588. 589. III, 8. 65. 66. 67.
Dentu II, 541. 556.
Depretis III, 354.
Derenthall III, 196.
Derosne II, 541. 555. 556.
Déroulède II, 220.
Deſſau, Herzog von I, 560.
Dewitz I, 523.
Dieſt-Daber II, 426. 442. 455. III, 12. 41. 73. 139. 181. 219.
Dietze-Barby I, 246. 445. II, 434. 454. 463. 503. 545.
Dilke III, 80.
Dixon, H. II, 373. 374. III, 185.
Döllinger II, 227. 228. 229.
Dörnberg, Rittmeiſter I, 165.
Dombrowski II, 229. 230. 231.
Dönhoff, Graf I, 171. 567. II, 59. 122. 154. 156. 282.
Dönniges III, 112.
Dörr I, 26. II, 88. 284. 326.
Dotezac, franz. Geſandter I, 282.
Douai, General II, 264.
Douglas, William, General I, 287.
Drobes III, 84.
Droſte-Viſchering, Erzbiſchof III, 168.
Drouet, Marſchall I, 177.
Duboc II, 130.
Dubois-Reymond III, 217.
Ducrot, General I, 156. 206. 250. 329. 337. 355. 466. 475. 513. 517. 533. 537. II, 25.
Dufferin, Lord II, 551. 555. III, 186.
Dufoſſé II, 4.
Dugueſclin I, 280.
Dubuy II, 4.
Du Mont I, 255.
Duncker, Max I, 323. 461.
Duparc, ſiehe Duvernois.
Dupanloup II, 419. 424. 439. 544.
Duportal I, 456.
Dürer II, 471.
Düring II, 276.
Dürrbach II, 94. 99. 100.
Duſch II, 285.
Duval I, 171.
Duvarennes, L. I, 455.
Duvernois (Duparc) I, 564. 565. II, 86. 102. 118. 156. 289.
Dworski II, 332.

E

Ebers II, 277.
Eberty III, 45.
Eckardt, Julius von II, 299. 310. 311. 373. 390.
Egloffſtein II, 311. 384. 385.
Egloffſtein, Baronin II, 385.
Eichmann II, 17. 282.
Eigenbrodt, I, 61. 114.
Eiſenhart II, 8. 227. 304. 305.
Ejub Than III, 173. 174.
Eminowicz II, 330.
Engel I, 61. 132. 147. 149. 153. 155. 245. 274. 333. 344. 352. 449. 451. 494. 524. 548.
England, Prinzgemahl Albert III, 81. 230.
England, Prinzeſſin Beatrice von III, 225. 227.
England, Karl I. von II, 419. 485.
England, Prinzeſſin Luiſe (Marchioneß of Lorne) II, 329.
England, Richard II. von III, 4.
England, Königin Viktoria von I, 416. II, 282. 300. 320. 329. 418. 420. 437. 438. 444. 569. III, 148. 198. 220. 221. 222. 224. 225. 227. 230. 231. 232. 234. 237. 239. 240. 244. 246. 265. 266. 287. 288.
l'Epée, Abbé I, 281.
Erckert, General II, 424. 453. 454.
Ernſthauſen, Präſident II, 41.

Escobar II, 164.
Esquiros I, 324. 368. 456.
d'Eſter III, 59.
Eſterhazy, Graf Moritz II, 145.
Eſterhazy I, 481. II, 77.
Eulenburg I, 226.
Eulenburg, Graf Friedrich Albert, Miniſter I, 13. 577. II, 336. 385. 387. 388. III, 66. 70. 75.
Eulenburg, Graf Wendt zu II, 407. 481.
Eulenburg, Graf Botho. Miniſter III, 31. 33. 89.

F

Fabrice II, 20. 57. 282-285. 287. 244. 245. 246. 248. 249. 257. 258. III, 161.
Fabherbe, General I, 517. 573. II, 5. 20. 183. 868.
Falk II, 445. 446. 534. 560. 561. 578. 579. 588. III, 103. 330.
Falckenſtein, Vogel von I, 68. 255. 338. 349. II, 116. 349.
Fatio, Fräulein Jenny II, 453. 468. 481.
Faucher III, 8.
Favre, Jules I, 176. 186. 196. 197. 204. 207. 209. 210-212. 215. 221. 229. 233. 239. 240. 241. 242. 254. 265. 268. 269. 270. 280. 292. 305. 308. 326. 345. 349. 353. 355. 365. 367. 437. 457. 480. 487. 503. 535. 571. II, 43. 46. 49. 50. 51. 53. 54. 55. 59. 66. 70. 71. 72-75. 81-88. 88. 94-113. 117. 118. 122. 125. 126. 130. 137. 138. 142. 143. 145-149. 151. 154. 156. 158. 161. 163. 164. 172. 175. 231. 235. 236. 238. 240. 242. 244. 245. 252. 255. 257. 260. 261. 265. 266. 368.
Ferragus II, 140.
Fincke, Georg von II, 517.
Finkenſtein I, 90. 94. 97.
Fiſcher, Advokat II, 286.
Fitz James, Herzog von I, 222. 223.
Flemming, Graf I, 281. II, 250.
Fleury, Graf II, 289. 321. 328.
Flourens I, 300.
Forſythe I, 85. 91.
Franchi I, 564. III, 80.
Frankenberg, Graf Fred I, 424. 479. 524. 525. II, 71. 72.
Frankenſtein III, 278.
Frankreich, Kaiſerin Eugenie von I, 28. 32. 40. 187. 176. 229. 245. 294. 346. 392. 412. 506 f. 564. 565. II, 2. 36. 75. 131. 257. 303. 304. 306. 307. 349. 419. 434.
Frankreich, König Heinrich IV. von II, 81.
Frankreich, König Karl X. von I, 462.
Frankreich, Ludwig der Heilige, König von I, 184. 186.
Frankreich, König Ludwig XIV. von I, 14. 32. 95. 122. 125. 280. 286. 433. 488. 491. 560. II, 30.
Frankreich, Ludwig XV. I, 177. 488.
Frankreich, König Ludwig XVI. II, 418. 462. 484.
Frankreich, König Ludwig XVIII. von I, 463.
Frankreich, König Louis Philipp I, 176. 463. 504. II, 90. 367. III, 275.
Frankreich, Marie Antoinette, Königin von I, 292. 458.
Frankreich, Kaiſer Napoleon I I, 87. II, 30. 141. 286. 371. 433. 570. III, 340.
Frankreich, Kaiſer Napoleon III I, 7. 11. 29. 36. 38. 39-41. 43. 45. 50. 51. 52. 54. 99. 102. 108. 131. 134. 151. 153 ff. 164. 166. 167. 169. 171. 176. 180. 181. 197. 200. 202. 203. 205. 206. 220. 242. 254. 270. 293. 296. 302. 319. 320. 330. 331. 349. 353. 354. 355-357 361. 409. 410. 422. 425. 439. 451. 452. 454. 474. 506. 520. 549. 550. 569. II, 3. 35. 36. 80. 87. 89. 92. 95. 102. 131. 161. 165. 169. 170. 220. 249. 257. 282. 294. 300. 302. 303. 306 307. 318. 320. 321. 375. 471. 483. III, 42. 129. 188. 189. 233. 238. 306.
Frankreich, Prinz Louis Napoleon (Lulu) I, 103. 184. 176.
Frerichs III, 108.
Freſe II, 227. 278. III, 42.
Freyberg, Major I, 171.
Freycinet III, 86.
Freydorf, badiſcher Miniſter I, 7. 322.
Freytag, Guſtav I, 170. 180. II, 28. III, 94. 244.
Friedberg, Emil III, 168. 226. 265. 266.

Friedländer I, 462. II, 101 III, 118. 119.
Friedenthal I, 7. 269. 329. 331. II, 388. 561. 578. 579. III, 22. 25. 26. 27. 71.
Friedrich III., Kronprinz, König, Kaiſer I, 42. 91. 107. 111 142. 151. 152. 169. 170. 183. 193. 200. 221. 222. 226. 228. 269. 283. 287. 298. 302. 303. 304. 330. 350. 367. 369. 370. 387. 394. 399. 407. 416. 420. 481. 493. 434. 440. 454. 473. 476. 496. 500. 534. 538. 539. 548. 551-556. II, 6. 7. 28. 41. 42. 59. 63. 64. 66. 73. 77. 156. 281. 282. 287. 324. 456. 533. 550. 560. 562. 569. 576. 577. 584. III, 92. 94. 95. 125. 139. 144. 147. 164. 169. 186. 192. 193. 202. 209. 215. 216. 219. 224. 227. 232. 234. 236. 238. 240. 244. 245. 246. 250. 251. 255. 258. 259. 269. 264. 265. 266. 268. 269. 284. 294. 295. 312. 334. 352.
Friedrich, Kronprinzeſſin, Kaiſerin-Königin I, 142. 371. 416. 420. 480. 573. II, 41. 85. 88. 221. 281. 533. 550. III, 92. 148. 164. 186. 192. 193. 224. 225. 227. 229. 230. 234. 236. 237. 239. 244. 246. 259.
Friedrich, Profeſſor II, 808.
Fries (Frieſen), Major I, 115.
Frieſen, Miniſter Richard I, 334. 335. 336. 342. II, 283.
Fonſielles. I, 492.
Forbes Archibald I, 393.
Forchhammer III, 27.
Forckenbeck I, 6. 251. II, 92. 93. 95. III, 27. 88. 66. 89. 192. 216.
Fourichon, Admiral I, 308. 516. II, 11.
Fürſtenſtein, Landrat Graf I, 246 f.
Fuchs-Nordhof I, 121.

G

Gaber II, 471.
Gablenz II, 258. III, 142. 143. 169.
Gabriac, Marquis de I, 400. 557. II, 242. 291.
Gagern, Heinrich I, 415. II, 256. 544.
Galiffet I, 215. II, 69.
Galiffet, Marquiſe II, 69.
Galvez I, 499.
Gambetta I, 176. 294. 324. 329. 348. 365. 388. 447. 457. 470. 487. 490. 501. 502. 503. 514. 527. 535. 550. 552. 557. 561. 564. II, 8. 10. 11. 42. 48. 51. 70. 89. 93. 94. 106. 112. 117. 122. 128. 129. 131. 133. 135. 137. 138. 142. 146. 149. 151. 152. 153. 155. 156. 157. 160. 161. 164. 168. 230. 360. 361. 367. 368. 380. 393. III, 31. 54. 68. 86.
Gans II, 189.
Garibaldi I, 46. 285. 321. 380. 388. 409. 420. 422. 425. 437. 438. 444. 514. 517. 534. II, 118. 125. 126. 138. 290. 283.
Gärtner, Deichhauptmann II, 501.
Gärtner, von II, 385.
Gaſſer II, 375. 379. 384. 385.
Gaſſer, Frau von, geb. von Rebwitz II, 379.
Gaunt III, 4.
Gauß III, 96.
Gauthier I, 324. 337.
Gawril Paſchah III, 283.
Gefficken II, 417. III, 78. 260. 265. 266. 268. 271. 272.
Gehlſen II, 421. 429. III, 223.
Georgi III, 334.
Gerlach, General Leopold von I, 250. 484. II, 350. 480. III, 91. 253. 310.
Gerlach, Ernſt Ludwig von III, 183. 255.
Gersdorf, General von I, 165.
Gerſtäcker II, 130. 578.
Gerſtenberg III, 121.
Ghika II, 292.
Gichtel III, 182.
Giers III, 140. 162. 168. 164. 201. 213. 233. 348.
Gillot I, 101. 104. 105.
Giskra I, 145.
Gladſtone II, 26. 133. 171. 195. 575. 594. III, 7. 8. 13. 31. 51. 82. 85. 90. 99. 164. 169. 172. 173. 174. 176. 195. 196. 209.
Glais-Bizoin I, 516. II, 11.
Glanz III, 211.
Glaſer III, 47. 48.
Gletty I, 482.
Gneiſt II, 578.
Gobineau, Graf II, 172.
Göckingk I, 548.
Godillot I, 307.
Goeben, General I, 130. 489. II, 64. 65.

Goethe I, 288. 368. 446. II, 28. 203. 349. 468. 469. III, 218. 261. 262. 314.
Goldammer III, 260.
Golos II, 551. 552. 554.
Golowin II, 542.
Goltz, von der (Diplomat) I, 137. 474. 492. 506. 564. II, 74. 406. 421.
Goltz, General von der II, 421. III, 1. 3. 4. 5. 187. 188. 189.
Gontaut-Biron II, 441.
Good, Dr. I, 541. II, 76.
Gortſchakow I, 410. 430. 465. 475. 519. 557. II, 98. 106. 242. 287. 298. 312. 350. 362. 368. 365. 375. 378. 551. 552. 553. 554. 555. 558. 570. III, 162. 346. 348.
Göſchen III, 98. 99.
Goßler, Miniſter III, 321.
Götz, Abgeordneter III, 324.
Govone III, 337.
Graham III, 186.
Gramont, Franz Miniſter des Auswärtigen I, 29. 33. 34-41. 50. 51. 52. 53. 74. 182. 293. 453. 467. 488. 489. II, 249. 285. III, 224 381.
Grant I, 248. II, 217. III, 160. 310.
Granville, Lord I, 48. 49. 186. 326. 341. 409. 430. 465. II, 5. 51. 53. 54. 111. 171. III, 172.
Greppi II, 300.
Grävenitz I, 538.
Gravenſtein III, 45.
Grevy II, 360. 368.
Griechenland, Amalie von I, 137.
Grimm, Staatsrat I, 483.
Grimm, Thomas I, 294.
Grote III, 338.
Grumbkow III, 187.
Gruner, von, Staatsſekretär I, 399. II, 199. 417. 420. 448. III, 187.
Grunow III, 153. 156. 157. 158. 161.
Guiſolphe II, 220.
Gumpelt II, 112.
Gundlach, von II, 205.
Guſſerow II, 33.
Gutige III, 9.
Gutſchmid II, 272.

H

Haber I, 327. 368. 391. 392. 407. 420. 485. 526. II, 18. 19. 20. 101.
Habsburg, Rudolf von III, 230.
Hahn, Geh. Regierungsrat I, 2. 12. 13. II, 33. 284. 288. 558. 588. III, 97.
Hahnke, Major II, 66.
Haldy, Kaufmann I, 59.
Halévy I, 545.
Halifax, Biſchof von I, 23.
Hallberger II, 351.
Haller II, 39.
Hamilton III, 160. 310.
Hamlet II, 467.
Hammerſtein III, 218.
Hangleben II, 501.
Hänel II, 423. 569. 571. III, 13. 42. 74.
Hannover, Georg V., König von I, 44. II, 250. 276. 277. 352. 353.
Hanſemann II, 190. 197. III, 98.
Hanſtein, Leutnant I, 327. 392.
Harcourt II, 291.
Harbeck, Legationsrat I, 322.
Hardenberg, Zivilkommiſſar I, 3. II, 465.
Harleß I, 461. II, 40.
Hartmann, General I, 109.
Hartrott, Oberſtleutnant I, 444. 445. 504.
Hatzfeldt, Graf, Paul I, 61. 65. 72. 74. 76. 86. 89. 107. 112. 115. 136. 144. 146. 148. 149. 152. 162. 166. 180. 210. 228. 239. 241. 255. 267. 275. 276. 292. 208. 299. 314. 328. 333. 334. 335. 336. 338. 371. 372. 378. 380. 387. 394. 395. 399. 427. 454. 458. 463. 475. 488. 486. 492. 501. 504. 506. 511. 512. 517. 531. 557. 558. 567. 577. II, 11 15. 60. 71. 72. 82. 83. 88. 91. 99. 109. 112. 166. 172. 200. 242. 326. 330. 385. 391. 392. 424. 579. III, 2. 3. 4. 5. 6. 49. 76. 90. 91. 104. 121. 122. 123. 124. 126. 127. 137. 138. 147. 177. 184. 190. 198.
Hatzfeldt, Gräfin, Sophie I, 422. III, 104. 109. 110. 111. 112. 113. 118. 121. 122. 123. 124. 125.
Hauke, Fräulein III, 232.
Hausmann, Profeſſor I, 561 II, 282.
d'Hauſſonville I, 549. 550.
Hauteribe II, 317.
Haye, Oberſt de la II, 238.
Heffter I, 48. II, 70.
Hegel I, 461. II, 189. III, 109. 217.
Hegnenberg II, 304.

Hehn, Viktor II, 197. III, 96. 146. 208. 209. 220. 223. 224. 262. 273. 276. 313.
Held II, 67. III, 77.
Hell I, 211.
Helmholtz III, 217.
Hellwitz (Helwitz, Hillwitz, Helbig) I, 207. 296. 422. 520. II, 3.
Heide I, 6.
Heinrich, deutscher Kaiser I, 479.
Heinrich IV., Kaiser II, 468.
Heinrich der Finkler III, 270.
Henckel I, 77. 99. II, 104. 112. 114. 125. 135. 162. 168. 176.
Hengst III, 244.
Hennig I III, 7.
Hennig II III, 7.
Hepke, Geheimrat I, 56. 400. II, 198. 199. 248. 345. 408. 416. III, 78. 79.
Herbig I, 308.
d'Hericourt, Graf II, 66. 94. 101. 104. 105. 107. 109.
Hérisson, Graf II, 94. 101. 104. 105. 107. 109.
Herring, Baron II, 145.
Herwegh III, 111
Herzen II, 194.
Herzog III, 58.
Hesekiel II, 401. 478. 476. III, 65. 97. 180. 181. 336.
Hesse, Hofrat II, 186. 187. 305.
Hessen, Großherzog von II, 5. 339. III, 222.
Hessen, Großherzogin Mathilde von II, 66.
Hessen, Kurfürst von II, 105. 578.
Heyse, Paul I, 568. II, 544.
Hill, Major I, 429.
Hindersin, General I, 151. 403. 416. 499.
Hinkeldey I, 479.
Hirsch, Baron III, 133. 137.
Hohe III, 187.
Hohrecht II, 561.
Hoche, General I, 431.
Hochschildt, Baron II, 320. 321.
Hoensbroech III, 334.
Hofmann II, 378. 417. III, 391.
Hoff, Journalist I, 305. 386. 387. 426. 432.
Hohenlohe, Kardinal II, 357. 358. III, 160.
Hohenlohe-Ingelfingen, Prinz Krafft I, 493. 578. II, 21. 75.
Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig, Fürst von I, 18. 199. II, 570. 578. 579. III, 4. 147.
Hohenwart II, 227. 278. 284. 336. 362.
Hohenzollern, Karl Anton, Fürst von I, 80. II, 452. III, 222.
Hohenzollern, Leopold, Erbprinz von I, 30 f. 33-43. 52. 160. 188. 205. 258. 411. II, 65. 246. 287. III, 165. 166. 222. 238. 331.
Holland, König von I, 518.
Holland, Königin von II, 314. III, 312.
Holnstein, Graf I, 485. 486. 469. 476. 491. 495. 521. 531. 532. 534. II, 6. 173. 496.
Holstein, Baron, Legationsrat I, 61. II, 15. 27. 35. 37. 38. 50. 59. 108. 112. 232. 238. 259. 423. 455. 457. 468. 477. 479. 482. 483. 485. 486. 531. III, 27. 76. 77. 83. 198. 273. 297. 312.
Holthoff III, 112. 210.
Holtz III, 170. 182. 258.
Home I, 431. 433. 434. 436. 438.
Horn, Oberpräsident I, 308. 312.
Horn II, 300.
Hoverbeck I, 24. 26. II, 255. III, 7.
Howard, Miß I, 354.
Howard, engl. Gesandter in München (früher Hannover) I, 28. II, 300.
Hoyos, Graf I, 380.
Hozier, Journalist I, 539. 541. 543.
Huene III, 278.
Hugo, Viktor I, 201. II, 141.
Humbert III, 220.
Humboldt, Alexander I, 227. 434. 435. 436. II, 349. 544.
Huster, Heinrich II, 285.
Haymerle III, 350.

I

Ignatjew II, 327. III, 347.
Ismael Sadyk Pascha III, 98.
Israel I, 552.
Italien, Viktor Emanuel, König von I, 44. 92. II, 40. 213. 269. 345. 372. 465.
Italien, König Humbert von III, 293. 353.
Italien, Königin (Kronprinzessin) Marguerite von II, 321. 322. III, 184.

Italien, Kronprinz von II, 321.
Itzenplitz II, 16. 347.
Jacobini, Nuntius III, 76. 354.
Jacobſen III, 336. 337.
Jacoby I, 12. 200. 250. 254. 255. 272 f 287. 299. 306. 308. 314. 348. 429. 461. 571. II, 116. 117. 158. III, 334.
Jacquier I, 176.
Jahn II, 22. 189.
Jakub Chan III, 173. 174.
Jannaſch, Profeſſor I, 254.
Janſen, Landrat I, 79. 80. 82.
Jeanjot, Doktor I, 153.
Jerald, Alfred II, 8.
Jeſſé I, 262 ff 270 f. 465. 556. II, 71. 81. 175. 222. 424. 470. 555.
Jireček II, 328.
Joinville, Herzog von I, 482.
Joinville, Prinz von II, 40.
Jolly I, 322. 335. 394. 414. II, 25. 417. III, 48. 49.
Jomini II, 377. 552. 554. III, 347.
Jones I, 539.
Jordan I, 270.
Juſſupow, Fürſt I, 256.

K

Kallay II, 359. 360.
Kameke, General I, 578. II, 70. 169.
Kanéki I, 398.
Kant II, 112. III, 150.
Kapniſt II, 359.
Kardorff III, 302. 333.
Karl der Große II, 38. III, 219. 270.
Karl der Kahle I, 558.
Karl V. III, 269.
Karl, König von Rumänien I, 15. 80.
Karlſtadt I, 278.
Karolyi II, 378. III, 187.
Kaſſandra II, 311.
Katt I, 246. 249.
Katten, Dorothee Sophie II, 502.
Kaulbach II, 470.
Kaunitz I, 483. III, 149.
Kayßler, Dr I, 426. III, 282. 297.
Kegel, Max III, 121.
Keil II, 412. 486.
Keller, Abgeordneter I, 288. 289.
Kératry, Graf I, 308. 317. 318. 447. 448. II, 109.
Kerl, Finanzrat I, 561.
Kern II, 61. 62. 66.
Ketteler, Biſchof II, 385. 389.
Keudell, Frau Baronin I, 422.
Keudell I, 1. 2. 3. 46. 47. 61. 65. 67. 72. 73. 76. 80. 86. 89. 101. 115. 144. 146. 170. 172. 174. 180. 188. 195. 210. 211. 214. 233. 239. 244. 250. 254. 258. 262. 267. 274. 280. 281. 299. 300. 314. 320. 338. 352. 354. 408. 412. 419. 423. 425. 428. 454. 461. 473. 474. 478. 479. 483. 485. 498. 498. 501. 517. 527. 581. 548. 551. 576. 577. II, 20. 29. 34. 63. 91. 98. 102. 110. 112. 125. 186. 198. 248. 271. 272 273. 274. 275. 277. 282. 330. 347. 352. 353. 366. 377. 378. 379. 380. 381. 392. 397. 401. 404. III, 51. 52. 107. 126. 127. 184. 189. 196. 209. 210. 254. 312.
Keyſerling, Generalkonſul II, 155.
Keyſerlingk III, 167. 256.
Khevenhüller III, 200.
Kielmannsegge, Adolf I, 48.
Kinglake III, 186. 187.
Kingſton III, 273.
Kinkel III, 128. 129. 130. 131.
Kinkel, Johanna III, 130.
Kinsky, Ottovio, Graf I, 375.
Kirk, Konſul III, 196.
Kiß II, 506.
Klaczko I, 17. 29. 191. II, 145.
Klapka I, 409. III, 129. 207. 208. 209.
Klauhold, Dr II, 273.
Kleiſt-Retzow II, 336. 337. 350. III, 218.
Kleiſt-Retzow, Frau II, 349.
Kleiſt, Kanzleidiener II, 203. III, 242.
Knak, Paſtor I, 278. II, 337. III, 180.
Knaus II, 470.
Kneſebeck I, 569.
Knight III 98. 99.
Knobelsdorff, Gardekapitän I, 175. 186. 243. 420. II, 68.
Knorr, Major III, 5.
Kochlin-Claudon III, 220.
Kohl III, 331.
Kohlſchütter II, 100.
Kohnert II, 501. 502. 504. 509. 515.
Koller, II, 92. 93.
Könneritz, II, 70.
Koſſuth II, 291.
Kotze, von II, 161.

Kotzebue II, 141.
Kozmian, Prälat II, 335. 336. 337. 350.
Krausnik I, 244. 449. 467.
Kreiß, Leutnant II. 276. 277.
Krell, Kanzler I, 278.
Krohn, Oberſt I, 4. 29. 566. 567.
Kroll II, 416.
Kröner III, 321. 322. 326. 329. 334.
Krüger, Kanzleidiener I, 165. 209. 244. 469.
Kruska, Premierleutnant I, 382.
Krupp II, 369. III, 302. 333.
Kühlwetter, Regierungspräſident I, 91. 99. 189. 557.
Kühnel II, 175.
Kurowski II, 409. III, 222.
Kuſſerow I, 197. III, 208. 221.
Kutuſow, Graf I, 111 148. 353. 410.

L

Lafitte II, 69.
Lagerberg, Graf II, 221.
Laity I, 66.
Lamarmora III, 337.
Lamormain II, 342.
Landgraf II, 88. 96. 100. 111 122.
Landsberg III, 222.
Landuski II, 231.
Lang, Heinrich, Maler I, 161.
Lange II, 516. 524. 527. III, 160. 165. 254. 262. 313. 338.
La Roncière, General II, 102.
Lasker I, 4. 6. 8. 10. 11. 24. 25. 26. 29. 251. 419. 514. 517. II, 254. 366. 557. 569. 571. 573. 579. 589. III, 7. 12. 20. 36. 48. 66. 70. 72. 73. 74.
Laſſalle II, 195. 418. III, 104. 107. 108. 109. 111. 113. 115. 118. 119. 120. 122. 124. 126. 127. 210. 303.
Lauenburg, Herzog von II, 523.
Lauer, Dr. I, 107. 182. 237. 238. 241. 282. 301. 389. 390. 487. 509. 558. 559. II, 66. III, 88.
Laurier I, 552. II, 128. 129. 133.
Lavino II, 586. 587.
Lebocuf, General I, 331.
Lebreton I, 412.
Lecky III, 174.
Ledochowski, Erzbiſchof I, 367. II, 350. 362. 365. 421. 429. III, 40.
Ledru-Rollin II, 194.
Lefaivre, Konſul I, 498.
Leſki I, 300. 308. II, 154.
Lehndorff, Graf I, 102. 104. 227. 228. 246. 362. 413. 435. 465. 491. 524. 567. 568. 570. II, 26. 43. 72. 76. 77. 89. 142. 583. III, 260. 302. 309.
Leiden (Leyden, Dr., II, 548.
Lemberg I, 17.
Lemwitz, Ignaz II, 308.
Lenbach II, 590. 593. III, 205.
Leo XIII II, 576. 580. III, 1. 6. 39. 40. 79. 84. 145. 187. 205. 215. 216. 218. 246. 258.
Leonhard, preuß. Miniſter I, 11.
Lepſius, Profeſſor II, 201.
Le Sourd, franz. Diplomat I, 43.
Leſſing II, 109. 129. 225.
Leszczynski, Stanislaus I, 105. III, 252.
Leverſtröm I, 154. 236. II, 180. 418. 456.
Levyſohn II, 308.
Lewalchew, General II, 327. 331.
Libuſſa II, 342.
Lichnowsky III, 35.
Liebknecht I, 571. III, 126.
Lindau, Paul II, 366. 418. III, 196.
Lindau, Rudolf II, 394. III, 31. 257. 259. 297.
Lindenmüller II, 67.
Lindelof II, 257.
Lindſtedt II, 181.
Lingen III, 87.
Linné III, 96.
Lipke III, 7. 8.
Lippe, Fürſt I, 586.
Lippe, Juſtizminiſter a. D. I, 24. 25. II, 350. III, 22. 25. 26. 27.
Lobanow II, 554.
Lobkowitz II, 379.
Lobier, Marie II, 87.
Loë II, 452. III, 223.
Loftus, Lord I, 453. II, 5. 35. 86. 154. 221.
Loizet, Charles I, 113.
Löper, Geheimrat II, 64. 70.
Lorenz, Kanzleidiener I, 56. III, 187.
Lorne, Lord II, 329.
Lothringen, Marie, Prinzeſſin von I, 443.
Lowe II, 586.
Loewe, Wilhelm, Abgeordneter I, 6. 522. III, 64.
Löwe, Ludwig III, 45. 94. 125.
Löwenfeld, General I, 102.

Löwenſtein-Heubach, Fürſt II, 269. 484.
Löwinſohn I, 304. 307. 320. 329. 330. 349. 351. 369. 370. 383. 391. 394. 395. 399. 420. 422. 428. 431. 434. 436. 437. 443. 454. 464. 474. 478. 488. 492. 499. 514. 520. 534. 589. 551.
Loyola II, 307.
Ludolf, Graf II, 359.
Ludwig der Deutſche I, 558.
Lumsden III, 177.
Lundy I, 422.
Luther I, 278. 430. II, 447. III, 161.
Lutz I, 269. 412. 413. 420. II, 6. 227. 286. 311. 379. 412. 413. 420.
Luxburg, Graf I, 189.
Luxemburg, Großherzog II, 314.
Lynar II, 83.
Lyons, Lord I, 197. 198. II, 51.

M

Machiavelli III, 115.
Macdonald III, 50. 126.
Mackenzie III, 271.
Mac Lean, Dr. I, 85. 91. 179. 541. II, 37.
Mac Mahon, Marſchall I, 125. 126. 156. 170. 213. II, 246. 247. 260. 367. 408. 411. 439.
Macmillan II, 541. III, 167.
Macore de Gaucourt, Comte I, 101.
Magnin II, 118. 161. 162.
Maillinger, General I, 151.
Maingot II, 4.
Maintenon, Madame de I, 483. 484.
Malet, Sir Edward I, 196. 197. 244. 275.
Mallinckrodt I, 372.
Malorti II, 276.
Maltzahn, Graf I, 395. 413. 438. II, 49. 112. 114. 131.
Malz-Hoff I, 432.
Manteuffel, General I, 361. 415. 431. 438. 442. 571. 573. II, 2. 29. 30. 32. 44. 64. 104. 137. III, 61. 62. 347.
Manteuffel, Miniſter II, 280. 281. 456. 480. 484. III, 22. 28. 41. 139. 141. 248. 255. 310. 337.
Mantey II, 82. 88. 397. 543.
Marchesan, Leutnant II, 60.
Marquart III, 183.
Martin III, 40. 128. 129.
Marx, Karl II, 30. III, 105. 106. 120. 121. 123. 128.
Maſſenbach, Baronin von II, 385.
Mattet I, 505.
Matthiote I, 76.
Maucler I, 412. II, 296.
May II, 278.
Maybach II, 588. III, 34. 68. 147.
Mayer, Abgeordneter III, 42.
Manzini III, 354.
Mazzini I, 514. 544. II, 117. 129. 140. 194.
Mazaredo I, 48.
Mechler II, 187. 391.
Mecklenburg, Großherzog I, 102. 199. 370. 398. 477. II, 80. 594. III, 293.
Mecklenburg, Großherzogin Alexandrine II, 561. 563. 575.
Mecklenburg-Schwerin, Erbgroßherzog I, 126. 129. 130. 148. 172. 184.
Mecklenburg-Schwerin, Großherzogin-Mutter II, 212.
Mecklenburg-Strelitz, Großherzogin II, 280.
Meding, Oskar II, 276. 351. 352. 353, ſiehe u. Samarow.
Meier, Legationsrat II, 201. 203.
Memmingen, Herzog Georg I, 331. II, 151.
Melchers III, 40.
Mencke, Frau II, 508.
Mende, Fritz III, 124.
Mendelsohn I, 545.
Mengerſſen, Graf II, 277.
Mensdorff II, 145. III, 148.
Merck III, 261. 319. 334. 339. 340.
Merck, Baronin III, 336. 338.
Mermillod, Biſchof I, 442. II, 329. 413. 419.
Metternich, Fürſt I, 257. 330. 483. 486. II, 109. 295. 344. III, 168.
Metternich, Fürſtin I, 28.
Metzler, Dr. I, 2. 10. II, 43. III, 78.
Meulan, Graf II, 221.
Meyſſen, Journaliſt I, 255.
Meydam, Oberſt I, 368.
Meyendorf, Baron I, 376. 569.
Meyer, Alexander II, 308.
Meyer, Nikolaus I, 238.
Meyerbeer I, 545.
Meyerheim I, 545. II, 544.

Michaelis, Geheimrat II, 356. III, 8. 9.
Michelsen III, 311.
Miers I, 561.
Mieroslawski I, 364.
Mikado II, 474.
Milder II, 340.
Milutin II, 565. III, 347. 348.
Million, Rittmeister I, 298.
Miquel I, 6. II, 590.
Miranda, siehe Vallejo
Mirbach II, 246.
Mittnacht I, 269. 321. II, 116. 174. 311. 312. 384. III, 69. 72. 262.
Mohamed Achmed Mahdi III, 184.
Mohl I, 251. II, 311. III, 250.
Möllendorf, General I, 416.
Möller III, 137.
Moltke, Graf, Feldmarschall I, 80. 81. 99. 100. 148. 151. 152. 153. 154. 155 ff. 160. 162. 169. 192 206. 213. 214. 215 245. 246. 258. 296. 298. 299. 328. 330. 350. 352. 385. 394. 399. 416. 463. 468. 470. 486. 493. 527. 546 547. 549. 562. 578. II, 42. 48. 78. 93. 94. 95. 97. 100. 126. 208. 213. 245. 299. 324. 433. 467. 485. 544. III, 252. 287. 312. 349. 352.
Mommsen III, 42. 89. 94.
Montauban II, 107.
Montbrisson, Kapitän I, 492.
Montesquiou, Gardehauptmann I, 158.
Montez, Lola III, 22.
Montholon, Graf II, 317.
Montpensier, Herzog von I, 15. 33. 86. 71. II, 65.
Morier II, 300. III, 271.
Morny II, 90.
Mortimer II, 447.
Moscowa, Prinz von I, 158. 167.
Mosk III, 121.
Motley III, 167. 283.
Motte, Vicomte de la I, 196.
Moucel II, 513.
Mouchy, Herzog von II, 172.
Mouchy, Herzogin von II, 69.
Moufang II, 339.
Moulton II, 156. 385.
Moustier I, 467. III, 337.
Moustier, Gräfin I, 316.
Müffling II, 552.
Muhamed III, 17.
Mühler, Minister I, 548.
Müller, Max II, 417. III, 78.
Müller, Kanzler von II, 469.
Müller (Lindenmüller) II, 67.
Münch-Bellinghausen I, 283.
Münchhausen III, 316.
Münster II, 578. III, 171. 178. 178. 186. 287. 288.
Murat I, 40.
Mus Hermieux I, 337.
Mussurus Pascha II, 102.

N

Namczanowsky, Bischof I, 442. II, 388.
Napier, engl. Staatsmann I, 453.
Napoleon, Prinz I, 346. II, 17. 25. 181. 212. 250.
Nassau, Herzog von I, 394.
Nathusius II, 421.
Neininger, Theodor I, 330. 461 464.
Nemours, Herzog von I, 33. 482. II, 292.
Nesselrode II, 421. III, 88.
Nettelblatt, Adjutant I, 179.
Nicoll III, 308.
Nicot-Jacquesson I, 125.
Niebuhr III, 255.
Niederlande, König der I, 360.
Niederlande, Prinz Heinrich der II, 106. 314.
Niederlande, Friedrich Prinzessin der II, 75.
Niethammer I, 461. 472. II, 375.
Nippold III, 80.
Nobiling III, 67. 88. 104.
Nöldeke, Professor I, 110.
Nostitz, sächs. Gesandter I, 232.
Nostitz-Wallwitz, Finanzrat II, 57. 59.

O

Obermüller II, 285. 286.
Obrutschew II, 565.
O Donovan III, 172. 173. 178. 184.
Ohlen III, 160. 168.
Okolowitsch II, 230. 231.
Olbrich II, 421. 429.
Olberg I, 77.
Oldenburg III, 27.
Oldenburg, Großherzog I, 540.
Oldenburg, Prinz Peter von II, 243.
Olfers, Ignaz von, Generaldirektor der Museen I, 97.

Olfers, Hedwig von I, 97.
Ollivier I, 453. 488. 517. II, 305. 306.
d'Olonne (Tolosan), Marquis I, 255. 259.
Olozaga, ſpaniſcher Diplomat I, 31.
Oppenheim I, 255.
Ordinaire I, 514.
Oriola, Graf I, 342.
Orleans, Prinzen von I, 101. 482. 488. 551. II, 245. 257. 282. 322. 445.
Orlow, Fürſt II, 221. 321. 327. 328. 499.
Orlow, Fürſtin I, 289.
Oertzen, mecklenburg. Geſandter I, 232.
Öſterlen II, 311.
Öſterreich, Albrecht, Erzherzog von I, 13. 14. 190. 191. II, 587.
Öſterreich, Eliſabeth, Kaiſerin von I, 482.
Öſterreich, Kaiſer Franz Joſeph von I, 190. 191. II, 160. 253. 279. 280. 283. 284. 286. 287. 342. 343. 361. 374. 375. 376. 377. 466. 564. 568. III, 142. 187. 205. 279. 346. 347. 349. 350.
Öſterreich, Prinzeſſin Giſela von II, 357.
Öſterreich, Erzherzog Karl Ludwig von II, 362.
Öſterreich, Erzherzogin Sophie von II, 280.
Öſterreich, Erzherzog Wilhelm von II, 277.
O'Sullivan, John I, 281. 368. 370. 372 383. 387.
Oswald, Journaliſt I, 301.
Oubril II, 221. 378. III, 187.
Oubinot I, 114.

P

Paine, Thomas I, 278.
Palikao II, 2. 102.
Palmerſton II, 195. III, 126. 230.
Palmerſton, Lady III, 128.
Pape, General II, 246. 479.
Paris, Graf von I, 327. II, 367.
Patow III, 22.
Patrizzi, Kardinal II, 371.
Pergler von Perglas, bayr. Geſandter I, 342.
Perier, Caſimir II, 293. 294. 328. 330.
Perponcher, Graf I, 107. 257. 380. 454. II, 80. 534.
Pernay (Bar le Duc) I, 107.
Perſigny I, 296. 346. 564. 565. 578. II, 2. 17.
Peſtalozzi II, 22.
Pfeil, General I, 138.
Pfuel I, 567. 568. 571. 577. II, 301. III, 108.
Phelps, Miß III, 335.
Phelps III, 335. 336.
Philippsborn II, 377. 559. 570.
Picard, Ernſt, Finanzminiſter I, 350. 365. II, 161. 325.
Pierrefonds, Graf I, 180. 207.
Pietſch, Ludwig I, 144. 369. 395.
Pindter II, 570.
Pius VI. II, 371.
Pius VII. II, 371.
Pius IX. I, 15. II, 2. 17. 40. 41. 255. 269. 280. 283. 284. 305. 306. 307. 328. 329. 334. 335. 336. 337. 338. 344. 348. 354. 355. 356. 358. 359. 365. 366. 373. 410. 417. 447. 591. III, 330.
Plamann II, 22.
Platen, Graf II, 316.
Plater, Graf Ladislaus II, 225. 325. III, 128.
Pleß, Fürſt I, 116. 421. 488. 489. 524. 525. 532. II, 49. 77.
Pleß, Fürſtin II, 533.
Pobedonoszew III, 201.
Podbielski I, 155. 244. 245. 302. 415. 416. 461. II, 95. 546.
Podewils II, 486. 489.
Podlewski, Valerian II, 290.
Pölitz III, 210.
Poliorketes II, 75.
Pompadour, Madame I, 484.
Pommern, Herzog von II, 489.
Poſchinger III, 53. 54. 58. 91. 93. 97. 141. 159. 302. 309. 321. 333.
Potkowski, Frau von III, 256. 257.
Portugal, König von II, 372.
Pourtalès III, 81.
Pourtalès, Gräfin I, 303.
Pouyer-Quertier II, 244. 260. 261.
Pludenel I, 560.
Preußen, Prinz Albrecht von I, 269. 331. 353. 394. 567. II, 151.
Preußen, Prinz Adalbert von I, 286. 540.

Preußen, Königin Eliſabeth von I, 188. III, 248.
Preußen, Prinz Ferdinand von II, 334.
Preußen, Prinzeſſin Friederike Dorothea Luiſe von II, 334.
Preußen, Prinz Friedrich Karl von I, 193. 219. 294. 298. 319. 380. 378. 386. 394. 398. 408. 437. 444. 471. 477. 483. 539. 551. 560. II, 246. 289. III, 249.
Preußen, Friedrich Wilhelm I., König von I, 381. 447. II, 550.
Preußen, Friedrich II. der Große, König von I, 64. 227. 238. 371. 383. 555. 560. II, 219. 461. 577. III, 286. 287. 312.
Preußen, Friedrich Wilhelm III., König von I, 486. II, 219. 505. 506. 577.
Preußen, Friedrich Wilhelm IV., König von I, 381. II, 349. 405. 406. 480. 505. III, 80. 91. 189. 230. 248. 258. 277. 279. 287.
Preußen, Prinz Heinrich von III, 258. 298.
Preußen, Prinz Karl von I, 126. 136. 145. 148. 171. 184. 236. 289. 353. 394. 540. II, 146. 421. 534. 561. 563. 575. III, 284.
Preußen, Königin Luiſe von II, 562.
Preußen, Prinzeſſin Viktoria von III, 224. 227. 235. 236.
Pückler, Graf I, 107. 148.
Pufendorf III, 205. 207.
Puffka Dr. II, 285.
Purkinſon, James I, 197. 207.
Putbus, Fürſt I, 151. 260. 424. 425. 451. 455. 494. 495. 497. 498. 531. 532. 583. 573. II, 67. 72. 142.
Putlitz II, 309.
Puttkamer III, 94. 226.
Pyanckh, Kriegsminiſter I, 251. 301. 321. 412.
Price, B. III, 48. 49. 298.
Prince-Smith III, 8.
Prim, Marſchall I, 80. 84. 86—40. 45. 46. 301. 318. 411. III, 331. 333.
Primker III, 132. 133.
Primroſe III, 333.
Prittwitz, Fräulein von II, 409.
Prokeſch I, 491. II, 143.
Pyat, Felix I, 295.

Q

Quadt, Graf II, 249.

R

Rabe III, 22.
Raczynski II, 416. III, 295.
Radolinski III, 295.
Radowitz I, 138. 484. II, 132. 199. 327. 350. 360. 436. 486. 487. 560. III, 1. 3. 4. 5. 6. 80. 147. 209. 254.
Radziwill I, 201. 242. 244. 269. 408. 466. II, 333. 334. 385. 400. 413. 421. 437. III, 86. 318.
Radzwill, Fürſt Anton Heinrich II, 334.
Rahden I, 90.
Rameau, Maire von Verſailles I, 276. II, 83.
Rampont I, 505.
Rantzau, Gräfin Marie I, 55. II, 214. 424. 425. 481. 526. III, 22. 23. 27. 77. 94. 146. 157. 158. 160. 163. 165. 205. 211. 241. 242. 247. 250. 258. 267. 278. 332. 333. 340.
Raphael III, 108.
Raſch, Guſtav I, 46. 47. II, 248. 283. 392.
Ratibor, Herzog von I, 269. II, 161.
Rauch, General II, 464. 506. III, 164.
Rechberg, Graf I, 231 f. 491. II, 583. III, 69. 79.
Régnier I, 229. 250. 412.
Reichensperger II, 592.
Reille, General I, 152. 153. 157. 158. 159. 425. 426. 439.
Reinhard I, 238. II, 148.
Rettlinger, Dr II, 26.
Renard, Graf I, 99.
Renan I, 196.
Reuſat II, 295. 297.
Reumont III, 189.
Reuß, Prinz, Diplomat I, 17. 421. 506. 520. 557. II, 369. 374. 376. III, 336. 352. 354.
Reuß, ältere Linie II, 46.
Reuß (Offizier) I, 90. 93.
Reuter, Fritz II, 29.
Ribraupierre II, 95.
Rice II, 594.
Richard I, 487.

Ricord, Dr I, 368.
Richter II, 546. 547. III, 34. 36. 44. 74. 185. 331.
Richthofen (Hamburg) I, 5.
Rickert II, 569. 578. 579. 589. III, 12. 13.
Rilwas, Graf II, 287.
Rimsky-Korſakow, Frau I, 28.
Rink, Legationsſekretär I, 211.
Rio del Martinez II, 71. 72. 82.
Rios Roſas, ſpan Politiker I, 70.
Rittberg III, 22.
Rittershaus III, 305.
Roberts, General III, 174.
Robespierre I, 516. 517.
Robolski, Dr. I, 183.
Rochefort, Henry I, 176. II, 160.
Rochow, Hans I, 232. 479. 480. II, 89. III, 27.
Robbertus I, 389. II, 195. III, 80. 118. 303.
Rogge, Diviſionsprediger I, 184. 186. 545. 547.
Roggenbach, Miniſter I, 269. 472. 478. 476. III, 244. 268.
Rohardt I, 285.
Rohlfs, Gerhard III, 196.
Rohrſchütz, Konſul II, 301.
Roland I, 2. 54. 240. II, 186. 305. 327. 564. III, 10. 76. 77. 129.
Römer II, 548.
Roon, Bernhard I, 368.
Roon, Major Waldemar I, 184. III, 285.
Roon, preuß Kriegsminiſter I, 30. 57. 60. 128. 130. 148. 151. 184. 196. 215. 254. 258. 298. 299. 350. 385. 396. 390. 423. 454. 459. 468. 525. 541. 546. 547. 578. II, 40. 73. 324. 378. 384. 386. 387. 388. 485. III, 266. 285.
Roſebery III, 189. 195. 304.
Roſen II, 345. 359.
Roſenberg-Grudzinski II, 81.
Roſenthal, Dr II, 70.
Roſſel, Kapitän II, 241.
Roſſi I, 196.
Rößler, Konſtantin, Profeſſor I, 5. 56. II, 336. 351. 352. 539.
Roth, Kriegsminiſter III, 317.
Rothan, franz Geſchäftsträger in Hamburg I, 48. III, 331.
Rothſchild (Frankfurt, I, 257. 452. II, 28. III, 73. 74. 96. 98. 311.
Rothſchild, Baron (Paris) I, 99. 199. 212. 214. 215. 218. 229. 259. 316. 317. 329. 566. II, 27. 72. 105. 110.
Rothſchild, Amſchel III, 260.
Rotteck II, 189.
Rottenburg II, 527. 528. III, 51. 146. 211. 218. 220. 228. 224. 226. 235. 237. 241. 242. 250. 251. 252. 253. 255. 257. 259. 260. 262. 264. 267. 268. 272. 273. 274. 278. 280. 282. 298. 300. 335.
Rouher I, 355.
Rudhard II, 297.
Ruete III, 196.
Rumänien, Fürſt Karl von I, 576. II, 17. 34. 155. 162. 238. 292.
Rumbold, Horace II, 221.
Ruſſell, Dr W. I, 420.
Ruſſell, Odo I, 269. 283. 285. 420. 432. 435. 446. 451. 452. 454. 467. 487. 518. 519. 569. II, 85. 130. 131. 179. III, 288.
Rußland, Kaiſer Alexander II von I, 78. 94. 110. 190. 192. 353 (?). 421. 475. 519. II, 34. 35. 160. 171. 220. 221. 241. 242. 251. 261. 280. 289. 298. 299. 310. 332. 354. 374. 375. 376. 377. 479. 552. 553. III, 187. 205. 214. 345. 346. 350. 352. 353.
Rußland, Alexander III., Kaiſer von II, 298. 376 (Großfürſt-Thronfolger). III, 144. 192. 200. 201. 218. 228. 232. 233. 278.
Rußland, Kaiſerin (Dagmar) II, 241. III, 192.
Rußland, Großfürſtin Helene von I, 110. II, 171. 221. 241.
Rußland, Kaiſerin Katharina II. von I, 79. III, 107.
Rußland, Großfürſtin Marie von II, 289. 328.
Rußland, Kaiſer Nikolaus I. von I, 450. II, 552. III, 231.
Rußland, Kaiſerin Charlotte (Gattin des Nikolaus I.) III, 193.
Rußland, Großfürſt Nicolas von II, 376.
Rußland, Großfürſt Wladimir von II, 376.
Rüſtow II, 281. 297. III, 110. 111.

S

Sachſſe II, 187. 531. 551. 559. 580. 584. 587. III, 21. 55. 68. 84. 134. 146. 199.

St Blanquart I, 61. 80. 144. 330. 556. II, 100. 176.
Salazar y Mazaredo, ſpaniſcher Diplomat I, 30 f. III, 166. 167. 331.
Salbern, Premierleutnant I, 458. 459.
Saliſbury III, 195.
Samarow, Gregor II, 353.
Samwer I, 329. 431.
Sand, Karl II, 141.
Saphir III, 260.
Sapieha, Fürſt II, 307.
Sardou, Victorien I, 502.
Sarimond I, 194.
Sarpi, Paolo III, 168.
Sauer, Major II, 6.
Sauffier, Oberſt II, 60.
Sawadowsky, Leutnant I, 472.
St. Juſt II, 190.
Saint Valliers I, 182. 188. 285. 331.
Savigny I, 177. 280. 390. II, 189. 222. 328. III, 79. 153. 209. 210.
Sachſen, König (Kronprinz) Albert von I, 59. II, 460. 523. III, 293. 335. 352.
Sachſen, König Anton von II, 119.
Sachſen, König Johann von I, 187. 188. 496. II, 465.
Sachſen, Marie, Königin Witwe von II, 17.
Schäffle, Miniſter II, 278.
Schapira, Leopold III, 123. 124.
Scheel-Pleſſen II, 311.
Scheibler III, 213. 272. 278. 282. 298. 300.
Scheidtmann, Geheimrat II, 122. 126. 135. 162.
Schenk, Oberſt I, 478.
Schaller II, 469. III, 167.
Schelling II, 241. III, 161.
Schiller II, 349. III, 28. 148.
Schimmelmann, Graf I, 482.
Schir Ali III, 173.
Schleinitz I, 30. 308. II, 64. 413. 418. 420. 490. 441. 442. 443. 456. III, 59. 61. 91.[1] 139. 217. 271. 310.
Schleſinger I, 304. III, 50. 126. 127. 130.
Schlör II, 227.
Schlotheim, General II, 246.
Schlözer II, 197. 560.
Schmidt, Alexis III, 102.
Schmidt, Julian I, 408. 451. II, 308. 418.
Schmidt, Bäcker I, 71.
Schmidt, Pianiſt III, 334.
Schneider II, 577.
Scholz III, 147.
Schön, Rittmeiſter I, 173.
Schönberg III, 113.
Schorer III, 341.
Schorlemer III, 278.
Schraps II, 232.
Schrenck, bayr. Geſandter I, 282.
Schröter, Graf I, 362.
Schuckmann I, 436. II, 75.
Schulte, Profeſſor II, 284.
Schulz, Rendant III, 10.
Schultze II, 272.
Schulze, Friedrich I, 270.
Schuſter, Dr. I, 464.
Schuwalow II, 362. 363. 364. 365. 369. 375. 555.
Schwarzburg, Prinz von I, 101.
Schwarzkoppen (Präfekt) I, 567. II, 172.
Schwarzenberg II, 44. 343. 344. 566. III, 57. 151.
Schweden, König Karl XV. von II, 17. 117. 221. 314. 315. 316. 317. 318. 320. 327.
Schweden, König Karl XII. von II, 315. 316.
Schweden, König Karl X. von I, 303.
Schweden, Kronprinz Oskar II. 317. 392.
Schweinitz II, 250. 252. 336. 346. III, 83. 260.
Schweninger II, 526. III, 160. 162. 163. 193. 197. 199. 221. 226. 254. 260. 281. 296. 298. 302. 305. 307. 308. 315. 320. 324. 329. 331. 333. 337.
Schwerin, General I, 363. III, 202. 312.
Scribner II, 541.
Scofferen, Journaliſt I, 383.
Scindia, Radſcha III, 185.
Seckendorff I, 110. 111. III, 258.
Seebach I, 300.
Sefeloge I, 557.
Seinguerlet II, 541.
Senden, Fräulein (Frau Aegidi) II, 272.
Senfft-Pilſach II, 350. III, 57. 182
Serbien, König Milan von III, 200

[1] ſtatt Schweinitz Schleinitz zu leſen.

Servet I, 278.
Seydel III, 61.
Shaftesbury III, 197.
Shakeſpeare II, 203. III, 41. 262.
Sheridan, General I, 85. 86. 91. 94. 99. 101. 121. 129. 130. 148. 178. 255. 290.
Sherman, General I, 243.
Siam, König von III, 268.
Sick II, 311. 312.
Siemens, Werner II, 197.
Simon, Jules I, 308. II, 4. 136. 149. 161. 431. III, 317.
Simſon I, 269. 522. 585. 540. 545. II, 28.
Sismondi I, 196.
Skobelew III, 83.
Smierſicki II, 44.
Smith, Adam III, 9.
Smith I, 539. 541.
Smolka II, 308.
Solms I, 33. 164. 165. 297. 387. II, 2. 206. 242. 243. 247. 287. 377.
Sonnemann II, 589. III, 42.
Spanien, Alphons, Prinz von I, 36.
Spanien, König Amadeus von II, 131. 372.
Spanien, Königin Iſabella von I, 30. 32. 33. 37. II, 575.
Spener II, 309.
Spielhagen II, 28.
Spitzemberg II, 385.
Stampf, Anaſtaſia I, 89.
Staps, Friedrich II, 141.
Stauffenberg III, 12. 66.
Stein, Frau I, 238.
Steinmetz I, 68. 78. 91. 94. 530. 569.
Stephan, Oberpoſtdirektor I, 179. 284. II, 301. 580. 585. 586.
Stepki II, 89.
Sterne I, 446.
Stieber I, 99. 118. 119. 387. 411. 412. 423. II, 71. 82. 83. 110. 205. 285. 286. III, 106.
Stieglitz I, 554.
Stiehle II, 109.
Stillfried II, 421.
Sterum II, 33. 197. 560. III, 3. 10. 77. 182. 209. 221. 252. 302.
Stocker III, 54. 55.
Stockmar III, 78. 80. 230.
Stoffel I, 45. 46. 303.
Stoffiet I, 372.
Stolberg, Graf I, 421. II, 417. 568. III, 217. 295. 349. 350. 351. 352.
Stoljetzew III, 173.
Stolle II, 286.
Stoſch, General I, 177. 415. II, 70. 107. 154. 157. 387. 414. 569. 573. 574. 577. III, 153.
Strantz, Hauptmann I, 383. II, 26.
Strafford II, 484. III, 199.
Streckfuß, Karl I, 249.
Strenavukow II, 309.
Stroßmayer, Biſchof von Bosnien I, 22.
Strousberg I, 499. II, 35. 89. 161. 202.
Struve III, 36.
Stumm, Leutnant II, 282.
Stumm III, 302.
Stupny II, 231.
Subarow III, 850.
Suckow I, 206. 321. II, 116. 331.
Sully I, 280.
Sulzer III, 22.
Sybel I, 188. III, 53. 54. 93. 205. 209. 271. 321. 337.
Sydow III, 187.
Szarvady III, 126.

T

Taglioni I, 78. 112. 210. 353. II, 175.
Taine III, 77. 78. 82.
Tamaſſi III, 84.
Tann, von der, General I, 109. 286. 386. 398. 501.
Taſchard I, 487.
Taufkirchen, Graf I, 233. II, 269. 291 371.
Tell, Wilhelm I, 325.
Terreanz I, 432.
Teſſendorff III, 220.
Tettau I, 267. III, 27.
Thadden I, 257. 465. III, 158. 182.
Theiß I, 61. 87. 117. 165. 207. 398. 577. II, 1. 60. 423. 543. 560. 580. III, 31. 68. 184. 211. 218.
Thibaudin, Oberſt II, 160. III, 146.
Thierry I, 196.
Thiers I, 99. 268. 269. 270. 308. 326. 330. 333-335. 338. 349. 344-352. 354. 355. 362. 364. 365. 366. 367. 376. 378. 379. 437. II, 25. 59. 72. 139. 160. 168. 169. 170. 172. 230. 231. 236. 238. 239. 240. 242. 257. 260. 261. 270. 292. 293.

294. 295. 297. 321. 328. 345. 350. 361. 367. 368. 380. 393. 394. 408. 411.
Thile, Staatsſekretär I, 39. 52. 279. 280. II, 41. 199. 205. 214. 245. 277. 279. 323. 339. 340. 377. 378. 391. 426. 568. III, 54. 79. 101. 125. 127. 187. 188. 189.
Thomas, Clement, General II, 21. 24.
Thun I, 491. II, 278. 285. 354.
Thüngen I, 532.
Tiby, Legationsrat II, 325.
Tiedemann II, 458. 454. 477. 479. 564. 583. 585. 593. III, 14. 31. 39. 46. 51. 103.
Tilly, Oberſt I, 429.
Timm I, 307. II, 584.
Tinkeles, Schmeie II, 495.
Tiſſier, Oberſt II, 8.
Tiſſot II, 51.
Tiſza III, 350.
Todtleben III, 201.
Toloſan (d'Oloſſan), Marquis I, 255. 259.
Tolſtoi II, 365.
Topete, ſpan. Politiker I, 70.
Töpfer II, 416.
Tornau II, 354.
Torre, Marquiſe della I, 425. II, 118. 324.
Tourville I, 280.
Trautmannsdorf I, 14. 15. 26.
Treitſchke, Heinrich I, 198. 434. 450. 451. 521. 565. II, 49. 272. 308. 309. 579. III, 239.
Treskow I, 93. 181. 280. 394. 412. II, 169.
Trubetzkoi, Fürſt I, 499.
Trochu, General I, 300. 307. 308. 319. 349. 350–52. 365. 367. 481. 432. 487. 472. 482. 486. 494. 503. 517. 549. 550. 552. 557. 561. II, 2. 21. 24. 48. 66. 72. 155. 268.
Trojan III, 211. 336.
Tunis, Bey von II, 474.
Turenne I, 260.
Türkei, Abdul Hamid, Sultan der III, 85.

U

Uſedom I, 322. 323. 548. III, 312.
Unger, Oberſt I, 568.
Unruh, Hans Viktor II, 42. III, 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 68. 69. 75.
Ujeſt III, 137.
Ungern-Sternberg, Baron I, 56.
Urquhart II, 194. 379.
Uslar, Leutnant I, 290. 292. II, 70.

V

Vaerſt, Rittmeiſter I, 176.
Vaillant, General I, 233.
Valden, General II, 101.
Valette, de la, Marquis I, 356.
Vallejo-Miranda, Angelo de I, 290. 296. 301. 411. 470.
Vallière, Louiſe de la I, 443.
Vallon II, 265.
Varnbüler, Miniſter I, 188. 321. II, 312.
Varnhagen I, 485.
Vatel II, 39.
Vaubert I, 158.
Vandeuvre, Baron I, 196.
Venoſta III, 210.
Verdy du Vernois I, 92. 111. 112. 129. 145. 155. 450. 463.
Vernet, Horace I, 286.
Verſen I, 30. III, 125. 221. 335.
Villard, Luce I, 530.
Vincent, Kommandant II, 246.
Vincke I, 24. 25. III. 72.
Vinoy I, 330. II, 25. 72. 102.
Virchow III, 34. 89. 94. 95. 216. 217.
Viereck III, 104. 121.
Voget, Journaliſt I, 426.
Vogt, Kaufmann III, 317.
Vogt, Oberſt III, 146.
Vogt, Karl III, 120.
Voigts-Rheß I, 246. 318. 499. 512. 567. II, 67.
Völk I, 96.

W

Wächter I, 269. II, 174. 249.
Wachenhuſen II, 133.
Wachowitz II, 332.
Wagener I, 2. 61. II, 15. 16. 21. 23. 41 48. 47. 59. 67. 112. 367. III, 308.
Wagner, Kriegsminiſter I, 206.
Wagner, Profeſſor II, 2.
Wagner, Richard II, 331. 332.
Wales, Prinz von II, 88. 282. 560.
Waldeck II, 117. 132. 192. III, 8.
Waldersee, Graf I, 102. 103. 219. 221. 227. 254. 304. 324. 408. 579. II, 6. 252. 259. 260. 261. 269. 282. III, 251. 302. 319.

Waldersee, Graf, Oberst I, 338.
Walker I, 148. 543.
Wallenberg, Frau von III, 316. 317.
Wallenstein II, 578.
Waluzew II, 221.
Warren III, 177. 196.
Wartensleben, Graf I, 61. II, 205. 242. 243. 244. 370.
Washburne I, 557. II, 228. 259.
Washington III, 160. 810.
Weale, Lokomotivführer I, 207.
Weber III, 36.
Webel I, 458.
Wedell I, 90.
Wedell-Malchow III, 186.
Wedemeyer III, 171.
Wehrenpfennig I, 2. II, 309. 422. 435. III, 36. 102.
Wehrmann I, 80.
Weimar, Großherzog von I, 126. 148. 151. 174. 184. 193. 247. 250. 253. 304. 306. 342. 532. 540. II, 221 349.
Weimar, Großherzogin von I, 193.
Weimar, Erbgroßherzog von I, 163.
Weiße III, 339.
Wittgenstein, Fürst I, 467.
Welcker II, 189.
Welti II, 301.
Werder, General I, 414. 417. 493. II, 29. 49. 104.
Werle, Maire von Reims I, 185.
Werther I, 39. II, 75. 287. III, 48. 49.
Werthern, preußischer Gesandter in München I, 30. 477. II, 40. 47. 173. 300. 304. 305.
Wesdehlen I, 90.
White, Holt, Journalist I, 383.
Whitman, Sidney III, 221.
Wzasemskij, Fürst III, 84.
Wiehr, Chiffreur I, 61. 257. 347. 556.
Wiegel, Oberst I, 205.
Wielopolski II, 327.
Wilhelm II., Kaiser-König (Prinz Wilhelm) III, 69. 92. 225. 227. 239. 242. 243. 249. 258. 261. 262. 298. 294. 295. 306. 318. 315.
Willisch II, 61. 80. 81. 94. 117. 120. 144. 162. 171. 179. 198. 201. 288. 347. II, 72. 100. 215.
Wilmowski II, 166. 585.
Wilson III, 99.
Wimpffen, General I, 155 f. 161. 169. 340. II, 36.
Windthorst I, 525. II, 322. 335. 336. 337. 338. 590. III, 15. 71. 145. 209. 216. 278. 313. 318.
Winter II, 57. 58.
Winterfeldt, Leutnant I, 338.
Winterfeldt, Hauptmann I, 92.
Wittgenstein I, 276. 512.
Wittich, General I, 325.
Wolff, Redakteur III, 9.
Wolfssohn II, 589.
Wollmann I, 40. 61. 348. 389. 412. 427. 429. 480. 451. 490. 535. 536. 540. 541. 551. 556. 558. 566. II, 37 38. 46. 61. 68. 118. 133. 175. 187. 243. 324. 390. 416. III, 77.
Worth I, 436.
Wrangel, Graf I, 198. 416.
Wurmb I, 227.
Württemberg, Karl, König von I, 42. 182. 206. 207. 496. II, 116. 249. 285. 296. 331. 384. 385. III, 293.
Württemberg, Königin Olga von II, 321. 331. 384. 385.
Württemberg, Prinz Wilhelm von (Wilhelm II.) I, 540.
Wuttke, Professor II, 261. 262.

Y

York von Wartenburg, Graf Hans David Ludwig I, 97.
York, Grafen I, 196. II, 122. 400.
York, Graf Max I, 97. 175.
York, Graf Wolf I, 97.

Z

Zabel II, 357.
Zacharias III, 105.
Zawadski I, 413.
Zejulka, Sekretär II, 92.
Zichy III, 139.
Zielke, Kapitän I, 324.
Ziemialkowski, Dr. II, 361. 362.
Zitelmann I, 23. III, 121.
Zurmühlen III, 334.
Zuylen I, 79. 557.

Zeitungen und Zeitschriften

A

Aftonblad II, 317.
Augsburger Allgemeine Zeitung (Münchner) I, 393. 408. II, 201. 354. 445. 578. III, 305. 315. 326. 334.
Aus allen Zeiten und Landen III, 97.
Avenir de Loir et Cher I, 270. II, 222.

B

Berliner Allgemeine Zeitung II, 308.
Berliner Freie Presse III, 123.
Berliner Volkszeitung I, 414. 478. II, 264.
Berliner Tageblatt III, 39. 51. 52. 53.
Beseda, russ Monatsschrift II, 378.
Börsenzeitung I, 11. 39. 185. 505. II, 392. 588. III, 98. 239. 240. 246. 304.
Boston Post II, 541.
Breslauer Zeitung II, 434.

C

Combat I, 295.
Constitutionnel I, 28. 40. 74. 75. II, 136.
Courrier de la Champagne I, 181.
Courrier de la Gironde II, 136.
Courrier de Lyon I, 562.
Czas II, 437.

D

Daily News I, 349. 398. III, 177.
Daily Telegraph I, 275. 512. II, 110. 129. 571. 575. 586. 587. III, 1. 3. 4. 6. 38. 39. 49. 50. 185. 189. 190. 191. 240. 273. 275. 277.
Décentralisation I, 455.
Deutsche Allgemeine Zeitung II, 336.
Deutsche Revue III, 31. 39. 58. 59. 68. 80.
Deutsche Rundschau III, 244. 255.
Deutsches Tageblatt III, 44. 285.
Dresdner Journal I, 524.
Droits de l'homme I, 515.
Dziennik Poznanski (Zeitung) II, 325.

E

Echo III, 98. 99.
Echo du Parlement I, 505.
Emancipation I, 562.
Europäischer Bote III, 84.

F

Figaro I, 159. 408. 431. II, 172. 541.
Français, Le II, 24. 136.
France, La II, 21. 158.
Frankfurter Deutsche Presse II, 380.
Frankfurter Journal III, 305.
Frankfurter Zeitung I, 498. II, 280. 281. III, 123. 236.

G

Gartenlaube II, 412. 422. 448. 457. 477. 529. 582.
Gaulois I, 301. 470. 488.
Gazette de France I, 408. 499. 501.
Gazette du Midi I, 324.
Gegenwart II, 369.
Germania II, 338. 355. 434. 583. 576. III, 109. 118. 128.
Glaßbrenners Montagszeitung II, 380. 381.
Golos II, 373.
Grenzboten I, 3. II, 310. 312. 314. 336. 341. 403. 411. 413. 418. 430. 434. 435. 437. 441. 443. 454. 532.

534. 536. 543. 551. 555. 564. 570. 571. 574. 575. 580. 581. 586. 587. III, 1. 6. 9. 13. 14. 23. 32. 37. 38. 39. 48. 50. 68. 71. 75. 77. 78. 80. 82. 84. 97. 134. 135. 140. 146. 147. 150. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 178. 186. 189. 197. 202. 209. 211. 217. 220. 221. 237. 239. 240. 243. 272. 277. 279. 282. 297. 304.

H

Hamburger Korrespondent II, 310. 359. 360. 537. III, 305.
Hamburger Nachrichten I, 188. III, 296. 305. 331. 341.
Hannoverscher Courier II, 381. 398. 404. 405. 410. 549. III, 122.
Harpers Monthly Magazine III, 137. 146.
Hour II, 406.

J

Illustrierte Zeitung II, 332. 410.
Im neuen Reich II, 388.
Imparcial I, 15. 40. II, 65. III, 125.
Indépendance Algérienne II, 11.
Indépendance Belge I, 255. 293. 409. 483. 534. 562.
Indépendant Rémois I, 181.
Indiscrète I, 388.
Inverness Courier I, 327.
Italie II, 359.
Journal des Débats II, 63. 205. 571.
Journal Officiel I, 580. II, 45. 136. 149. 150.

K

Kieler Zeitung III, 18.
Kladderadatsch II, 87. III, 386.
Koburger Zeitung I, 368.
Kölnische Zeitung I, 5. 9. 14. 17. 26. 28. 29. 30. 36. 38. 45. 49. 94. 254. 368. 472. 474. 479. 534. 543. II, 7. 8. 9. 36. 67. 151. 229. 229. 230. 239. 242. 256. 280. 296. 300. 302. 303. 305. 311. 312. 323. 325. 328. 330. 334. 336. 337. 367. 371. 372. 373. 377. 379. 380. 381. 382. 385. 389. 390. 429. 431. 492. 549. III, 134. 140. 225. 226. 235. 236. 338.
Kölnische Volkszeitung III, 148.
Kreuzzeitung I, 5. 17. 42. 44. 56. 254. II, 9. 20. 224. 308. 313. 322. 323. 326. 330. 333. 350. 421. III, 12. 15. 16. 149. 170. 179. 182. 225. 266.
Kraj I, 302. 303.

L

Leipziger Zeitung II, 538.
Liberté I, 44. 292. 408. II, 136.
Londoner Korrespondenz, Deutsche, III, 126. 127. 130.

M

Magdeburgische Zeitung I, 50. II, 359. 366. 433. 434. 454.
Matin III, 240.
Mémorial diplomatique I, 15. II, 540.
Militärwochenblatt I, 500.
Modern Society I, 222.
Moniteur Officiel de la Seine et Oise I, 329. 330. 349. 351. 394. 396. 400. 434. 436. 442. 447. 461. 463. 464. 471. 487. 490. 500. 505. 506. 511. 513. 517. 545. 557. 565. 568. 569. II, 11. 20. 21. 24. 38. 44. 48. 60. 66. 67. 69. 82. 136. 149. 151. 158. 160. 161. 164. 166. 171. 326.
Morning Post I, 346. III, 51.
Mot d'Ordre II, 160.
Münchner Nachrichten III, 80.
Münchner Volksbote I, 289.

N

Nationalzeitung I, 7. 13. 14. 56. 202. 386. 412. 472. 500. 505. 524. 549. II, 145. 147. 224. 254. 265. 320. 322. 357. 391. 433. 435. 549. III, 8. 9. 44. 54. 80. 107. 120. 169.
Nazione II, 372.
Neue Freie Presse I, 75. 370. 430. III, 109. 240.
Newyorker Staatszeitung II, 540.
New York Times I, 388.
New York Tribune I, 545. II, 516.
Norddeutsche Allgemeine Zeitung (Braß) I, 5. 13. 14. 24. 27. 28. 29. 30. 38. 40. 42. 48. 240. 279. 285. 320. 349. 394. 442. 524. II, 40. 224. 225. 244. 254. 255. 266. 268. 269. 270. 271. 273. 274.

Digitized by Google

288. 299. 326. 327. 330. 336. 340. 341. 355. 357. 360. 370. 375. 381. 382. 389. 390. 537. 570. III, 7. 39. 49. 51. 70. 78. 101. 132. 139. 169. 175. 177. 280.
North American Review II, 594.
North German Correspondance I, 6.
Nouvelliste de Versailles I, 303. 305. 307. 320. 321. 326. 329. 330. 332. 336.

O

Observer I, 499.
Ordre II, 285.
Ostsee-Zeitung III, 9.

P

Pall Mall Gazette I, 505. III, 50. 197. 221.
Patrie I, 408. II, 136.
Pays I, 325.
Perseveranza II, 542.
Pester Lloyd II, 273. 347.
Petersburger Deutsche Zeitung II, 551.
Petit Journal I, 294.
Post I, 394. II, 429. 431. 436. 589. 579. III, 27. 282.
Précurseur II, 324.
Preuß. Jahrbücher I, 3. 434. 565. II, 288.
Progrès de Lyon II, 163. 164.
Provinzialkorrespondenz I, 2. 12. II, 288.

R

Reichsanzeiger II, 288. 308. III, 242.
Reichsglocke II, 421. 429. 442. 443. III, 149. 170. 228.
Revue des Deux Mondes I, 270. 484. 568. II, 222. 351.
Rigaer Zeitung II, 310.

S

Sächsische Zeitung II, 285.
Schlesische Hausblätter I, 287.
Schlesische Presse III, 52.
Schlesische Zeitung I, 505. II, 268. 405.
Schwäbischer Merkur I, 172. II, 381.
Schweizerische Militärzeitung II, 320.
Siècle II, 49.
Situation, La I, 220. 338. 565.
Soir II, 155.
Spenersche Zeitung I, 5. 9. 28. 36. 37. 38. 42. 50. 481. II, 7. 273. 308. 322. 323. III, 101, 102.
Staatsanzeiger I, 5. 339. II, 442. III, 18. 121.
Staatsbürgerzeitung I, 414.
Standard I, 95. 222. II, 95. 224. 586. III, 3.
Statsmen III, 98.
Sternsche Korrespondenz II, 288.
Stuttgarter Beobachter I, 192.
Süddeutsche Post III, 94. 104. 120. 121. 122.

T

Temps II, 571.
Times I, 14. 283. 285. 420. 465. 509. 512. 513. 565. II, 29. 96. 154. 205. 252. 264. 320. 321. 438. 540. 542. 545. 554. 571. 586. III, 175. 187. 197. 231. 232. 235. 236.

U

Über Land und Meer III, 253.
Union I, 289.
L'Universel II, 136.

V

Vaterland, Wiener II, 285. 286.
Vorbote III, 105. 106.
Vossische Zeitung I, 12. 343. 443. II, 542. III, 8. 51. 52. 53.
Volkszeitung, Hamburger III, 7.

W

Washington Sentinel II, 410.
Weserzeitung I, 308. 311. 312. 443. 472. II, 359. 366. 367. 587.
Wiener Deutsche Zeitung II, 381.
Wiener Montags-Revue III, 5.
Wiener Tagblatt II, 7.
Wiener Presse II, 13.

Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google